DIE SPRACHE DES MENSCHENGESCHLECHTS

ZWEITER BAND

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DIE SPRACHE DES MENSCHENGESCHLECHTS

EINE LEIBHAFTIGE GRAMMATIK IN VIER TEILEN

Zweiter Band

Dritter und vierter Teil

1964

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

Copyright 1964 by Verlag Lambert Schneider, Heidelberg
Gesamtherstellung Druckerei und Verlagsanstalt Konstanz Am Fischmarkt
Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany

DIE VIER TEILE
DER LEIBHAFTIGEN GRAMMATIK

Erster Teil:

Wer spricht?

Die Bestimmung der Sprecher

Zweiter Teil:

Wie wird gesprochen?

Die Äußerungen der Sprache

Dritter Teil:

Wenn eine Ewigkeit verstummt

Erinnerungen eines Entewigten

Vierter Teil:

Wann hat sich die Sprache gewandelt?

Die Schichten der Erlebnisse

INHALTSVERZEICHNIS DES ZWEITEN BANDES

Dritter Teil

WENN EINE EWIGKEIT VERSTUMMT
ERINNERUNGEN EINES ENT-EWIGTEN

Kriegsteilnehmer aller Länder vereinigt euch
St.-Georgs-Reden (1915) 15
The Letters of Franz Rosenzweig and Eugen Rosenstock-Huessy by Dorothy M. Emmet 20
Der Selbstmord Europas (1919) 45
Ehrlos – Heimatlos (1919) 85
Die geistige Volksordnung 85
Die Vernichtung der Ehre 90
Die Gewalt der Zeitrechnung 97
Der Heimfall der Heimat 102
Die Sprache der Ereignisse (1924) 116
Abbau der politischen Lüge 116
Die wahren Eigenschaften des Politikers 123
Die Mittel der Politik 127
Die menschliche Trinität 134
Lehrer oder Führer? (1926) 136
Die Sprachalter 136
Die Polyphonie des Volkes 156
1. Die Rückkehr zum Ursprung 157
2. Mehrzahl und Amt 162
3. Nachwort von 1964 175
Die rückwärts gelebte Zeit (1929) 178
1. Ein Gespräch 178
2. Zeit und Raum 179
3. Die Zeitlichkeit des Geistes 180
4. 1918–1928 282
5. Die Inflation 183
6. Bei Gott 188
7. Der doppelte Anfang 189
8. Revolution und Evolution 190
9. Erkennen und Vergessen 195

Vierter Teil

WANN HAT SICH DIE SPRACHE GEWANDELT DIE SCHICHTEN DER ERLEBNISSE

Unvordenklich 201

A. Seit dem Dreitagewerk

Etwas von Ursprüngen 208
Theodor Herzl · Zum Ursprung des Staates Israel 208
Nathan Söderblom · Zum Ursprung der ökumenischen Bewegung 209
Tutilo von St. Gallen · Zum Ursprung des europäischen Theaters 212
Der Wahn der Zeitgenossen 217
In die Zahlensprache der Physik 221
1. Die Natur der physischen Welt 221
2. Unsere Spaltung in Geist und Körper 229
3. Das Geheimnis des Michael Faraday 241
4. Der Fort-Schritt von Gebet und Wissenschaft 250
5. Das Carmen Arvale der Römer 269
6. Wissen der Laien und Glaube der Forscher 271
Der Ton der zweiten Stimme 276
Erstes Stück: Jean Calvin 276
Zweites Stück: Ein Titelblatt und ein Vorwort von 1918 . . 300
Drittes Stück: Die Sprache Amerikas oder das Gesetz der Freiheit 304
Viertes Stück: Europas Amerika und Amerikas Europa 310
Ein Sprachenschoß um das Jahr 1200 320
Poesie – Wissenschaft – Praso 320
Alphabet und Hieroglyphen 345
Hieroglyphen aus Buchstaben 345
Buchstabe aus Hieroglyphe 353
Das erste klassische Kostüm 357
Der Furor Teutonicus 357
Epilog 365

Die Arbeiter lehren zuwenig und die Lehrer lehren zuviel
Augustins Lösung des Rätsels 368
1. Ohne Theologie und ohne Philosophie 368
2. Lehren als menschliches Grundrecht 376
3. Unsere Ungleichzeitigkeit 384
4. Die Korrespondenz der Zeitopfer 418
Das Dreitagewerk 428
Karfreitag 428
Karsamstag 435
Ostersonntag 440

B. Seit dem Sechtagewerk

Im Prägstock eines Menschenschlags oder der tägliche Ursprung der Sprache 451
Der entscheidende Augenblick beim Sprechen 452
Die vier Sprachkrankheiten 465
Kirche und Staat in der Vorgeschichte 480
Der Konflikt zwischen politischem Sinn und gesundem Menschenverstand 493
Opfer, Gaben, Löhne 501
Kleid und Sprache 511
Das Ritual 519
Gleichnis 532
Grammatik und Ritual 536
Frage und Antwort 540
Entwicklung 554
Das Trivium und die Symbole 557
Grammatische Gesundheit 568
Entmächtigung (Exauctoratio) 579
Die drei Genera 587
Die angeschriebene Ewigkeit, Briefe nach Kairo 595
1. Brief: Die vorgeschriebene Welt 595
2. Brief: Walter B. Emery's Vorurteile 609
3. Brief: Sopdu und Sopdit 623
4. Brief: Eine Flucht aus der Ewigkeit: Echnaton 654
5. Brief: Nicht nur nach dem Tode, nein auch vor der Liebe 662
6. Brief: Vom Überschwang 674

7. Brief: Die drei Geheimnisse der Vernunft 684
8. Brief: Vom Djed oder die Beständigkeit 701
9. Brief: Das Machen der Götter 712
10. Brief: Die Grammatik der Tempora: Der Ewige Kreislauf 718
11. Brief: Dich, Dir, Du oder vom Ka. 725
Zarathustras Stimmhaftwerden 737
Jahve und Ahura Mazda 737
Die Sprache als Lebensprozeß: Ein Schema 758
Ahuramazda und Zeus 758
Die Vokale der Musen 773
1. Homer und Dante 773
2. Die Schrift der Musen 780
3. Der Abstieg ins Museum 793
Die Frucht der Lippen 796
Nachwort zum zweiten Band 904

Dritter Teil:

Wenn eine Ewigkeit verstummt

Erinnerungen eines Entewigten

»Wären wir nicht so schnell zu Grunde gegangen,
wir hätten nicht gerettet werden können.«
Polybius 39, 18.

KRIEGSTEILNEHMER ALLER LÄNDER VEREINIGT EUCH!

St.-Georgs-Reden

Die Reden innerhalb der Ritterschaft St. Georg, der »Kriegsteilnehmer aller Länder«, sind Ende 1915 an der Front in Frankreich angefangen worden. Dies ist eine der letzten, die damals abgefaßt worden sind. Nichts ist geändert. Vgl. Band I, 116 für den Zusammenhang.

2. November, Allerseelen.

Ihr fernsten und nächsten Brüder

Unser Bund ist klein geworden. Siebenundsiebzig sammelten sich in der Ruhe des vergangenen Winters, sieben und siebzig gelobten den Kampf wider die Gegenwart. Ein weiter Kreis scharte sich zusammen, um gemeinsam der offenbaren Verlegenheit dumpfen Dämmerns, der scheinbaren Überlegenheit zerflatternder Einfälle zu entgehen. Wir ergriffen begierig die Gelegenheit, uns statt dessen mit Herz und Hand der Zukunft zuzuwenden. Wie ein drohendes Ungeheuer und Spukgespenst umringte uns mit ihrem Netze die Gegenwart der allgewaltigen Zeit. Frohgemut schwuren wir, sie zu erlegen.
Und haben nun selbst Zoll und Tribut erlegen müssen. Von sieben und siebzig sind vier mal sieben übrig. Ist denn dies kleine Häufchen noch die stolze Kriegerschaft, die am Napoleonstag (2. Dezember) gestiftet wurde? Schwäche und Stärke, beide haben sich unserem Bunde entzogen. Freiheit haben wir selbst vernichtet. Übermut richtete seinen Lauf nach außen ins ungemessene Freiland seiner Hoffnung und verzichtete leichten Herzens auf die Mannenschaft. Verzweiflung raubte uns den Sprecher selber. Und der Werktätigste unter uns, der uns alle übertraf im Waffenhandwerk des Geistes, hat uns Fehde angekündigt

und durch seine offene Feindseligkeit die Ritterschaft verwirkt. Uns will es scheinen, als fehlten die Besten, als fehle der Glanz der Schönheit und die Blüte der Verheißung, die uns vorgeleuchtet hat und die uns vorwärtslockte. Hätten wir die Opfer geahnt, den Verlust, den unser Auszug uns bringen würde, schwerlich hätte der Plan uns für sich gewonnen und bestimmt.

Doch bleibt uns heute keine Wahl. Mit Mühe und Not nur haben wir uns behauptet. Kräftig wehren mußten wir uns gegen den Zerfall des Ordens und sind mit Leib und Leben für ihn eingetreten. Nachdem wir so uns selber eingesetzt für ihn, hält er uns ganz und gar gefangen und verstrickt, und wir müßten uns selbst und alle unsere Taten und Entschlüsse verleugnen, wollten wir nicht kühn den Anspruch wenigstens behaupten und festhalten, die rechte Brüderschaft vom heiligen Georg darzustellen. Nein, noch ist's der alte Bund von einst, ob auch der Ring sich vielemal verengte. Und wenn wir heut' des großen Sterbens gedenken, der siebenmal sieben Gefährten, die wir hergegeben und verloren haben, so denken wir ihren Tod und unser Leben *eins* mit dem *andern*. Um zu leben, hat unser Bund getötet, um zu wachsen, abgestoßen.

Was wäre unser Bund heute ohne diesen mühseligen Gang? Wenn wir nicht ohne Rührung uns seines sicheren Schutzes freuen können, was hob ihn so stark und hoch empor, daß wir ihm nun unerschütterlich vertrauen dürfen?

Sie, die Gefährten, haben ihn uns erläutert und erklärt. Ausgewoben zur Vollendung ist er, indem die Falschen, die kranken, die feindseligen, die überflüssigen Brüder sich von ihm lösten. Wir waren am Anfang unkenntlich miteinander verwirrt. Erst ihre Irrtümer haben uns zum Licht verholfen.

Ihr Toten, ihr seid die Zwingherrn, die uns den Aufbau unseres Bundes hartnäckig aufgezwungen haben. Durch euch *wissen wir* nun heut, was wir wollten. Den dumpfen Trieb störtet und irrtet und bedrohtet ihr solange, bis er sich mutig auf sich selbst besann. Und so seid ihr uns nicht verloren. Wären wir reif gewesen, als ihr wankend wurdet, wir hätten euch vielleicht halten kön-

nen; aber auch wir waren selber erst im Anfang und suchten erst mit euch zusammen, wohinaus der Weg uns führe. Auf dem Wege erst erwies sich's, daß uns die Ritterschaft eignete, daß unser Glaube uns nicht betrogen hatte, als er uns unter die Georgenfahne stellte. Aber unser Verdienst ist's nicht. Von Entscheidung zu Entscheidung trieb uns nur euer Widerstand. Wer konnte ahnen, in wessen Hand die Frucht verbleiben würde?

Und so sind die sieben mal sieben Verlorenen dennoch unsere Brüder und ihre Namen sollen heut am Allerseelentag unvergessen in unsern Herzen aufbewahrt und wiederholt und festgehalten werden. In unsern Herzen wiederholen wir die Verneinungen, die unser Bund von ihnen erfahren hat. Sie verdunkeln uns nicht das Licht, das uns beseelt; sie sind die Schattenbilder, die das Licht in seiner Bahn geworfen hat und mit denen es seinen Strahlenkreis begrenzt. In unseren Herzen, Brüder!

Doch was käme in unser Herz, woran unser Herz nicht selber Anteil nähme? Brüder, meine Brüder, mich will dünken, ich habe selber unsere Mannschaft feindselig angegriffen und verlassen. Ich erinnere mich meines Übermuts, meines Zagens; ich erinnere mich, wie ich am Rande des Vergessens selber gestanden habe und wie mich Zweifel zerfraßen, mehr und öftere Zweifel als jener Sprecher hegte, der uns starb.

Er ist *einmal* in Verzweiflung gefallen und hat beherzt sein Leben dafür in die Schanze geschlagen. Seine Tat hat mich vor meinem Zweifel heilsam gewarnt und mich in Harnisch gegen sie gebracht. Aber waren die Zweifel dadurch tot, daß ich ihnen den Zutritt in Taten und Worte wehrte, daß ich sie einsperrte ins unterste Verlies und nicht zum Spiel meiner anderen Gedanken hinzuließ?

Siebenzig mal sieben mehr Zweifel nagten an mir, sind mir nur langsam durch die Gunst der Zeit erlegen. Untreue, Spott, Feindschaft und Müdigkeit rieselten durch die Gedankenritzen, und ich dämmte sie nur mit Anstrengung zurück in das Verließ des Schweigens.

Und ich sorge mich heut um die tote Seele meines Bruders? Mir

ahnt, daß ich nur mein eignes Herz in seinem Sterben abgebildet wiederfinde. Ich bin selber mit meinen besten Kräften gestorben, ich ging mir selber siebenzigmal verloren, und heut ist's die letzte Kraft, die ich geläutert aus dem großen Sterben meines Übermuts, meiner frischen Stärke gerettet habe.

Ihr Toten alle, ich kenne euch alle nur als Bilder und Gleichnis für mein Herz. Wär ich nicht selber Stück für Stück abgeblättert und hätte ich mich nicht aus Frechheit und Verzagen, aus Übergriff und Lauheit abstoßen, losmachen müssen – nun so würde ich heute nicht so leidenschaftlich zu Rate halten, was mir übrig blieb.

Ich kehre heut nur scheinbar bei euch und euren toten Namen ein. Ich stehe bei mir selber still und denke der Verwesung meines einstigen Wesens. Ihr fernsten Feinde, die geheimsten und unbewußtesten Schächte und Stellen find' ich in eurem Gleichnis abgebildet; ihr nächsten Brüder, und in euren Zügen erkenn' ich nur die offenbareren, die selbstbewußteren Gänge und Erzadern, nach denen ich freiwillig schürfe, die ich *gern* zutage fördern möchte.

Verzeiht, daß ihr mich plötzlich nur als Zeichen von fern umsteht, in denen ich mich selber deute. Euer ganzer Kreis scheint mir fern wie oben der Sternkreis, der mir leuchtet und der mir meiner Zeiten Maß und Wechsel, Veränderung und Gesetz erklärt. Verzeiht mir, daß ich so ganz in mich versinke und über eurer Zeichen Sprache für mein eignes Herz allein nachsinne.

Wendet euch nicht deshalb entfremdet von mir ab.

Denn heilige Zeichen sind die Sternbilder, und unentrinnbar zwingt der Wandel der Gestirne in mir das Wachen und den Schlaf herauf. Nur nach ihrem Licht muß ich mich richten und regen. Und ich wachse und entwickle mich nur durch ihre Wärme, ihren Schatten. Also sei es mit euch, ihr Brüder, ihr fernsten und ihr nächsten. Heilige Zeichen, umsteht ihr und bedeutet ihr mein Herz. Nach eurer Ordnung ordne ich mich selbst, in eurer *aller Seelen* lese ich das Schicksal des eigenen Wesens. Durch euch bleibe ich nicht ewig zerstreut, nicht verwirrt in

dumpfem Wirbel; denn ihr erklärt mir die Stufen und den Aufstieg, unten und oben, gut und böse, gut und böse; Vergangenheit und Zukunft meines Herzens richte ich nach euch. Und wie die Harmonie der Sphären geheimnisvoll den Wechsel des Lichts am Himmel und meines Leibes wiedertönt, so erklingt mir in eurem unübersehbar reichen Reigen, in dem Wirbeltanz der Zeitgenossen, das Werden meiner eigenen Gestalt und ihrer Bildung ewiges Gesetz.

So beschenkt ihr mich heut am Allerseelentag, ihr Fernsten und ihr Nächsten, wen immer ich gekannt; ich will mich aus euch allen finden und erkennen. Dann zählt unser Bund nicht lebende und tote Glieder, sondern überreicht mit seinem Wirken alle, in denen, kraft derer er sich erkannt hat. Ihr Brüder, weitet eure Herzen; sieben und siebzig standen einst neben und auseinander in der Runde. Wenn jeder sich aufgeschlossen hat für aller Seelen, so sind nicht weniger geworden, die ihm angehören; sondern ein einziger Bruder ist jetzt so reich, wie alle zusammen am Anfang gewesen sind; daß wir nicht vereinsamt, sondern noch immer mehr als einer zusammenstehn, ist Segensfülle der Ernte und unverhoffter Gewinn. So bringt das Saatkorn unter Bundesgenossen Frucht, daß wir nicht außen addiert, nein innen multipliziert werden.

Fremd waren wir und jeder brachte sich selber, ohne sich zu kennen; heute bedeutet ein jeder etwas für den anderen, für die anderen; denn inzwischen sprach jeder für den anderen; jeder prägte sich in den anderen ein und jeder faltete den andern auseinander. Heut ist einer durch den andern zu sich selbst gekommen. Keiner kann sich dem andern fremd zur Seite stellen. Denn längst sind wir einander von Bedeutung geworden. Und jedes Bruders Wesen haust als Ingesinde unsrer eigenen Brust.

Unsere Brüderschaft ist reich und mächtig gewachsen und gediehen.

THE LETTERS OF FRANZ ROSENZWEIG AND EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

Dorothy M. Emmet[1]

In a recent article in the *Journal of Religion* (October, 1944), Dr. Altmann told the story of the inner development of the Jewish writer Franz Rosenzweig as an introduction to his correspondence with the Christian philosopher-historian Eugen Rosenstock. He thus gave the background of the correspondence

[1] For an introduction to the correspondence here presented by Miss Emmet in abbreviated form see the article, "Franz Rosenzweig and Eugen Rosenstock-Huessy: An Introduction to Their 'Letters on Judaism and Christianity,'" by Dr. Alexander Altmann, in *The Journal of Religion*, Vol. XXIV, No. 4 (October, 1944).

Miss Emmet is a graduate of Oxford University and at present Sir Samuel Hall Professor of philosophy in the University of Manchester. She is the author of *Whitehead's Philosophy of Organism* (1932) and of *The Nature of Metaphysical Thinking* (1945). *Function, Purpose and Powers*, 1958.

The author submitted the paper to Dr. Rosenstock-Huessy. Rather than introduce comments into her paper, he refers readers of it to his article in the same Journal 1945, April, "Hitler and Israel, or On Prayer," for fuller understanding of the deeper issues involved in the correspondence. He pays high tribute to Miss Emmet's skill in the translation.

The correspondence in the present selection inevitably presents Dr. Rosenstock-Huessy largely in the role of a foil to Rosenzweig. The latter's notable interpretation of Judaism is set in a high light. There may be in consequence some obscuring of the context of Dr. Rosenstock-Huessy's thought at the time and particularly of his priority in exploring what later became so significant in the work of Martin Buber, namely, the "I-Thou" philosophy. Particular light on the setting of the correspondence is suggested by Dr. Rosenstock-Huessy in a series of observations addressed to the editor. "We both," he says, "were nearly drowned by a third force, neither Christian nor Jewish, the spirit of nineteenth-century positivism. Our brotherhood consisted in our, both of us, emerging in vigorous swimming from the abyss of this faithless, godless 'world' without 'star, love, Fortune'. So our negation we

and spoke of the influence it was to have on the future work of The two men[1]. The letters were written 1916, when the two correspondents were on active service: Rosenstock (except for a short period in Cassel) on the Western Front, and Rosenzweig as a noncommissioned officer in an antiballoon battery in Macedonia. Written under war conditions, they sense a spiritual situation of which we are now acutely aware: the breaking-up of the European tradition as it has come down to us from

---

had in common; and with regard to this negation, I was in the lead. With regard to the goal, we were in disagreement."

Dr. Rosenstock-Huessy, moreover, makes clear that the correspondence has a bearing beyond that of the particular situation in 1917 when "they treated Judaism and Christianity as simple unities which, in fact, nowhere are found in the realities of our day, with the innumerable divisions of faith and creed inside the religious denominations. I, for my part, feel that this was the chrysalis of a more rational and more scientific approach to the eternal features which, out of Judaism, Christianity and, third, out of Greek Humanism, must be carried over into a future in which we all will have to have access to all three positions." He has in mind here the time *future* of the Jew, the time *past*, or *archè* of the Greek (which he associates with Heidegger), and the time *present*, the Today, of the Christian which "marries" the other two. "All three, then, master time. And of the mastery of time, our correspondence tried to give an account, with a sincerity which only exists on the three levels of Greek, Jewish and Christian approach to the one question which forces us to think at all: What is time, temporality, secularity, mortality, flux? Because they, and they alone, *face* time."

[1] This correspondence was published at the end of the volume of the collected letters of Franz Rosenzweig (Franz Rosenzweig, *Briefe* ed. Edith Rosenzweig [Berlin: Schocken Verlag, 1935]. [Page references in the present article are to this edition]). It is doubtful whether the correspondence is suitable for publication in its entirety in an English edition. It is full of allusions to books and persons as they were being discussed in the German university world in the years before the last war. These allusions are not self-explanatory, and the questions they raised confront us now in different forms and in different contexts. I have, however, made my own complete translation of the *Letters*, and this is available in typescript (through the kind offices of the Editor of this *Journal*) to any reader who may be interested in seeing the correspondence as a whole and who in present circumstances may have difficulty in gaining access to a copy of the German edition.

Greeks and Romans, Jews and Christians, and the emergence of a strange new world of races and nations prepared to forget its inheritance. What do Judaism and Christianity mean in this "post-European" world and what do they mean in relation to each other? In these letters we see Rosenzweig and Rosenstock wrestling with their individual solutions to this question. They confront each other, as Dr. Altmann has said, not as a Jew and a Christian but as two men who had come to define their own standpoints to themselves as well as to each other through a profoundly sincere adventure in communication.

Let us now turn to the chapter in this adventure represented by the correspondence. Dr. Altmann has shown how, as a result of his contact with Rosenstock, Rosenzweig had come near to becoming a Christian, and then had seen that for him the decision must lie not for Christianity but for a positiv identification of himself with the Jewish faith of his people. He had not yet been able to speak of this development to Rosenstock. The opportunity came with the present correspondence, opened by Rosenstock when he was staying with Rosenzweig's parents in his home in Cassel during a period of training as an officer in the army. He wrote introducing himself in what he thought would surprise his friend as a new role, no longer that of "jurist-historian" but that of "philosopher". But this was no surprise to Rosenzweig. "You have never been anything else to me than a philosopher (I mean to say during the last few years). I have always considered that the jurist and the historian were only incidental." All the same, Rosenzweig complains, he wants not mere hints but a sample of this "philosophy".

In spite of a hint that he was about to embark upon a system, Rosenstock's philosophy was not systematic in the traditional sense. From the "samples" with which he supplied his friend we gather that it was an attempt to read human history in terms of the "calendars" of different forms of experience. For "history" is no mere dead record of events; it is the interpretative record of events which have been taken up into the experience

of a people, or, as autobiography, into a personal experience. Rosenstock was seeking to read the experience of the peoples of Europe by taking their calendars for guide, with their festivals, holidays, and holy days. He was later to follow out this idea in his book *Out of Revolution.* Here he sketches the outline of this method to Rosenzweig. The movement of time, he suggests, acquires significance for us in the intersection of a fourfold calendar: the calendar of the course of nature; that of world history; that of the sacred history of the church; and one's own private calendar of inner development.

Such a novel way of philosophizing struck a sympathetic chord in Rosenzweig; though, when Rosenstock took it to the length of trying to give symbolic meanings to different months, we suspect that he thought that his friend was letting his imagination run away with him. At any rate, when later on Rosenstock leaves several letters unanswered, he gently asks him whether November stands for "Forgetfulness." But he, too, was seeing that the extent to which the development of a philosopher's thinking is related to the inner form of his own mind needed to be more clearly acknowledged than it had been in the philosophy of the schools. Hegel had, in principle if not in actual execution, said the last word in the type of philosophy which claimed to be the construction of a universal system by a mind which could look on itself not merely as that of a human thinker but as an embodiment of "consciousness in general." So since Hegel, he says (p. 645), there have been only learned "doctors" or "professors" of philosophy, except for those who have been feeling after a new method of thinking.

We may observe in passing that this awareness of a break with the older conception of metaphysics has led to a radical repudiation of philosophy and philosophical method in any sense of the term in circles touched by the Barthian theological revival, more particularly on the continent of Europe. The break has been less violent in England and America, perhaps because our philosophy has never been as absolute in its claims, whether

positive or negative, as that of the German schools, especially the schools of German Idealism; even Idealism in England and America has been Idealism in a more modest vein. It is therefore the more significant that Rosenzweig himself did not so succumb to theology as to make a complete break with philosophy; throughout these letter, and in *The Star of Redemption*, he remained conscious of himself as a philosopher. In one of these letters (p. 675) he writes of a book by Karl Heim[1]. "Heim's weakness . . . . as that of his whole circle, is that the history of philosophy ceases for him with Kant, and as an alternative to the Idealists, he only knows the specialist dogmatic theologians of the 19th century, and so he does not ask himself: How would it be if philosophy itself were to take the paradox as its basis?" Presumably he means by the "paradox" the word as Kierkegaard used it; the question of how general and universal truth can be expressed in terms of existence which is always historical and individual. But while Kierkegaard's thought remains that of the solitary individual, and can be perverse for all its penetration, Rosenzweig and Rosenstock have grasped how an individual comes to reach his own standpoint by exposing himself to encounter with others at a sufficiently profound level. Rosenzweig renounces therefore not philosophy but the pretensions of the Hegelian Idealist philosophy. Instead of an attempt at a universal world system, we must have attempts at systems wrought out through "one's inner form of life"; and "this personal character must not (as Hegel still believed in the *Phenomenology)* be overcome in order that the system may follow from it, but because it is being purified step by step, the system seen from the point of view of the author is his way to salvation" (p. 655). A system is therefore the clarification of a Weltanschauung, an outlook on life of a thinker who is not "con-

[1] Karl Heim, professor of theology in Münster and, since 1920, Tübingen; author of *Der evangelische Glaube und das Denken der Gegenwart* (Berlin, 1931—), the first volume of which *(Glaube und Denken)* was translated into English under the title *God Transcendent* (New York, 1936).

sciousness in general" but a human being himself immersed in the process of living.

Rosenzweig was very conscious, however, that he was not yet ready to express what he might have to say as a philosopher. He was conscious of having broken with his former style in these studies. Before he could write again, he had to come to terms with himself as a Jew, and he knew it. He also knew that, until he had done so, he could not meet Rosenstock again as one who was both his spiritual antithesis and his alter ego. "We were thesis and antithesis in Leipzig[1] (but not on a level, because I was your pupil). What we are now *I don't know*, be it only because I don't know myself definitely as an -ologist or an -osopher. On the whole I know less now than I did before; I am waiting."

Meanwhile, while waiting, "simple industry" may help. He wants to study some church history in the Fathers and Scholastics and asks Rosenstock, as a specialist, for advice about books. The reply suggests that Rosenstock was still rather more of the specialist and scholar than the experienced soldier. He writes that unfortunately the Leonine Edition of St. Thomas Aquinas is temporarily unobtainable because it is published in Italy, but he consoles him by saying that "the early scholastics are comparatively cheap in Migne's *Patrologia;* you can get a big volume of 1000 pages for from 10 to 14 marks." This calls out the rueful reply from Rosenzweig in his anti-air-craft battery in Macedonia: "Your recommending Migne has moved me to tears – one volume in each trouser pocket, one tied up in the tail of my battle charger, two more in my saddle bags – but no, the beasts aren't getting any more oats. Vanish dream!" (p. 662).

How far the two friends had moved from understanding each other's present state of mind was revealed when Rosenstock began a letter: "Dear Fellow Jew... post Christum natum... post Hegel mortuum." That Rosenstock should count himself a Jew too only shows, says Rosenzweig, how little he knows

[1] Altmann, *op. cit.*, pp. 260–61.

about it. "I must say it, however reluctantly. You are directly hindering me from treating my Judaism in the first person in that you call yourself a Jew too. That is to me equally intolerable emotionally and intellectually." Rosenstock had cited the unwritten saying of Jesus connected with Luke 6:1–2, that a man who breaks the Sabbath is blessed if he knows what he is doing, but cursed if he does not know – probably as an allusion to a man's freedom to choose his faith. He himself had joined the church; but, says Rosenzweig, "any sense of identification with Judaism can only be yours in a theoretical retrospect, not in the reality of your life before you became a Christian; and I know this life now because I know your parents' home." He goes on to say that an emancipated Jew, with no roots in the life of his people, does not understand how deeply the "stubbornness of the Jews" enters both into Christian and into Jewish theology. Such a one is neither a Jew to whom the preaching of the Cross is a stumbling block nor a pagan philosopher to whom it is foolishness; he is a bare individual without conscious tradition, and he can take the world in all innocence for a *mundus naturaliter Christianus* (pp. 659–60).

Rosenstock is puzzled by this emphatic insistence on the "separateness" and "stubbornness" of the Jews, coming as it does from Rosenzweig, whom he had known first as a liberal intellectual and then as a near Christian. He can see why the *church* may have needed to see the Jews in this way.

> The Jews are so much the chosen people and the Old Testament so much the book of the law of the Father, just as the New Testament is the book of the love of the Children (Abraham's and Christ' sacrifice the two poles, on the one hand the sacrifice of the father, on the other, that of the son) that altogether the church needs "its" Jews to strengthen its own truth. The stubbornness of the Jews is, so to speak, a Christian dogma. But is it, can it, also be a Jewish one? That is the fence which I do not see you taking....

Of himself he can say:

> In respect of one bit of me, I presume to judge myself as pre-Christian Jewish material. In my capacity for suffering and in my eagerness for it the Jew comes out. I forge together German and Jewish gifts and possessions in my attempt to become a Christian. That is my quite irrational view of myself. And, as I said before, my attitude to you remains incomprehensible to me: not indifferent and yet tolerant, and I am content to ask myself with Cyrano, "*Que diable allait il faire dans cette galère?*" ("What the devil is he going to do in that galley?") [1] (Pp. 663–64.)

The "galley" is, of course, Judaism, and Rosenzweig was quick to take up the metaphor. But he would not have felt himself ready to explain his presence in the galley to his friend had not the course of events forced him to do so.

> When you were in Berlin in the spring I didn't feel myself strong enough, not indeed physically, but spiritually, to challenge you all over again (since it would only have been done as a challenge, and so will it be done again). To my mind I was not real enough, not tested enough, not enough on the spot, and there would have been no point to me in a merely theoretical controversy. Formerly I had confronted you as a point of view, as an objective fact, and you were the first to summon me to an analysis of myself, and thereby you cast me down. I should have liked to have waited until I could again confront you as a *fait accompli*. Till then we could have kept our guest rooms ready for each other, and put some little cheap flowers in them as a token of our feeling for one another. That does, and would have done.
>
> Then the war came. And with it came a time of waiting against one's will, a chasm which one does not make artificially for oneself, but which was opened blindly in every life;

[1] Cf. Molière, *Les Fourberies de Scapin*, II, 7.

> and now it is no longer any good to wait deliberately. Fate is now so calmly patient with individuals (from indifference towards them, because it has its hands full with nations), that we individuals ought just now to be impatient, unless we want simply to go to sleep (for fate certainly won't wake us up now). So now we are talking to each other theoretically *faute de mieux*. But for that reason everything that we say to each other is incomplete, not incomplete like the flow of life which completes itself anew in every moment, but full of static incompletenesses, full of distortions (pp. 666–67).

How the "stubbornness of the Jews" became a Christian dogma Rosenzweig explains from his reading of church history. The church, appealing against the Marcionites to the teaching of Paul, both established the Old Testament in the canon and at the same time believed that she was following Paul in holding that the Jews would remain cast out until the fulness of the Gentiles had been gathered in.

> Can this same idea also be a Jewish dogma? Yes, that is possible, and in fact is so. But this Jewish consciousness of being rejected has quite a different place in our dogmatic system, and would correspond to a Christian consciousness of being chosen to rule, a consciousness which in fact is present. The whole religious interpretation of the significance of the year 70 is tuned to this note. But the parallel which you want is something entirely different; to the dogma of the Church about its relation to Judaism must correspond a dogma of Judaism about its relation to the Church. And this you only know in the form of the modern liberal Jewish theory of the "daughter religion" which gradually trains the world for Judaism. But this latter theory springs in fact from the classical period of the formation of dogma in Judaism, from the Jewish high scholasticism, which in point of time and in its content forms a mean between Christian and Arabian scholasticism (Gazali, Maimonides, Thomas). For it was only then

that we had a fixing of dogma, and that corresponds with the different position which intellectual conceptions of faith hold with us and with you; in the period when you were developing dogma we were creating our Canon Law, and vice versa: there is a subtle connection running all through: for instance when you were systematising dogma, we were systematising law; whereas with you the mystical view of dogma is later than its definition, with us it is earlier and so forth. And all through, this is rooted in the final difference between the two faiths.

Indeed with us to this theory (of the daughter religion) is not part of the substance of our dogma; with us also it was not formed from the content of the religious consciousness but only belongs to a second stratum, a stratum of theologoumena. The theory of the daughter religion is found in the clearest form in both the great scholastics. Beyond this, it is found, not as a dogma but as a mystical idea, in the literature of the Old Synagogue, that is, the Talmudic period...

One such legend tells that "the Messiah was born exactly at the moment when the Temple was destroyed; but when he was born the winds blew him forth from the bosom of his mother. And now he wanders unknown among the peoples, and when he has wandered through them all, then the time of our redemption has come." Another is the saying of the great scholastic Yehudah Halevi: Christianity is the tree which grows from the seed of Judaism and overshadows the earth; but the fruit of the tree must contain the seed again, and nobody notices that who merely, sees the tree. In some such sense there is a Jewish dogma[1], "just as that Judaism is the stubborn origin and last convert is a Christian dogma" (pp. 667–70).

"But what does this mean for me?" asks Rosenzweig. What does

[1] I. e., that Christianity exists to spread the knowledge of the biblical God throughout the nations, thereby preparing them for Judaism in the days of the Messiah.

this Jewish dogma mean for the Jews? And what does the corresponding Christian dogma mean to contemporary Christians, who have forgotten its theological roots?

> The answer is already on the point of my pen, that it is not here a matter of theoretical awareness but of whether there is a continual realisation of the theological idea by taking it seriously in actual practice. This practical way in which the theological idea of the stubbornness of the Jews works itself out is *anti-semitism*[1] (p. 670).

On the Jewish side the corresponding outcome of their dogma is the *pride of the Jews.*

> This is hard to describe to a stranger. What you see of it appears to you silly and petty, just as it is almost impossible for the Jew to see anti-semitism except by its vulgar and stupid externals. But (I must say again, *believe me)* its metaphysical basis is, as I have said, the three articles: One, that we have the truth; two, that we are at the goal; and three, that any and every Jew feels in the depths of his soul that the Christian relation to God, and so in a sense their religion, is particularly and extremely pitiful, poverty stricken and ceremonious; seeing that one has to learn from someone else, whoever he may be, to call God "Our Father"; that is to the Jew the first and most self-evident fact, and what need is there for a third person between me and my father in Heaven? That is no discovery of modern apologetics, but it is the simplest Jewish instinct, a mixture of failure to understand and pitying contempt.

---

[1] Dr. J. W. Parkes has shown, in his study, *The Conflict of the Church and the Synagoge* (London, 1934), to what an extent anti-Semitism in patristic and medieval times grew out of the theological conception of the "stubbornness of the Jews," who were held to have forfeited their promises to the new Israel. This conception of the collective guilt of a people provided Christians with a scapegoat, "the Jews"; and it has remained in this form even where its theological roots have been forgotten or repudiated.

> These are the two points of view, both narrow and limited just as points of view, and so in theory both can be surpassed; one can understand why the Jew can afford his unmediated closeness to God and why the Christian may not, and also understand how the Jew must pay for this blessing (p. 671).

Part of the price which the synagogue must pay is that she carries a broken staff and wears bandages over her eyes. This symbolism, taken from the medieval sculptured figures of the church and the synagogue, such as those in the cathedral at Bamberg, is a recurrent motif in Rosenzweig's letters. He had used it in the letter to Rudolf Ehrenberg in which he explained his decision to become a Jew[1]. The church, with the crown on her head and the scepter in her hand, has "her eyes open to the world, a fighter sure of victory." But the synagogue, with the bandage over her eyes, can only "see with the prophetic eye of inner vision the last and most distant things." Hence the extreme nature of life in Judaism, the separating and exclusive nature of its practice. It preserves the inner integrity of Jewish life. And Rosenzweig himself, to the question, "What are you doing in that galley?" can only answer that he is no "convert"; it is his birthright.

> Have I only been thrown into the galley? Is it not *my* ship? You have come to know me on land but have scarcely noticed that my ship lies in the harbour and that *I* spend more time than is necessary in the ships' tavern ashore[2], and therefore you could ask what business I have on the ship. And for you really to believe that it is my ship and that I therefore belong to it *(pour faire quoi? y vivre et y mourir)* – for you really to believe me will only be possible if the voyage is once more free and I launch out. Or only when we meet out on the open sea? You might! (p. 673).

---

1 *Briefe*, p. 71; cf. Altmann's article.

2 I.e. (presumably), our common cultural life.

So the Jewish form of the dogma of the stubbornness of the Jews is the pride of the Jews in their election. Yes, says Rosenstock; and it is precisely from this pride that Christianity redeems us.

> That from which Christ redeems is exactly the boundless naïve pride of the Jew, which you yourself claim. In contrast with the peoples talking the 372 languages of Babel this pride was and is well-founded, and therefore the Jews separated and chosen out of all the peoples of the earth, until the destruction of the Temple. But Christianity redeems the individual from family and people through the new unity of sinners, and its bond is equal need. My brain is going on strike, and I am getting stupid. I only know that I should like to wax eloquent over *peccatum originale* and *superbia judaica*, but the machine has run dry. I am so exhausted that you must make do with this. I feel as though I were always writing the same thing. My love to you. Fortunately you do not know what you do. Your E. R. (p. 679).

Renewing the same theme, Rosenstock notes that, while for the Christian some measure of implication and hence compromise with the life of the world is seen as inevitable and as part of the "taking up of the Cross" to which he is called, for the Jew any such implication is fatal to his separateness. So what about the life of modern Jews? "F. R. as a volunteer in the army? Where is *there* the metaphysics of the seed of Abraham?" The synagogue has not faced this question of living in the world, and hence, says Rosenstock, her sterility. "The teachings and events which through the continuous stimulus of Christianity have changed the face of the earth have as their opposite numbers in Judaism a couple of distinguished names, pressed into the service of the pride of the Synagogue, and otherwise nothing."

Rosenstock then picks up again the motif of the contrast of Abraham's sacrifice and Christ's sacrifice, the two archetypal sacrifices which he had said represented the "poles" of the two

religions. (We may recall how Genesis, chap. 22, is read as the first lesson on Good Friday in the traditional lectionaries.) "Abraham," he says, "sacrifices his son; in the New Testament he who brings the covenant with God sacrifices himself. That is the whole difference ... Abraham sacrifices what he has, Christ what he is." And then follows an outburst, which only the sincerity of the correspondence makes possible, in which Rosenstock attacks the exclusivness of the Jew's faith in his election. Perhaps (though the connection is not stated) the reference to the two sacrifices leads to this outburst because Rosenstock sees the story of Abraham and Isaac as expressing the idea of the re-establishment of Israel as the possessors of the covenant; whereas he looks on the story of Christ's self-sacrifice as expressing the readiness of the chosen one to die in order that the covenant might be universalized for all mankind. So he inveighs in no measured language against the exclusiveness of the Jewish claims.

> The Synagogue has been talking for two thousand years about what she has, but she does not experience, and therefore will not experience what she is. She portrays the curse of self-assurance, of pride, and, in her nobility, thoughtless indifference towards the law of growth of the united universe, the "Peace on earth to all men in whom he is well-pleased." That new humanity from universal need and sin, that ever newly born *corpus christianum* of all men of good will – that being called out from all people – is something of which she knows nothing. She knows a union in blood, that of the chosen people, but no final becoming united of all children of the Father. The Jews have the saying that all men will come to Jerusalem to pray, and they always crucify again the one who came to make the word true. In appearance they wait upon the word of the Lord, but they have grown through and through so far away from revelation that they do everything they can to hinder its reality. With all the

power of their being they set themselves against their own promises. They are the image on earth of Lucifer, the highest of the angels, elect of God, who wanted to keep God's gift to himself, and fell. So Israel stands upon its own inalienable right. This naïve way of thinking that one has inalienable rights in perpetuity against God, which by nature remain for posterity as properties inherited by bequest, is the relic of blind antiquity in Judaism.....

But I won't allow any *rabies theologica* to come in. I know that Israel will survive all the peoples, but you have no aptitude for theology, for the search for truth, any more than for beauty. Ye shall not make to yourselves any graven image. At this cost the eternal Jew is allowed to live. Because he holds on to life in such an unlimited way, it is granted to him..... In order that Israel may live, the individual Jew depends on his success, on the number of his children. He is a paragraph of the Law, *c'est tout.* You may well believe that you have a ship of your own. But you have no idea of the sea or you would not talk like that. You know no shipwreck; you cannot go astray; you see God with constant clarity, and so you need no mediator who looks at you when you can no longer look out over the edge of the world, and are frustrated in failure. You do not know the world is movement and change. The Christian says there are day and night. You are so moonstruck that you take the sight of night for the only sight there is, and take the minimum of light, the night, for the all-inclusive idea which embraces day and night! *Lasciavate ogni speranza*[1] (pp. 681–82).

This outburst reached Rosenzweig on a morning on which he says he had just learned by bitter experience (no doubt by barking his shins) that Rosewood (Rosenstock) is the hardest wood that there is.

---

[1] "Renounce all hope" – the inscription over the gate of Dante's Inferno.

> Yes indeed; here is the real tough Rosenstock, and now I no langer have any difficulty in writing to you. You have given me a much more impersonal answer than I asked for. In many ways so impersonal that I asked myself this morning: Haven't I really written all this before, for him to be writing it to me? You are quite right in everything that you say in your *rabies theologica.* I really mean, you must know that *I* know all that. And that I also know that you must see Judaism like that. I was only puzzled that right at the beginning of our correspondence you talked differently from the way in which you now do. Nevertheless there is a point beyond which neither Christian rabies nor Jewish rabulistic[1] should go, however much they both would like to do so once they have got into their stride. For you may curse, you may swear, you may scratch yourselves as much as you like, you won't get rid of us; we are the louse in your fur.... We are the internal foe; don't mix us up with the external one! Our enmity may have to be bitterer than any enmity for the external foe, but all the same – *we and your are within the same frontiers, in the same realm* (p. 685).

That is to say, in the realm of the spirit Rosenzweig sees the two faiths both as mutually exclusive and yet as complementary. In a poem by Rosenstock written after this there occurs the phrase "Enemies in Space, bethren in Time."

Rosenzweig returns to the Jew's faith in his "election." Even today when, as Rosenstock had pointed out, every nation looks on itself in some way as a "chosen people," the Jewish election remains something unique in its "peculiar pride or peculiar modesty." It is anything but naïve; it is rooted in the present reality of its faith.

> Now that I want to continue, I notice that everthing which I want to write is something which I can't express to you. For

[1] Sophistry.

now *I* should have to show you Judaism from within, that is be able to show it to you in a hymn, just as you are able to show me, the outsider, Christianity. And for the very reason that you can do it, I cannot. Christianity shows its soul in its externals; Judaism has on the outside only its hard protecting shell, and one can speak of its soul only from within..... You rightly put your finger on a difference in speaking of Moriah and Golgatha. But you have read your Genesis 22 badly. You have confused Abraham and Agamemnon. The latter indeed sacrificed what he had for the sake of something else which he wanted, or, if you like, which he considered it his duty to want. Indeed, he did not perform the sacrifice himself; he only gave it up and stood with veiled head close by. But Abraham did not offer "something," not "a" child, but his only son, and what is more, the son of the promise, to sacrifice him to the God of this promise (the traditional Jewish commentary reads this paradox into the text); the meaning of the promise according to human understanding would become impossible through this sacrifice. Not for nothing is this story associated with our highest festivals; it is the prototype of the sacrifice not of one's own person (Golgatha), but of one's existence in one's people, of the "son" and of all future sons (for we base our claims before God on this sacrifice, or rather on this readiness to sacrifice, and it is the sacrifice of the father, not of the son, as is often emphasised in the story). The son is given back: he is now only the son of the promise. Nothing else happens; no Ilium falls: only the promise remains firm; the father was ready to sacrifice not for the sake of Ilium, but for nothing. Agamemnon sacrifices something that he had; Abraham all that he could be; Christ all that he is. Yes, that is really as you say "the whole difference." To the "naïve" laying claim to an inalienable right before God corresponds, you forget, just as naïve a taking up of a yoke of inalienable sufferings, of which we – "naïvely?" – know that they are laid upon us (cf. the traditional commentary on

> Isaiah 53) "for the redemption of the world." (Lucifer? Please don't mix up those symbols!) On the contrary, to the holy restlessness of your work corresponds in us a holy dread that the redemption might not come "before the time" (in which connection there are the most peculiar and grotesque legends, both old and new) .... (pp. 688–89).

In another letter:

> Now to return to the subject: the two sacrifices, that on Moriah and that on Golgatha, have this in common, therefore, as against all pagan sacrifices, that they had no ulterior gain (since that which was given back was identical with that which was sacrificed) but the sacrifice itself becomes in effect the abiding object of faith and thereby that which abides. That which abides is different: on the one hand an eternal community, and on the other an eternal man; and the consequences of this make mutual understanding so difficult that the one side is always being seduced into classifying the other with those that know nothing abiding. Perhaps the readiest, if not also the most correct, antidote against this error of either side regarding the other as pagans is simply to reflect on our mutual possession of the Book. Your whole description of the Synagogue since A. D. 70 forgets, or rather refuses to recognize, that we consciously take upon ourselves "the yoke of the Kingdom of Heaven," that we pay the price for the sin of pride, of walking without mediator in the light of God's countenance. We pay subjectively, through suffering the consciousness of being shut out, of being alienated; and objectively, in that we are to you the ever-mindful memorial of your incompleteness (for you who live in a church triumphant need a mute servant who cries[1] when you have parta-

[1] An allusion to Herodotus' story of how Xerxes had a servant who stood behind him at table and said, "Master, remember the Athenians!" Rosenzweig is expressing the conviction which had led him into Judaism, that, in a Christianised civilization which had lost its eschatological sense, the Jews

ken of God's bread and wine, "Master, remember the last things!") (p. 690).

Jews may indeed be involved in the external life of the Christian world. But along with this external life

> goes a pure inner Jewish life in all that serves the maintenance of the people, of its life in so far as this is not purchased from without, but must be worked out from within. Here belongs the inner Jewish task of ordering communal life, here Jewish theology, here the art of the Synagogue (yes its "beauty!"). These may comprise much that is strange to it, yet Judaism cannot but assimilate this strange element to *itself*, even when it doesn't in the least want to do so. The prodigious strength of the tradition has this effect on us even when we are in fact unaware of it. The forms of the inner Jewish life are quite distinct from all apparent parallels in civilisations. The art of the Synagogue does not enter into living relation with other art, nor Jewish theology with Christian theology, and so on; but Jewish art and theology, taken together, build up the Jews into a united whole and maintain them in their form of life..... *Lasciava ogni cosa* [renounce all things]. All right, except for *speranza* [hope]. Before the throne of God the Jew will only be asked one question: Hast thou hoped for the salvation? All further questions (the tradition doesn't say so, but I do) are addressed to you. Till then, Your, F. R. [pp. 691–93].

"My poor ben Judah!" Rosenstock replies. Have you not realized that the old European tradition, compounded as it was of Greeks and Romans, Jews and Christians, has now passed away? The operative distinctions now are nationalist, each people looking on itself somehow as a chosen people with a destiny to

---

had the prophetic function of being a "peculiar people" living only for the "last things."

fulfil. Or, alternatively, we have the idea of a universalism in which we think of the rights of the human being as such.

> You want to go not behind Europe and my Christianity, but behind your Jewish people as it has inexorably become, namely ripe for rest and for the ending of its years of wandering..... God preserves his signs as long as our blindnes needs them. But one must not rely on them to become eternal petrifactions (p. 696).

The old symbolic landmarks of European history are being removed. "The more one excavates Sumerians and Akkadians the more completely and quickly will Europe forget Moriah, Marathon, Brutus; and, what is more, it will be allowed to forget them. As little as Wilamowitz can rescue philology from death, can you rescue Hebrew in its metaphysical sense, especially if, and just because, it will once again become a language, that is, a national heritage planted in the soil of a people."
So Israel's time as the people of the Bible has gone by. Instead, we have Jewish nationalism in the form of Zionism. And Rosenzweig's Jewish ship knows very well where it is sailing.

> Now you want to get on board and pilot yourselves; then you will see, not know, but see, experience, that the ship is already sailing and is about to run aground, just as the ship of the Phaeacians was allowed to stand fast after it had finished the fated voyages of wandering Odysseus; and as Odysseus at the end of his Greek wanderings went on pilgrimage to a people who knew nothing of seafaring in order to offer sacrifice and to pray, so the day of the eternal Jew beckons to its close (p. 697).

The "stubbornness of the Jews" is now no longer a Christian dogma. "Today the task is to translate Christianity for the single isolated individual who can be anything: Jew, Christian, Pagan," the "moral proletariat" who did not exist in the old European tradition. And the operative background of the

church, its real Old Testament, is now, in fact, its own church history; not the Old Testament of the people of Israel.

Rosenzweig agrees. Modern Christianity can fit the emancipated Jew into its thinking better than the Jew of Judaism. And, in Zionism, Judaism has produced a secularized form of the messianic movement. (Rosenzweig's criticism in these letters is directed at Zionism in so far as this represented a secular nationalistic substitute for the religious messianism of Judaism. Later in his life, I have been told, he came to see Zionism in a more favorable light. In any case he was not concerned to attack it as an attempt to work toward a political and temporal solution of the Jewis problem; and how great the need for a temporal solution was to become was not perhaps apparent to him in 1916.)

Nevertheless, in this new world of Christian universalism, perhaps Judaism is needed as "the one point of contraction," the reminder to Christianity of its original biblical roots. So long as this can happen, the old symbolic ordering of the European tradition will remain a power.

> Summerians and Akkadians will not neutralise Moriah and Marathon.....for somehow it is the essence of "revelation" to bring an absolute symbolic ordering into history....Jews and Greeks and Romans will remain the everlasting contents of history because they are the Jews, Greeks and Romans of Paul.....There must always be a demand for Greek, not perhaps from teacher of German and history but from teachers of religion (p. 710).

This belief that it was the vocation of Judaism to remain "separated," pointing to the "last things" and to the One God beyond all our thinking and striving, was Rosenzweig's deepest conviction. Christianity, he believed, would go forward conquering the world, though largely at the cost of identifying its life with that of the world. It was perhaps easier to see Christianity in this way in 1916 than in 1945. Today Christianity also is being persecuted in many parts of the world, and we can no-

where speak with confidence of its triumphant progress toward the conquest of civilization.[1]

Rosenstock, however, seems to have had a prophetic inkling of what was to come and sensed that Rosenzweig's belief that the world was entering on a "Johannine age" of Christian civilization would not be realized. "If you would attribute to me," he wrote, "a *visio mundi naturaliter Christiani*, I am sensible that in its time this expression stood for something true. My strongest impression in the war is however precisely the turning step by step of the natural into the unnatural" (p. 663).

Today, in 1945, Christians are more ready to appropriate their Jewish heritage and the eschatological elements in their own faith, whereas Jews are called not only to wait for the days of the Messiah but to draw on their resources of positive moral concern for the just ordering of the life of the community. So it might well be that today a new Rosenzweig and Rosenstock would find that they could not determine their standpoints in relation to each other in just the same way. But if this were so, it would only be true to the spirit of the *Letters*. The dialogues of the church and the synagogue must go on when and where such a relationship as that of Rosenzweig and Rosenstock arises. There is no final solution of these questions, valid for all contexts.

It is, indeed, in the perception that "speaking" must go on within an actual situation of relationship that our correspondents discover their common ground. Christianity and Judaism both speak of "Revelation"; and of Revelation coming not through generalized truths, but in the personal, concrete, and historic. "The Word of God" is not an expression of the general essence of Being, but stands for the moment of communication. Rosenstock seems to have been feeling toward this in the thinking he had already done about the nature of language. Ro-

[1] In my photograph reproduction of the figures of the church and the synagogue from the cathedral in Bamberg, the arm of the figure of the church, which should be carrying the scepter, is broken. Is this also symbolic?

senzweig saw it as the conviction underlying the writing that he hoped to do.

> I believe that there are in the life of every living thing moments, or perhaps a moment, when it speaks truth. One ought therefore not perhaps to talk *about* a living thing, but only watch for the moment when it, itself, expresses itself. The dialogue which these monologues make between one another I consider to be the whole truth. That they make a dialogue with one another is the great secret of the world, the revealing and revealed secret, yes, the meaning of revelation (p. 712).

Today we find that, when Martin Buber writes on this theme in his "I and Thou," he is welcomed by Christians as expressing a philosophy which is no less theirs than it is Jewish. But Rosenzweig had already sensed this as the point of "fundamental religious similarity" in the two faiths. Rosenstock was at first puzzled by this phrase. For, he says:

> Over against the calm certainty of the Synagogue we have the perilous, adventurous character of our pattern of life, (and) without this cultivation of the New Man, Sunday is merely bourgeois, a mere Old Testament sabbath for Christians. But here breaks out abruptly that provoking forgiveness of sins, which produces dramatic movement of the pattern. You can of course make the Carpathians level with the Wallachian plain, but have you then achieved anything? In the same way, of course religion is religion and remains so, and in this sense it is found among Jews and Christians. But put your hand on your heart (we neither of us like them) and say whether it is not also found among Mohammedans (p. 705).

Rosenzweig replies: The two faiths are like images on two different coins, but behind, or rather in them, lies the same metal. Let us do as you say, and

> just look for a moment ("hand on heart") at Islam. It is for me the crucial test. The good Turk has more in common with Goethe than with Jew or Christian..... He does not and cannot know the quite otherworldly attitude of the soul that yet breathes the world with every breath..... *How* that breathing of the world happens is the great contrast between Jew and Christian, but *that* it happens is their common ground. In Islam you will always find that God and the world always remain completely apart and so either the divine disappears in the world or the world disappears in God..... Only for Jews and Christians exists that firm orientation of the world in space and time; the actual world and actual history exist: North and South, Past and Present exist, and are not "of God".... but they *came* from God, ought to become, and only therefore are. When Novalis says in his poem, "If I have only Thee," and when the Jew prays this, different namens are adressed in poetry and adored in prayer, but to say "I" and "Thou" in this way and to bind together "I" and "Thou" by "having" – this only Jew and Christian can do, and no one else (p. 717).

Rosenstock had asked one question more. His friend had hinted at dreams for work in higher Jewish religious education. Will he not explain the more explicitly? Or is it that "in order to live one's life one ought to keep silent about what one is and will be? Is there some *aidōs*, reticence, of the spirit, of which one can deprive oneself consciously and deliberately, but at the cost of losing real healthy activity?" (p. 715). No, says Rosenzweig; that would be an evasion. The real reason he cannot yet speak of his future work is that he is not ready.

> I have not the urge, and thus not yet the right, and, fortunately because that is so, not yet the maturity of technical scholarship, to work it out..... When the moment comes, one no longer speaks about *aidōs* (p. 720).

Here the correspondence breaks off. When the moment did

come, and the flame sprang to life, Rosenzweig's book, *The Star of Redemption*, poured out, posted in instalments to Rosenstock and his wife, out of Macedonia, out of Serbia, out of hospitals and trains. This was told me in a personal letter from Rosenstock, and he adds: "His soul and his mind left his body behind and never fully took possession of it all again. His suffering from the atrophy of all his muscles and the writing of the *Star* in complete ecstasy – with no correction, in one white heat – were two aspects of one and the same thing."

Rosenzweig had hoped for years of active work. But he brought back with him from the war the germs of a fatal disease (amyotrophic lateral sclerosis). Until his death in 1929, the paralysis of his bodily functions was steadily progressing. By a superhuman effort he was able to continue his work. When the power of speech failed, he worked on a specially constructed typewriter; later, his wife had to guess his meaning from hints and gestures as he pointed to the keyboard. In December, 1922, he began the translation and interpretation of the great Hebrew poet Yehudah Halevi. In May, 1924, he began, together with Martin Buber, a new German translation of the Bible. From his attic in Frankfurt-am-Main a stream of thought and inspiration poured into the world of his people.

Rosenstock (now Professor Rosenstock-Huessy of Norwich, Vermont) is, happily, still with us and able to speak to us on these matters as they confront us in our "post-Christian" age. For the debate continues.

DER SELBSTMORD EUROPAS

Gedruckt im »Hochland«, April 1919

Kurz vor dem Ausbruch der Französischen Revolution, also kurz vor dem Zusammenbruch des ancien régime in Europa, wurde Gibbon mit dämonischer Leidenschaft von seinem Plan befallen, den Niedergang und Fall des antiken römischen Reiches zu beschreiben. Jeder Vergleich mit der Gegenwart lag ihm fern. Sondern als er im Jahre 1787 »die Geschichte des allmählichen Sinkens und endlichen Sturzes des römischen Reiches« abschloß, wollte er die Aufmerksamkeit auf »das größte und vielleicht furchtbarste Schauspiel in der Geschichte des Menschengeschlechts« lenken.

Kaum aber, daß die große Revolution ausgerast hatte, als sich der Blick für Untergänge und Untergehendes ungeahnt vertiefte. Seit 1800 wittern alle tieferen Geister das Verhängnis eines ungeheuren Todes ihrer eigenen Kultur. Diese Witterung, bei Adam Müller, bei Niebuhr und Fallmerayer schon deutlich, steigert sich bei Nietzsche und bei Dostojewski zu apokalyptischen Visionen. Aber die ganze gebildete Welt, mochte sie sich vor Namen wie diesen auch gern bekreuzigen, verfuhr selbst durch das ganze Jahrhundert hindurch so, als sei der Geist an einem Weltabend angelangt. Denn sie erforschte, schrieb und sichtete die Geschichte der Welt. In den Vordergrund des Geisteslebens tritt die Geschichtsschreibung erst jetzt in Europa. Und die Geschichtsschreibung hält allem, was sie anrührt, die Leichenrede. Alles, was Klio in Stein ritzt, muß ja zuvor gestorben sein. Eine mittelalterliche Chronik behandelt das Entfernteste einfältig so, als sei es volle Gegenwart. Ein Historiker des 19. Jahrhunderts möchte die Chronik seines eigenen Zeitalters am liebsten so schreiben, als handle es sich um die Epoche der Karo-

linger[1]. Damit wird die Gegenwart entwertet und entwurzelt. Die Verwesungshand der Geschichte, der Historismus, peinigt die Seele. Diese Pein suchen die Meister des Faches zu lindern. Wenn Ranke in der Geschichte ewige Ideen nachweisen möchte, so meint er dadurch dem Totengräberamt des Historikers zu entgehen. Indem Ewiges sich im Geschehen offenbare, sei also doch Lebenspendendes aus den Geschichten zu holen. Das Vergangene sei nicht nur vergangen; es stürze nicht nur in den Abgrund der Zeit. Es spiegle sogenannte »Ideen«.

Dieser antikisierende Trost des »Idealismus« war zu mager, um Erfolg zu haben. Menschenleben sträuben sich denn doch, vor den Triumphwagen menschlichen Denkformen – und die schönsten Ideen sind und bleiben unsere eigenen Gedanken – gespannt zu werden. Die Menschheit kann nicht zwecks Verwirklichung der Erzeugnisse ihres eigenen Geistes die Erlaubnis zu leben haben. So langte die Wissenschaft am Ende des 19. Jahrhunderts nach einem besseren Trost. Ihre immer einförmiger anschwellende alexandrinische Bibliothek aller gewesenen Tatsachen sollte nunmehr geordnet werden mit Hilfe des *Vergleiches.* Durch den Vergleich der verschiedenen Epochen und Kulturen sollte in das ungeheure Trümmerfeld der Geschichte Sinn kommen. Breysig, Lamprecht, die Soziologen, die Nationalökonomen wie Marx, oder Bücher, nehmen Stufen an, durch die jedes Volk notwendig hindurchpassiere. Und indem jetzt alles verglichen wurde, suchte man auch für die Gegenwart nach einem vergleichbaren Zeitalter. Kein anderes fand sich dafür als – die römische Kaiserzeit. Die fin-de-siècle-Stimmung kitzelte oder spornte sich – je nach persönlichem Bedürfnis – an diesem Vergleich.

Damit war aber der Anschluß an Gibbon erreicht. Nunmehr mußte es auch zu einer Geschichte des Niederganges und Falles Europas kommen. Gibbon hat seine Zeit durch seine Skepsis,

---

[1] Zusatz von 1963: Daher haben wir nun historische Studien zur »Zeitgeschichte«.

seine reine, liebes- und mitleidsentbundene Schau, entsetzt. Heut entsetzt sich niemand mehr, wenn er zum Schauspiel des eigenen Untergangs geladen wird, obwohl er doch hier nicht wie bei Gibbon nur zuschaut, sondern selber mitspielt und mit beerdigt wird. So durchfressen und durchtränkt ist die Menschheit Europas seitdem vom Skeptizismus. In anderthalb Jahrhunderten war die Leichengräberin der europäischen Geschichtschreibung mit allen Aufgaben durch. Unmittelbar vor der Götterdämmerung des europäischen Bankerotts zwischen 1911 und 1917 ist die Entsprechung zu Gibbon verwirklicht worden.

In diesen sechs Jahren hat ein aus der Mathematik und Philosophie herkommender einsamer Gelehrter, *Oswald Spengler*, mit dämonischer Leidenschaft »den Untergang des Abendlandes« zu schildern unternommen[1]. Nur der erste Band des Werkes liegt bisher vor. Aber bereits im ersten halben Jahr ist er vergriffen worden.

Dieser große äußere Erfolg beruht nicht nur auf unserer inneren Beteiligung am Gegenstande, es ist auch die neue Schreibart, die mächtig wirkt. Bei Spengler finden wir weder Rankesche Ideen noch die üblichen mehr oder minder willkürlichen Vergleiche. Sondern der großen, für einen Historiker nicht zu überbietenden Aufgabe, den Untergang seiner eigenen Welt wissenschaftlich zu erforschen, sucht er durch ein neues Verfahren gerecht zu werden.

Das Gleichnis soll nicht länger willkürlich gebraucht werden dürfen. England mit Karthago, uns mit den Juden, Friedrich des Großen Einfall in Sachsen 1756 mit dem deutschen Einmarsch in Belgien 1914 vergleichen, das ist bisher bloß eine politische Spielerei.

Spengler will bestimmte Vergleiche als die richtigen und notwendigen dartun, für sie das Gesetz erkennen und alles Geschehene mit Hilfe dieses Gesetzes zu fest umrissenen Gestalten ordnen. Solch mächtige Ordnung in der Weltgeschichte kann

---

[1] Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. Braumüller, Wien und Leipzig 1918, 633 Seiten.

nicht aus Einzelmenschen und Einzeltatsachen aufgebaut werden. Zur Gestalt der Geschichte wird die Kultur, zur einzigen Wirklichkeit der Geschichte wird die Zeit. So heißt der erste Band seines Werkes »Gestalt und Wirklichkeit«. Er entdeckt zunächst das Geheimnis der Zeit, das seine eigene Lehrmeisterin, die Mathematik, so lange geschändet hat, und das ihm deshalb den größten Eindruck macht: Die Zeiträume sind ja nicht wie die Dinge im Raum fungibel, vertauschbar, daß man mit ihnen hantieren könnte; sondern der Strom der Zeit hat eine unabänderliche Richtung. Wenn die Zeit unabänderliche Richtung hat, so ist die Chronologie, die Zeitrechnung, etwas anderes, als was man bisher gesehen hat. Sie ist die Linie, die eine einheitliche Gestalt, jenseits aller einzelmenschlichen, aller einzelstaatlichen Verkörperung, zu umgrenzen vermag. Ein Ereignis von 1200, ein zweites von 1500, ein drittes von 1800, sie sind nicht als Einzelereignisse kausal miteinander verknüpft wie einzelne Gegenstände im Raum, etwa 1200, 1500, 1800, sondern 1200 bis 1800 sind durch die Richtung der Zeit ein einziges großes Ereignis, sie sind ein einheitliches *Schicksal,* und 1200, 1500, 1800 sind nur untergeordnete Teilerscheinungen des Gesamtphänomens. Dies Gesamtphänomen nennt Spengler Kultur. Alle gewirkten Dinge, Künste, Dichtungen, Institutionen, Sitten, Wissenschaften sind mittels einer Jahrzahl angewachsen an dieser Gesamtgestalt der Kultur. Sie sind alle Symbole dieser Kultur, Verkörperungen ihrer Seele. Alle Lebensäußerungen des Jahres 1600 sind wie Äste, die aus dem Stamm in gleicher Höhe nach allen Richtungen notwendig hervorbrechen. Es hat also wenig Sinn, das Recht des Jahres 1600 auf das Recht des Jahres 1500 zurückzuführen, sondern Recht und Kunst und Musik und Tracht von 1600 haben alle einen gemeinsamen Sinn, Schicksalsstufe der Kultur zu sein, die eben als Gesamtgestalt in das Jahr 1600 eintritt. Mit einem neuen mächtigen Überraschen bricht jede solche Stufe unmittelbar vom Stamm her in die Welt. So wenig ein oberer Ast »aus« dem unteren »entspringt«, trotzdem er mit ihm »zusammenhängt«, so wenig gibt es kausale Verknüpfung

zwischen zusammenhängenden Schicksalsstufen einer Gesamtgestalt. Diese Gesamtgestalt hat eine Morphologie, d. h. ein inneres Gesetz und einen Rhythmus ihres Lebens, die sich anschauen lassen. Und die Grundtatsache dieser Morphologie ist der Tod, die begrenzte Lebensdauer jeder »Kultur« genannten Gestalt. Die Grundtatsache, von der das Buch ausgeht und auf die es hinführt, ist die, daß jede Kultur geboren wird, heranwächst, altert und stirbt wie die einzelnen Menschen auch. Bevor sie geboren wird, ist das von ihr zu ergreifende Menschentum barbarisch, durch ihre Geburt wird es zur »höheren Menschheit«, mit dem Umschlag der Kultur in Zivilisation beginnt das Greisenalter und der Todeskampf. Ist die Kultur tot, so ist die »höhere Menschheit« aus den Völkern wieder herausgestorben; diese leben als Fellachenvölker weiter. Schon Luther hat ähnlich Gottes Geist mit einem Platzregen verglichen, der bald dies, bald jenes Volk betroffen, hernach aber tot auf dem Platz gelassen habe.

Diese Gesamtansicht Spenglers erhält von vornherein eine einseitige Zuspitzung, die das ganze Buch durchzieht und seine Proportionen leider verzerrt. Seine Gesamtansicht hat er nämlich nur in den Untertitel seines Buches gesetzt: »Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte«. Darüber aber heißt ja sein Buch: »Der Untergang des Abendlandes«. Eine Teilerscheinung innerhalb der weltgeschichtlichen Morphologie übernimmt also die Führung. Im ganzen Buch ist ohne Ordnung bald von den Gesetzen der Geschichtsgestalten, bald von dem Untergang des Abendlandes die Rede, d. h. das theoretische und das aktuelle Problem werden unausgesetzt verquickt.

Aber in jedem Falle ist hier mit einem Schlage und durch die Kraft eines einzigen, in selbstgewählter Einsamkeit mächtig schaffenden Mannes zwingend Bahn gebrochen worden für eine neue Wissenschaft, die im Rahmen der Geistesdisziplinen, der »lettres« im Gegensatz zu den »sciences«, nicht nur irgendeinen, sondern den beherrschenden, ordnenden, einleitenden, klärenden Standort beansprucht. Vor dieser Morphologie verblassen

die bloßen Quellenwissenschaften der Philologie und Kunstgeschichte. Es verblaßt aber auch die Geschichtsschreibung. Denn die Historie sucht ja Motive, Ursachen, Gründe, sie muß also das Selbstbewußtsein der Menschen oder die Zielstrebigkeit der Materie einseitig betonen. Umgekehrt versinkt auch die dogmatische Wissenschaft unserer juristischen und staatwissenschaftlichen Fakultäten als unbedeutend. Denn sie messen alles Geschehen an menschlichen Satzungen oder an staatlichen Zwecken. Bleibt die Geschichtswissenschaft im Gewirr subjektiver Gründe stecken, so verliert sich die heutige Gesellschaftstheorie an das Objektive gewisser gemeinschaftlicher Absichten und sozialer Ziele, die erreicht werden sollen, oder erreicht worden sind, oder erreicht werden können. Zwischen diesen Dogmatismus der Juristen und den Historismus schiebt Spengler seine Morphologie des Geisteslebens neu ein, die gleich unbefangen vom Subjektiven wie Objektiven als Skepsis, d. h. als reine Anschauung, alles Geschehen in seiner Symbolik und in seinem Rhythmus gliedert und deutet. An Stelle einer aus dogmatischen Zwecken und historischen Ursachen zusammengeleimten Soziologie – dem Höchsten, zu dem es heute bestenfalls gebracht wird – setzt so Spengler mit der Majestät des Entdeckers eine goethesche Naturwissenschaft des Geisteslebens. Der Mensch schaut in einer gottmächtigen Schau andächtig, was vom Menschengeiste geschaffen ist, und er sieht, daß alles sehr gut ist und sein eigenes Gesetz siegreich an der Stirn trägt.

Als Erlösung von den unfruchtbar gewordenen Fach- und Fakultätsproblemen, als Überhöhung des kindlichen Sandbackens unserer bloß addierenden Soziologen durch die beherrschende Plattform einer neuen Wissenschaft stellt Spenglers Werk ein denkwürdiges Ereignis dar. Und so fällt ihm auch die verdurstete Jugend haufenweis zu. Er hat diesen Erfolg verdient bei der nach Geist lechzenden Nachkriegsgeneration. Aber er verspricht uns leibhaftige Gestalt und blutwarme Wirklichkeit. Und er verspricht sie uns als reiner Betrachter, als Skeptiker, Sehen wir, ob er den Widerspruch, der hierin liegt, überwin-

det, und ob sein Geisterreich hieb- und stichfest vor uns hingestellt wird.

I.

Das theoretische Problem: Was ist eine Kultur? Und welches ist ihr Gesetz? löst Spengler, indem er jeder Kultur etwas mehr als ein Jahrtausend des Lebens einräumt: nämlich der chinesischen, ägyptischen, griechischen, indischen, arabischen und abendländischen. Genauere Zahlen gibt er nur für die letzteren vier. Aber ganz Ernst macht er, der Mathematiker, auch hier mit den Zahlen nicht. Er wird nicht pedantisch. Die Zahlen werden nicht zu einem Prokrustesbett. Diese sechs Kulturen bezeugen für ihn das Leben der »höheren Menschheit«. Er sagt zwar nirgends, was er unter diesem dutzendweise gebrauchten Begriffe der »höheren Menschheit« verstehe. Aber er verlangt von jeder Kultur, daß sie aus einer eigenen Vorstellung vom Tode erwachse. Der Tod ist das Problem, an dessen eigenartiger Bezwingung eine Kultur sich kundtut. Er prägt für diese Tatsache den ehernen Satz, – einen der wenigen inmitten eines wohl klaren, aber nicht laut lesbaren Stils –: »Mit einer neuen Idee des Todes erwacht jede neue Kultur.« Daraus also dürfen wir wohl folgern, daß er intuitiv hiermit die »höhere Menschheit« einheitlich abgegrenzt hat: Wo der Tod zurückwirkt ins Leben, da beginnt die höhere Menschheit; am Tode erwächst die Seele. Diese Abgrenzung der Kulturmenschheit durch das Todeserlebnis ist seit 1789 nicht mehr gewußt worden; denn der Tod war im 19. Jahrhundert verpönt. Darum ist Spenglers Wiedererkennung der Frucht des Todes eine Tat, die sich übrigens durch den Inhalt des Gilgameschepos eindrucksvoll quellenmäßig belegen läßt.

Jede so aus dem Todeserlebnis einer Menschheitsgruppe gezeugte Kultur hat Frühling, Sommer, Herbst und Winter. In den Sommer fällt eine Reformation, ein Umschwung des Lebensgefühls. Pythagoras, die Hedschra, der Puritanismus be-

zeichnen alle drei in den ihnen zugehörigen Kulturen ein und denselben Vorgang: sie sind mithin gleichzeitig. Es ist also möglich und notwendig, die Kulturen nach solchen Gleichzeitigkeiten zu überblicken. Aber jede Kultur hat ihre eigene Seele, jede Kultur hat ihre eigenen Lebensrätsel, die sie während ihres Lebens gestaltet. Die Skulptur im Herbst des Griechentums entspricht also nicht etwa der Skulptur des Barock, sondern sie hat die gleiche Bedeutung wie die Barockmusik! Der Altar von Pergamon bedeutet die gleiche seelische décadence wie die Wagnersche Oper. Das liegt daran, daß der Grieche nach einer punkthaften Verdinglichung des Lebens im Raum strebt (zahllose Statuen, zahllose Städte, jede das ganze Leben klar und eng umgrenzend; Euklids Geometrie darum der scharfe Ausdruck dieser körperhaften Weltbetrachtung), der Abendländer umgekehrt alle Dinge dem unendlichen Raum einzugliedern trachtet, alles hintergründig, perspektivisch, historisch, vertieft anschaut. Der euklidischen Kultur der Griechen steht die faustische Kultur der Abendländer gegenüber. Die arabische Kultur ist demgegenüber etwas drittes, nämlich magisch. Sie reißt jeden einzelnen Augenblick in eine göttliche, ewige, pneumatische Höhe empor.

Die Ausdeutung des Griechentums ist wohlgelungen; z. B. wird sich jeder seiner Erläuterung des griechischen Vierfarben-Freskos mit seinem Mangel der perspektivischen Farben blau und grün, seinem luftlosen Rot und Gelb aus der Seele dieser Kultur freuen; ihm stellt er den Goldgrund als Kennzeichen eines ganz anderen Raumbegriffs in Byzanz und Arabien gegenüber. Und im Rembrandtbraun offenbart sich der abendländische Drang nach der Unendlichkeit des Raumes.

Der farbigen Bemalung pflegen wir meistens nicht zu gedenken, wenn wir uns die antike Kunst vorstellen. Täten wir das, so würden wir uns da abgestoßen fühlen und befremdet, wo uns das Weiß eine Übereinstimmung im Schönheitsempfinden vortäuscht. Beim griechischen Farbenspiel wird der Blick nicht konzentriert. Beim Goldgrund hingegen wird das Auge nach vorn gezwungen, gleichsam vor das Bild. Durch den Hintergrund ist

eine sozusagen gewalttätige Vereinheitlichung der Farben und Linien erzielt. Bei der europäischen Sehweise verliert sich der Blick hinter das Bild; der Blickpunkt eilt über alles Dargestellte weiter. Das Auge erfaßt den einzelnen Gegenstand als Teil der ganzen Welt und liebt darum in ihm die ganze Welt.

Andere Zeiten, andere Farben. Aber auch das ändert sich, was dem Stolz der Vernunft ewig zu sein dünkte: die Zahlen und ihre Wissenschaft: die Mathematik. Der Verstand hat sich ja lange gesträubt, seine eigene Abhängigkeit von der Zeit einzugestehen. Als er sogar für die Philosophie kapitulieren mußte, denn die Philosophie wurde ja zu einer Funktion, einem Ausdruck ihres Zeitalters schon bei Hegel, da warf er sich in die Hochburg der Mathematik. Einer der frömmsten und geistvollsten Männer des 19. Jahrhunderts, Radowitz, hat ihn dort noch unangefochten gelassen. Er schreibt in seinen Fragmenten, die Mathematik sei die einzige Wissenschaft, die nicht des Glaubens bedürfe, die also aus einer schlechthin natürlichen Quelle *neben* der geistigen fließe. Das hieße aber den Dualismus unseres Geistes verewigen. Wir hätten dann in uns Vernunft, die von dem Strom der Zeit gefärbt wird, und »chemisch reine« Vernunft in unversöhntem Nebeneinander. Das merkwürdigste bei dieser Trennung in gläubige und ungläubige Wissenschaft ist aber, daß gerade Katholiken der mathematisch-philosophischen, als der ungläubigen Vernunft die Palme der Wissenschaftlichkeit zusprechen. Das naive Heidentum der Scholastik trägt ein Gelehrter, der sich für einen christlichen Denker hält, und als solcher angesehen wird, wie Hertling, als unumstößliche Wahrheit vor: »Die Wissenschaft strebt nach Erkenntnis der Wahrheit und da die Wahrheit nur eine ist und nur eine sein kann, so gibt es auch von den höchsten Gesichtspunkten aus betrachtet, nur eine und dieselbe Wissenschaft für Katholiken und Andersgläubige, für Juden und Heiden . . . Vollkommen verwirklicht ist dies Ideal in der Mathematik. Von jeher war sie Muster und Vorbild stringenter Beweisführung und unerschütterlicher, dem Wechsel der Meinungen entrückter Gewißheit. Es gibt darum auch keine katholische

Mathematik im Unterschiede von der protestantischen, sondern nur eine für alle gültige und alle gleichmäßig zwingende mathematische Wissenschaft ... Nicht ebenso steht es mit der Wissenschaft von der lebenden Natur.« Diesem aristotelischen Heidentum des Katholiken setzt der Heide Spengler sieghaft seine Lehre vom Vorrang der »lebenden Natur« auch in der Rangordnung der Wissenschaften entgegen. Die aus der Offenbarung und den Wundern der Jahrhunderte wachsende und gewandelte geschichtliche Wahrheit überwältigt auch die angeblich von »Ewigkeit zu Ewigkeit« thronende Mathematik unseres Verstandes! Dieser Heide kann die Kirchenchristen christlich denken lehren.

Spengler zeigt – was öfters, als er meint, bereits geahnt worden ist –, daß auch die Mathematik ein Kind ihrer Zeit ist, daß zwischen Euklids Mathematik und der des Gauß ein Unterschied ist wie zwischen Skopas und Beethoven. Die Zahl hat bei Pythagoras den Wert einer Größe, also einen dinglichen, festbleibenden Wert. Heut ist sie längst in der Mathematik Ausdruck einer bloßen Beziehung, einer Funktion. Durch Festnagelung der Stilverschiedenheit von Mathematiken stabilisiert er die Einheit des Geisteslebens neu; auch die Mathematik wird ein Zweig am einheitlichen Stamme, wird Ausdruck der unteilbaren Seele jeder Kultur.

Wie wenn ein Vorhang zerreißt, so enthüllen sich vor Spenglers Blick tausend Einzelheiten in jeder Kultur als streng gesetzmäßig gerade ihr entsprechend. Zum Beispiel sagt er, der Phalluskult sei nur in der euklidisch-momenthaften Antike denkbar. Denn er verherrliche den ekstatischen, genialen (d. h. den zeugenden) Augenblick ohne jede Beziehung auf Vorher oder Nachher. Und so hat er selbst in den entarteten Äußerungen der abendländischen Kunst keine Spuren hinterlassen. Denn das Abendland hält am Zusammenhang des Lebens fest und kann sich nimmermehr an einzelne Punkte so bis zur Sinnlosigkeit verlieren. Es erwählt aus dem Bereich des Liebeslebens, d. h. der uns von Gott geschenkten göttlichen Genialität, das entgegengesetzteste, aus-

dauerndste Verhalten, um in ihm das Göttliche zu ehren: die Mutterschaft.

»Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron;
Höheres bildet selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.«

So werden Phalluskult und Madonnenkult zu Wahrzeichen ihrer Kulturen. Vielleicht würde aber eine sorgfältigere Betrachtung noch lehren, daß der Phalluskult gerade die untergehende, die sterbende Heidenwelt am verzweifeltsten durchwütet hat, daß er das Zeichen dafür war, daß sie sich in eine Sackgasse verrannt hatte. Und außerdem hätte Spengler bedenken sollen, daß sich der Phalluskult bis in unsere Tage in Süditalien erhalten hat. Erst heut läßt das neapolitanische Mädchen von ihren naiven Gebeten. Erst heut sind die Heidengötter von vor zweitausend Jahren an ihrem Ende. Deshalb verkörpert sich das fin de siècle mit erschütternder Stärke in dem Gemälde von Otto Greiner »Der Mörser« aus dem Jahre 1900, dem einzigen, ersten und letzten, der christlichen Zeit, das dem Phalluskult sich zu nähern wagt.

Die antike Tragödie kennt nur starr-undurchdringliche Charaktere. Hingegen legen die shakespearischen Helden einen Entwicklungsgang zurück; sie werden, wo jene »sind«.

Die große Vision des Zusammenhanges führt Spengler zu verblüffenden Umsetzungen von Fachausdrücken: er spricht vom Jesuitenstil in der Mathematik, vom Barockstil in der Physik. Der geniale Weininger hat ein solches Verfahren, das sogenannte Korrelativitätsprinzip, längst gefordert.

Weil Spengler Kulturen vor sich sieht, vermag er auch ihre Anfänge scharf herauszuarbeiten. Die schlagenden Uhren und die Glockentürme, die uns die Stunden weisen, hängen mit dem faustischen Zeitgefühl des Abendlandes zusammen. Und wirklich sind sie ums Jahr 1000 entstanden. Mit erstaunlichem Scharfsinn erfaßt Spengler den Wendepunkt, an dem der Sinn für ge-

schichtliche Perspektive durchbricht, in der Abgrenzung der sieben Sakramente um 1100. Er hat mehr als dürftige theologische Kenntnisse. Sonst würde er nicht das lateranische Konzil von 1215 ein halbes Dutzendmal ohne nähere Erläuterung als die dogmatische Festlegung der faustischen Kultur bezeichnen. Denn wie eine Kultur dazu kommt, sich, noch dazu in christlichem Gewande, dogmatisch festzulegen, das ist nicht leicht zu verstehen. Zur Erläuterung des richtigen Kernes läßt sich sagen, daß die sieben Sakramente ja eine biographische Siebenzahl darstellen. Durch sie bekommt gleichsam jede abendländische Seele ihre Biographie; jeder Abendländer macht eine seelische Entwicklung von Sakrament zu Sakrament durch. Das Leben bekommt also Perspektive!

Schon Chamberlain hat in seinen Grundlagen des 19. Jahrhunderts das Erwachen eines neuen Selbstbewußtseins um 1200 nachdrücklich betont. Aber Chamberlain bleibt nur ein Etikettenfabrikant, da wo Spengler mit der genialen Wucht innerer Notwendigkeit seine Anschauung von der zusammenhängenden »faustischen« Welt vor uns hinwirft. Im gotischen Dom und in der Ölmalerei der van Eycks sieht er jahreszeitlich unterschiedene Blüten derselben »mütterlichen Landschaft«. Aber auch die Maria des abendländischen Mittelalters scheint ihm zu der durch sechs Jahrhunderte von ihr getrennten Gretchenfigur der Faustdichtung nähere seelische Beziehungen zu haben als etwa zu einer byzantinischen Maria von 850. Ebenso hält er den Heliand für geistesverwandter als mit dem Tatian oder als mit den Evangelien mit Goethes Faust. Diese Dinge wirft er zwar alle ohne nähere Ausführung hin; indessen irgendeinen richtigen Sinn spüren wir beim Lesen durch.

Aber schon hier, wo er die Epoche von 900–1900 zur Einheit wölbt, tritt er nicht hinter das Jahr 1900 mit seiner eigenen Person, sondern bleibt im 19. Jahrhundert selbst stecken. Um nämlich diese morphologische Einheit zu erfassen, muß er die übliche protestantische Dreiteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit – wieder wie schon Chamberlain – stürzen.

Sie ist ja mit dem Weltkrieg, dieser Widerlegung des neuzeitlichen Fortschritthochmuts, endgültig sinnlos geworden und kracht daher unter seinen Streichen leicht zusammen. Aber mit merkwürdiger Befangenheit hängt Spengler selbst von dieser Epochengliederung noch mancherorts innerlich ab. Seine eigene Bildung nämlich fängt doch im wesentlichen mit der Renaissance an. Indem er sich von der gewaltsamen Zerreißung des Jahrtausends durch das Jahr 1517 befreit, dringt er doch nicht zu einem neuen Gesamtbild vor, sondern hängt an seiner genauen Kenntnis der Neuzeit und überträgt einfach neuzeitliche Verhältnisse auf das ganze Jahrtausend; z. B. stellt er die Unfähigkeit der griechischen Antike zur Großstaatenbildung, ihre »Polis«-Kultur nicht nur der ägyptischen, sondern auch der abendländischen Kraft zum Weltstaat entgegen. Den ägyptischen Zentralismus aber mit dem hohenstaufischen Kaisertum gleichstellen, als seien beide gleichwertige Symbole der faustischen Sorge um die Zukunft, das kann nur jemand, der von der »Civitas«, der Stadt-Kultur des Mittelalters, und ihrer Unfähigkeit, für den nächsten Tag zu sorgen, der von der Zersplitterung des Lehnstaates nie einen Eindruck empfangen hat. Spengler transponiert naiv die Großmächte der Neuzeit ins Mittelalter, während für das Abendland gerade der Fortgang aus mittelalterlicher Unwirklichkeit in neuzeitliche Überwirklichkeit das Rätsel und das Seelengeheimnis bildet.

Damit nicht genug. Spengler relativiert zwar die Mathematik. Er gibt der Zeit die machtvoll unverkehrbare Richtung. Dennoch bleibt er selbst Mathematiker. Mit naiver Abstraktion läßt er seine vier bis sechs Kulturen im Raum der Zeit unverbunden nebeneinander stehen. Er verdinglicht die sechs Kulturseelen, indem er sie wurzeln läßt in der mütterlichen Landschaft: am Nil, in Hellas, in Arabien, in den welsch-deutschen Niederlanden. Aber sie sind ihm alle reine Jungfrauengeburten: sie haben keinen gemeinsamen Vater. Nicht der menschliche Geist vermählt sich mit der mütterlichen Landschaft, sondern die Seele der Kultur entsteht *aus dem Geist* der mütterlichen Landschaft!

So bleibt sie einsam und allein. Spenglers Buch zersprengt die Zeit in sechs der von ihm selbst so niedrig eingeschätzten, euklidischen, d.h. geometrischen Figuren. Und keine Brücke führt von einer in die andere hinüber. Immer wieder sagt er uns, daß die eine Kultur von der anderen nichts begreife, nichts wissen könne. Auch er selbst, der doch die ägyptische Seele, man darf sagen: als einer der ersten, uns erschütternd nahe bringt, leugnet, daß er sie anders verstehe als aus dem Gehäuse des Abendlands heraus in Form einer bloßen Perspektive, die dem faustischen Drange nach der Unendlichkeit des Abendländers Genüge tun wolle. Es gibt keine Wahrheit. Auch sein Buch ist nur Exponent der abendländischen Seele!

Daß die ganze abendländische Kultur nur so lange lebt, als sie den Glauben hat, wahr zu sein, daß dieser Glaube an die eigene Wahrheit allerdings nicht aus der mütterlichen Landschaft, sondern aus dem Geist des Vaters aller Menschen stammt, das kann ein genialischer Mensch im Sinn des 19. Jahrhunderts, ein Geist wie Spengler nicht einräumen[1]. Er wandelt hier in den Fußstapfen Goethes. Der Dichter, den die Geheimnisse der Muttersprache als Offenbarungen heimsuchen, er darf des Geistes, des Logos, vergessen und Faust, von den Müttern aufsteigend, gleich zur Tat schreiten lassen. Denn daß im Anfang das Wort war, das zwischen den Ursymbolen der Mütter und der menschlichen Tat vermittelnde Geheimnis des Logos, verwirklicht der Dichter unbewußt durch seine Dichtung selbst. Er sagt ja, was er leidet. Er braucht sich darum nicht notwendig zu sehen, sich selbst als den Diener des Logos. Wenn aber zwei das selbe tun, so ist es nicht das selbe. Was bei Goethe tiefbegründet ist, daß der Dichter sein zweites Gesicht zu schauen fürchtet, ist dem Denker verboten, der gerade von der Anschauung Gothes auszugehen behauptet. Spengler dürfte nicht mit Goethe sprechen:

---

[1] In einer Zeile (S. 312) geht er einmal darüber hinaus: Dort nennt er den echten Künstler ein Mittel in den Händen des Schicksals einer Kultur. Aber diese Andeutung Gottes bleibt einzig.

»Name ist Schall und Rauch«, wie er unausgesetzt tut (im Wortlaut: S. 196 und 437).

Die Kultur ist ihm die Fülle menschlicher Schöpfungskraft. So ist ihm auch die Sprache nur der von uns geschaffene, gewillkürte Zauber, mit dem wir Menschen die Dinge beschwören, benennen, begreifen, um sie unschädlich zu machen und überwunden wie gezähmte Schlangen uns zu Füßen zu legen. Wer ein so sang- und klangloses Deutsch, einen so greisen Stil schreibt wie Spengler, und noch ausdrücklich die Sprache zu einem bloßen Machwerk, einer Zauberkraft der Menschen gegen die Welt erniedrigt, der muß wohl alle Organe zur Wahrheit in uns, alle Lebenskraft des Geistes zerstören. Strömten ihm die Worte zu wie Goethe, so würde sein Werk über seine Einsicht hinweg noch unsere Vernunft tränken und speisen können. Nun aber streift er alle Namen, Worte, Benennungen, die über die Zeit und alle Jahrtausende hinweg die Dinge der Welt begreifen, als eine bloße Hülle ab, die nur wie Etiketten die Gestalt der Dinge verkleben. Er vermißt sich, die stummen Urbilder der Kultur, die Urphänomene des Seins in jedem Jahrtausend uns zu zeigen, wie sie Faust bei den Müttern erkennt. Spengler will uns die numina der Dinge ohne die nomina zeigen. Die Namen, leere Hülsen oder armseliger Namenszauber, in den unsere Schwachheit sich aus Weltangst flüchte, werden von ihm mit einer luziferischen Geste zu Boden gefegt. Ihn, den Übermenschen, binden sie nicht. Er schaut hinter die Sprache, hinter das Wort; er sieht das unverschleierte Bild zu Sais. Schauderhaft wie ein Schnürboden ohne das leibhaftige Bühnenbild, für das doch der Schnürboden da ist, sieht seine »Kultur« aus. Das, was sie einbettet in den Strom der Zeit, was sie durchpulst als Träger des gläubigen Geistes, das leugnet er mit einer eisig-hochmütigen-müden Geste: »Name ist Schall und Rauch«. Der Übergang aus einer Kultur in die andere ist ihm, dem Luzifer, der nur aus der mütterlichen Landschaft seinen Geist zu eigenem Recht empfangen haben will, kein Problem. Lieber will er sich und sein Werk mit in den Tod des Abendlandes hineinlie-

fern, mit der Mutter sterben, ehe er seinem Werk eine überzeitliche Abhängigkeit vom Logos einräumte.

Spenglers Buch ist 1910 begonnen, 1917 abgeschlossen. Es ist das rechte Gegenstück zu Mauthners Kritik der Sprache. Aber während dieser warmherzige Genius mit der Pest, die sein Zeitalter heimsucht, der Skepsis, auf Tod und Leben ringt, während Mauthner aus Liebe zu den Menschen der Sprache, die sich zwischen sie stelle, zu Leibe geht, ist Spengler sein kaltherziges Komplement, die andere Hälfte des Vorkriegsgeistes, jene, die auf ihre Skepsis stolz ist. Spengler selbst betrachtet sich, da er ja die Worte als Träger der Wahrheit von Mensch zu Mensch verachtet, als den Anfänger und Vollender des Skeptizismus. Aus dem Kulturbereich des Abendlands führt kein Weg ins Freie der gültigen Wahrheit. Aber wie Mauthner kann er beanspruchen, als eine notwendige Figur in der Selbstzerstörung des europäischen Geistes gewürdigt zu werden. Spenglers Buch ist nicht an der Oberfläche der Zeit entstanden. Es entspringt als eine notwendige Tat dem tiefsten Schoße des Zeitalters. Diese mathematische Skepsis mußte einmal Gestalt gewinnen.

Ein kleines Beispiel stehe am Anfange, um die Verachtung dieses Mathematikers für das Wort zu illustrieren. Es spricht beredter als die großen Fehler, die wir hernach namhaft machen werden.

An zwei Stellen (S. 268 und Seite 345) braucht er als Symbol die Großstadtlyrik »bei Verlaine, Baudelaire und X«. Zu X wird von ihm beidemal die gelehrte Anmerkung gemacht: »[1] noch ungedruckt«. Der Leser erhält hier das Wesen ohne den Namen. Ein X wird ihm als etwas Wirkliches vorgesetzt. Die Erklärung der Ungedrucktheit scheint Spengler auszureichen, um das X zu begründen. Er glaubt noch – er sagt es zweimal, beidemal mit der Anmerkung unten am Seitenrand! – irgend etwas durch das X seinem Leser zu sagen. Er merkt nicht, daß der Name zwischen Menschen, die zeitlich und räumlich auseinander sind, die einzige und erste Möglichkeit der Verbindung wäre. Er zitiert uns den X, die Chiffre, statt des Trägers alles geistigen Lebens,

des Worts! Die beiden Stellen sind die Schlüssel zu allen Sonderbarkeiten des Spenglerschen Weltbildes. Denn nur ein Chiffrenmensch, ein Kabbalist wie er, kann das, was sich einzig in Worten lebendig erhält, das Gedächtnis und das Selbstbewußtsein der Menschheit, so leichthin abtun wie Spengler. Er setzt sechs getrennte Kulturen. Also werden alle Verbindungsfäden zwischen ihnen für Täuschung erklärt. Er selbst gestattet sich, nach Kilojahren zu rechnen. Aber daß die geistige Menschheit heute bereits selber seit 1919 Jahren eine eigene Zeitzählung anwendet, daß es eine christliche Zeitrechnung seit dem Jahre 0 gibt, das stört seine Kreise.

Wären die Kulturen bloß stumm und ohne Selbstbewußtsein, so würde Spengler ihnen nachträglich seine Kilojahrzählung aufheften können. Aber über das zehnte nachchristliche Jahrhundert, über die Wende also von seiner »arabischen« zu seiner abendländischen Epoche, wird von Morgenländern und Abendländern hemmungslos hinweggezählt von 1 bis 1919. Diese offenbare Einheit zweier Kulturen bedarf dringend der Unschädlichmachung. Spengler hilft sich, indem er dem Leser immer wieder einschärft, daß die gleichlautenden Namen innerhalb beider Jahrtausende nichts zu sagen haben; »daß unter dem Namen und der äußeren Form des Christentums auf westeuropäischem Boden eine neue Religion entstanden ist« (S. 440). Das Christentum der Kirchenväter und das der Kreuzzüge heißen ihm »zwei verschiedene Religionen unter derselben dogmatisch-kultischen Gewandung« (S. 518, Anm. 1). Der Glaube an den historischen Jesus von Nazareth ist ihm natürlich störend. Denn so ragte ja ein und derselbe Mensch durch die Zeiten verschiedener Kulturen. Er wird also zum bloßen Christus. »In der Christusgestalt der Evangelien sehen wir den Heros der früharabischen Epik neben Achilleus, Siegfried und Parzeval.« »In dem welthistorischen Worte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, das dem Christus der Evangelien in den Mund gelegt ist, treten antikes und arabisches Gottesbewußtsein mit vollster Schärfe ... einander gegenüber« (S.

599). Inhaltlich ist dieser Satz ja unbegreiflich falsch. Denn die beiden Schwerter, die »der Christus der Evangelien« trennt, werden gerade von dem »arabischen Gottbewußtsein«, von den Kalifen sowohl wie von den Byzantinern wieder vermengt, und nur das Abendland hält den weltlichen Fürsten durch das erste Jahrtausend von der Glaubenskanzel fern! Aber der verkehrte Inhalt fließt hier mit Notwendigkeit aus dem falschen Formungsprinzip Spenglers. Wer mit stereometrischen Kulturkästchen operiert, muß zu Sätzen kommen, die gegenüber der Wende, der Brücke und dem Eckstein aller Zeitalter, Christus, komisch wirken. Aber muß er auch das Fortwirken Ägyptens in die römische Kaiserzeit hinein, ja das Problem aller Renaissancen und Rezeptionen notwendig übersehen, ganz gelingt es ihm natürlich nicht, die Richtung, die unabänderliche Bestimmung der Zeit aus seinen Kulturen zu entfernen, auch da, wo sie aus einer in die andere übergreift. Sein stiller, aber tiefer Antisemitismus bringt es zwar fertig, den Spinoza, den typischen Vertreter des naturwissenschaftlichen Klassizismus des 17. Jahrhunderts, mit seiner Ethik more geometrico als einen Ableger der arabischen Kultur des ersten Jahrtausends uns vorzustellen (S. 434 f.) [1]. Da ist denn plötzlich von keiner mütterlichen Landschaft die Rede. Dabei fehlte in der Rezeptionsreihe von Bacon bis Hegel ein notwendiges Glied, das man geradezu erfinden müßte, wäre zwischen der syllogistischen Form des Descartes und der algebraischen des Leibniz nicht jener geometrische Formungsversuch des Spinoza vorhanden. Denn seit 1600 versucht es der philosophierende Geist mit allen mathematischen Handwerkszeugen nacheinander in genau gesetzmäßiger Reihenfolge, um so aus eigener Kraft, aus dem vergötterten Intellekt heraus scheinbar etwas der Offenbarung Gleichwertiges produzieren zu können.

Aber nicht nur daß Spinoza zum Araber wird. Das tausendjährige Ringen des germanischen Geistes mit der Antike erscheint

[1] Etwas ähnlich Konfuses über Paulus (S. 524). Christushaß macht dumm.

als etwas Überflüssiges und Bedauerliches. Kant denkt z. B. in »unverzeihlicher« Weise antik! (S. 99, 243.) Die Poetik des Aristoteles wird das für unsere Dichtung »verhängnisvollste« Buch (S. 450). Walhall wird durch das Christentum »verhindert«, wirklich ebenbürtig wie der Olymp sich zu entfalten (S. 590). Noch bedenklicher sind die Stellen, wo er das Griechische als die »populäre« Vorstufe der abendländischen bezeichnet, die noch heut den gemeinen Mann beherrsche. Er rührt damit an den sehr tiefen Gedanken, daß wir alle, in irgend einer Weise jeder einzelne, durch die antike Kulturstufe hindurchleben, also an ein biogenetisches Grundgesetz für den menschlichen Geist. Aber wie wird das nun bei ihm karikiert! Einerseits ist die abendländische Seele der diametrale Gegensatz zur antiken, andererseits ist die antike im Widerspruch zu seinen Thesen noch heut, sogar in der Masse der Menschen, lebendig (S. 243, 450, 346 f., 109, 125 f.). Aber wenn sie lebendig ist, so müßte doch ein verbindender Kanal sie in die neue Kultur hinübergeleitet haben. Er erklärt es für das Kennzeichen der faustischen Kultur, esoterisch, aristokratisch, unpopulär zu sein. Homer, Plato, Euripides, Phidias seien absolut populär; alles Wertvolle des abendländischen Menschentums sei der Masse unzugänglich. Schiller sei die einzige Ausnahme (S. 467). Hier demaskiert sich der Geist zweiten Ranges, der sich nur dadurch in die Gemeinschaft der Ersten hineinheben kann, daß er allein – die höchste Mathematik von heut sei kaum einigen Dutzend Menschen zugänglich, wird uns immer wieder eingeschärft! – ihr Wesen mitgenießt. Plato und Pindar heißen »populär«; Goethe und Beethoven sind es nicht. Die antiken Sklaven sind geistesnäher als Arbeiter und Bauern von heute; alles nach Spengler. – Die zum Zusammenbruch führende Spaltung des Geistes in die »zwei Völker« der »Gebildeten« und der »Ungebildeten« hat tieferen Sinn und umwälzendere Wirkung, als er überblickt.

II.

Um diese Spaltung der Volksnatur als das Schwert zu begreifen, das durch das Herz des letzten Jahrtausends geht, dazu müßte Spengler dem Zwiespalt seiner Meister Goethe und Nietzsche selbst unterliegen. Denn diese haben jene »Morphologie der Weltgeschichte«, jenes Lesen im Buche des Lebens, von dem Spengler zehrt, nur empfangen, weil sie zwischen täglicher Lebensgestaltung und ewiger, nicht zeitgemäßer, Wahrheit sich zerrissen. Goethes Schaffensdrang und Nietzsches Lebenshunger sind Offenbarungen, vor denen alle ihre Werke, Dichtungen, Erkenntnisse verblassen. Spengler aber, der nur zeitgemäß sein will, greift ihre Urteile und Denkformen auf und »macht« aus ihnen zunftmäßig betreibbare Wissenschaft. Der liebende Goethe, der trunkene Nietzsche, sie würden ihm sein Ausschalten ihrer eigenen »Leidenschaft«, ihres eignen »Willens zur Macht« ärgerlich verweisen. Denn ohne diese Gegengewichte eines täglichen Sterbens werden ihre Lebensäußerungen zu Anmaßungen des üblichen durch sie bekämpften Schreibtischdenkers.

Spenglers eigenes Buch ist in der Tat noch antik, »euklidisch« geschrieben. Es formuliert, behauptet, stellt fest, aber auf S. 50 sind Autor und Leser ebenso klug wie auf S. 600! Dies »Auf-der-Stelle-Treten« wird wesentlich durch das hervorgerufen, was wir schon eingangs neben die theoretische Seite des Buches stellten als das Aktuelle, das jene immer durchkreuzt. Während nämlich die Morphologie der Weltgeschichte vor uns nicht *entwickelt* wird, wird der Untergang des Abendlands mit sichtlicher Liebe und gegen Ende des Buches dramatisch gesteigert herausgearbeitet. Das Interesse für das neunzehnte Jahrhundert überwiegt auch sonst derartig, daß er es oft einfach als Inbegriff der faustischen Kultur mit Antike usw. konfrontiert. Er tut das, obwohl ja dies neunzehnte Jahrhundert laut Sp. bloße Zivilisation, also Greisenalter ist. Aber das Interesse am Aktuellen reißt ihn begreiflicherweise fort: Der Untergang des Abendlands ist für ihn eben nicht ein Geschehen, sondern eine Prophezeiung.

Um dem gerecht zu werden, müssen wir uns klar machen, daß seine Konzeption vor dem Kriege erfolgt ist, und der Abschluß 1917 vor dem Eingreifen Amerikas. Diese seine zeitliche Einstellung veranlaßt ihn, die Prognose für die abendländische Untergangsperiode vorweg auf die Zeit bis 2200 festzusetzen. Spielerisch und mit optimistischem Vorzeichen hat schon H. St. Chamberlain von 2400 gesprochen. Hier wird der Blick in die Zukunft aber zum blutgesättigten Erlebnis. Das Einsetzen der Zukunftszahlen 1900–2000, 2200 in seine Tabelle ist der Höhepunkt des Flugs, den dieser Luzifer wagt. Vorherbestimmung der Zukunft durch wissenschaftliche Zeitrechnung, das ist's, was er mit Hilfe der Morphologie zu leisten sich getraut. Nachfühlen kann wohl jeder geistig lebendige Mensch die ungeheure Versuchung, die hier vorlag. Uns faßt keine Überhebung, sondern Trauer, wenn wir sehen, daß Spengler ihr widerstandslos – ein Großstadtmensch des 20. Jahrhunderts, der er ist – nachgegeben hat. »Wir kennen unsere Geschichte. Wir werden mit Bewußtsein sterben und alle Stadien der eigenen Auflösung mit dem Scharfblick des erfahrenen Arztes verfolgen« (S. 632). Seine eigene Tat ist ihm darum die Wiederholung des antiken Skeptizismus; er will das Gesetz der Geschichte betrachtend erfassen. Es geschieht ja jedem, wie er glaubt. Der wissenschaftliche Prophet wie Spengler schaltet sich selbst aus dem Weltzusammenhang aus. Denn er will ja nur Recht haben. Sein Logos soll bloßer Logos bleiben, soll nicht zum Eros werden. Sein Logos denkt den Untergang des Abendlands am Abend des Lebenstages, nicht um das ewige Leben hinauszuretten aus der Unvermeidlichkeit des zeitlichen Todes, sondern um mitzusterben. Aber nicht deshalb beginnt die Eule der Minerva in der Dämmerung ihren Flug, um mit dem Tag zu enden, sondern um durch die Nacht hindurch das unsterbliche Teil des untergegangenen Tages zu retten. Spengler würde leugnen, daß der Logos jedem Sprecher Verantwortung aufbürdet für *alle*, an die sein Sprechen gelangen kann. Er spricht eben nicht wie die ganz tiefen Geister aus dem Drang zu jener Wahrheit, die über alle Zeiten

ragt. Ihm genügt es, zu den klugen und gebildeten Geistern des Abendlands zu sprechen: wir werden geistig sterben, binnen dreihundert Jahren sind wir tot. Daß, wer so spricht, bereits irgendwie geistig heraus sein müßte aus dem Verhängnis, irgendwie den Tod und die Vergänglichkeit überwunden habe, das würde er gleichmütig leugnen. Aber empfindlicher muß ihm eine Folge seiner Lieblosigkeit sein: ihn selbst bringt diese große Skeptikergeste um die beste Frucht seiner Ahnungen. Sein Durst nach Aktualität hat ihn um die wichtigste und klarste Folgerung aus seiner Morphologie geprellt. Er schlägt nämlich um die einzelne Kultur den Reif eines Jahrtausends. Innerhalb dieses Jahrtausends werden alle fremden Rezeptionen und Renaissancen geflissentlich in ihrer Tragweite herabgedrückt. Der Klassizismus von 1500–1800 ist ihm daher so lästig, daß er das Wort *Europa* aus seinem Buch verbannt. In einer großen Anmerkung (S. 21[1]) rechnet er mit ihm als einer Sinnlosigkeit ab. Es sei ein verhängnisvoller Schnitzer gewesen, diesen rein geographischen Begriff Europa, der aus den Landkarten stamme, mit seiner Grenzziehung am Uralgebirge, auf kulturelle Verhältnisse zu übertragen. Der Redeweise, Europa in das Altertum der Griechen und Römer zu projizieren oder von einer europäischen Kultureinheit statt von einer abendländischen zu sprechen, »entspreche nichts Wirkliches«.

Hier scheidet also Spengler plötzlich die geograpische Wissenschaft aus den Symbolen einer Kultur aus! Wenn er aber von einem Barockstil in der Physik spricht, so muß er auch von einem Renaissancestil in der Geographie reden lassen; auch die Geographie ist Symbol der abendländischen Seele. Und wenn seit 1500 Europa, seit 1600 das Theatrum Europaeum, seit 1648 das Gleichgewicht Europas, seit 1750 die europäische Zivilisation, seit 1815 die europäische Kultur allgemeinen Kurs haben, so ist das ein Symbol, das man nicht dadurch erledigt, daß man, wie Spengler tut, das Wort Europa aus seinen 600 Seiten (mit Ausnahme eben jener Anmerkung und einer Stelle S. 499) ausmerzt! Europa ist eben keine Projektion der Neuzeit in die Ver-

gangenheit, sondern ein Hereinreißen des Altertums in die Gegenwart, ein wesentliches Stück in dem Prozeß, den Spengler beharrlich verleugnen möchte: Der Rezeption der Antike durch das Abendland von 1100 bis 1900! Das Auftauchen des Stichworts Europa wird erst möglich nach dem Untergang des christlichen Morgenlands, also nach dem Fall von Byzanz, und es bezeichnet die Bruchstelle, wo das heidnische Lebensideal der Renaissance sich von dem christlichen namentlich lossagt.
Europa, das ist eben der Geist der »mütterlichen Landschaft«, dem Spengler sich verbunden weiß. Mit dem Auftreten der griechischen Heroenmutter Europa an Stelle der historischen Menschensohnmutter Maria ist zugleich die Saat gestreut, aus der als letzte Frucht heut das Spenglersche Buch erwachsen ist, das moderne Heidentum, die »Neuzeit«. Abendland und Europa bilden also einen großen Gegensatz. Das Abendland trägt den Glauben noch als gestaltende Kraft in sich. Auf Europa wird er nur künstlich als »Religion« aufgeklebt. Das ist die Schwäche des Novalis, daß er der Christenheit von Europa statt vom Abendland sprechen muß[1]; das ist die Achillesferse der heiligen Allianz, daß sie nicht das Abendland, sondern den russischen Zaren, also einen bloß *europäischen* Potentaten, zum Bürgen nimmt. Das ist der tiefe Grund, weshalb Nietzsche sich zugleich als echten Slaven und als den guten Europäer, nämlich den letzten, beileibe aber nicht als Abendländer zu bezeichnen gedrungen fühlt. Hätte Spengler, dieser Nachzügler der guten Europäer, den Umschlag des christlich-gnadengläubigen »Abendland« in das heidnisch-selbstgläubige »Europa« zu würdigen die innere Freiheit aufgebracht, so hätte sich ihm seine Morphologie mit einem Schlage geklärt. So aber nennt er das zweite Jahrtausend nach Christi Geburt das abendländische a priori, d. h. von seiner vorderen Hälfte her, um bei dem ersten Jahrtausend in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen. Dies nennt er nämlich, wie schon erwähnt, das arabische; das Pantheon in Rom muß des-

[1] Vgl. dazu im vierten Teil A das zweite Stück des »Tons der zweiten Stimme«. Es bricht mit beiden, Novalis und Spengler, schon 1918.

halb die erste Moschee heißen; Paulus ein früharabischer Mensch! Dies Jahrtausend wird also a posteriori benannt von seiner zweiten Hälfte. Hätte er die Symbolik der Worte und der Geographie respektiert, so hätte er leicht die großen Figuren des Morgenlandes und des Abendlandes in ihrer Parallelität erkannt.

Von hier aus wäre ihm weiterhin auch die Antike in der gleichen geographischen Wanderform aufgegangen. Wie nämlich das Abendland Dantes sich vergrößert um Rußland zu »Europa« und dann – beim jetzigen Weltkriegs-Zusammenbruch dieses unorganischen Europa – das abendländische Leben sich zunächst in Amerika fristen wird, wie das Morgenland sich vergrößert durch die islamitischen Gebiete und – nach dem Zusammenbruch dieses Gemengsels von Byzanz und Bagdad – die morgenländische Kultur sich in Spanien und Marokko fristet, so wird das Leben der Danaer, bei denen Homer singt, an den Rändern des ägäischen Meeres, d. h. in Jonien und Griechenland, vergrößert zum Umfang von Hellas und des Hellenismus und rettet sich aus dem Zusammenbruch dieses anorganischen Hellenismus nach Rom.[1]

Danaer 1100–500	Morgenland Antonius bis Monophysiten im Orient	Abendland 900 bis 1453
Hellas 500–336	Monophysiten bis 622	Europa ohne Rußland 1453–1701
Hellenismus + Mithridates	Byzanz + Islam	Europa mit Rußland
Rom Cäsar	Spanien, Abderrahman el Nasir von Kordoba	Amerika Wilson
Morgenland	Abendland	Slaven

Soviel erzählt die Namenwahl der Geographie dem, der ehrfürchtig nach Symbolen Ausschau hält[1]. Es ist eine tiefe Lehre, die aus den drei Schicksalen heraufsteigt: Die Beschränktheit der

[1] Weiteres in »Europäische Revolutionen«, 3. Aufl. 1961.

mütterlichen Landschaft bereitet diesen Kulturen ihren Untergang, weil und sobald sie auf neue Gebiete überzugreifen genötigt sind. Im Geist der »mütterlichen Landschaft«, darin, daß diese Kulturen von einer irdischen Mutter stammen, liegt ihre Endlichkeit begründet. Soweit das Morgenland Land des Morgens, soweit das Abendland Land des Abends ist, soweit muß seine Kultur allerdings eines Tages sterben. Nichts Erdgeborenes lebt ewig. Hat sich im mütterlichen Bereich die Kultur entfaltet, so bricht sie hernach wie eine reife Schote auseinander, und sie ergießt sich: im Alexanderzug, im heiligen Krieg der Araber, in den Entdeckungen und der Europäisierung Rußlands, als tausendfache Aussaat über neue Gebiete. Eben das bereitet ihr den Untergang. Denn das Neuland ist zuerst die Karikatur der echten Kultur, um hernach haßerfüllt über sie Gericht zu halten. Syrien, Pergamon, Ägypten, Alexandria erschlagen das alte Hellas, Mesopotamien und Persien erschlagen das Morgenland, Rußland vernichtet das Abendland, weil das Abendland, nun Europa geworden, für den Zarismus mitverantwortlich gemacht wird. Vor dem Blick des Amerikaners verschwammen drüben in der alten Welt das europäische »Kaisertum« und der Zarismus Rußlands in eines. Und waren die Hohenzollern nicht oft genug in der gleichen Gefahr? Aber auch die inneren Grenzen dieser Rettungen in den Westen hinüber sind immer die gleichen: Wenn heut der bolschewistische Volksaufklärer Lunatscharsky seinem Volke Schiller vorspielen läßt, so darf das verglichen werden jenen Versen aus der griechischen Tragödie, die nach der Römerschmach von Carrhae vor dem Partherkönig ertönen, oder mit der Ehe Ottos des Sachsen mit Theophanu von Byzanz. Lunatscharsky zeigt dem Weltsieger Wilson, der Partherkönig dem Cäsar, Otto dem Abderrahman die Beschränktheit seines vermeintlichen Kulturuniversums; und so deuten sie auf das Kommende.

An der Verwandtschaft dieser drei Schicksale kann also der heutige Europäer erkennen, daß er auf die Ewigkeit der eingeborenen Erdteilskultur nicht länger zählen kann. Weder das mittel-

alterliche, noch das neuzeitliche Leben, soweit sie geographisch, das heißt erdeingeschrieben sind, weder Katholizismus, soweit er eine bloß abendländische Größe ist nach Art der Kathedrale von Reims, noch Protestantismus, soweit er nur eine europäische Größe ist nach Art von Goethes Faust, können dauern, auch wenn sie sich wie einst Hellas nach Rom, der Orient nach Spanien, heut nach Amerika vorläufig hinüberretten mögen.

Spengler läßt sich auch im einzelnen wichtige Einsichten entgehen, weil er als Heide, als Verächter des Worts, den Umschlag aus der Qualität in die Quantität, aus Rechtgläubigkeit in Ketzerei, nur mit den namenlos-numinosen echt-idealistischen Schlagworten Kultur und Zivilisation zu benennen vermag. Ferner konnte er 1917 noch nicht sehen – und deshalb auch nicht prophezeien – daß, wie er die Leichtigkeit von Roms Sieg über die zerrüttete Antike fein hervorhebt, ähnlich mühelos heut von Amerika mit wenigen Legionen, mit 69000 Toten gegen 12000000 tote Europäer, die Weltherrschaft errungen werden würde.

Weil Spengler von der unsichtbaren Seele der Menschenmutter sich zur körperlichen Erdmutter, zur mütterlichen Landschaft, flüchtet und ihr die Seele der Kultur verschreibt, deshalb verliert er die »wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit«, um in dem Verschieben der irdischen Grundlagen jeder einzelnen Kultur innerhalb ihres eignen Jahrtausends das Gesetz der Wanderung, der Mission zu erkennen. Ohne Voraussetzung gibt es eben kein Wissen. Um wenigstens von der bewußten Voraussetzung, dem Dogma, freizubleiben, hat sich Spengler sein Dogma von der Mutter Erde gezimmert, das immer dann versagt, wenn die Erschließung der Erde selbst statt Voraussetzung Ergebnis der Geschichte wird! Gegenüber dem »voraussetzungslosen« Idealismus ist freilich schon seine Voraussetzung ein mächtiger Fortschritt; aber ans Ziel kann ihn sein privates Dogma, daß Gäa die Schöpferin Himmels und der Erden sei, freilich nicht tragen.

III.

Friedrich der Große soll einmal im Scherz einen Pfarrer gefragt haben: es gäbe doch eigentlich keinen unwiderleglichen Beweis für das Christentum. Da habe der Pfarrer schlagfertig erwidert: O doch, Majestät, die Juden! Die Durchwachsenheit der Menschheit mit einheitlicher Sendung und einheitlichem Geiste, die ins Bewußtsein gehobene Einheit des Menschengeschlechts, sie verkörpert sich in nichts anderem als in den beiden unbegreiflichen Mächten des jüdischen Volkes und der christlichen Kirche. Es gibt nichts Schlechtes und nichts Gutes, das man nicht beiden nachsagen könnte und nachgesagt hätte. Der Nationalismus und Paganismus des 19. Jahrhunderts hat sowohl das Volk Judas wie die Kirche zu zerstören gehofft. Alles, was irdisch an beiden ist, hat er zerstört und wird er zerstören. Der Untergang des Abendlandes ist unvermeidlich geworden. Die »dem Geist der mütterlichen Landschaft« Europa assimilierten Juden und die ihm assimilierten Kirchen werden beide jetzt aussterben und zugrunde gehen mitsamt der nationalen Kultur, die sie verführt und aus dem großen Zusammenhang des Menschengeschlechts herausgelöst hat. Spenglers »Untergang des Abendlandes« ignoriert beides: die Kirche und die Synagoge, die christliche Ära und den ewigen Juden. Welk wie die Seele des Abendlandes wirkt sein Buch darum trotz aller Intuition.

Denn weil Judentum und Kirche die beiden einzigen unsterblichen Figuren der Weltgeschichte darstellen, so können auch nur sie die beiden Zeitrechnungen hergeben, die imstande wären, jene Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte zu offenbaren, die Spengler, der sie beide verleugnet, schattenhaft zu haschen sucht. Die christliche Ära zählt von dem Jahre der geschichtlichen Erscheinung des ewigen Lebens an, als sich dem menschlichen Bewußtsein jener unendliche Zeitraum öffnet, in den Spengler heut seine sechs Kulturkästchen hineinstellen kann, jener Zeitraum, der den Goldgrund der morgenländischen Ewigkeitshöhe und das Rembrandtbraun abendländischer

Unendlichkeit beide hervorbringt. Der Gegensatz gegen diese Zeitrechnung von der Fleischwerdung des Worts treibt die Juden zu ihrer Ära von der Erschaffung der Welt. Die christliche zählt vom Tage her, da der Mensch vom Baum des ewigen Lebens essen durfte, also von dem Augenblick her mitten inne in der Schöpfungsgeschichte, in dem der Himmel die Erde küßt. Die Juden behaupten demgegenüber eifersüchtig die Ewigkeit und Einheit der Weltschöpfung und zählen von dem Tage, da der Mensch die Frucht vom Baum der Erkenntnis gebrochen hatte. An jenem Tage aber ist der Tod erschaffen worden, das heißt eben jene Eingangspforte zu Spenglers Lieblingsbegriff der »höheren Menschheit«, die aus dem Todeserlebnis entstehe. Deshalb umfaßt die Zeit von der Weltschöpfung eben jene 6000 Jahre, die auch Spengler dieser höheren Menschheit einräumt. Weil Spengler die euklidisch-antike Körperhaftigkeit sechs einzelner Kulturen an die Stelle der von Christus offenbarten ewig-unermeßlichen Wiedergeburt des geschichtlichen Lebens und das namenlose numen der »höheren Menschheit« an die Stelle der Erschaffung des Menschen und seines Sündenfalls hebt, deshalb wird er nur zum blinden unbewußten Sklaven beider Offenbarungen, des alten und des neuen Bundes. Welch Versteckspiel, weder der christlichen noch der jüdischen Zeitrechnung ins Gesicht zu sehen in einem Werk, das erklärt, die Zeitrechnung zu entdecken! Aber der Fenriswolf des innerchristlichen Heidentums mag noch so hochmütig in seinen Ketten knirschen, er bleibt unter die unzerstörbaren Quadern der göttlichen Ewigkeitsburg gebannt.

So steht Spengler vor uns als die Figur des dem Wort und seiner Erstgeburt Jesus trotzenden Geistes, der nicht ewig leben, sondern mit seiner Heimatseele zusammen sterben will. Zwischen ihm und dem Unsterblichkeitshoffenden sind darum alle Brükken der Sprache in Wahrheit schon abgebrochen. Sein Werk enthüllt, wie tief die Krankheit des europäischen Geistes bereits gefressen hat, daß er seiner Erneuerung aus ewigen Quellen stolz ausweicht. Spengler *will* nicht leben. Das ist das Grausige einer

solchen Erscheinung, daß die Seele hier alle ihre Geheimkräfte aufbietet, um – zu sterben. Denn dies ist ein Widerspruch in sich selbst. Seele und Unsterblichkeit sind ja nur zwei Namen für dieselbe Sache, dasselbe Ereignis an unserer irdischen Existenz. Eine Seele, die ihre Unsterblichkeit bewußt preisgibt, begeht Selbstmord. Die abendländische Seele badet sich noch einmal in allen ihren faustischen »Impressionen« und – zerstört sich lächelnd selbst. Mit dem Spenglerschen Buche ist die Seele des Abendlandes bereits ermordet. Noch erzählt er uns von ihren Wahrheitsträumen, ihrer faustischen Sehnsucht. Aber das gute Gewissen der abendländischen Kultur ist durch ihn ein für allemal zerstört. Er selbst schreibt den tiefen Satz: »Der Zweifel an Gott ist das Verhängnis des Menschen, in dem ein tiefer Verstand über eine tiefe Seele siegt« (S. 198). Aber diesen Satz zwingt er als unabweisliches Schicksal allen auf, die fürderhin naiv an dem Kulturbau des »Abendlandes« mitarbeiten wollen. Alle, alle unterstehen diesem Satz im Jahrhundert der Zivilisation, im Zeitalter, wo man die Religion zu einer unter fünfundzwanzig anderen Kulturäußerungen neben Kunst, Wissenschaft, Hygiene, Sport und Politik zu »machen« gewußt hat. Traurig ist die Spenglersche Pose des stolzen Selbstmörders, trauriger aber doch die Wirklichkeit von vor dem Kriege und aus dem Kriege, die ihm seinen Urteilsspruch diktiert hat.

Nein, so wenig wir die Spenglersche Wissenschaft als Wahrheit anerkannt haben, so entschieden müssen wir nun auch die wissenschaftliche Kultur der Gegenwart für unwahr und todeswürdig ansprechen. Wir haben es jedem Leser leicht gemacht, sich der Spenglerschen Thesen zu erwehren. Aber damit haben wir nicht sagen wollen, daß der heutige Gebildete oder die heutige Wissenschaft wahrhaftiger und lebenswürdiger seien als diese geniale Abrechnung über beide. Im Gegenteil! Zu Spengler darf wohl der durch ihn vom Idealismus befreite Leser sprechen: »Erfüllst du deine Geniuspflicht, frag ich nach deinem Glauben nicht«. Wenn man dagegen die Erzeugnisse der Wissenschaft während des Krieges mustert, wenn man geduldig

sucht nach lebendigem Glauben in der Sprache des Wissens, so packt einem hoffnungslose Verzweiflung. Kein Fach hat mehr die Kraft, zwischen faul und frisch, tot und lebendig, gut und böse, wertvoll und wertlos an seinen Gegenständen zu unterscheiden. Alles, was ihnen vor die Augen kommt, wird gleichmütig erforscht; Mißgeburt oder Edelwuchs, das wissen sie nicht zu sagen. Alles ist Zufall, alles Scherbe, alles Stoff, zu dem sie ihr »Vielleicht« blinzeln. Die Staatsrechtslehrer ersticken in ihrem Positivismus des Staatsapparates. Kein einziger glaubt an leibhaftiges Leben des Geistes. Keiner würdigt die Mitschuld der Jurisprudenz am Kriege. Die Historiker erörtern wohl die Phänomene der europäischen Revolutionen. Keiner ahnt den eigentümlichen Beruf jeder einzelnen Revolution, »den Fluch der bösen Tat«, für den Gesamthaushalt der Geschichte. Religionsvergleicher erörtern die »religiöse Psyche« der Reformatoren oder »die religiöse Lage« der Gegenwart. Keiner ahnt oder gibt zu, daß er als Wissenschaftler selbst zeugen und lehren müßte aus der echten Glaubenswahrheit heraus und gegen den Aberglauben. Sie sitzen in ihrem historisch-idealistischen Schulkäfig und belehren uns über die Wahrheit, um uns ja nicht für beschränkt zu gelten durch die Wahrheit. Der Geograph ahnt noch weniger, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut. Daß es also begeisterte Ansiedlungen gibt und teuflische Ausgeburten zuchtlosen Unglaubens, die zum Untergang verurteilt sind, wie etwa eine moderne Großstadt. Der Nationalökonom zergliedert das Bewußtsein des Wirtes. Aber er ahnt nicht, daß die gute Wirtschaft aus dem Satz entspringt: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, so wird euch alles andre von selbst zufallen. Denn alles Wirtschaften ist Ergebnis des Glaubens, im einzelnen wie im sogenannten Wirtschaftskörper, das heißt eine Hingabe an die Gelegenheit, an den Nächsten, an das Nächste, an das Ereignis. Nur die schlechte, die böse Wirtschaft fängt an mit der Ausrechnung, der Statistik und dem »größt«-möglichen Profit. Der Philologe zerhackt die Worte, ohne zu ahnen, daß sie Reflexe des Satzes sind, die Sätze aber, ohne zu

ahnen, daß sie Reflexe des Gespräches oder der Dichtung sind. Dazu müßte er freilich wissen, wie die Sprache der inneren Aufrichtigkeit und der inneren Verlogenheit sich unterscheiden. Niemand unterstellt sich selbst dem Gesetz des geistigen Lebens, sobald er gelehrt produziert, mag er im Privatleben noch so orthodox sein, sondern glaubt, er könne, wie der antike νοῦς, wie Kants reine Vernunft in das geistige Leben von außen hineingucken. Aus der Welt dieses Geistes ist allerdings – wie Spengler betont – der Teufel endgültig verbannt. Die Gelehrten sehen ihn nirgends mehr am Werk. Aus ihrer Welt haben sie das Gute und Böse vertrieben. Was bleibt dem armen Teufel, als sich ihnen selbst ins Genick zu setzen und sie – zu reiten? – Und so versteht heut kein Fachmann mehr den nächsten Nachbarn. Denn wo jeder einen privaten Ansatzpunkt der Untersuchung hat, im massenhaften Stoff irgend ein willkürliches stoffliches Interesse, da sind tausend Probleme da, die für niemand Probleme sind als für den, der zufällig in eben dem Stoff ertrinkt. In diese Welt hinein leuchtet das schwefelgelbe Licht des Spenglerschen Buches mit erfrischender Deutlichkeit. Er macht ein Ende mit dem Sich-Bewahren der katholischen, protestantischen, jüdischen, heidnischen Wissenschaft. Mögen sie sich noch so zimperlich gegeneinander verbarrikadieren, sie sind als Zeitgenossen Kultur- und Geistesgenossen. Die Wissenschaft des Jahres 1919 ist eine, ob sie nun ja oder nein sagt zu dem einzelnen Problem; sie ist ein einheitlicher Sproß und Jahresring am Baum der abendländischen Kultur. In dem Augenblick, wo sie stirbt, erkennt sie sich als eine, ungeschiedene. Und so repräsentiert Spengler immerhin gegenüber den Fachgelehrten das Gewissen der Geisteswissenschaft. Das ist schon etwas, daß einer in den Tumult der Anmerkungen zum Geistesozean das Wort von der Symbolik alles Geschehens schleudert. Den Fachgelehrten zwingt Spengler – und er rechnet gründlich mit der vertrockneten Stubenphilosophie usw. ab – zur Umschau und Rundschau in andere Gebiete des Wissens hinüber. Er reißt den einzelnen vielleicht doch hinauf in das Gebiet einheitlich-

wissenschaftlichen Denkens, so wie es die Expressionisten in der Kunstwissenschaft versuchen. Das hieße dann endlich den Dualismus zwischen Philosophie und Theologie überwinden, an dem wir seit der Scholastik kranken.

Aber ist jetzt auch nur dazu noch Zeit? Ich will einmal glauben, der gelehrte Nachwuchs, all die heut Dreißigjährigen, die von den heutigen Männern auf den deutschen Kathedern zu Schülern gewonnen sind, die Epigonen von Epigonen, bekämen trotz Kriegsmüdigkeit noch einmal Kraft, daß sie auffahren wie die Adler und die Einzeldisziplinen umschmölzen. So würde die ganze Wissenschaft ein glänzend lesbares Feuilleton geworden sein. Anfänge dazu sind zweifellos da. Die Wissenschaft als solche wäre dann neu geputzt, mit neuer gesellschaftlicher Anziehungskraft ausgerüstet. Aber träfe sie auch noch auf eine Gesellschaft, auf die sie mit ihrem Geist Eindruck machen könnte?

Spenglers Buch ist nicht umsonst vor dem Kriege entstanden. Vor dem Kriege, da konnte ein solcher Teilversuch, die europäische Wissenschaft zu retablieren, noch erfolgreich erscheinen. Denn damals schienen wir ja Zeit zu haben. Heut kommt jeder Teilneubau des geistigen Lebens unwiderruflich zu spät. Denn heut ist die Kluft zwischen Wissenschaft und Wahrheit unermeßlich weit aufgetan. Mag die Wissenschaft heut Richtiges oder Falsches vortragen, sie hat sich selbst im Flugsand jährlicher Neuerungen und Hypothesen so entwertet, daß ihre Stimme in den Volkskörper nicht mehr hineindröhnt, sondern an ihm abprallt wie Wandreklame für irgend eine leibliche Medizin. Die Wissenschaft hat in ihren Schulhäusern so lange aus saftstrotzenden Stämmchen kahle Säulen gemacht, daß heut das Volksleben formlos, stumpf, jeder Führung unzugänglich, darniederliegt. Wie sollte heut die Wissenschaft den Menschen erneuern, da heut umgekehrt nur eine Wissenschaft Sinn hätte, die zuvor aus dem Menschen erneuert wäre?

Nein, die Erneuerung des krank gewordenen Geistes kann nicht aus der abendländischen Bücherwissenschaft kommen, auch aus

einer noch so populär gemachten nicht. Denn eben ihr selbst ist ja mit Spenglers Werk das Horoskop des Verfalls gestellt wie allen anderen Symbolen der abendländischen Seele. Spengler selbst, bloßes Gewissen der Wissenschaft, der er sein will, hofft, sein Werk werde die am Ende ihrer Probleme angelangte Physik, Mathematik, Kunstwissenschaft neu befeuern und Stoff zu Hunderten von Dissertationen liefern. Er wird diesen Erfolg auch haben. Aber ihm geht Geist und Wissenschaft so sehr aneinander über, daß er »die innere Struktur des Geistes«, »die unmittelbare Form des Verstandes« und »die Menschlichkeit selbst, rein und ganz«, am Ende seines Buches identifiziert! Aber in allen, die noch lebendig sind, muß er das Gewissen für die Wahrheit wecken statt eines bloßen Gewissens für die Wissenschaft. Ihnen enthüllt sich ganz der seelenlose Zustand der Gegenwart. Die magische Kette des geistigen Stromkreises ist zerrissen. Die Generation, die diesen Krieg zu verantworten hat, hinterläßt kein glaubwürdiges, kein liebenswertes, kein hoffnungsvolles Erbe. Sie hat nichts zu tradieren. Alle äußeren Stoffmassen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die innere lebendige Tradition heute zerstört ist. In tausend Einzelverbindungen mag heute noch lebendige Kulturtradition bestehen; im zentralen Punkt, von dem aus Formen und Gedanken immer neu durchtränkt werden, in der führenden internationalen Geistesgeschichte, klafft durch den Krieg ein Abgrund.

»Die Kirche hat die Wahrheit. Aber sie hat den Krieg nicht verhindert. Die Staaten haben die Wirklichkeit. Aber sie haben den Krieg nicht verhindert. Der Sozialismus hat die Massen. Aber er hat den Krieg nicht verhindert.« So empfinden und rufen die Knaben von heut. Und sie verlassen Wahrheit und Wirklichkeit und Menge und werden nackte Empörer. Denn die Väter, denen Wahrheit, Wirklichkeit und Menschheit anvertraut waren, haben versagt. Geist, Macht und Fülle vermögen heut nichts über den Sklavenaufstand der Moral, weil die Statthalter der drei Gewalten Europas Jugend ohnmächtig haben

opfern lassen müsen. Aber gerade der besten Jugend graut vor dem zersplitterten Dreizack Geist, Macht und Stoff (Kirche, Staat, Wirtschaft), den keine beseelte Gestalt mehr lenkt. Die schlechteste Totalfigur ist ihr lieber als dieses senile Auseinanderfallen des einheitlichen Lebens Europas in drei ohnmächtige Scherben.

So sind die Knaben von heut in der entsetzlichen Gefahr, aus eigener Kraft leben, sich selbst erlösen, titanenhaft den Pelion auf den Ossa türmen zu müssen. Sie haben keine geistigen Väter, denen sie zunächst einfach glauben könnten! Diese Knaben müßten Menschen sehen, um glauben zu können. Aber alle geistigen Menschen hat der Krieg geistig verbraucht, indem er sie zur Partei erniedrigt hat. Europa hat heut keine glaubwürdigen Menschen! Den Knaben, den Empörern, den Zöllnern und Sündern von heut, kann aber nichts Subjektives und nichts Objektives von vor dem Kriege imponieren oder helfen. Sie lechzen nach der einzigen Instanz, vor der objektiv und subjektiv beides dahinfällt: dem glaubwürdigen Menschen. Was sollen da Ideale oder Organisationen?

Nur Außerordentliches kann helfen, nur jene Glaubwürdigkeit, durch die in den Alltag hinein wieder Wunder getan werden.

An alle Protestanten und idealisierenden Katholiken ergeht heute die Entscheidung, ob sie »die Neuzeit« mit ihrem graeconationalen Idealismus pflegen wollen oder das Christentum. Neuzeit und Idealismus sind tot. Man kann nicht gottselig und zugleich geistreich im Sinne der Universitätswissenschaft sein. Vor allem aber: können dir die Knaben glauben? Wer nur den Fächern der Universität dient, der verlangsamt vielleicht ihren Einsturz, aber er hilft noch nicht bei dem Wiederaufbau des geistigen Lebens aus dem Christentum. Denn dies Leben darf durch keinen europäischen Begriff etikettiert sein. Abgestorbene Namen töten neues Leben. Und so wirkt heute der griechische Idealismus.

An alle Katholiken und organisierenden Protestanten ergeht heut die Entscheidung, ob sie das Mittelalter und seine römisch-

juristische Gesetzlichkeit pflegen wollen oder das Christentum. Mittelalter und römisches Recht sind tot. Man kann nicht gottselig und Jurist sein im Sinne der positiven Jurisprudenz. Vor allem aber, können dir die Knaben glauben? – Wer nur den Bestimmungen des Generalvikariats dient, der verlangsamt vielleicht den Einsturz der Organisation; aber wenn er Parteien, Vereine, Institutionen großzieht, hilft er noch nicht bei dem Wiederaufbau des geistigen Lebens aus dem Christentum. Abgestorbene Formen töten neues Leben. Und so wirkt heute das römische Recht.

Werden die Protestanten aber die Kraft aufbringen, zwischen Wissenschaft, fröhlicher Wissenschaft und der zum Tode verurteilten neuzeitlichen Wissenschaft zu scheiden? Werden die Katholiken die Kraft haben, zwischen der Kirche, der ewigen Kirche, und der zum Tode verurteilten bloß mittelalterlichen Kirchenzeitlichkeit der Bürokratie zu scheiden? Werden beide ihr griechisch-römisches Heidentum willig aufopfern für die Erneuerung des Lebens, damit die Knaben ihnen glauben können? Mit der Gewalt der Schwerkraft wird noch einmal alles Mattherzige, Unentschlossene, Schwankende in der Angst des Schiffbruchs sich an das Sichtbare allein klammern. In die Arme werfen wird es sich den Institutionen und den alten Idealen. Denn das Unsichtbare ist ihnen – eben unsichtbar und schon deshalb ein Ärgernis und eine Torheit. Agorageist und Tempelgeist sind ewig gleich.

Schon strömen die Studentenverbindungen, die Parteien, Vereine, Hochschulen über von verzweifelnden Feldgrauen, die sich an irgend ein Lebenssystem klammern. Laßt euch von diesen Massen, die noch einmal die alten Weisen anstimmen, nicht darüber täuschen, daß sie bloße sich schleppen lassende Massen sind! Sie können den Sinn der Ideale und Institutionen nicht mehr auferwecken. Solch Sinn fließt nur aus dem Unsichtbaren, nicht in der Masse, sondern in des einzelnen Gläubigen Brust. Ein intellektueller Spartakist muß mehr zu denken geben, als tausend Spefüchse. Denn er mahnt uns an den Fluch, den wir so

gern recht schnell alle vergessen möchten, wir Idealisten und Organisatoren aller Richtungen, dem aber alle benannten Persönlichkeiten der Kriegszeit unterworfen bleiben: daß sie ihre Glaubwürdigkeit verloren haben vor dem neuen Geschlecht. Um die Glaubwürdigkeit gilt es heute zu ringen, um das Reich Gottes nackt und bloß. Glaube, Liebe und Hoffnung sind weder Institutionen noch Ideale; sondern sie sind die ewigen Himmelskräfte, die zur Herrschaft über beide berufen sind, die aber seit hundert Jahren in einem immer engeren Winkel der europäischen Kultur als »Religion« inventarisiert worden waren. Fahr hin, du Kulturbruchteil, das die Neuzeit Religion etikettiert hat, wenn doch die Wahrheit auferstehen will! Das Unsichtbare wird die Welt erneuern. Das Unsichtbare wird in der Windrose menschlicher Bestrebungen, gegen die Wetterfahne des menschlichen Geistes, die Herzen wieder unbeirrt schlagen lassen.

Bis diese Kräfte groß genug sind, die erstarrten Riesenorganisationen von innen heraus zu erneuern, mag mehr als ein Jahrhundert vergehen. Aber die Gnade Gottes wiederholt nicht ihr zeitliches Gesetz. Der Weltkrieg in seinen kurzen, unendlich langen fünftehalb Jahren ist in Spenglers Tafel nicht vorgemerkt. Er und die anschließende Revolution zeigen eine solche Energie der Abrechnung mit dem Jahrhundert der Zivilisation, d. h. des Unglaubens, wie keine Vergangenheit sie je besessen hat. Es verschlüge der christlichen Wahrheit nichts, wenn sie bis auf das von Spengler berechnete Jahr 2200 warten müßte zu ihrem Wiederanstieg. Aber die Seele lebt von der reinen Gegenwart, und wenn sie heut getrost ihre tausendjährige Vergangenheit hinter sich läßt, so verzichtet sie damit zugleich auf die astrologische Vorherbestimmung des Werdens aus dem Sein. Die Zukunft, wie sie Spenglers Wissenschaft skizziert, ist nur das Gespenst der Vergangenheit, in die Zukunft hineingeworfen. Es gibt aber Seelenkräfte, die beides, Vergangenheit und Zukunft, überwinden im Wunder – des Augenblicks. Gegen die Geisteshaltung, die am Tage nach dem neunten November gleich nach Aufbau schreit, die überall nur die Schuld von dem

oder jenem Zufallsmenschen wittert und von einem »unglücklichen Zufall« auf den nächsten »glücklichen Zufall« blind spekuliert, gegen die ist die Majestät des Spenglerschen Todesgesetzes eine erhabene und befreiende Tat. Es zeigt, was es kostet, eine Welt zu erschaffen, zu erhalten und zu vernichten. So hat er tausendmal recht gegen das ungläubige »Vielleicht, Vielleicht auch nicht« der Generation der Quantitätspolitiker auf allen Gebieten des Lebens. Aber daß es eine Freiheit gibt, die hier und heute alle Geschichtsgesetze über den Haufen zu werfen vermag durch Tod und Auferstehung dieser Stunde, das ist ihm verborgen wie allen Geistreichen. Nicht zugunsten jenes blinden Ungefähr chaotischen Wissens vor dem Gesetz, sondern zugunsten der Freiheit nach dem Gesetz widerspreche ich Spengler. Betrachte ich die heutige Schriftgelehrsamkeit, so begreife ich ganz Spenglers Empfinden. Er mag sich wie der goethesche Adlersjüngling fühlen, der die Fittiche nach Raub aushebt und zur Tagesklugheit sagt: O Weisheit, du redest wie eine Taube! Jesus hat solche Lehren wie die Spenglerschen angesichts des Zusammenbruchs des Lebens vorher verkündigt: »Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler.« Das sagt er ausdrücklich von denen, die der eigenen Geistreichigkeit eine in sich zerfallende Welt zum Raub vorwerfen. (Mathäus 24, 24–28.) Die irdische Taube ist freilich dem Reiz nicht gewachsen, der von der Kühnheit solches Adlerfluges ausgeht. Aber wir wissen von einer Taube, die höher schwebt als die Adler. Denn sie gehört so wenig dem Alltag wie dem Genietag des irdischen Geistes, sondern aus dem Unsichtbaren herniederfliegend, überwindet die Taube des göttlichen Geistes nicht nur das satte Behagen, sondern auch die Überhebung und Selbstzerstörung der menschlichen Vernunft.

Der Adler, der alles sub specie voluntatis, d. h. der Lebenskraft ansieht, erhebt sich über die Niederungen der Philistermoral und ihr konventionelles Gut und Böse. Trotzdem merkt er selber an, daß, wo einer Welt diese Kraft zur Unterscheidung abhanden komme, diese Welt dem Tode geweiht sei, und schreibt »den Untergang des Abendlandes«.

Aber die eigene Erhabenheit solch eines Nietzscheschen Willensmenschen und der Untergang des Abendlandes sind nur zwei Seiten der selben Sache, mag auch der Übermensch hier, die niedere Masse dort unversöhnlich gegeneinander stehen. Die Masse zwitschert nur vom »lieben« Gott, von seiner Güte; die heldische Vernunft läßt von Gott nur den Willen übrig; Gott und Gottes Wille sei heutzutage identisch, sagt wörtlich der Aristokrat Spengler. Aber etwas dem Massenbehagen wie der Einzelkraft Unfaßbares verkündet die Taube, nämlich, daß Gott die Wahrheit ist, daß er der sein wird, der er sein wird.

Denn es gibt nicht nur das irdisch-gesellschaftliche Gut und Böse, nicht nur das heroisch-dionysische Mächtig und Schwach, Hoch und Niedrig; sondern die Taube überfliegt die Stärke und Höhe und Macht, daß die zu hohen Berge der Übermenschen einfallen und zu Tälern werden und die saubern Schachbretter des gesellschaftlichen Rechts und Unrechts überflutet werden, beide vor der Majestät des Oben, das gegen das Unten gesetzt ist. Die Massen scheiden gut und böse, der einzelne unterscheidet mächtig und ohnmächtig; aber Gott schied das Licht von der Finsternis und den Himmel oben gegen die Erde unten. Und wo die einzelnen wie die Masse des Oben und Unten, vergessen, stürzt er ihre Throne, Kanzeln, Katheder, Rednerpulte und Bühnen um; ihm ist beides dann ein gleicher Greuel: Gut und Böse der Philister, und Stark und Schwach der Helden. Vor dem Oben der Wahrheit werden die »Gestalt« und »die Wirklichkeit« des Spenglerschen Werkes plötzlich und unerwartet auf dieselbe Stufe erniedrigt, auf der die Stoffkrämer der Motive, der Kausalität, des Zufalls und des Glücks hocken. Sie gehören beide als auseinandergeborstene Hälften in die gottverlassene Welt von 1870–1917. In diesem Zeitalter hatte Gott sich allerdings aus der Welt zurückgezogen. Nietzsche hat das Geheimnis verraten: Gott war tot.

Bismarck mit seinen moralistisch gedachten 75 Mark Jahresrente für die guten, braven und gehorsamen Arbeiter und Nietzsche mit seinen Dithyramben auf die Freien und Starken, sie sind

nicht nur untergegangen. Aktiv haben beide am *Selbstmord Europas* mitgewirkt. Die bürgerlich-moralische Austeilung der Orden und Strafen durch den fertigen und darum hoffnungslosen Abgott Staat und die Freiheit der schönheitsdurstigen und darum lieblosen Renaissancenaturen, Selbstvergötterer und Helden sind beide an sich ohne innere Wahrheit. Diese erfließt erst von oben, aus dem Licht der Offenbarung, aus dem täglich erst gut und böse, stark und schwach auf Erden neu bestimmt werden. Staatsvergötterer und Selbstvergötterer haben beide vergessen, daß Gott Welt und Mensch täglich neu schafft, und Staat und Selbst ihm lauschen müssen. Sie sind ihm aus seiner Vaterhand herausgebrochen. Sie haben seine Geduld erschöpft. Um deswillen verwesen heut beide, Götze Staat und Götze Individuum; und düngen mit ihren Leichnamen das Land, damit aus dem Selbstmord Europas die Welt neu geschaffen werden könne, geschieden in oben und unten, in Himmel und Erde. Wir dürfen nicht den Selbstmord für ein Ende nehmen. Denn es steht nicht in unserer Macht, ein Ende zu machen. Der Tod dient dem Leben. Und deshalb gebührt dem, was Spengler den Untergang des Abendlandes betiteln mußte, ein anderer Name, ein Name von jenseits der Gräber:

DIE AUFERSTEHUNG DER WAHRHEIT

Ein Echo von 1945

»Der Selbstmord Europas« übersetzte den Titel »Der Untergang des Abendlandes«, aus der griechischen Sprache der Genies in die demütigere Sprache der Mitschuldigen. Die Anzeige erschien im »Hochland« 1919. Amerika war damals der von außen hereinkommende Sieger.

Das folgende Blatt, ein Brief, der in Amerika 1945 geschrieben worden ist, zeigt, wie der zweite Weltkrieg nur der Gerichtsvollzieher des ersten gewesen und wie die selbe Frage: Un-

tergang oder Selbstmord? mit einer Verschiebung um ein paar Längengrade nach Westen sich einer zweiten Generation stellt.

Envoi

Dear Mr. McGrath: October 12, 1945

Your defense of Spengler has done me a great service, for, today I received the passionate plea from a man in the State Departement who suffers from Spengler. And now I know better what to tell him.

By this I mean, that he everywhere finds your admiration for the axiom that the West is one thing, and Russia quite another, that we must organize the West although it is obviously sterile and must fight Russia although she obviously is up and coming. His conscience rebels against such policies and he requires an answer.

The Spenglerian temptation is shared by the great majority of Westerners at this moment. They have lost the spirit and sit on their fannies and adore the basilisk who tells them: You are dead or dying. I do not feel surprise over your being overwhelmed by Spengler's genius. The ordinary sources of history and politics which are accessible to your mind, must leave you starved compared to the spicy food offered by Spengler. And this is the first and the last thing to be said of him. Your mind is awakening and growing. And for the mind, *genius is the true food*. But, my dear friend, genius is not the last criterion. Jesus was a genius who did not care to be one. We must be more than geniuses. Or we will destroy society as the geniuses of old.

For today, I include my outline for the man in the State Department. Spengler is their daily policy. He must not be allowed to remain it.

Cordially,

Eugen Rosenstock-Huessy

EHRLOS – HEIMATLOS

(Geschrieben nach dem Friedensschluß von Versailles, 1919)

Der Generalquartiermeister des deutschen Heeres, dessen Feder die ehernen Berichte des August 1914 abgefaßt hat, der spätere Kriegsminister v. Stein, hat seine Erinnerungen veröffentlicht. Er ist der menschlichsten Soldaten einer unter der hohen Generalität, und so beginnt er sein Buch mit dem reinen Klange eines menschlichen Hauptstücks: Heimatlos. Er schildert, wie er durch den Kriegsausbruch seines Hauses an der Grenze verlustig geht und wie er seitdem ein Heim nach dem anderen aufschlagen und wieder räumen muß. Das Buch schließt aber mit einem zornigen Anruf an die politisch unfähigen Deutschen und mit dem Zitat, mit dem heut alle nationalen Zornesausbrüche enden: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre. Heimatlos – Ehrlos: So ist die trostlose Reihenfolge des Militärs. Am 28. Juni 1919 endet der Zusammenhang seines Daseins. Mag hier und da auch eine Verheißung der Rache, des Wiederauferstehens hintennach folgen, so kommt sie doch aus ungläubigem Herzen. Soche Verheißung prägt heut nur der Verstand, der klug ist und sich ein Türchen offen lassen will. Das Herz ist gebrochen. Das Soldatenherz hat seine Heimat verloren, seinen Herrn und sein Heer; es hat hernach auch sein Vaterland verloren, als dies seine Ehre preisgab. Heimatlos – Ehrlos.

1. Die geistige Volksordnung

Dem Zivilisten geht es politisch in allem umgekehrt wie dem Militär. Aus Gesindel werden von des Königs Werbern und Offizieren »Sold-aten« zusammengeworben und mit eiserner Strenge zu Bataillonen formiert; erst hernach bildet sich in dieser

Armee durch den Einfluß des Offizierskorps der »gute Geist« der Truppe. Von oben, vom Haupt, dem Kapitän, rührt alle Ordnung. Erst kommt die Disziplin, hernach die Erziehung und die »vaterländische Aufklärung«. – Dem geistigen Haupt im Volke ergeht es umgekehrt. Er muß Gesinnung und Glauben frei von unten her treiben und sprossen und Frucht tragen lassen. Und die letzte Frucht ist die ausdrückliche Anerkennung seiner Führerschaft durch das Volk; zuletzt fällt ihm das Befehlsrecht zu, mit dem der Offizier beginnt.

Der Soldat erduldet erst das Uhrwerk des immer gleichgestellten Dienstes und erfährt darnach tausend Ausnahmen »unter der Hand«. Erst ist das vom Kopf des Ganzen aufgestellte Dienstreglement und der Gehorsam, hinterher die außerdienstliche Gefälligkeit und Erlaubnis, der »Urlaub«. Wie das Haupt, so die Glieder. – Die geistige Ordnung setzt anfangs niemand über den andern. Alle sind frei in ihrer Willkür. Jeder trägt sein eigenes Uhrwerk in sich; in besonderem Takt schlägt es von jedem andern unterschieden. Der Geist ist frei; denn vom Herzen her wird er bestimmt. Erst hernach sehnt sich dies einzelne Herz über sich selbst hinaus nach dem Rechten und der Regel; und erst auf dem Höhepunkt seiner Selbstüberwindung stellt es mit den anderen Herzen in geistiger Vereinigung das Gesetz auf und nimmt über sich den Gehorsam zum Gesetzgeber, zum Herrscher. Wie die Glieder, so das Haupt.

Deshalb hat der Heerführer sein Gefolge, seine Leute zuerst auf dem Platz beieinander. Das Militär beginnt mit der Parade, der Heerschau, mit der Zusammenfassung von Kriegern an einem Ort, zu einer Stunde, unter einem Befehl, in gleichem Schritt und Tritt. Erst am Ende geht alles in die Quartiere auseinander, oder besser, weil weniger verstreut, nur auf die Stuben der neben dem Exerzierplatz liegenden Kaserne.

Die Zusammenfassung, der Zusammenhalt, sichtbar, körperlich, leibhaftig, die Formgebung und Uniformierung ist das erste Ereignis, ist die Geburtsstunde des Militärs, zu deutsch ja der »Tausendschaft«. Früh morgens steht die Truppe versammelt.

Das zivile Volk lebt umgekehrt, ein jeder auf seinem Acker und Gütchen. Auseinander stehen die Menschen der Arbeit, die waffenlosen, gebunden an ihre Heimat, an die Scholle, an die Werkstatt. Erst der Geist treibt sie zueinander, erst der Geist lehrt sie sich versammeln des Abends unter der Dorflinde. Der Aufruhr der Geister ist es, der zur Aussprache und zur Beratung führt. Der Aufruhr ist das bürgerliche Gegenstück der Parade, der Aufruhr, der heut meist gedankenlos mit dem Fremdwort »Strike«, »Streik« bezeichnet wird. Noch heute tagt das englische Unterhaus abends und nachts bis zwei, drei Uhr. Die Künstlichkeit unseres Parlamentsbetriebs in einem militärischen Staate erhellt schon aus dem Sitzungsanfang früh um neun, also zu einer Zeit, wo Bismarck, unser einziger geistiger Führer, noch in tiefem Schlafe zu liegen pflegte.

Wo das Heer aufhört und der Krieg, des Abends in den Quartieren, da beginnt das friedliche Leben des Geistes und des Gedankenaustausches in den einzelnen Häusern des Volks.

Wo der Geist seinen Höhepunkt des Friedens und der Eintracht erreicht hat, da erzwingt er in der Versammlung des Volks die Überwindung der gestaltlosen Freiheit durch den Beschluß zur Abwehr gemeinsamer Not. Da, unter offenem Himmel, wo die Willkür der Freien zur Pflicht geadelt wird, schlägt die Geburtsstunde des Heers und seiner Zwangsverfassung. Krieg und Frieden, Heer und Haus, sind entgegengesetzten Wesens; denn dort wird begonnen und muß begonnen werden mit dem Zwang und dem Gehorsam, hier aber mit der Freiheit und der Willkür. Deshalb führt eines zum andern, bedarf des andern. Nur über die Reihenfolge kann Streit entstehen.

Die Reihenfolge war es ja auch gewesen, die uns eingangs bei der »Mentalität« des Soldaten aufgefallen war. Der Militär, und das heißt heute bei uns zugleich der Nationale, endet mit dem Ehrlos, also mit dem Auseinanderlaufen des Heervolks. Kein Wunder; denn unser ganzes Staatsleben kannte nur den Takt vom Morgen hin zum Abend. Wie Kriegsminister von Stein mit dem Verlust des häuslichen Herdes sein Kriegsbuch beginnt und

mit der Ehrlosigkeit endet, so hebt der preußische Staat an mit dem Befehl, der zur Wachtparade ruft, mit dem Gehorsam, und er bricht in dem Augenblick zusammen, wo der aufrüherische Ruf: Das Ganze Halt! ertönt. Dieser kriegerische Staat sog sein Volk hinein in sein Heer, so daß es zum Heervolk wurde. Wir hatten kein Volksheer, sondern ein Heervolk. Denn die Formen und Uniformen des Heeres standen als Matrizen ausgegossen bereit, bevor das Volk in sie hineingefüllt und hineingegossen wurde. So lebte dieser kriegerische Staat von morgens bis abends. Aus Morgen und Abend wurde sein Tag. Wie das Haupt, so sollten die Glieder sein. Ein kriegerischer Staat kann nicht anders leben.

Aber heute beginnt der Frieden. Der Geist des Friedens lebt seinen Tag vom Abend her. Aus Abend und Morgen hat Gott den ersten Tag geschaffen. Aus dem Geist, der am Abend spricht: es werde, und des Morgens wird das Wort zur Tat. Unser Staat ist dahin. Unser Volk kann nur weiterleben als waffenloses Volk des Friedens. Es muß darum die Reihenfolge seiner Lebensäußerungen umkehren. Erst die Freiheit und die Willkür, dann der Gehorsam und das Recht; erst der Rat, dann der Befehl, erst die Zersplitterung, dann die Versammlung; der Aufruhr und der Streik stehen an der Wiege dieses Volks.

Das neue deutsche Kaiserreich war auf keinen Satz so stolz, als auf den seines geistigen Paten Goethe: »im Anfang war die Tat«. Denn es war bei Königgrätz und bei Sedan gegründet worden. Es durfte sich morgendlicher Waffentaten rühmen.

Das neue deutsche Volk beginnt in der Dämmerung der hereinbrechenden Nacht seinen Weg. Es hat keine Taten vor sich. An dem waffenfrohen Tatenhunger, am Tatendurst ohne Geist – wie es der höchste Militär ausgedrückt hat: »an seinem unbewußten Streben nach der Weltherrschaft« –, an seinem tumben, ahnungslosen Siegfriedtum also, ist sein Reich zu Grunde gegangen. Das einzige, was sein bloßes Tatsachenreich aus dem Reich des Werdens und Wachsens noch in sich hineingenommen hatte, war das Schlagwort vom »Ziel«. Zielbewußt, zielstrebig,

zielsicher, zielklar, den Kriegszielen unverrückbar zusteuernd, so lechzte der Soldat, die zivile Staatsleitung zu sehen.

Aber das Ziel ist ein Ergebnis des Reifens. Armeen lassen sich aus dem Boden stampfen, Ziele nicht. Der preußische Generalstab hat am 20. Oktober 1918 einen jungen »geistvollen« Hauptmann beauftragt, eine »werbende Idee« auszudenken, durch die das Volk Widerstand leisten könne durch den Winter! Eine Idee ausdenken! Nein, Ziele sind die reifen Früchte des Geisterkampfs am Abend und in der Nacht. Wie auf den katalaunischen Feldern die Geister der Erschlagenen nachts weiter kämpfen, als die Leiber dahin sind, so beginnt am Ende jedes Kriegs, jeder Schlacht, die Auflösung, das Auseinandertreten der Geister, die Zwietracht innerhalb der äußerlich errungenen Eintracht.

Ist der Feind besiegt, ist der Friede da, dann kann der Geist seine nächtliche Wechselrede beginnen, die auf der Freiheit und der Befreiung jedes einzelnen beruht. Am Ende dieser Wechselreden erwächst allmählich das Ziel.

Wie sollten wir also in einem militärischen Staate eine »zielbewußte« politische Leitung haben? Das Ziel des Deutschlands von vor Sedan, die Reichsgründung, war mit Versailles 1871 erledigt. Innerhalb des preußisch-deutschen Reichs selbst fehlten die Quellanlagen, aus denen Ziele hervorgehen. Ziele lassen sich wie reife Früchte vom Baum pflücken unter einer Voraussetzung; unter der Voraussetzung, daß der Baum des Friedens und des Geistes im Garten des Volkes gepflanzt und gepflegt worden ist. Die Eiche tut's dazu nicht, deren Kranz den Sieger schmückt. Es muß schon die Linde sein, deren süßer Duft die Knaben und Mädchen des Abends an sich lockt.

Wo stand aber bisher die Friedenslinde deutschen Geistes? Wo wurde sie vom kriegerischen Wesen des Staates geduldet und ertragen? Die Linde stand in der Heimat des einzelnen, im Stammlande. In Schwaben, in Bayern, in Sachsen singt das Volk von der Linde. Frieden und Freiheit gab es in dem kleinen Einzelstaat; in der Heimat. Im deutschen Reich des preußischen Aars aber wuchs allein die Eiche, der Baum der Macht und des

Stolzes. Da gab es deshalb keine Reichsziele, keinen Reichsfrieden, keine Reichseintracht und keinen – Reichsgeist! Es gab nur einen obersten Kriegsherrn und einen »Burg«frieden; aber es gab fünfundzwanzig Fürsten und Bürgermeister in den einzelnen Vaterländern. Nie tagten diese fünfundzwanzig miteinander in verantwortlichem Rat. Nie vereinigten sie sich unter einer Linde des Reichs zur Versammlung. Ein jeder residierte in seinem Städtchen, pflegte seine Wälder und sein Theater. Statt eines Reichsfürstenrats, aus dem die so durchaus fehlenden Ziele hätten wachsen und reifen können, wurden studierte und examinierte Juristen mit Instruktionen zu einem Bundesrat delegiert, der hinter verschlossenen Türen referierte und votierte, und Konferenzen wurden abgehalten, um die Reservatrechte der Einzelstaaten zu urgieren.

Das Reich lebte nicht aus den Herzen seiner Bewohner, sondern es umschloß sie als ein Panzerschiff in schimmernder Wehr. Um seiner Siege willen jubelten wir ihm zu.

2. Die Vernichtung der Ehre

Dort wo der Soldat die Dinge liegen gelassen hat, muß der Zivilist sie aufnehmen. Während der Soldat noch immer zu drohen und zu beschwören glaubt, wenn er ausruft: »Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre«, da ist dem Zivilisten bereits das Ereignis widerfahren: Die deutsche Nation hat nicht ihr alles an ihre Ehre gesetzt. Wir sind nicht untergegangen wie die Goten unter Teja am Vesuv, die vom Berge herabstiegen, ihre Pferde laufen ließen, um mit der Waffe in der Hand zu sterben. So aber sterben Nationen für ihre Ehre ihrem König nach. Als Natio, gens, natürliches Volk sind wir nichtswürdig. Das ist die eine unerbittliche Tatsache. Der Soldat muß, solange er persönlich im Stil des Soldaten weiterleben will, diese Tatsache wegsinnen und weghassen. Er muß sich selbst trotzig aus dem entehrten Volk herausnehmen als unschuldige Ausnahme. Er verharrt, ein sterbender Nachhall der Zeit, da sein

Stolz in den Stolz seines Volkes eingefügt war. Aber Leben widerfährt nur dem, der sich die Tatsachen des Tages widerfahren läßt. Für den Lebendigen ist darum die zweite Tatsache, die ihn wundert, daß wir da sind, trotzdem da sind. Also ohne nationale Ehre sind noch die Menschen eines Volks am Leben. Was sind sie? Was bilden sie? Was können sie werden?

Es ist Mitternacht. Nichts ist übrig von dem »Tag der Ehre«, der über dem deutschen Reiche seit Sedan geleuchtet hat. Vom Reichsdasein ist schlechthin nicht mehr übrig, das würdig oder wert wäre. Menschen sind freilich übrig, Staatssekretäre, Generäle, Fürsten a. D. Aber eben alle a. D.! Gewesene sind es, die ihre Erinnerungen schreiben. Das ist noch nie dagewesen in der Welt, daß alle Männer der Öffentlichkeit binnen ein oder zwei Jahren nach dem Sturz ihre Erinnerungen von sich gegeben haben werden. So rasend schnell, so unerhört gründlich hat noch nie ein Geschlecht sich selbst erledigt, abreagiert, abgewickelt wie dies des wilhelminischen Geistes. In zwei Jahren wird es also nicht einmal mehr Kraft haben, Sensationen auf dem Büchermarkt hervorzurufen, geschweige denn im Geistesleben. So rasch wie diese Memoiren jetzt alle erscheinen – so rasch reitet nur der Tod.

Mitternacht. Das ist nicht nur deshalb die Stunde, weil nichts würdiges, kein Lichtstrahl vom letzten Tage mehr übrig ist. Ein anderes Wort stellt uns noch umfassender das Horoskop der Stunde: »Ein Mensch, der seine Vergangenheit nicht ehrt, hat keine Zukunft.« Ein solcher Mensch fällt der Laune jeder Sekunde anheim; er kann seine Eigenart nicht mehr festhalten; er wird närrisch und entartet. Dem deutschen Volke ist das Rückgrat gebrochen. Mag der einzelne Deutsche sich dagegen aufbäumen, er bleibt im Netze gefangen – alle haben mit der Vergangenheit der Nation gebrochen. *Als Nation haben wir also keine Zukunft.* Diese Erkenntnis erst wendet den Tatbestand der »Nichtswürdigkeit« an, und die Entehrung wird erst dadurch als Funktion, nach ihrer Wirkung, in die geistige Tatsachenwelt eingegliedert. Wir stehen also in einem Augenblick des absolu-

ten Nullpunkts, ohne jede Pfeilrichtung. Der Tag der Ehre ist verleugnet, seine Wiederkehr unmöglich.

Dennoch leben wir. Welch ein Tag kann uns also werden?

Mitternacht ist nicht ein Augenblick; Mitternacht ist von jeher eine ganze Geisterstunde. Mitternacht dauert, bis der Uhrzeiger den Mut zur ersten Einheit des neuen Tages findet. Bis ein Uhr währt die Geisterstunde, in der alle Geister losgelassen sind. Denn alles ist ungewiß. Wird der Tag wiederkehren? oder war es der letzte Tag? Die Geisterstunde ist der Versuch des Teufels, den letzten Tag zum jüngsten Gericht zu stempeln, die Wiedergeburt der Welt zum Licht zu verhindern. In dieser Spukzeit leben wir seit dem 9. November. Ein Wirbel aller bösen Geister auf dem Totenacker: das nackte Gebein, der unverschämten Sinnlichkeit scheußliches Gerippe tanzte wie besessen in dieser Stunde seinen »Kaviarmäuschen«ball über den Gräbern der Erschlagenen. Der Tod fiedelte die Tanzweise. Sein Knochenschädel grinste höhnisch dazu: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Der Militär, und noch mehr der bloß Nationale will und kann heut sein Volk über diese Geisterstunde nicht hinübergelangen lassen. Er selbst ist ja der Tod. Er tantzt nicht etwa mit, aber er fiedelt jene verzweifelte Melodie, die den Gespenstern nichts übrig läßt, als sich dem Tanz besinnungsauslöschender Betäubung hinzugeben. Solang er so da capo in infinitum aufspielt, zwingt er sie, sich die Ohren vor seinen selbstmörderischen Klängen zu verstopfen und in den gierigen Genuß hineinzutaumeln. Diese eine, letzte Stunde ist dadurch noch sein. Noch bekennt er es nicht, daß sein Tag zu Ende ist. Als Tod überlebt der Nationalist seinen eigenen Tag, als Tod glaubt er weiter zu herrschen – diese eine Stunde lang. Der ganze Mob der Gebildeten heult hinter ihm daher und singt den Endreim mit: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Den Franzosen hat der Tod durch 43 Jahre so aufgespielt, bis sie ihr Land von hemmungslosem Hasse getrieben den Deutschen, Amerikanern, Schwarzen und Gelben zur Zerstörung preis-

gaben. Uns mit in den Abgrund reißen, der sie verschlingt: das ist die Revanche der 1870 zerbrochenen Ehre. Uns aber steht der Tag nur um eine einzige Stunde über. Der Glockenschlag Eins erdröhnt, und alles Überlebte verschwindet. Dieser Glokkenschlag hat denen, die noch leise Töne hören können, bereits geschlagen. Er ist die Unterzeichnung des Friedens am 28. Juni des Jahres 1919.

In diesem Augenblick waren alle Geister des vorangegangenen Tages aus der öffentlichen Vertretung des Volkes nach außen verschwunden. Adlige und Patrizier, Militärs, Diplomaten, Professoren und Parteihäupter waren ausgemerzt aus der Vertretung in Versailles. Ausgemerzt waren auch innerhalb des Zentrums und der Sozialisten die letzten geistigen Führer: Landsberg, Giesberts, Scheidemann. Ja sogar der bloße Praktikus Erzberger hielt sich zurück. Bauern und Arbeiter, Zentrum und Sozialisten, waren allein übrig. Hinter ihnen duckten sich die bisher führenden Schichten einschließlich der trüben Mischmaschkompanie der Demokraten. Bauern und Arbeiter, die alltägliche Masse des Volks war übrig und war allein vertreten, als die erste Stunde des neuen Daseins schlug. Arbeiter und Bauern sind wie der weibliche Teil des Volkes. Sie »gehorchen, aber sie bleiben stehn«. Die Regierenden »geben den Namen der rollenden Zeit«. Das Ende der alten Epoche war somit entschieden, da nur Arbeiter und Bauern noch übrig waren. Sie bedeuten das nackte, entgeistigte Dasein eines Volks, jetzt und immerdar. Sie sind der geistlose Rohstoff, aus dem heraus jeder Tag der Geschichte geschaffen wird. Wo nichts als Rohstoff übrig ist, muß also wohl etwas ganz Neues beginnen.

Den Geist, das Stichwort der neuen Epoche gibt das Ereignis, das diesem Rohstoff widerfährt. Denn an ihm entzündet und gereizt findet er sich selbst. Die deutschen Arbeiter und Bauern, die Weiber, die ihre Söhne und Männer aus der Gefangenschaft zurückzwingen wollten, gaben die Ehre ihrer alten Führer für das eigene nackte Leben.

So standen sie führerlos am 28. Juni. Ganz rein wäre der ent-

hauptete Zustand des Volkes hervorgetreten, wenn neben Hermann Müller ein Weib seinen Namen unter das Vertragsblatt gesetzt hätte. Hermann Müller und Dorothea Schulze, das wäre die reine Verkörperung des armen Volkes an jenem Tage gewesen. Aber selbst zu dieser gereinigten Darstellung seiner selbst konnte das Volk noch nicht erwacht sein. Es war ja nur da, nichts als da. Selbstbewußtsein erweckte ihm erst der Schicksalstag selbst. Die Materie bedarf des Augenblicks Gottes, das Volk des Strahles seines erfüllenden Tages, um belebt zu werden. So fehlte am Friedenstisch das katholische Weib neben dem protestantischen Manne. Und so ist der 28. Juni selbst das erste Wort, das in das gestaltlos gewordene Volk hineinfährt.

Am 28. Juni 1919 wird dies Volk geboren; ein Volk der Entwaffneten und Entehrten ist es. Und deshalb meinen die Waffenträger, es hassen zu müssen, um die eigene Seele nicht zu beflecken und zu verlieren. Aber wer seine Seele behalten will, der wird sie verlieren. Diese Waffenträger verfehlen den Anschluß in den neuen Tag des Volks. In das neue Leben findet nur der den Weg, der freiwillig mit hindurchschreitet durch die Mitternachtsstunde, freiwillig. Er muß sich selbst hineinwerfen in den Schmelztiegel des geistigen Todes, er muß sich von Arbeitern und Bauern mitvertreten gefühlt haben in dieser Stunde. Er muß sprechen: ich selbst habe den Frieden mitunterzeichnet. Nur der Geist, der für diesen einen Augenblick seine Entgeisterung erträgt, der sich nicht sträubt, Rohstoff, Volk, ungeistig geworden zu sein, nur der kann aus dem geistigen Tod aufzuerstehen hoffen. Weil er lieber dem Volke eingeboren bleiben wollte als sich zu bewahren, kann er wiedergeboren werden als Führer im Volk. So ist dies die Krisenstunde der Geister. Das merken sogar die kleinen und ohnmächtigen Geister und gebärden sich gar wild, indem sie die andern – immer die andern – als »Literaten« anschwärzen, als »Intellektuelle« verdächtigen, als »Ästheten« brandmarken, um das mißtrauische Volk von der eigenen Fährte abzulenken. Diese Selbstentmannung ist nicht von ungefähr. Sie entspricht dem Streichen der Flagge, dem Wechsel der Reichs-

farben. Die neuen Farben haben nichts zu bedeuten und bergen keine Lebenskraft. Aber die Beseitigung der alten Farben hat etwas zu bedeuten und birgt den Wunsch, neuer Lebenskraft zugänglich zu werden.

Steigen wir aber aus den Niederungen, wo es wild rumort, zu den verantwortlichen Stufen der geistigen Bezeugung des Volkstums. Auf ihnen erhebt sich die Frage in rücksichtsloserer Form: Kann denn der geistige Mensch, der des Lebens der Nation bewußt geworden ist, darf er weiterleben? »So ihr nicht werdet wie die Kinder...« Mit diesem Wort ist uns ja die Erlösung von dem grellen Scheine des einzelnen Geschichtstages offenbart und vorher verkündigt. Nicht nur die Armen und Beladenen, Arbeiter und Bauern, die Kinder und Weiber, die da einfältig leben, sind dem geistigen Tode entrückt und leben unterhalb jener Ebene, auf der die Geister ringen, wie die Pflanzen des Feldes und die Tiere des Waldes unerschöpflich fort. Auch der einzelne, geistreich gewordene Mensch hat in sich Armut und Kindlichkeit, Weibliches und Irdisches. In jedem Menschen mischen sich ja alle Kräfte des Menschentums, wenn anders er sie nicht mutwillig in sich zerstört. Der geistige Mensch, der nicht entartet ist, darf sich auf jene Kräfte zurückflüchten, die Gott für die Nacht des Lebens geschenkt hat. Das unbewußte, hoffende, geduldige und demütige Wesen der Kinder und Weiber, der Arbeiter und Bauern, nehmt es hinein in euer eigenes Herz!

Aber kann das genügen? Würden wir damit nicht dem Geist abschwören? Sollen wir ihn verachten? Ist denn Geist nicht Zusammenhang? Heißt Geist nicht Gesetz und Ordnung, Einheit und Erkenntnis der Einheit, Anschauen und Wirken des Notwendigen? Wie könnte nach solcher Entzweiung des Geistes, nach solchem Selbstbegräbnis, je wieder gehofft werden können auf Einheit der Gedanken?

Es ist wahr, eine ganze Sprache des Geistes ist mit der nationalen Geschichte mit vernichtet. Für den nationalen Geist gibt es keinen Wiederaufstieg zur Einheit und zum Gesetz. Denn es ist da einen Augenblick der Zusammenhang unterbrochen worden.

Das ist unwiderruflich. Und ohne Zusammenhang kein Geistesleben, es sei denn ein wahnsinniges, wie Frankreich es uns vorlebt. Deshalb klingen alle die Volksgeiststimmen so hohl und hoffnungslos, die heut schnell und leichten Herzens den sozialen oder den demokratischen Neubau verkünden und verheißen. Der natürliche deutsche Geist, der sich so stillschweigend hinwegsetzt über den Bruch seines Rückgrates, ist zwar kein böser Geist, aber ein unerträgliches Geschwätz. Wie kann er an Baupläne denken, wo alle seine Pläne bereits einmal zerstört sind? Woher nimmt er seine Glaubwürdigkeit? Alles läßt sich heut sagen und behaupten und widerlegen, da ja der deutsche Geist seinen natürlichen Volkskörper verloren hat, dessen Kraft seine Wahrheit bisher erwies. Da sind die Geister gewissenhafter, die von keiner Erneuerung reden mögen, sondern nur die Verlumpung sehen und den Zerfall des Zusammenhangs, die fühlen, daß sie einem entgeisterten Volksleib angehören, wenn sie den schrillen Aufschrei Grabbes wiederholen: »Wir sind Läuse.«

Aller Nationalgeist der Deutschen ist tot. Denn die deutsche Geschichte gibt als ein autarkes Ganzes keinen Zusammenhang mehr. Alle natürlichen Lebensgesetze des deutschen Volkes sind tot. Denn sie ergeben keine vernünftige Ordnung mehr. Alle Muttersprache der Deutschen, die dem ganzen Deutschland entquellenden Lieder der Studenten und Soldaten, sind tot; denn sie haben ihren Sinn verloren.

Wenn die natürlichen geistigen Äußerungen in Unordnung geraten, wenn Sinn und Zusammenhang des angeborenen Wesens zerbrechen, so kann der Mensch herabsinken in geistige Umnachtung. Nicht in bescheidener Einfalt, sondern in gewaltsamem Sturz sinkt er dann auf die Ebene des Tieres und der Pflanze. Er weiß nichts mehr von sich selbst, wie wir uns etwa die Fellachen Ägyptens entgeistert vegetierend vorstellen.

Der geistige Mensch aber, der nicht schwachsinnig wird, stirbt an gebrochenem Herzen. Als Herzog Rohan die Treue gegen sich selbst der Treue gegen sein Vaterland vorzieht, da heißt es im »Jürg Jenatsch« Conrad Ferdinand Meyers:

»›So spricht kein Franzose‹, brauste der andere auf. Der Herzog machte eine Bewegung zu seinem Herzen. Er wußte es längst, aber es wurde ihm heute zum ersten Male gesagt, daß er sein Vaterland verloren hatte.« Und Rohan stirbt an diesem gebrochenen Herzen, obwohl er noch eine kleine Zeit äußerlich weiter auf Erden weilt. Ebenso als der Demokrat Naumann noch dem Scheingeist des Parteitags präsidierte, da hatte der Mensch, da hatte der große geistige Deutsche, der Friedrich Naumann außerdem war, am 22. Juni, »dem Sonntag der entscheidenden Sitzung der Nationalversammlung, vor dem Hotel Fürstenhof in Weimar gesessen, den Kopf vornübergesunken, die Augen auf eine Pfütze gerichtet, in der sich die weiße, blasse Sonne spiegelte und sein einziges Wort war: Ich kann nicht mehr«. Und zwei Monate später war er tot.

So überleben die älteren Geister diesen geistigen Tod nicht. Sie sind zu hoch und stattlich herausgewachsen, zu überlegen, um wieder in das bloße Volk hineinzuliegen.

Aber ein ganzes Volk geistig bewußt Gewordener kann nicht an gebrochenem Herzen sterben. Deutschland zählt ja achtzigtausend Studenten.

3. Die Gewalt der Zeitrechnung

Gott hat den Menschen gefeit gegen den Tod seines Leibes sowohl als gegen den Wahnsinn seines Geistes, damals als er die Vernichtung unseres Lebens, das Grab, geöffnet hat.

Einem Volke stand der leibliche Zusammenbruch bevor. Da nahm einer den geistigen Zusammenbruch auf sich. Und es gelang ihm durch diesen freiwilligen Tod, dem Geiste dieses Volkstumes zum Siege zu verhelfen über die ganze Welt. Einer hat den Wahnsinn entgiftet, indem er ihn angesprochen hat als den Vollbringer. Um des Geistes seines Volkes willen ward er »von Sinnen«, so daß er als Lügenkönig am Kreuze endete. Aber als die irdische Geschichte Zions im Jahre 70 endete, da hatte dieser »von Sinnen gekommene« Menschensohn dem Geiste Zions

den Zusammenhang einer größeren Geschichte eröffnet, innerhalb derer die Geschichte seiner Nation wie ein bloßer Teil und Ausschnitt eingebettet werden konnte. Trotz der Vernichtung des Volksleibes öffnete sich so dem Geiste dieses Volks die Welt, um von ihm erfüllt zu werden.

Einem Volke geschieht heute das Gegenteil dessen, was Jesus geschehen ist. Er hat die Auflösung des jüdischen Volkskörpers, die Zerstörung des Tempels von Jerusalem geistig überwinden dürfen. Das deutsche Volk überlebt heute seine geistige Selbstzerstörung leiblich, als bloßer Körper. Am 28. Juni 1919 hat das deutsche Volk sich selbst schuldig bekannt. Es hat das getan, wovon die Klugen mit Recht sagten, es sei unmöglich. Es hat sich moralisch eine Kugel vor den Kopf geschossen.

Aber es ist, als hätte das Datum selbst schon ein erstes Heilkräutlein enthalten sollen gegen diese Selbstaufgabe. Denn an demselben 28. Juni ist fünf Jahre zuvor der österreichische Thronfolger ermordet worden. Dieser Mord ist ebenso fest dem 28. Juni eingeimpft wie unser Schuldbekenntnis. Der Mord in Sarajewo redet aber ebenso unwidersprechlich von unserer Unschuld wie die Unterschrift in Versailles von unserer Schuld. Hier ist Schwarz und Weiß auf einen Tag vereinigt. Jene einzige Kriegsursache, die uns bestimmt nicht zur Last gelegt werden kann, fällt zusammen mit unserer Übernahme der Gesamtschuld und wird in allen Schulbüchern und Kalendern der Welt mit ihr zusammenfallen.

Damit werden die menschlichen Bekenntnisse und Richtersprüche auf das zurückgeführt, das sie sind: Menschenwort von sehr beschränkter Wahrheit und Gültigkeit. Das Menschenwort wird selbst eine einfache irdische Tatsache unter vielen anderen Tatsachen. Die Vorstellungsweise und die Urteile des nationalen Geistes erscheinen als ärmliche Bruchstücke der Wahrheit.

Aber noch mehr ist auf dieses Datum geschehen. Deutschland tritt damit ganz und gar unter den Rahmen der Welt – oder genauer der Erdgeschichte: Alle seine eigenen Zeiten und Geschichtsepochen, sein Zählen nach Dynastien der Salier und

Habsburger, Staufer und Zollern, nach Kriegen und Kulturen im eigenen Volke sind belanglos geworden. Am 28. Juni 1919 spricht es mit der ganzen Welt und zu der ganzen Welt, die von der deutschen Geschichte bis auf diesen Tag nichts wissen will und nichts zu wissen braucht. Und es gibt sich an diesem Tage der ganzen Welt preis. So bekommt dies Datum seinen Sinn nicht aus seinem Abstand von 1870, von 1806 oder 1813 oder von 1648 und 1517. Alle die nationalen Daten seit der Schlacht im Teutoburger Walde verbleichen vor diesem ersten universalen, weltgeschichtlichen Datum. Erst mit ihm tritt das deutsche Volk ganz und gar unter die Gewalt der christlichen Zeitrechnung.

1919 Jahre hat es gedauert, bis die Nachkommen Armins und der Cherusker ihre nationale Ehre, ihre Freiheit in den Wäldern Germaniens eingebüßt haben. Bis heut haben die Germanen eine natürliche Geschichte gegen die christliche Offenbarung siegreich behauptet. Bis heut haben sie gegen die christliche Kirche eine angestammte Volksordnung zähe erhalten, in der dem blauen Blut des eingeborenen Adels sein Rang gewahrt blieb. Bis heut haben sie gegen den Geist des Christentums den Volksgeist gehegt und gepflegt in Hoffnung und Glauben an seine Art. Solange der Stammbaum seiner Fürsten die Gliederung von Land und Leuten bestimmte, war das Volk als Volk vorchristlich. Als Volk lebte es wie Adler, Bär und Wolf dahin. So haben bisher die Nationen stolz auf ihre natürlichen Wappentiere heidnisch gelebt, nur christianisiert, aber nicht christlich. Wer christlich werden wollte, der verließ das Volkstum und die Welt und ging in die Kirche. Die Christlichkeit des germanischen Staates bestand nur darin, daß er dies Christentum an seine einzelnen Volksgenossen herankommen ließ. Er gestattete ihnen, ihr Volkstum zu verlassen um Christi willen, er ließ sich von ihnen sprengen, indem er die Kirche unausgesetzt auf sich wirken ließ. Einzig darin bestand seine Christlichkeit, während er seinen Stolz auf seine vorchristliche – wie er rechtfertigend sich auszudrücken liebte: romfreie – Rasse eifrig behütete. Deshalb

gab es eine griechisch-römische, eine germanische, eine romanische, eine deutsche Geschichte möglichst selbständig nebeneinander.

Dieser Staat ist hinweggeschwemmt. Nach dem Verlust des Krieges in ihm weiter zu leben, hätte uns wahnsinnig machen müssen. Der große Aufruhr ist das Heilmittel gegen die Gefahr geworden. Nicht daß er selbst irgend etwas wirken könnte. Aber indem er alle natürliche Ordnung bis ins letzte Glied von Knecht und Magd zerstörte, hat er das Volk freigemacht, als Ganzes unter die Offenbarung zu treten. Unter die Offenbarung, die der Kreuzträger der Heidenwelt überbracht hat, tritt ja nur der, der herausbricht durch Schuld oder Leid aus der natürlichen Ordnung, der des hergebrachten Laufs der Dinge darbt. Ihm, dem »Sünder«, werden seine Sünden mit Sinn begabt, sie werden ihm vergeben in einer neuen geistigen Ordnung, die in der Abenddämmerung des gestaltzerstörenden Todes beginnt. Als der natürlichen Ordnung seines eigenen Geistes, des kriegerischen, der am Morgen beginnt, fällt heute ein ganzes Volk. Es kann nur weiter bestehen, wenn es den Tod seines Selbstbewußtseins überwindet, wenn in seinen entgeisterten Leib ein neuer Geist einzieht.

Die Zeitrechnung, die uns als jüngsten Jahrgang vor sich herstößt, zählt die Jahre seit Christi Geburt, um den Gang der Erfüllung des Heils in der Welt abzustecken. Es ist ja immer dasselbe, das seit 1919 Jahren geschieht, der Zerbruch des Heidentums in Seele um Seele, Bereich um Bereich. Nur daß die Welt Schritt vor Schritt von ihm, von der Wiedergeburt aus dem Geiste, ergriffen werden muß. Heut ereignet sich der Tod des Selbstbewußtseins an einem ganzen Volk. Bisher wurden die Völker getauft, damit sie die Kirche ertrügen; aber nur die Einzelnen konnten Jesus nachsprechen: es ist vollbracht. Aber im Jahre des Heils 1919 spricht ein ganzes Volk sich selbst schuldig. Dies Volk spricht vor einem andern Forum als der einzelne aus seiner Nation sich lösende Mensch, der als solcher Christ hieß. Die einzelne Nation spricht nur innen, in die »Dialekte« der

Muttersprache zerteilt. Nach außen herrscht Feindschaft und Sprachenverwirrung. Und der Bau der Kirche ist erforderlich, damit der einzelne sich irgendwo hinein sagen kann aus seinem leibmütterlichen Dialekt heraus. Heut aber spricht das Volk als Ganzes vor Gott und der Welt und sagt sich aus dem Geist der Staatenwelt los. Als ganzes Volk kann es nicht in die für Einzelseelen geschaffene Kirche hinübertreten. Es verliert seine Natur und bleibt doch unterm freien Himmel. Ist es auch ein Stammeln, das in Versailles geschah, so ist das doch der Unterschied gegen den leiblichen Untergang der Goten am Vesuv. An Stelle der Wagenburg der Leichen vollstreckt ein Name unter dem Friedensdokument das Todesurteil.

Ein Volk erleidet hoffnungslos, unwiderruflich *durch sein eigenes Wort* seinen nationalen, seinen geistigen Tod – und so können ihm Hoffnung und Auferstehung nur noch aus seinem Glauben an den – Tod quellen. Auch sein Untergang muß ihm zum ewigen Gesetz, das heißt zur Offenbarung Gottes in die Welt werden. Gott spricht, wenn das menschliche Geschwätz verstummt. Wenn wir leiden, ist er uns nahe. Denn erst dann lassen wir ihn uns nahekommen.

Darum ist es heut keine Überhebung, wenn der 28. Juni 1919 als die Geburtsstunde eines neuen Volkes bezeichnet wird. Dies Volk war ja verstummt in seiner Qual; es opferte all sein Geschwätz, alle seine Behauptungen, nachdem es bis zum äußersten sich behauptet hatte. Nun trachtete es nicht länger, es selbst zu bleiben. Die Revolution wird als freiwillige Demütigung zum Heilmittel seiner todkranken Seele. Denn nun rührte es Gott selbst mit dem Geist seines Tages. Nicht sich selbst, sondern dem ihm von außen geschehenden Datum und Ereignis schuldet das Volk den Glockenschlag Eins. So hat sich Gott offenbart, da wir nichts mehr waren und nicht in Versuchung geführt werden konnten, Taten von uns für seine Offenbarung zu halten. Nur wer selbst nichts ist, kann die Bestimmung der Stunde, die Erfüllung der Zeit erfahren. Er hat uns in den Rahmen seines Gesetzes gebannt. Dazu mußten wir unser Eigentum und unsere

Eigenart verlieren. Er kann diese toten Gebeine, die Leiche unseres Volks lebendig machen mit seinem Geiste.
Wehe denen, die heut »in jeder Minute« an den deutschen Geist denken wollen. Sie haben nicht Lebendiges, woran sie denken könnten. Denn der Tod heut ist diesem deutschen Geist ebenso wirklich widerfahren, wie einst sein Lutherisches oder Fichtisches Leben. Was das deutsche Volk jetzt zu eigen erhalten und erwerben wird auf Erden, an jeglichem Geist und Ordnung und Gestalt, das verdankt es nicht mehr der »Natur«, sondern Gott, nicht mehr der Geburt, sondern der Berufung, nicht mehr dem Geblüt, sondern dem Geist. Denn es erwirbt nicht, weil es lebt, sondern trotzdem es gestorben ist.

4. Der Heimfall der Heimat

Ehrlos, das war die erste Tatsache, von der wir ausgingen, um zum Frieden zu kommen, zum geistigen Frieden in uns selbst. Nur weil wir die ganze Tiefe unserer Ehrlosigkeit ermessen haben, fanden wir den Frieden, daß Gottes Gesetz an uns offenbart und die Rechnung seiner Zeit statt der unsern erfüllt werde. Und nun wird zur letzten Tatsache, daß wir heimatlos sind! Die Feinde haben uns wohnen gelassen in unserem Lande. Sie haben uns nicht in die Wüste jagen können, sondern sie haben unser Land inmitten der bewohnten Welt zur Wüste erklärt. Ein Stück Erde wollten sie mit uns selbst verfemen. Aber dies Stück Erde wird gerade durch die Verfemung neu gesegnet.
Es regnen heut die Vergleiche zwischen Judas und Deutschlands Schicksal. Gerade weil sie regnen, regt sich in den Reihen derer, die das alte Volkstum der Nation noch nicht einsargen wollen, der Deutschnationalen, um so heftiger der Judenhaß. Denn sie wollen und müssen ja einen Riegel vorschieben, damit diese Vergleiche nicht Gewalt über das deutsche Wesen bekommen, damit es nicht widerstandslos verjude. Unbewußt leisten diese Judenhasser damit auch der Wahrheit einen Dienst. Denn sie erzwingen es, daß der Vergleich Judas mit Deutschland gesiebt und ge-

klärt werde. Es ist ein Zusammenhang zwischen der Zerstörung des jüdischen Nationalheiligtums am 9. Ab 70 und der Zerstörung der deutschen Volksehre heute. Aber nur ein Zusammenhang, nicht eine Gleichung. Den Deutschen geschieht nicht, was den Juden geschehen ist, sondern das Gegenteil. Den Juden öffnet sich damals die Welt. Überall hin dringen sie. Aber nirgends ist es der Erdboden selbst, in den sie eindringen. Nirgends wird die Scholle zum volkseigen Judas. Die Juden sind entleibt als Volk. Die Heimaterde Zions bleibt ohne Ersatz. Schattenhaft wird ihr Dasein, weil es sich nicht in irdischem Häuserbau verkörpert. Ohne Werkstatt und ohne Ackerbau am Ausbau des Erdreichs wandern sie über die Erde. Nun ein Jude blieb stehen auf seinem Eigentum im gelobten Lande; der ausgestoßene, den das Volk nicht ertragen konnte, ohne sich selbst zu verlieren, der Galiläer, blieb daheim auf Zion. Sein Kreuz schlug Wurzel auf Golgatha, der unfruchtbaren Schädelstätte. Nach diesem Kreuz des Todes orientierten sich die Länder der Erde. An allen Orten kehrten sich die Häuser der Gemeinde diesem Kreuze zu. Jesus behielt Jerusalem, als es die Juden verloren, als es zur Wüste wurde, und wurde dort zum König gesalbt: als χριστος, Christus, den Gesalbten empfing ihn deshalb die Heidenwelt, denen er das geistige Erbe Israels zubrachte. Solange Israel als Nation unter den Nationen dalag, solange war jede Gewinnung der Welt durch die nationaljüdische Offenbarung ausgeschlossen. Es mußte ganz unzweideutig und unbezweifelbar der Messias der Heidenwelt kein Jude oder doch kein Jude *mehr* zu sein scheinen, um die Welt zu überwinden. Und so hat Jesus dies äußerste getan, den ganzen Alten Bund in sich hinein zu nehmen und durch seine dem Judentum erstorbene, aus ihm ausgerottete Person hindurch hinauszutragen in die Welt. Zwischen den Nationen lag abgebröckelter Volksstoff, es gab verlorene Schafe in Israel wie in allen Nationen. Er ist selbst eines der verlorenen Schafe geworden. Er ist der Messias – so müssen auch die Juden sprechen –, denn ihr Heil, ihre Offenbarung hat er angefangen, auszubreiten unter den Heiden, ihrer Psalmen und ihrer Pro-

pheten Erfüller wollte er sein und ist er geworden. Die ungeheure Vermessenheit seines Opfertodes allein hat den Stolz der Heiden, gerade der besten Heiden, die Juden nie geworden wären, übermocht. Die Liebe zu ihm hat die Ketten des Heidentums geschmolzen. Zwischen das alte Zion und das neue Jerusalem trat seine Kirche, das geistige, das nur geistige, aber eben doch schon geistige Zion und Jerusalem. Er war der erste Bürger dieses nur geistigen, die Völker missionierenden Zion, in das er die Heiden Schritt vor Schritt einbürgerte. Alle konnte er einbürgern, nur die Juden selbst nicht, die als Schatten und Spiegel des christlichen Zion auf die geistige Durchsäuerung der Ökumene harrten und die Leiblosigkeit der christlichen Kirche durch ihr Dasein täglich störend den Christen ins Gedächtnis riefen.

Heut wird aus dieser christlichen, zum Abschluß des Erdrunds gelangten Völkerwelt Deutschland ausgestoßen. Dem Deutschen schließt sich heute die Welt. Seine Auslandsdeutschen werden ihm heimgeschickt. Aber was mehr sagen will: seine Missionen werden aufgelöst: Seine Teilhaberschaft am gemeinsamen Geisteserbe wird ihm damit aufgekündigt. Die Verteilung und das Verbot der deutschen Mission besiegelt die Verbannung alles Deutschen, wie den Missionar nicht mehr sein Christentum vor den Folgen seines Deutschtums schützt. Aber verbannt wird alles Deutsche in sein eigenes Land. In der Mitte, umgeben von Feinden, bleibt dies stehen. Wir behalten unsern Boden unter unsern Füßen. Aber er wird belastet mit einem Pfandrecht der ganzen Welt.

Die geistige Welt ist vereinheitlicht, dem Weltkongreß für freies Christentum entspricht ein Zusammenfließen aller geistigen Ströme. Nun wird die leibliche Ordnung der ganzen Welt die Aufgabe. Diese leibliche Ordnung ergreift uns zuerst, als den Aussatz aller, und nagelt uns auf unserm Boden an als Sündenbock der übrigen Welt.

So ist dieser Boden nicht mehr die alte Heimat. Die Wälder Germaniens, in denen das deutsche Märchen verzaubert schläft, in die kein Lauscher eindringen darf, dies von keinem Römer je

eroberte Land ist nicht mehr bloße Natur für seine Bewohner. Sie sind enteignet. Die Wälder drohen der wirtschaftlichen Not zum ersten Male zu erliegen. Eine Entwaldung des Landes droht, die es wüst und öde machen müßte.

Auf diesem gefährdeten Boden wohnen die Deutschen nur noch zu Leihe. Sie sind also heimatlos geworden. Nicht als schützender Urwald umgibt sie Deutschland, nicht als sicher angestammter Besitz. Sondern hier ist die Stelle, auf der die Feinde sie stehn lassen mußten. Deutschlands Fall geschah ja, da seine Heere ringsum die feindlichen Hauptstädte noch besetzt hielten. Sein Land ist nicht erobert worden. Als der mächtige Panzer der Front zusammenbrach, da blieb es wie ein unbeschütztes, hilfloses Eiland inmitten der waffenstarrenden zerstampften Feindeserde unzerstört liegen. Wie ein Wunder schien es uns, daß das Volk noch da war nach dem Verlust seiner Ehre. Aber ein ebensolches Wunder ist es, daß das Land noch da liegt nach dem Verlust seiner Grenzwacht. Gott hat uns in eine Zeit hinübergelangen lassen, die uns nicht mehr gehört. Er läßt uns auf einem Lande weiterleben, das unsere Kraft nicht mehr festzuhalten vermöchte. Er schenkt es unserer Ohnmacht neu, unversehrt wie es ist.

Die Heimat, bis dahin etwas unmittelbar Selbstverständliches, wie das eigene Fleisch und Blut, wird jetzt zum Ausschnitt und Anteil an der Erde. Keine Kolonien geben den Deutschen jenes Gefühl anderer Völker, bei der Verteilung der Erdkugel einen Platz an der Sonne erlangt zu haben. Dies Hochgefühl der Pflanzer in Neuland entbehren sie. Sondern das eigene ererbte Vaterland muß den Deutschen zugleich zur Kolonie, das heißt zum neu geschenkten Anteil an der Erdkugel werden. Das deutsche Land tritt erst jetzt für das geläuterte Gefühl der Deutschen zurück in den Schoß der Mutter Erde; es wird zum Bestandteil des voll ausgemessenen, runden, vom Geist der Menschen geordneten Erdballs. Die Heimat hört so auf, der archimedische Punkt zu sein, von dem aus das einfältige angeborene Denken die Länder der Erde als Fremde vor sich ausgebreitet sah. Umgekehrt:

den Fremden, den fernsten Feinden, den Überseern und den Antipoden und ihrer Gnade verdankt er heut das Nächste: die Heimat. Sie geht ein in die Ordnung des Erdkreises, und als Ausschnitt des Erdkreises empfängt sie der Deutsche aus der Hand des Schöpfers.

So geht das Volk ein in die Weltgeschichte der Zeitrechnung. Als Äußerung der göttlichen Offenbarung wird es aus der Erfüllung der Zeit mit Geist und Geschichte neu beliehen. Weltordnung und Weltgeschichte überfallen heut beide Deutschland. Die Weltgeschichte ergreift die ehrlose Nation, die Weltordnung das wehrlose Land.

Weshalb müssen gerade die Wälder Germaniens dem Schöpfer der Erde heimfallen? Weshalb müssen gerade die Deutschen als erstes Volk aus dem Dornröschenschlaf ihrer Nationalität erweckt werden? Täuschen wir uns denn nicht? Haben nicht die andern Völker gleiche Schicksale?

Blicket hin auf die Karte des deutschen Landes, wie es ohne sichere Grenzen in der Mitte des Erdteils ruht. Es ist nicht ein Land, nicht eine Heimat, und ist noch nie ein Land gewesen. Überall sind diese Wälder von vielen Grenzen zerschnitten, überall ist alles ungewiß; nirgends ist Einheit und sicherer Zusammenhang da. Nur gegen Feinde nahmen diese Länder einheitliche Gesandten und Vertreter, einheitliche Grenzen und Festungen, einheitliche Bahnen und Straßen über sich.

Blicket hin auf die Geschichte des deutschen Volkes. Es ist nicht ein Volk, ein Staat, und ist noch nie ein Staat gewesen. Immer waren die Stämme der Deutschen vielfältig. Immer behaupteten sie ihre Zerrissenheit. Immer fehlte die sichere Einheit und Ordnung. Nur zum Kampf, um der Heerfahrt, um des Römerzugs, um der Kreuzfahrt, um der Türkengefahr oder der Wacht am Rhein willen nahmen die Männer einen Heerkönig, einen Kaiser, einen obersten Kriegsherrn über sich.

Überall wirkten zudem Volksteile und Splitter weit über die Landesgrenzen hinaus. Ja, eine zweite Großmacht wurde auf das vom Hauptland amputierte Gebiet Deutsch-Österreich auf-

gerichtet. Oder es wirkten fremde Völker, Dänen, Polen, Lothringer und Litauer in die Grenzen hinein. So nennen die Dichter Deutschland mit Recht das Herz der Völker. Denn Zusammenhang mit den Nachbarn draußen war den Stämmen allezeit ebenso wichtig als der innere Zusammenhang mit dem Bruderstamm. Und die Geschichtsschreiber nennen es mit Fug die Wiege der Völker. Denn aus den gegen die Römer frei gehaltenen Wäldern zwischen Rhein und Oder sind alle Völker hervorgegangen, die bis heut die europäische Kultur getragen und verbreitet haben von Kapstadt bis Irland, von Siebenbürgen bis Alaska.

Heut kann Deutschland den hergebrachten Sammelruf zur Abwehr im Kriege nicht ergehen lassen; heut stehen seine Grenzen den Feinden offen. Das alte Heerkönigtum, das die Stämme zum Heervolk zusammenschweißte, sächsischen, fränkischen, schwäbischen und zuletzt preußischen Stammes, ist dahin. Heut ist Deutschland genötigt, im Zusammenhang selbst mit einer Welt von Feinden weiterzuleben, die unbewehrte Brust selbst kriegerisch gesinnten Nachbarn entgegenzutragen. So leidet es unter der ganzen Welt, die damit Deutschlands herzartiger Stellung unbewußt huldigt. Wir erwerben heut ein Gefühl für die ganze Welt; denn jede Speerspitze, die sie auf uns schleudert, trifft heut unser Herz. Ein Organ, das alles von allen Gliedern leidet, muß da sein, damit die vielen Glieder eine Einheit werden. Bis es ihr widerfuhr, dies Herzstück zu werden, das unter allen leidet, bis dahin hat die Wiege der Nationen, Germanien, sich erfolgreich allen Versuchungen und Versuchen entzogen, die sie wie andere Nationen zum Einheitsstaat verführen wollten. Sie gab sich der Versuchung zur bloßen Völkeraddition, die im Geist der letzten drei Jahrhunderte lag, erst überwunden, als sie zugleich diese Versuchung für alle mit überwand.

Die Sicherung des Weltzusammenhanges durch die Macht des Kaisers hat nicht genügt; durch das Leiden an der Welt mußte der Weltzusammenhang sichergestellt sein, ehe die deutschen Vaterländer und Heimaten zur einheitlichen Heimat, wie Clémenceau uns widerwillig nennen muß: zum »Reich allemand«

(statt bisher: Empire allemand) werden. Heut ist Deutschland sicher, in der Mitte der Länder zu bleiben und in eine Weltländerordnung einzutreten, auch wenn seine Stämme in ein einheitliches Volkstum einheitlichen Geistes verschmelzen. Es hat die Welt geeinigt. Nun darf es sich selbst einigen.

Erst diese Heimat und dieses Volk umfassen die heimgekehrten Feldgrauen alle. Erst sie haben den Geist des Friedens in sich. Denn erst sie beginnen ihr Leben wie ein Volk und ein Land des Friedens beginnen müssen: am Abend; damit aus Abend und Morgen ein Tag werden kann.

Das vorchristliche Volk freut sich seiner natürlichen Beschaffenheit, seiner Rasse. Es rechnet sein Dasein vom Erwachen seiner Kraft her, vom leuchtenden Morgenrot seiner Taten. Das Christentum hat ihm Schritt für Schritt eine Seele um die andere entwunden, bis keine mehr ganz in ihrer bloßen Rasse ihr Genüge fand, sondern dem Volksgeist als einzelne Seele befreit gegenübertrat, bis zur Mündigkeitserklärung von Weib und Mädchen und Gesinde, bis in einem und demselben Volkskörper sechzig Millionen lebender Seelen auf der einen Seite der Verwesung des Gesamtgeistes auf der andern Seite gegenüberstehen. Heute überwältigt die geistige Menschheit, deren erster Bürger, Führer und Soldat Jesus ist, ein ganzes leibliches Volk; denn den eigenen angeborenen heidnischen Geist hat es aufgegeben. Es findet in sich selbst keine Ordnung und keinen Zusammenhang mehr. Es muß sich der Schöpfung durch Gott anheimgeben, durch ihn sein Gesetz in sich offenbaren lassen. An die Stelle des morgendlichen, männlichen Kraftbewußtseins der Nation tritt die abendliche weibliche Hingabe des zum gesetzmäßigen Gliede der Schöpfung erlösten Volks. Aus der Offenbarung Gottes, die seit Christi Geburt von Volk zu Volk über die Erde schreitet, wird heut die ewige Schöpfung des Menschengeschlechts, wie es aus Gottes Hand hervorgehn soll, rückwärts wieder hergestellt.

Wir sind in der Nacht, nur in der Nacht. Und da ein Uhr vorüber ist, so wird es erst jetzt ganz hoffnungslos still und schweig-

sam. Die grenzenlose Bangigkeit wird noch viele Deutsche in den kommenden Jahrzehnten zu Revancheplänen, Restaurationsversuchen und gewaltsamen Empörungen treiben. Wir werden den Versuch eines Lügenkaisertums durchzumachen haben, weil diese Kräfte nicht rasten werden, ehe sie nicht widerlegt sind. So wird dieser Kirchen-, Parteien- und Stammespferch Deutschland durch sie in eine Hölle verwandelt werden. Wir aber, die in der babylonischen Sprachenverwirrung des Kriegs ehrlos und heimatlos Gewordenen, die wir den doppelten Fluch seitens der deutschen Heiden und seitens der Völkerbundsheiden freiwillig auf uns nehmen, empfangen in dieser immer stiller werdenden Stunde das Gesetz des ewigen Lebens, das von Abend gen Morgen weist, und die Verheißung des Reichs. Der doppelte Fluch hindert uns, fortan etwas Lebendiges zu hassen, nur dem Faulen und Toten kann unser Haß noch gelten. Lebendiger Geist kann von uns Liebe fordern in jeglicher Gestalt.

Denn alles Nationale ist selbst ein geistiger Dornröschenschlaf, ist eine Verzauberung, in die sich die Völker auf ihrem dunkeln Gange für Jahrtausende hineinverirrt haben. Kein Volk saß tiefer im Märchen und in der Sage als die Deutschen. Keines hatte leidenschaftlicher die Siegfriedsage und den Wotanglauben dem »römisch-orientalischen« Kreuzesglauben zuwider entwickelt, bis ums Jahr 1900 sogar die Gebildeten nicht mehr wußten, daß Heldensage und Eddaglaube erst als trotziger Widerspruch gegen die Offenbarung zur Entfaltung gebracht worden sind. Damit war ein letzter Höhepunkt des Heidentums erreicht; als schon kein Großmütterlein im niedern Volk mehr an Zwerge oder Riesen glaubte, da glaubten die Gebildeten um so krampfhafter, daß ihre Altvordern einer reifen »eigenen Religion« angehangen hätten. Die geistigen Träger Neudeutschlands vermuteten in ihren Ahnen statt der trüben Barbaren, die in ihrem verzweifelten Dunkel das Licht des Geistes von Osten froh begrüßt haben, Lichtgestalten und Weisheitskünder.

Dieser Aberglaube der führenden Schicht war das Vorzeichen ihres Zusammenbruches. Es war ein letztes Aufbäumen ihres

Stolzes, der sich schon bedroht fühlte. Befreit von dieser absterbenden Schicht der Gewaltsamkeitsheiden finden heut die Deutschen als erste heim zu ihrem Vater, »der uns auch das Pfand, den Geist, gegeben hat«.

Nur wer hinter das Nationale zurückgreift, kann in dieser Stunde des Untergangs seiner Nation seinen Geist behaupten und im Zusammenhang erhalten nach vorwärts in das ausgesäte, aber noch unsichtbare Reich des Geistes, aus dem uns die dem unsichtbaren Gotte heimgefallene Heimat neu geschenkt wird.

In dieser Stunde erfüllt sich die Zeit an uns. Die Ehre des Kriegs war eine für das ganze Reich, der Heimaten des Friedens waren viele. Jetzt wird das Reich der Verbannung eine einzige Heimat, der Ehren des Kampfes aber werden viele. Denn alles Lebendige an Geistart auf diesem Boden wird seinen Kampf der Selbstüberwindung und Läuterung jetzt aufzunehmen haben, um seinen Platz im erneuerten Reich mit Ehren zu behaupten. Gelingt diese Verschmelzung in Liebe durch unermüdlichen Kriegsdienst jedes einzelnen Geistes, so ist die neue einheitliche Heimat eine Heimat des Friedens.

Um vorwärts zu leben jenseits der vergangenen, nationalen Geschichte, müssen wir zurück hinter ihren Anfang, hinter ihren selbstbewußten morgendlichen Anfang. Der größere Zusammenhang überwindet den kleineren, unhaltbar gewordenen. Um eine der Entehrung gewachsene Zukunft zu haben, bedürfen wir einer vor aller Ehre gewachsenen Vergangenheit. Um die Vernichtung des Vaterlandes zu überstehen, muß uns ein Sohnesland bereits mütterlich umgeben. Unsere Ehre und unsere Heimat, die uns umkleidet haben, werden als Seine Ehre und Seine Heimat neu geboren. In dieser Stunde erfüllt sich die Zeit an uns, wenn wir uns zu dem entehrten Volksleib freiwillig bekennen. Der Nationalist meint, auf dem Heimatboden noch weiter wie in seinem Eigentum sich ausrasen zu dürfen; er glaubt sich noch im Vaterland, obwohl er weiß, daß er seine Ehre verloren hat. Er meint, die Unmöglichkeit leerer Geistes-

freiheit zwinge ihn, selbst in einem toten Nationalgeist befangen zu bleiben. Sein Beweggrund ist richtig. Sein Schluß ist falsch. Der Demokrat stellt sich ungeniert unter die Demokraten der Welt. Er spürt nicht, daß er seine Ehre verloren hat, obwohl er weiß, daß sein Land unter Zwangsverwaltung steht. Er meint, die Unhaltbarkeit des Nationalgeistes erlaube ihm die beliebige »Geistesfreiheit«. Sein Beweggrund ist richtig. Sein Schluß ist falsch.

Der Nationalist haßt den Demokraten, den der Ehrverlust nicht genug brennt. Der Demokrat haßt den Nationalisten, den die Not des Landes nicht genug rührt. Uns, die wir das Deutschland der Arbeiter und Bauern bejahen, obwohl es entehrt und wir geistig vernichtet sind, die wir das angestammte Vaterland und die Heimat bejahen, obwohl sie heimgefallen und wir enteignet sind, uns müssen beide ausstoßen. Denn den Nationalisten sind wir ein Ärgernis, den Demokraten aber eine Torheit. Der Nationalist hat keine Zukunft. Er weiß nicht, daß ihm dadurch auch die Vergangenheit zum Gespenst wird. Der Demokrat hat keine Vergangenheit. Er begreift nicht, daß ihm dadurch die Zukunft ein blutleerer Schatten wird. Wir aber wollen nichts sein als das kurze Kabelstück, welches den Riß zwischen Gestern und Morgen gläubig überwindet. Ohne diesen Durchgang durch das enge Tor der Zeit stirbt der Geist.

Das Bekenntnis aber zu dem von den Heiden drinnen wie von den Heiden draußen verworfenen Deutschland wartet fortan auf jeden, der auf seinem Boden lebt. Jedem wird es angeboten als frohe Botschaft, die den Bruch seiner Gestalt heilen will. Deutscher ist, der dies Bekentnis ablegt. Dem Nichtbekennenden bleibt es unbekannt.

Die Botschaft verlangt nicht, daß wir Geheimnisse glauben; sondern was offen vor uns liegt, was auf uns wartet, das sollen wir annehmen.

Damit der Geist Israels ausgehen könne über die Welt, mußte er entleibt werden, mußte sein Gefäß zerbrechen. Aber das

Christentum, das in die Welt den Geist trug, hat zugleich in sie diesen Bruch hineingetragen, den Bruch zwischen Leib und Geist. Es ist »sinnenfeindlich«; denn um den Geist der Heiden zu heilen, hat es den heidnischen Leib entheiligen müssen. Es mußte diesem nehmen, was ihm die Heiden zu viel taten an Ehre, und dem Geiste hinzutun.

Die Zerstückelung in Geist und Leib des Menschengeschlechts neigt sich dem Ende zu. Während sie dauerte, war den Heiden das Dogma notwendig, das auf diese Trennung aufgebaut ist. Heute stürzt es zusammen. Das christliche Dogma vom mannlosen Geist, wie es sich in der Lehre von der Jungfrauengeburt ausspricht, ist eine aufgezwungene Waffe im Kampf gegen die Heiden. Denn wie wäre diesen anders deutlich zu machen gewesen, daß jede Seele ihren Geist unmittelbar von Gott, und nicht durch das väterliche Blut hindurch empfängt? Daß der Mensch von Mutterleib und Gottes Geist herstammt, und der Vater beidem nur dient, das leugneten ja die blutstolzen Nationen der Heiden. In Nicaea wurde griechisch, also in einer heidnischen Sprache gesprochen. Heut ist aller Geblütsstolz zu Ende.

In dem Pferch Deutsches Reich kann nicht immer weiter so nebeneinander her vom irdischen Vaterland der Deutschen, von dem Zion der Juden und vom geistigen Zion der Christen gesungen werden, als sei eines ohne das andere zu denken. Sie sind ja nicht nur auseinander, Juden, Christen und Heiden, sondern sie sind außerdem zu verschiedenen Zeiten aus ein und dem selben Geschöpf abgezweigt. Heide, Jude, Christ folgen aufeinander am Stammbaum des Menschengeschlechts. Sie stehen aufeinander, auch wenn sie selbständig nebeneinander stehen; und so müssen sie sich zwar abstoßen und begrenzen, aber auch gegenseitig tragen und halten.

Der irdischen Liebe zur Scholle, zur Heimat, zum Werk, zur Gestalt, ist die Heidenwelt verfallen gewesen. Als Erwecker der Sehnsucht, als Bringer der himmlischen Liebe, als Einsenker in die verdorrenden, weil vom Baum des gemeinsamen Lebens

immer wieder in die Tiefe der Erde absinkenden Völker, schreitet Christus über die Erde. Er erweckt ein geistiges Volk, ein nur geistiges Volk. Damit aber auch dieses sich nicht vollkommen glaube, steht das Volk, das leibliche Volk, dem er selbst entstammt, neben seinem geistigen Volk. Das Volk, das Jesus hervorbringen mußte, damit er zum Christus werden könne, die Juden, sind die Bringer der Unruhe unter die Christen, wie die Christen das Schwert des Geistes unter die Heidenwelt tragen.

Die Juden sind wie der Herztrieb am Baum, weil sie Geist und Leib der Menschheit in eins gewachsen offenbaren. Aber sie wurzeln nicht. Der Herztrieb muß getragen werden von den Wurzeln, die tief in die Erde greifen und aus ihr sich erneuern. Denn nur aus der Erde und an der Erde verjüngt sich das Menschengeschlecht. Nur aus ihr kommen »neue«, ahnenlose Menschen hervor. Die Christenheit aber sind die weitausgreifenden Zweige und die Krone des Baumes. Nach allen Richtungen greifen sie aus. Sie geben dem Baum seine erdabgewandte Richtung in die Höhe. Sie zwingen ihn, seine Erdenschwere immer wieder zu überwinden, indem sie auch das Geringste an sich ziehen.

Die Leidenschaft der Heiden: Leibesschönheit, drückt sich aus im blauen Blut, im Stammbaum der Könige und Helden der Völker, in ihrer göttlichen Herkunft von Zeus oder Odin. Die christliche Geistesschönheit findet sich in dem Dogma der Jungfrauengeburt offenbart. Nicht ein männlicher Gott, sondern der heilige Geist Gottes zeugt Mariens Sohn. So klaffen Leib und Geist auseinander in hoffnungslosem Ringen. Aber zwischen den Leib, unsere Tiefe, und unsern Geist, der die Höhe unseres Wesens ist, ist uns eine Mitte gesetzt, die Seele, der Herztrieb, der Leib und Geist auseinandertreibt und wieder zusammenführt.

Es gilt heut gegen all die Fronten zu fechten, die uns um eine der drei Gewalten Leib, Geist oder Seele, betrügen wollen. Nicht darum darf der heidnische Geist zerstört worden sein, damit die heidnische Lebenskraft vernachlässigt werde. Nicht

darum darf der christliche Leib, darf der Kirchenstaat und die Staatskirche zerstört worden sein, damit uns der christliche Geist verloren gehe. Nicht darum darf der Jude den christlichen Geist und seine Gedankenwelt auf sich genommen haben, so daß er nun nicht nur der eigenen Erde, sondern auch des eigenen Geistes darbt, damit die jüdische Seele zertreten werde. Ein jeder stehe also in seinem Lager. Aber ein jeder ahne jenseits auch die Dreipersönlichkeit der lebendigen Gestalt. Ein jeder wisse, daß sein eigenes Dritteil ein Jenseits hat, in dem es erst versöhnt wird.

Ein Volk ist einst entkörpert worden, damit die ganze Welt mit seinem Geist bekleidet werden könne; es blieb ihm nur seine Seele. Die Juden sind darum das einzige Volk, bei dem der viel mißbrauchte Ausdruck der Volksseele ohne Spott gebraucht werden darf. Denn die Volksseele ist sein ganzer Besitz.

Hingegen haben nur die Heiden es zu einem wirklichen Körper gebracht, zum Volk und seinem Staate. Nur sie haben sich leibliche Gestalt zu geben vermocht. Die Juden sind keine Nation wie die Heiden. Preußen aber ist ein wirklicher Staatsleib.

Die berühmte Lehre vom Volksgeist schließlich ist ein ähnlicher Irrtum, wie die von der Volksseele. Denn aller Geist ist dem Christentum verhaftet und verschuldet und von ihm abhängig. Die Lehre vom Volksgeist der Romantiker ist ein letztes Aufbäumen der Heidenwelt gegen die Wahrheit, daß nur die Christenheit es zu einem Geiste, zu einer zusammenhängenden Durchäußerung der Welt mit Geist gebracht hat und bringen kann. Die Christen selbst nennen deshalb, weil erst dieser Geist die Welt zusammenhängen macht, ihn den heilenden, den heiligen Geist.

Jesus, die Vollendung der jüdischen Volksseele, war vom Leibe ein Heide; denn er war eine Frucht außer dem Gesetz. Und von Geist war er der erste Christ. Und deshalb ist er Anfang, Mitte und Ende des Menschengeschlechts; und ist nicht mehr Jude oder Heide oder Christ, sondern alles ist in ihm beschlossen.

Heut wird ein Volksleib entehrt und entgeistert, damit dieser

entgeisterte Leib geheilt werden könne durch den damals, im Christus, freigesetzten Geist. Aber wenn dies Volk heut seiner Herrlichkeit entkleidet wird, so geschieht das umgekehrt auch, damit der Geist die befreite Erde finde, in die er einfahren darf und sich verkörpern. Die Erde wird frei von falschem Geist. Nun wird der Geist der Wahrheit heimkehren, damit kein Verbanntes mehr sei. Sintemalen wir wollten lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden, auf daß das Sterbliche würde verschlungen von dem Leben [1].

[1] Als angehender Staatsrechtslehrer schlug ich im Februar 1919 meiner Fakultät vor, wir – statt Wilhelms II. und der Generalität – sollten die staatsrechtliche »Schuld« auf uns nehmen (so zu lesen als »Deutschland und der Völkerbund« in »Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution«, Patmosverlag 1920). Ausgelacht verließ ich die Universität und »lernte« die Fabriksprache als Mitgründer der Daimler-Werkzeitung unter Dr.-Ing. Paul Riebensahm.

DIE SPRACHE DER EREIGNISSE (1924)

1. Abbau der politischen Lüge

Die schlimmsten Lügen sind in der Politik nicht die bewußten Unwahrheiten, die ein absichtlich Lügender spricht. Der »Vater der Lüge« in der Politik ist nicht der Versucher in des einzelnen Menschen Seele, es ist der *Zeitgeist*, der uns alle, bewußt oder unbewußt, mit seinen verlogenen Schlagworten knechten möchte.

Nie hat es mehr solcher schlimmen objektiven Lügen gegeben als heute. Seit fünf Jahren dämmert das deutsche Volk hinter dem, was ihm geschehen ist, einher. Es kann das nicht wohl anders sein. Denn dies Volk ist der rein passive Held seines am 9. November erfüllten Geschicks. Die Worte, mit denen seitdem seine Politik bestritten wird, sind Requisiten aus anderen Zeiten. Sie passen nicht mehr. Ein grundstürzendes Ereignis liegt dazwischen. Solange um diese alten Worte aber noch gekämpft wird, führen sie ein Scheinleben weiter und verhindern uns am klaren Eintritt in das gegenwärtige Zeitalter. So sei es verstattet, einige solcher Gegensätze, die in sich hohl sind, aufzuzeigen, um zu schleuniger Bestattung dieser Gespenster beizutragen. Die echten Gegensätze sollen demgegenüber gezeigt werden.

1. Das erste Begriffspaar ist: *Monarchie* und *Republik*. Die Monarchisten von heute weisen mit Vorliebe hin auf das Papsttum oder auf den amerikanischen Präsidenten, um den Wert – man höre und staune – der Monarchie zu zeigen. Monarchie steht in den Pamphleten sogar deutscher Staatsrechtslehrer als gleichbedeutend mit völkischer Diktatur! Dadurch wird die Republik als prinzipiell entnervtes, weichliches Massenungeheuer hingestellt.

Hier gehen zwei ganz verschiedene Gegensätze durcheinander: nämlich *Monarchie* steht gegenüber der *Demokratie*, *Dynastie* steht gegenüber der *Republik*. Das Papsttum steht den Dynastien gegenüber als Monarchie des Geistes und ist insofern ein *republikanisches* Gebilde. Republik ist überhaupt im Lauf der Dinge zum Sammelwort für die geistigen und politischen Formen gegenüber den bloßen Naturformen geworden. Eine schweizerische Landsgemeinde z. B. ist politische Naturform. Das Volk in Waffen dort ist nämlich eine Naturform, die Naturform der Demokratie. Solch ein Urkanton steht in schroffem Gegensatz zur nationalen Republik Frankreich. Eine Vergeistigung liegt dazwischen: die Volks*vertretung* ist ihr Ausdruck. Denn die Volksvertretung kommt auf dem Wege geistiger Strömungen, ideologischer Parteibildungen, prinzipieller Bewußtseinsspaltungen zustande.

Die Herrschaft der »Gebildeten«, der Examinierten, der »Fachleute« ist entsprechend eine *geistige Aristokratie* gegenüber einem Patriziat oder einer Adelsherrschaft nach dem Gothaischen Kalender. In Deutschland bestand die Naturform der Geblütsaristokratie. Seine Dynastien stellen einen internationalen Adelsverband dar, der nur im Einzelstaat sich als Monarchie verkleidet hat. Die deutsche Vielstaaterei hat dies aristokratische Prinzip der Dynastien maskiert. Denn in einem Einzelstaat regiert der moderne Fürst, allerdings schon längst mit Hilfe einer Geistesaristokratie, nämlich einer staatlich geprüften Beamtung. Deren Bildung und Ideale gaben dem Staat seine »Raison«. Aber im deutschen Volke als Ganzem deckt die Fürstenaristokratie alle anderen Schichten als minderen Ranges völlig zu. Während nun Professor und Oberlehrer – so ich selber – noch für das monarchische Prinzip sich »restlos« begeisterten, hatten diese Dynastien schon den Glauben an sich selbst verloren: Seit 1803 ist die deutsche Dynastieherrlichkeit immer nur noch *Restauration*, d. h. Flickwerk gewesen. »Dies ist die Zeit der Könige nicht mehr«, sagt schon Hölderlin. Und Fichte sagt dasselbe!

Gegen eine monarchische Republik ist nichts zu sagen. Die kleine Hütte, in der Abraham Lincoln das Licht der Welt erblickt hat, symbolisiert sehr gut den Weg des republikanischen Monarchen. Diese monarchische Republik ist der weltliche Konkurrenzversuch zum geistlichen Vorbild des Papsttums. Der Priesterkönig und der Volkspräsident verhalten sich wie Vorbild und Nachbild. Beide stehen eben schon auf der Ebene des Geistes.

Dahingegen erstarrte die dynastische Monarchie im Zeitalter der politischen Naturform. Die Natur aber kann niemals eine theoretische oder prinzipielle Forderung sein. Entweder es gibt sie in Kraft und Gesundheit, oder es tritt ihre Entartung und ihre Dekadenz zutage. Die Dynastien können kein Streitgegenstand der Prinzipien sein. Denn ihre natürliche Kraft und Wirkung aufs Volk ist langsam Schritt für Schritt erloschen, je weniger das Gesamtvolk in den Häusern und Sippen arbeitet und wirtschaftet. Denn desto weniger entspricht das rein natürliche Symbol der Dynastie den Zuständen der unter ihr sich aufbauenden Stände, Berufe und Klassen.

Also wer den Mut hat, zu sehen, was am 9. November geschah, der spreche von Dynastie und Republik. Der Kampf um die Form des deutschen Gemeinwesens ist sicher noch nicht beendigt. Aber daß dies Gemeinwesen auf geistiger Grundlage wird ruhen müssen, das ist erwiesen durch das Versagen der Naturkräfte, die man einhundert Jahre lang mit aller Liebe und unter dem Beistand der ganzen Nation restauriert hatte.

2. Ein *zweiter* erheblicher Gegensatz offenbart sich, wenn man die Berichte von der völkischen Woche der Deutschnationalen Volkspartei liest. Da wird ein Vortrag gehalten: Rasse und Volk oder auch Rasse und Staat. Es bestehen in der Tat Rassenprobleme auf deutschem Boden. Wer in Halle oder Leipzig gelebt hat, dem sind deutlich und schmerzhaft die ungeheuren Gegensätze zweier Rassen dort entgegengetreten. Menschen mit dem gleichen politischen Schicksal, der gleichen Sprache untertan, die gleichen Bildungsmittel handhabend, teilen sich doch auf diesem deutsch-slawischen Kolonialland in Wenden und Germanen, Her-

rennaturen und scheues, unsicheres, halbschlächtiges Volk. Ostelbien ist dieses Rasseproblems noch nicht allenthalben Herr geworden. Es ist in dem nach 1700 neu bevölkerten Ostpreußen besser gelöst als an der Elbe! Es ist also nicht identisch mit dem politischen Ostmarkenproblem. Von diesen echten Rasseproblemen aber weiß die Völkische Woche nichts. Glieder dieser ostelbischen Mischrasse sind ja gerade die erhitztesten Vorkämpfer der »Reinrassigkeit«. Mit Rasse meint man in Wahrheit einzig und allein den Gegensatz des Juden zum Heiden innerhalb des Staatsgebietes. Das Christentum wird hierbei zu einem Anhängsel des Judentums, und man beseitigt es durch die Behauptung, mit diesem Exportartikel habe das Judentum die »reinen Rassen« vergiftet. Der echte Gegensatz ist aber *Judentum und Nation.* Denn die Nationen der Neuzeit sind allerdings bewußte Renaissancegebilde von Hellas und Rom. Lessings Philotas schöpft den Begriff des Patriotismus aus der griechischen Geschichte, Kleist kennt seine Germanen aus Tacitus, in Washington tagt der »Senat« im »Kapitol«. Die Nationen hüllen sich in die antike Toga, um damit ihre geistige Ebenbürtigkeit gegenüber der Kirche sich zu bescheinigen. Es ist wirklich eine Bescheinigung, ein Schleier nämlich und eine Bekleidung und Verkleidung. Die einzelne Nation hat nämlich nur dies eine Mittel, ebenso alt oder noch älter, noch vornehmer also sich zu dünken als die Quintessenz der Antike, die römische Kirche. »Nation« ist also immer ein geistiger Begriff; ohne eine »akademische« Oberschicht, die sie mit griechischen Philosophemen und römischen Rechtsbegriffen erfüllt, undenkbar. Bei diesem Wettlauf des geistigen Unternehmens »Nationalismus« mit dem Christentum um sein Pedigree, um seine Originalität, stößt es nun auf eine unbequeme Konkurrenz: den Juden. Der Jude ist älter als der Christ. Er stand neben dem antiken Heiden, neben Griechen und Römer. Die »Nation« in ihrem akademischen Ehrgeiz, das heißt in ihrem heidnischen Hochmut, wird hier an den wahren Tatbestand unsanft erinnert: Das Christentum kam als drittes Geschlecht, weil Griechen und Juden beide

in ungelöster Spannung einander gegenüberstanden; dort das Naturvolk des weltlichen Geistes mit seiner Kunst und Wissenschaft, hier das natürliche Volk der Religion und der messianischen Sendung. Die »Nation« ist also nur die eine – heidnische – Hälfte der vorchristlichen Welt. Sie möchte aber die ganze sein. *Denn dann wäre sie ja selbst die Synthese* von jüdischem Gesetz und griechischer Freiheit. *Dann allerdings hätte sie das Christentum und die Kirche nicht nötig gehabt!* Quod erat demonstrandum.

Aber Gott versagt dem einzelnen Volk diese Vollkommenheit. Er ist der Herr der ganzen Erde. Er ist ökumenisch. Die »katholische« Kirche war allein fähig, griechische Nation und jüdisches Volk in sich zur Einheit zu verschmelzen. Das wahre Volk kann nur ein ökumenisch eingeordnetes sein, niemals die nur sich selbst und die eigenen Götter anbetende Einzelnation. Der wahre Gegensatz ist also entweder Einzelnation und Volk Gottes im ökumenischen, d. h. jüdischen und christlichen Sinn oder aber Naturvolk A und Naturvolk B, Wenden und Franken, Albanesen und Griechen. Rasse und Nation hingegen sind unmittelbar gar nicht verbunden. Denn zwischen beide hat sich ja die geistliche Einheit des christlichen Abendlandes geschoben und die geistige Einheit Renaissance-Europas. Nationen gibt es nur im Gegensatz zu diesen Einheiten Abendland und Europa, gegen die sich die Nationen auflehnen. Das Beispiel von Halle-Leipzig kann zeigen, oder ebenso das Beispiel der keltorömisch-burgundischen Bevölkerung der bayerischen Pfalz oder Badens, daß die Naturvölker nirgends etwas mit den Nationen mehr zu tun haben. Rasse und Nation sind also nur verwendbar im Sinne schroffer Gegensätze. Sie gehören verschiedenen Weltaltern an: die Rassen der vorchristlichen Zeit, die Nationen der nachchristlichen.

3. Ein letztes Beispiel der Sprachenverwirrung knüpft unmittelbar an die Terminologie an, die um den 9. November kreist. Revolution oder Dolchstoß heißen die Parolen rechts und links. Hitler brüllt Dolchstoß, Novemberverrat. Die Linke tut so, als

habe sie eine geistige Revolution gemacht, die nur angesichts der unseligen Lage nicht viel Gutes fertigbringen konnte. In Wahrheit handelt es sich um keines von beiden. Was ist denn geschehen? Die Matrosen haben gemeutert und die Rekruten in Berlin und anderswo liefen aus den Kasernen. Die Offiziere wagten nicht zu schießen, Hindenburg erkannte die Soldatenräte an. Also die Heimatgarnisonen des Heeres haben gemeutert. Der Militärstaat in der belagerten Festung Deutschland brach unter den Folgen von Hunger, Grippe und aussichtslosem Krieg zusammen. Man kann also, wenn man will, den 9. November höchstens auf die Meuterei des Heeres abstellen, das seinen obersten Kriegsherrn lautlos ausspie. Das hat einen guten Sinn. Gestehen wir uns die schmerzliche Tatsache ein – und für einen, der Soldat gewesen ist und preußischer Soldat, ist und bleibt sie schmerzlich –, daß das Heer dem Volksgeschicke seinen militärischen Ehrenkomment geopfert hat. Dies ist ein Opfer. Aber keins, das unbegreiflich ist. Der mütterliche Instinkt des Volkes hat da über den Ehrenstandpunkt des Mannes gesiegt. Die Nationalisten hüten sich aber bezeichnenderweise, diese Revolte des Heeres in den Vordergrund zu rücken. Damit wäre ihr Standpunkt unhaltbar. Sie machen ein politisches Unternehmen daraus! Ich habe zufällig schlagende Beweise dafür, daß das nicht der Fall ist. Aber es bedarf ja nur des nüchternen Blickes auf die Tatsachen, um zu sehen, daß am 9. November die Männer von links in Wirklichkeit nicht das Chaos herbeiführten, sondern schüchtern anfingen, ihm entgegenzutreten. Das heißt, alle Politik griff erst hinter der Revolte ein. Die Politiker alle – auch die Linke – waren völlig überrascht und ratlos.

Die »Revolutions«ideologen hingegen beeilten sich ebenfalls nicht, das echte Wort »Zusammenbruch« hervorzukehren. Es ist das die gleiche Eitelkeit. So wie der alte Offizier bei Regimentsfeiern von dem blanken Ehrenschild seines Heeres weiterredet, als habe die Meuterei nicht stattgefunden, so tut die Sozialdemokratie so, als habe sie »gehandelt«. Der 9. November ist Revolte und Zusammenbruch. Das heißt, er ist Ende des preußi-

schen Heeres und Ereignis, überwältigendes Ereignis für unser Volk, nicht seine Tat.

Wir haben hier einige beliebte Gegensatzpaare des Zeitgeistes »abzubauen« versucht, indem wir ein jedes auf die ihm eigene Ebene verwiesen und uns dadurch auf ihren ganz verschiedenen Tiefgang besannen. So stellten sich uns Monarchie und Demokratie als bloße Gegensätze innerhalb der natürlichen Staatsform heraus; hingegen bedeutet *die Republik* uns heute das Versagen und die Dekadenz aller bloß natürlichen Form, erlebt an den Dynastien, und damit den Durchbruch zu einer – wie immer gearteten, jedenfalls aber *geistig* begründeten – Staatsform. »Republik« bedeutet in unserer Lage etwas viel Tieferes, hat viel größeren Tiefgang, weil es den Gegensatz zu allem bisher auf deutschem Boden als von Natur wegen staatsformend Gewachsenen, insbesondere zum Recht des blauen Bluts in allen seinen Abarten, bedeutet. Es schließt den Ruf nach *geistiger* Formung in sich.

Ähnlich traten für uns die Schlagworte Nation und Rasse, die heute dem Christentum entgegentreten, auf ganz verschiedene Ebenen. Nation, als ein ursprünglich kirchlicher, später staatlicher Organbegriff – die Nation bildet ja im 14. Jahrhundert unter Führung von theologischen Doktoren, später von Philosophieprofessoren aus – gehört auf die Ebene des Geistes, nah heran an alle geistigen Formen wie Kirche, Kultur usw. – Rasse hingegen als untermenschlicher Begriff ist vom Menschen für die von ihm gezüchtete Tierwelt erfunden und nur durch Buchübertragung auf die geflissentlich vom Affen abstammende moderne Menschenwelt politisch verwendbar geworden.

Schließlich erinnerte ich an die Auftrennung des Knäuels von Worten für den 9. November. Wir zeigten, daß auch hier zwei Ebenen bestehen, eine natürlich-äußerliche und eine innerlich-seelische. Auf der natürlichen Ebene soll der 9. November Revolution gewesen sein, d.h. Zivilpolitiker sollen ihn aktiv gewollt und bewußt gemacht haben. Statt dessen ergab sich uns, daß er als gewollte »aktivistische Tat« des natürlichen Bewußt-

seins nicht Revolution des Volkes, sondern Revolte des *Heeres und der Flotte* in der Heimat gewesen ist, also *Ende* nicht *Anfang*, Zusammenbruch nicht Empörung. Hingegen auf der Ebene des innerlich-seelischen Volkslebens ist der 9. November unvorhergesehen, ungeahnt, unvorbereitet, uns eben deshalb ins Chaos stürzend und völlig entformend. Er ist mithin hier überhaupt nicht Tat, sondern *Ereignis*. Die Lügenebene der Politik weiß aber gar nicht, daß es Ereignisse gibt. Sie sucht immer nach Sündenböcken.

Wer zur Reinigung unseres politischen Lebens beitragen will, der muß zuerst seinen Wortschatz von falschen Gegensätzen reinigen. Dies ist der erste Beweis für den Ernst, der ihn treibt, mit seinem Volke nicht zu rechten, sondern zu leben.

2. Die »wahren« Eigenschaften des Politikers

Im Augenblick des europäischen Friedensschlusses (Londoner Protokoll vom 29. August 1924) wird ein weiterer Abbau der politischen Lüge dringlich: Der Schlagworte nämlich, die über die Eigenschaften des »wahren« Politikers im Schwange sind. Deutschland hat mit seinem Luther und Stresemann in London nicht gut abgeschnitten. Reichskanzler Marx allein hat dort die menschliche Situation gerettet. Er ist – ohne über sein Format streiten zu wollen – ein politischer Mensch. Das, was sonst bei uns Politik macht, ist oft rasend intelligent, aber unmoralisch, brutal und frivol zugleich. Schaudernd wird man später daran zurückdenken, was für kluge Tiere uns regiert haben. Ich will nur an drei besonders »unmoralische« – im politischen Sinn unmoralische – Vorgänge neuesten Datums erinnern:

Erster Fall: Man macht in Preußen eine weittragende – »an sich« *inhaltlich* von mir zum Teil gebilligte – *Reform des höheren Schulwesens unter dem Vorwand einer fiskalischen Sparmaßnahme*. Das heißt, man vermeidet den geistigen Kampf und versteckt ihn lieber hinter einer angeblichen Finanzmaßregel, die notabene Überausgaben und keine Ersparnisse zur Folge

hat! Das ist ganz einfach Despotismus und Mißbrauch des Rechts.

Zweiter Fall: Die Aufwertungsverordnung, die auf deutsch den Zwangsvergleich des bankerotten Staates mit seinen Gläubigern nachträglich hätte bringen müssen, wird von Herrn Dr. Luther mit neuen Steuern eben dieses Bankrotteurs zusammengekuppelt! Sehr klug scheinbar, aber eine bodenlose politische Schlechtigkeit von unabsehbaren moralischen Wirkungen. Nicht der Satz der 15 Prozent für die Aufwertung war falsch, aber das Aufrollen des Problems von einer unerlaubten Seite her, nämlich dem steuerlichen Gewinn aus seinem eigenen Papierbolschewismus für den Schuldner Staat.

Dritter Fall: Im Friedensvertrag haben wir einen Schnellzug Paris–Warschau über Offenburg garantiert. Wegen Kohlennot sollen nach dem Ruhreinbruch ein Drittel der Züge gestrichen werden. Eine untergeordnete Stelle in der Eisenbahnverwaltung streicht, wie mir berichtet worden ist, naiv und eigenmächtig den Offenburger Schnellzug. Poincaré läßt darauf und mit ausdrücklicher Berufung auf die Streichung die Stadt besetzen. Familien werden ausgewiesen, Beamte verhaftet, Verräter gekauft. Das Reichskabinett ist verblüfft. Aber der Beamte wird gedeckt. Staat und Volk zahlen die Kosten, die durch die Zugumleitung usw. ins Ungemesene anschwellen. Denn die Regierung kann doch nicht die Dummheit oder Anmaßung eines Subalternen zugeben, wenn passiver Widerstand gerade Trumpf ist. Die Gesinnung und das nationale Selbstbewußtsein verbieten das. Wie ist solcher Despotismus der Bürokratie möglich? Mirabeaus berühmter Essay über den Despotismus hat mit diesem unserem heutigen noch gar nicht zu rechnen gewagt. Dieser ist ja für den, der ihn ausübt, völlig ohne Risiko. Was riskiert denn ein ausgewiesener oder »eingemeindeter« Oberbürgermeister, der sich eine Weile als Minister versucht? Nichts. Denn keine einzelne Maßnahme kostet ihn das Renommee, was heute bei uns als einziges politisches Kapital fälschlich gilt: nämlich, sein Renommee an Wissen und Gesinnung. Dr. Luther – oder wer

sonst – bleibt der »Fachmann«, er mag noch so viele Dummheiten im einzelnen begehen, der »tüchtige Fachminister« aber – man erinnert sich noch an das unendliche Geschwätz, das über das Ideal des »Fachmannes« geführt worden ist. Fachmann ist man und bleibt man von wegen Vorbildung, Vergangenheit. Und vor diesem »Wissen«, so tot oder frivol es sein mag, hat man tiefen Respekt.

Das Wissen wird ergänzt durch das nötige »Bewußtsein«: Dieses Bewußtsein ist je nach der Partei abzuschattieren: demokratisches Bewußtsein, Klassenbewußtsein, nationales Bewußtsein, leider auch »christliches« Bewußtsein muß man »haben«.

Beliebter noch als der Ausdruck »Bewußtsein« ist dafür das Schlagwort »Gesinnung«. Die idealistische Philosophie hat es heut glücklich so weit gebracht, daß sogar die Religion mit einer »Gesinnung« verwechselt wird. »Gesinnungsgenossen« sucht man, mit denen parteit man sich. Hat einer, nach seinem Firmenschild zu urteilen, die gleiche oder die ähnliche Gesinnung, so ist er hochwillkommen.

Aus dieser Mischung von Wissen und Gesinnung werden bei uns die Politiker gebraut. Bald hat einer überwiegend das Wissen, bald überwiegend die Gesinnung gepachtet. Das heißt, bald ist er mehr Fachmann, bald mehr Parteimann. Aber immer dreht es sich nur um diese beiden Qualitäten.

Aber so kann kein Volk zu einer regierenden Schicht kommen. Jede *Qualität zur Führung* fehlt diesem Gebräu. Es ist nur für die subalterne Schicht ausreichend. Und daher sind unsere Politiker subaltern. In Frankreich z. B. wird ja das Land in Wirklichkeit durch die Pariser Jugendfreundschaften, Studiengenossen und Arbeitskollegen regiert: Wissen und Partei ergänzt nur *diesen* eigentlichen Tragbalken.

Der Fehler liegt in einer Vertauschung der Rollen von Kopf und Herz beim Politiker, in der wir uns gefallen. Die Grundkräfte des Politikers sind nicht Wissen und Gesinnung, wie behauptet wird, sondern *Gewissen und Besinnung!*

Scheinbar könnte man für Besinnung ebensogut das ältere Wort

Besonnenheit setzen. Aber das ist nicht gemeint. Sondern es ist wirklich Besinnung als wirkende Kraft gemeint: die Bereitschaft, mit leidender Teilnahme in die Not des Ganzen einzugehen und opferwillig daraus auch neue, unerhörte, »ungewußte« Gedanken und Entschlüsse zu fassen. Dieser gedanklichen Hingabe an den Augenblick, »Besinnung« genannt, tritt als Gegengewicht eine Bindung gegenüber, die sein eigenes Leben dem Politiker auferlegt. Diese, das Gewissen, ist das Gegenteil der Gesinnung. Denn der Gewissenhafte hält die Treue nicht der äußerlich festgelegten korrekten »Gesinnung«, sondern der Stimme Gottes in der eigenen Brust, also dem Unsichtbaren.

Der Fall Tirpitz mag erläutern, was gemeint ist. Der Großadmiral gilt in der Welt als schärfster Englandfeind. Er nun war bereit, um Reichskanzler zu werden, eine englandfreundliche Politik zuzusagen. Denn seine »Gesinnungs«genossen waren bereit, darin keinen Verstoß gegen die derzeit korrekte nationale Gesinnung erblicken zu wollen, um an die Macht zu gelangen.

So warf er mit einer Handbewegung, mit einem Interview sein Lebenswerk über Bord, er verleugnete also einfach den Gott in seinem Busen, dem er doch durch ein langes Leben gedient und von dem er sich hatte führen lassen.

Nun verstehe man mich recht: Tirpitz hätte eine solche Bekehrung zu anderen Göttern ja durchmachen können, aber dann hätte diese durch ältere biographische Schritte beglaubigt sein müssen. Ein Führer, der im Augenblick, wo die Macht winkt, irgend einen Programmpunkt abtut oder aufnimmt, beweist nicht »Gewissen«. Gewissen erweist sich nämlich nur an erfolglosem, mindestens an einem gegen den Erfolg gleichgültigen Handeln. Wie schrecklich, daß im Lande Luthers dieser Gemeinplatz kaum noch Gehör findet! Hätte Tirpitz 1917 den U-Bootkrieg widerraten, wäre er 1919 als Pazifist aufgetreten – man kann sich auch mit siebzig Jahren bekehren. Aber einmal muß das *Gewissen* gesprochen und geleitet haben. Da das fehlte, war die Kandidatur Tirpitz eine geistige Blamage. Nun durch-

denke man die drei Fälle, Schulreform, Offenburg und Aufwertung: Besinnung und Gewissen hätten den politisch-moralischen Weg spielend gefunden, den Wissen und Gesinnung verfehlt haben.

Gewissen: das heißt, vom Politiker wird eine Biographie, ein geistiger Lebenskampf, ein glaubwürdiger Läuterungsweg gefordert. *Besinnung:* das heißt vom Politiker wird Liebe und sinnende, teilnehmende Vernunft verlangt. Der Politiker ist der große Liebende, dem sein Gewissen all seine Gelegenheiten zum Wirken zur Einheit fügt. Wohin sind wir gekommen?

Gesinnung ist heute in Deutschland im Grunde identisch mit Haß gegen Andersgesinnte. Wissen ist identisch mit einer in sich ruhenden, für das Leben des Mannes, der es besitzt, gleichgültigen Festigkeit und Spezialkenntnis. Werdekraft und Liebeskraft, Gewissen und Besinnung sind die Diener der politischen Wahrheit. Haß und Festigkeit aber, Gesinnung und Wissen sind die Diener jener politischen Lüge, deren Abbau allein uns heute heilen kann. Möchte es bald keine Empfehlung mehr für einen Politiker sein, wenn ihm Wissen und Gesinnung nachgerühmt werden. Denn damit werden ihm im Grunde nur ein gefahrloser geregelter Studiengang des Hirns und eine ungezügelte Leidenschaft des Herzens nachgesagt! Der Politiker muß aber einen tapferen, gefährlichen Lebensgang und einen durch die Liebe geregelten Herzschlag aufweisen. Dann wird er zum glaubwürdigen Sprecher und Vertreter der Sache seines Volkes im Rat der Völker.

3. Die Mittel der Politik

Wir haben in den beiden ersten Abschnitten einem Abbau jener Verlogenheit des Zeitgeistes das Wort geredet, der Scheinziele von Scheingrößen der politischen Bühne umkämpfen läßt. Im letzten Jahrfünft konnte dieser Schein so gespenstisch groß werden, weil es für alle Interessenten der Politik unbequem war, angesichts von Tatsachen, einen, nämlich den eigenen,

Standpunkt zu revidieren, und weil die übliche Predigt von der starren *»Gesinnung«* geistig keinen noblen und ehrenhaften Weg zu solcher revidierenden *Besinnung* übrig zu lassen schien. Geistig haben die Schlagworte und Ideen der Kriegszeit und Vorkriegszeit ihren Kampf ein volles Jahrfünft über unseren Häupten weiter gekämpft. Man wird 1924 als das Jahr des Friedensschlusses später einmal ansprechen. Erst in diesem Jahre haben alle Europäer gemerkt, daß sie den Weltkrieg gemeinsam an Amerika verloren haben. Erst 1924 hat wenigstens die Mehrzahl der Deutschen den *Doppelsinn* des 9. November begreifen gelernt. Denn um es einmal schlagwortartig auszudrücken: dazu mußten die Rechte und die Linke des Volkes beide etwas einsehen lernen; die Linke nämlich, daß ein entsetzliches Unglück geschehen war; die Rechte aber, daß etwas Notwendiges und Unabwendbares damit geschah. *»Notwendiges Unglück«* –, das vermögen ja die wenigsten Menschen zu glauben, daß Unglück notwendig sein kann, und daß etwas Notwendiges trotzdem an sich ein Unglück sein und bleiben kann. Weil etwas notwendig ist, deshalb darf man noch lange nicht darüber gleich in lauter Lob und Preis ausbrechen. Man weint beim Tode eines geliebten Menschen, obwohl man weiß, daß er notwendig ist! Möchte die Linke das begreifen lernen! Die Rechte aber muß sich von dem Gottesgericht ergreifen lassen, das gerade deshalb über das Reich Bismarcks hereinbrach, weil die »Epigonen« es für die Ewigkeit von ihm gegründet glaubten und sich und ihre aufgeblasenen Phrasen von ihm tragen ließen, statt es mit ihrem Herzblut täglich zu erneuern.

Aber durch dies Scheinwesen in den politischen *Zielen* entstand auch ein Schein- und Zerrbild des *Politikers*. Auch von ihm wurde der gleiche äußerliche hohle Theaterdonner verlangt, an dem die politische Zielsetzung litt.

Und wenn wir nun im folgenden die *Mittel* betrachten, mit denen diese Politiker diese Politik betreiben – so staunt man nicht mehr, nun auch hier eine seltsame Verirrung und Vertauschung vorzufinden. Als politische Mittel gelten in Deutschland

Gewalt und Recht, Krieg und »Verständigung«. Infolgedessen stehen sich Militaristen und Pazifisten gegenüber. Es ist beklagenswert, daß auch die Jugend sich in diesem törichten Gegensatz zerfleischt. Alle Politik liegt in Wirklichkeit in der Mitte zwischen Krieg und Verständigung. Der Krieg ist der Bankerott der Politik. Die Verständigung und der Vertrag, wenigstens so wie ihn die deutschen Pazifisten, die romanischen Freimaurer usw. fast durchweg auffassen, erreichen umgekehrt das Gebiet der Politik noch gar nicht! Wenn ich nämlich zum Kaufmann gehe und ihm für seine Ware den geforderten Preis zahle, so schließe ich einen Vertrag mit ihm. Aber gerade daran, daß ich das kann, zeigt sich, daß dies Gebiet des Kaufens und Verkaufens im Laden bereits endgültig befriedigt ist und es keiner Politik dafür bedarf. Der Verkauf ist *geregelt*. Das, was geregelt ist und gesetzmäßig verläuft, hört eben damit auf, politisch wichtig oder interessant zu sein.

Politik wäre es hingegen z. B., wenn ich den Kaufmann dazu brächte, mir allein – vielleicht dadurch, daß ich mich mit seiner Tochter verlobe, – eine bestimmte Sorte Ware zu reservieren. Die Verlobung ist eben etwas Unvorhergesehenes, manchmal sehr pfiffiges, immer etwas, was mit einschneidender *Gewalt* in das Alltagsleben eingreift. Politik ist *Gewaltübung*, aber mit *geistigen* Mitteln. Die Verlobung ist Vertrauenseroberung, Sippenumschichtung, Bindung und Lösung von *Kraft!*

In Deutschland wird von beiden Seiten mißverstanden, daß Politik geistige *Gewalt* ist, von den Pazifisten und den Militaristen. Die Pazifisten meinen, weil die Politik etwas Geistiges ist, deshalb enthalte sie nur den Regelkodex ehrenhafter Jungfrauen von über sechzig Jahren, und es gehe in ihr rein verträglich, verständig, rational und intellektuell zu. Mit einem bißchen leerem Idealismus im Maul und toten Paragraphen im Kopf lasse sich Volk und Völkerbund, »die Menschheit« regulieren. Nein, so wahr eine Verlobung einer alten Jungfer als unbegreiflicher Leichtsinn erscheinen muß, so wahr ist alle Politik Wagnis, dunkle, unenthüllte lebensgefährliche Tat.

Die Militaristen, Völkischen, Kommunisten usw. wissen, daß unser Leben nicht blutlos, aus Gründen und Beweisen und Idealen, gelebt werden kann! Es wird von Gewalten und Dämonen und Mächten beherrscht und gelenkt, die entweder uns beherrschen oder die wir beherrschen müssen. Nun aber halten sie alle Politik für nackte Gewaltanwendung. Aber das Wesen der Politik ist vom Krieg eben durch das Fehlen der *Nacktheit* unterschieden. Die Politik ist *bekleidete* Gewalt. Was soll das heißen? Nun, im Krieg ist mir der Gegner ein Stück feindlicher Natur, mit der ich stumm, Brust an Brust, wie Löwe und Bär und Adler es tun, ringe. In der Politik aber rede ich mit dem Gegner in einer einheitlichen Völkerordnung, einheitlich, weil uns Ein Sprachstrom durchströmt, weil wir dasselbe von Gott erbitten, und weil wir das Chaos beide fürchten; und wer gemeinsam fürchtet und gemeinsam liebt, der sitzt miteinander eben dadurch in *einem Hause*. Aus der Einheit von Furcht und Liebe wächst das Haus und der Haushalt der Menschheit zusammen. *Sie sind die Gewalten der Politik*, die uns Eine Tracht, Ein Menschenkleid des Geistes tragen machen.

Es handelt sich also in der Politik um die großen, anerkannten Gewalten, denen jedes Herz nun einmal unterliegt, um Furcht und Hoffnung, Liebe und Haß. Die meisten politischen Schwierigkeiten werden z.B. sofort verständlich, wenn man hinter allen großen Reden der Staatsmänner ruhig fragt: Wer hat am meisten Angst? Und wovor hat er derzeit am meisten Angst? Nach dem Grad der Angst verfährt die »Politik des kleinsten Übels«. Und mindestens ist sie damit echte Politik. Sieben Achtel aller Politik gründet auf dieser Umzingelung durch Ängste. *Politik ist es, den Gegner in die Lage zu bringen, zwischen zwei Übeln das kleinere wählen zu müssen.* Keine Politik hingegen ist es, ihn mit Paragraphen, Gründen und Beweisen widerlegen zu wollen. Ich will an einem Beispiel die Verintellektualisierung und Bleichsucht deutscher politischer Argumentation darzutun versuchen, auf einem Gebiete, auf dem grade in diesem Augenblick das Schlechte in der deutschen Politik sich gegenseitig auf-

frißt und zersetzt: an der *Kriegsschuldfrage* und dem deutschnationalen Kuhhandel mit ihr.

Die guten Leute und Staatspatrioten in München, Anklam und Königsberg gründen seit einigen Jahren Kriegsschuldausschüsse, Reichsarchive, Ligen usw. Was ist der Zweck? Deutschland soll von dem Vorwurf gereinigt werden, 1914 den Krieg gewollt zu haben. Denn gelingt die Reinigung, so stürzt der entsprechende Paragraph des Versailler Friedens, und damit dieser Friede selbst. Großartig, nicht? Herr von Knilling hat tatsächlich – so getan, als ob er glaube, das Heil Deutschlands hänge an dem »Feldzug gegen die Schuldlüge«. Ist das nun Politik? Kann der Gegner damit in Furcht oder in Liebe versetzt werden? Dann wäre es gute Politik. Wird ihm das nicht umgekehrt Hoffnung oder Haß einflößen? Dann wäre es schlechte, verkehrte Politik. Ich glaube, es ist überhaupt keine Politik, sondern bestenfalls eine harmlose Sportleidenschaft des verbildeten, deutschen Geschichtsdenkens. Hier meine Gründe.

Wir sind 1914 zur Rettung Österreich-Ungarns vor Rußland gegen den Zweibund in den Krieg gegangen. Der Anschluß Englands an unsere Gegner war eine schmerzliche Überraschung. Im Jahre 1914 hatte nun aber jeder souveräne Staat unbestritten das Recht, für ein Lebensinteresse an die Entscheidung des Schwertes zu appellieren. Die sämtlichen »Kriegsschulduntersuchungs«fanatiker von rechts behaupten sogar dies Recht auch heute – 1924! – noch für jeden Staat, mindestens für jede Großmacht. Wenn ausgerechnet Deutschnationale heute beweisen wollen, daß Deutschland den Krieg 1914 »nicht gewollt« habe, so verstoßen sie gegen ihr ureigenstes Prinzip: Denn in Krieg gegen den eigenen Willen verstrickt zu werden, ist die größte Dummheit, die ein Kaiser und der von ihm ausgewählte Staatsmann hat begehen können. Die Wirklichkeit lautet einfach: Deutschland hat sich für Österreichs Erhaltung aufgeopfert: Ist denn das nicht ehrenhaft, anständig, selbstlos genug! Zugleich aber tief begründet in den letzten Wurzeln der Geschichte des Reiches?

Man kann zweierlei: als deutscher Europäer, der einem europäischen Einzelstaat das Recht zur Kriegführung bestreitet, kann man sagen: Deutschland hat schon 1914 so europäisch gehandelt. Rußland ist anders, asiatisch verfahren. Und dann hat es Sinn, die Kriegsschuldlüge zu bekämpfen. In diesem Augenblick muß man aber auch für Europa, Vereinigte Staaten von Europa, Demokratie der Einzelstaaten, Beseitigung alles Nationalitätenhaders usw. eintreten: kurz für alles das, was die Deutschnationalen nicht wollen.

Oder man kann wie Götz von Berlichingen die Trompeter der Entente abspeisen: Wir haben getan, was unser Recht war. Irgend ein Grund zur Strafverschärfung liegt nach anerkanntem Völkerrechte niemals darin, daß man sich genötigt sieht, aus Angst Krieg zu erklären. *Ihr selbst seht darin nichts Unerlaubtes, wenn ein Lebensinteresse auf dem Spiel steht.* Wer so spricht, der allein bedroht den Gegner mit unangenehmer Entlarvung! Historisch aber wäre höchstens alle Anstrengung darauf zu richten, nachzuweisen, daß die Erhaltung Österreichs ein hohes, an sich friedliches Ziel war. Das ist nicht schwer. Wie sehr die Franzosen z. B. umgekehrt auf den Umsturz Europas ihre Schulkinder gedrillt haben, mag ein Satz aus dem Geographiebuch für Gymnasien von 1907 zeigen, daß ich im Feldquartier studieren konnte: »L'Autriche-Hongrie est un contresens dans l'Europe moderne.« (Österreich-Ungarns Dasein steht im Widerspruch zum modernen Europa.) Das sog das französische Schulkind als Selbstverständlichkeit ein! Dieser Satz redet Bände, und sollte sie gerade auch auch für gewisse Zentrumskreise reden, die bloß auf den Gegensatz Hohenzollern-Habsburg zu starren gewohnt sind und die darob vergessen, wer Habsburg gestützt und wer es untergraben hat.

Aber davon abgesehen: Die Deutschnationalen geben mit ihrer Kriegsschuldpropaganda ihren innersten eigensten Grundsatz vom souveränen Recht der Staaten preis. Sie kriechen mechanisch und ohne daß ihnen jemand das glauben kann noch zu glauben braucht, in die Gedankengänge der Wilson und Ge-

nossen hinein und decken da einen *logischen* Irrtum auf. Das ist also eine reine *theoretische Gedankenoperation*, die von ihren eigenen übrigen Ansichten und Überzeugungen durch einen eisernen Vorhang getrennt ist. So verfahren sonst gerade nicht die Militaristen, sondern die Verständigungs- und Verstandesidealisten, die mit Gründen die Menschheit konstruieren wollen. Wie kommt dieser Degenwechsel zustande, daß ein Bismarckianer plötzlich für theoretische Abhandlungen Millionen herauswirft?

Nun, er meint, weil er kein Heer mehr hinter sich hat, müsse er nun mit den »übrigen« Mitteln Politik treiben. Und da nun hält er für die »übrige« Politik jene Milchsuppe, die ihm seine verhaßten, innerpolitischen Gegner darzubieten pflegen, also den bloßen Verstand und bloße idealistische Gedankengänge. Damit zeigen die Deutschnationalen nur, daß ihnen das Wesen des *Geistes* unbekannt geworden ist. Geist heißt nämlich: *Zusammenhang*. Irgend etwas sich auszudenken, – das kann jeder Advokat; aber das nimmt niemand Ernst. Zu *Geist*, also politischem Machtmittel, wird der einzelne Gedanke nur, *wenn er mit allem, was dieser Mensch sonst denkt und tut, im einleuchtenden Stromzusammenhang steht*. Der einzelne Gedanke muß in die sonstige Sprache dieser Partei, dieses Politikers passen: Dann fängt er plötzlich an, *geglaubt zu werden. Man traut ihm.* Und Vertrauenskredit ist ein politisches Machtmittel!

Die ganze Kriegsschuldliteratur von Rechts steht im Widerspruch zu den sonstigen Überzeugungen der Rechten. So flößt sie kein Vertrauen ein. So ist sie machtlos. Sie ist Bestandteil jener gespenstischen Verlogenheit der letzten Jahre, in der niemand beim Wort genommen werden wollte, so wenig wie der Staat bei seinem Geld; Bestandteil des Lügengeistes, der die geistige Rüstung der Politik, das Kleid der Menschlichkeit anlegen will, ohne Verpflichtung, ohne Vertrauen, ohne persönlichen Einsatz, ohne eigenen Glauben an das, was man sagt. Die Politik als bekleidete, autorisierte, rechte und göttliche Gewalt, mitten inne zwischen nackter Gewalt und abstraktem Geschwätz kann

nur zwischen Menschen sich erneuern, die diesem Lügengeist entsagen. Die Akademiker denken, die Politiker reden, die Ingenieure tun, alle drei ohne jeden inneren Zusammenhang. Da hat der Teufel leichtes Spiel.

4. Die menschliche Trinität
Nachwort von 1963

Daß der denkerisch tätige Mensch sonntags in eine Kirche oder eine Moschee oder eine Synagoge geht und Gebete aus Jahrtausenden murmelt, die seiner letzten wissenschaftlichen Neuigkeit stracks widersprechen, daß er auf Befehl der Polizei flaggt, obwohl er das Regime verabscheut, das kann einen Philosophen baß verwundern. Aber es geschieht.

In Stuttgart sagt man belustigt vom organisierten Arbeiter: in der Fabrik tönt er ganz kommunistisch; in der Straßenbahn klingt er wie ein Sozi. Und zu Hause redet er CDU. Hat also der Arbeiter sich die Kläglichkeit des Bürgers angeeignet, der es ja auch fertig brachte, als Reserveoffizier, als Arbeitgeber und als Mitglied des Monistenbundes in herrlicher Spaltung drei Religionen zu haben, die eine in der Tat des Industriellen, die andere in den Gedanken der Wissenschaft, die dritte in den Worten des Kaisergeburtstagshoch? Der Industrielle mochte vielleicht Heiligenbilder nach Spanien exportieren. Der Reserveoffizier sagte: »Rechtsum kehrt«, aber auch «gehorsamst zur Stelle« und der dritte dachte sich ein mechanisches Weltganzes, von allem menschlichen Gerede und Getue unberührt. Vor lauter Verstand zerfällt der Kopfgläubige in einen Tatmenschen, einen Wortmenschen, und einen Gedankenmenschen.

Darum heißt dies Kapitel: Die Sprache der Ereignisse, weil in diesem einheitlichen Ausdruck die Drei: der Gedanke, das Wort, die Tat oder besser noch die Gedanken, die Worte, die Taten, vielleicht neu zu ihrer gottebenbildlichen Dreifaltigkeit zusammen finden.

Daß bei Gott Wort, Gedanke, Tat zusammenfallen, ist einfach

zu behaupten. Daß sich bei uns die Mehrzahl von Worten, Gedanken, Taten vorfinden, macht die Übertragung von Gott auf uns höchst schwierig. Die Singulare, in denen sie bei uns erscheinen, heißen Hoffnung, Glaube, Liebe; und wer erkennt denn schon, daß sie Übersetzungen der göttlichen Singulare in unsere menschlichen Plurale sein wollen?

Aber so allein können wir atmen. Die Duale »Gedanke und Tat« oder »Wort und Tat« oder »Wort und Gedanke« haben uns ein gefahrloses Abwechseln vorgetäuscht. In dem lebendigen Strome der Fleischwerdung des Wortes geht es von Gedanke zu Wort zu Tat zu Bedenken zu neuen Worten, sei es der Reue sei es des Dankes sei es des Protests. Nie aber bleiben wir uns selber überlassen. Denn Deine und meine Worte, Deine und meine Taten, aber am meisten Deine und meine Gedanken sind alle eines einzigen Vorganges Stationen, der Sprache der Ereignisse. Der Teufel verheißt uns, daß die Gedanken, die Taten und die Worte auf getrennten Konten geführt werden. Immer sehen so die Verheißungen des Teufels aus. Denn er ist ja der Teufel, weil er die heilende Dreifaltigkeit leugnet. Glaube mir, lieber Leser: der Teufel lügt.

LEHRER ODER FÜHRER?

Mitten in der Hochkonjunktur zwischen 1923 und 1928 blühten die Führerideologien, aus deren Mist Hitler kam. Diese beiden Aufsätze sind in Der Kreatur I erschienen. Zwischen beiden standen Beiträge der vom Faszismus versuchten Jugendlichen, mit denen ich damals die Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten ins Leben rief, die dann vom Nazismus verballhornt worden sind, aber 1960 in Präsident Kennedys Peace Corps ihre Auferstehung feierten. Wenigstens hat das erste Haupt des amerikanischen Peace Corps, Präsident Kennedy's Schwager Shriver, die Entwicklung der letzten vierzig Jahre so zusammengefaßt.

DIE SPRACHALTER

1.

Die Berufe alle rufen heute nach Führern in ihren Reihen, nach starken Persönlichkeiten. Das Volk als Ganzes steht in einer schweren Führerkrisis. Und ein Niederbruch der Führung ist ein Kennzeichen der europäischen Gesamtlage. In der deutschen Jugendbewegung aber ist die Frage des Führers die Grundfrage aller Gruppenbildung und Gruppenspaltung durch zwei Jahrzehnte gewesen. Hier ist das Wort Führer zuerst überbetont worden. Von hier ist es eingeströmt durch den nachrückenden »jugendbewegten« Nachwuchs auch im Berufe, denen solche Vorstellungen ferner liegen. Und in der Schulreformbewegung hört man von den Idealisten aller Richtungen gern die Redensart: der wahre Lehrer müsse ein Führer der Jugend sein. Dabei wird zu verstehen gegeben, daß ein Lehrer ohne diese Führerqualitäten lieber heute als morgen abzubauen sei. Und junge angehende Lehrer geben in Reden und Broschüren ihren glühenden Wunsch zu erkennen, in dem platonischen Verhältnis des Führers zum Geführten, des Hodegeten zum schönen Jüngling zu

stehen. Diesen Wunsch begleitet öfters der Stoßseufzer, daß freilich diese Haltung des Lehrers nur ein oder zwei Lustren sich werde behaupten lassen. Hernach gälte es eben, entschlossen den Beruf des Lehrers an den Nagel zu hängen und etwas anderes zu werden. Denn ohne dies Führergeheimnis sei der Lehrerberuf schal und tot.

So wird das Lehren abhängig gemacht, ja identifiziert mit dem Führen. Der Begriff der Führung überstrahlt die Teilbegriffe der einzelnen Berufstätigkeit. Das Leben der modernen Gesellschaft wird eben durch und durch *politisiert*. Und alles politische Leben läßt sich ja unter die Kategorie der Führung pressen.

Es war in einer Nacht am Strande, als auch mir ein gerade vor der Staatsprüfung stehender Jugendführer so sein Lehrerideal beschrieb.

Nun hatte ich mich zeitlebens für die *politische* Wertung des Geisteslebens, gegen eine fachlich abgegrenzte Pädagogik – mein Lehrer in Prima nannte sie vor uns höhnend nur: Pädachogik –, gegen eine abstrakte Psychologie aus philosophischer Schultheorie bemüht. Aber von dieser Primitivierung der Politik, dieser hellenisch-neuheidnischen Alleinherrschaft der Führung über alle und jede andere Geistestätigkeit erschrak ich. Wenn junge Pfarrer und junge Lehrer und junge Gelehrte sich für Führer halten oder von allen Seiten zum Führerbewußtsein angestachelt werden, dann ist die Lage dessen, der vor dem Kriege gegen Theorie, Schule, Abstraktion, Philosophie, Intellektualismus im Kampf stand, plötzlich grundstürzend verändert. Eine richtige Kehrtwendung muß er vollführen.

Kein Auseinanderfallen von Geist und Stoff ist von der Jugend zu fürchten wie damals, als selbst die größten Vereinheitlicher Nietzsche und Marx noch bloße Hälften blieben. Gegenüber den Älteren hatte es sich darum gehandelt, die isolierten, einzelnen und vereinzelten Lebensgebiete und Tätigkeiten zurückzurufen in die ungeteilte Wirklichkeit. Der Gemeinschaftscharakter alles Denkens, der Funktionswert selbst der Freiheit, die Zeitlichkeit selbst des steilsten Geistes galt es zu betonen.

Die Nachkriegsjugend aber ist durch und durch politisiert. Sie kennt keine menschliche Beziehung ohne solche politische Phraseologie: Gruppe, Gemeinschaft, die Anrede mit Vor- und Zunamen, Fahrt, Bund sind an die Stelle der geheimen, scheuen, privaten und persönlichen Beziehungen getreten. Das Leben der Geschlechter, der Generationen ist entspannt und wird als naturhaftes Kräftespiel gewertet. Denn zahllose seelische Geheimnisse, Bedrängnisse, Süchte und Komplexe werden heut offen aussprechbar und ausgesprochen durch reine und unreine Geister. Unser Seelenleben gewinnt so eine Art gegenseitiger Durchschaubarkeit, einer früher undenkbaren Halböffentlichkeit. Innerhalb dieses unerhört vereinheitlichenden Kommunismus wird Beruf, Studium, Liebe, Freundschaft, alles politisiert, d. h. als ein typisches, zweckhaftes Gefüge von Kampf- und Spielregeln angesehen. Der ernste Untergrund einer durchgehenden wirtschaftlichen Proletarisierung dieses Geschlechts verdoppelt das Verständnis für diese rücksichtslose Kämpferhaltung, mit ihrer Ausbeutung der Alten, ihrem Überspielen der Gleichaltrigen, ihrer festen Lenkung der Jüngeren. Auf diesem Tummelfeld der gesellschaftlichen Kräfte gibt es an sich keine Autorität. Denn jede Autorität gilt als Partei, die ihr eigenes Interesse verficht. Es gibt an sich kein Unten und kein Oben. Der Erfolg sagt am Abend, wer morgens im Recht war. Dieser Kosmos wäre kreis- und kugelrund, ohne Ausrichtung nach irgendeiner Spitze, ohne Straffung, wenn nicht das eine Wort Führung ihm Gestalt gäbe. In der Führung hat dieser Kosmos sein Spannungselement.

Allein diese Vereinheitlichung unter dem Leitwort Führung ist an sich ein ebensolcher Exzeß und Absturz aus der vollen Wirklichkeit, wie sie die ungemessene Zersplitterung in zahlreiche, wasserdicht voneinander getrennte Schotten (Kunst, Wissenschaft, Militär, Politik, Religion, Wirtschaft, Pädagogik usw.) des Vorkriegs- (und Nachkriegs-!) Berufsmenschen darstellt. Mit der Zersplitterung stürzte man in lauter Vergangenheiten, denn um vergangene, kaltgestellte Dinge handelt sich's bei jeder

Isolierung. Heut flüchtet man in die bloße Tagesgegenwart. Als Rückschlag kann man diesen Vorgang hinnehmen und auch begreifen. Aber die Träger dieses Rückschlages begreifen nicht, daß sie damit genau so die Wirklichkeit zerschlagen wie ihre Väter.

Stemmen muß sich gegen diese Einbildung durch den Führerwahn, wer sich einst gegen die Vervielfältigung in Fragmente durch den theoretischen Wahn stemmte.

Dem Kreis des bloß politisierten Lebens verfallen, heißt die Wirklichkeit zu billig machen. Denn der Kreis ist immer Mechanik, ewiger Kreislauf, Gewordenheit und Gesetzlichkeit. Die moderne Gesellschaft taumelt geradewegs in diesen öden, mechanischen Kreislauf hinein. Man könnte dem Kreis entgegensetzen als Stichwort die Ellipse mit ihren zwei Brennpunkten, um die Unendlichkeit, den Widerspruch, die Unvollendetheit und Unberechenbarkeit des echten, ewigen Lebens anzudeuten. Nur an dem einen der beiden Brennpunkte der Ellipse dürfte dann das Wort *Führung* stehen. An ihrem zweiten Brennpunkte aber erscheint dann notwendig gerade das heut schier überrannte, vergeudete Wort: *Lehre*. Oder man könnte Waagrecht mit Senkrecht gegeneinanderstellen. Aber aus diesen bloß vorläufigen Bildern wollen wir lieber gleich heraustreten und hinübergelangen zu scharfer Erfassung des funktionellen Gegensatzes zwischen zwei Grundnaturen des Menschen, zwischen dem Lehrer und dem Führer in uns. Mehrere Naturen sind uns eigen. Der einzelne sollte aber wissen, wann er kraft jener, wann er kraft dieser Natur handelt. Er kann sich jeweils entscheiden, ob er als Lehrer, ob er als Führer eingreifen soll in das gemeinsame Leben. Aber die Naturen des Lehrers und des Führers sind ewig getrennt, auch wenn wohl jeder Mensch beide in sich trägt.

Die Natur des Lehrers ist mehraltrig, die des Führers einaltrig; der Lehrer gehört immer mehreren Generationen an, aber keiner ganz. Der Führer gehört seiner Generation ganz an, aber keiner anderen.

Im Führer sieht sich ein Jahrgang, eine Generation, ein Zeitalter in irgendeiner Hinsicht *verkörpert*. Der Führer ist also ausgeprägter als seine Gefolgschaft. Er wird die scharf ausgegossene Gestalt gerade dieser Richtung, gerade dieses Moments der Volksgeschichte. Gerade der Führer drückt das Siegel der Bestätigung unter sein Zeitalter. Dies Zeitalter trägt daher seinen Namen. Dafür aber wird er auch das Opfer der Geschichte. Diese hält ihn an dieser Stelle ihres Laufes ewig fest. Der Heros eponymos, der Held, der Führer gibt den Namen der rollenden Zeit; aber er gibt ihn für einen Augenblick, ein Ereignis, eine Entscheidung. Nur dieser Augenblick ist sein, dieser freilich auch ganz. Diese Stunde eignet ihm, er *ist* ihr Ereignis (Bismarck, Mussolini, Lenin). Aber damit ist auch über ihn entschieden, er kann nichts anderes, nichts weiter bedeuten als eben dies. Dies und nichts, gar nichts anderes, bleibt sein Teil. Die Gefolgschaft, die heute ihm zujubelt, muß und wird sich morgen einen neuen Führer suchen. Ohne Führer kann die Masse nicht leben. Dabei darf man nicht etwa nur an die großen politischen Führer denken. In jedem Zweige menschlicher Tätigkeit waltet eine ungeheure Sparsamkeit. Wo Wahn und Bahn der erste brach, folgt an und an der letzte nach. Alle Nachfolger eines Bahnbrechers sind im Sinne dieser Darstellung also *Angehörige seiner Generation*. Der Führer verformt alle ihm sich Nachbildenden zu *Zeitgenossen* seiner selbst. Solche »Typen«, bald ernst, bald komisch, die einen acht, vier, zwei Jahrhunderte des astronomischen Kalenders entfernten Führer nachverkörpern, Spurfolger auf gebahnter Fährte, bilden weitaus die Mehrzahl aller Lebenden und bilden die Hauptmasse des von jedem von uns gelebten Lebens. Ein Franziskaner, ein Mediziner, ein Offizier verkörpern das dreizehnte, das neunzehnte, das achtzehnte Jahrhundert: denn ihr Führer hat damals dem Zeitalter das Gepräge gegeben. Der Begriff der Einaltrigkeit ist also rücksichtslos gegen den äußeren, bloß naturhaften Kalender. Das Entscheidende ist die Spurfolge auf gebahntem Gleise. Diese Spurfolge ist es, die Führer und Geführte als *ein Geschlecht* erscheinen läßt. Sie

sprechen eine Sprache; sie sind eines Stammes. Denn im Führer hat sich der Gefolgsmann den Helden erwählt, »dem er die Wege zum Olymp sich nacharbeitet« (Iphigenie).

Blicken wir auf die Sippen und Stämme der Jungenschaften, so sehen wir hier das Urverhältnis einaltriger Gemeinschaften. Die Seelen dieser Knaben sind noch stumm oder fast stumm – abgesehen von der rein technischen Sprache. Ihre Gemeinschaft findet sich im Lied. Der Gesang ist die Vorstufe der Seelensprache, ist die Erlösung des sonst Stummen zum *Mit*sprechen. Sprache haben im übrigen in den Jugendbünden nur die Führer. Der Geist des Führers beherrscht die Mitglieder seiner Gruppe, und zwar je stärker die Gruppe lebt, desto ausschließlicher. Woher der Führer seinen Geist selbst hat, ist dabei gleichgültig, zufällig. Ein Buch, ein flüchtig erhaschter persönlicher Eindruck, eine Freundschaft mit einem Manne – ganz wenige Reize genügen, um den Stil eines neuen Stammes, einer neuen Gruppe, wie in galvanischem Bade hervorzuprägen. Denn es genügt, daß diese Reize den Führer entzünden. Wird er begeistert, so gilt das für alle andern mit, die ihm folgen, auch ohne ihn zu verstehen. Begeisterung erzeugt ein Gefälle vom Begeisterten zum weniger Begeisterten, das diesen bindet und festkittet an das Begeisterungszentrum. Der Geist des Führers ergreift seine Gruppe, heißt also ebensogut: weil der Gott einen Führer ergriffen hat, deshalb umgreift diesen Ergriffenen alsbald eine Gruppe, die ihm die Last des Geistes tragen hilft. Aber diese Traghelfer haben nicht jenes direkte Geisterlebnis. Sie gruppieren sich um den, dem es zuteil geworden ist und der es ihnen vermittelt, um den Geisterbeschwörer, dessen Schwurhelfer sie sind.

In der Jugendbewegung handelt es sich, wie gesagt, ja überwiegend um ein ganz fragmentarisches Geisterlebnis. Aber da wir hier in einer fast hemmungslosen Vorwirklichkeit oder Spielwirklichkeit sind, in der es nur um den täglichen Geist, noch nicht um das tägliche Brot geht, so genügen diese geistigen Flikken, Fetzen, Lappen, diese flüchtigen Funken und Eindrücke

geistiger Art, um alle Wirkungen des Geistes auf die Begeisterten, alle Anziehungskraft der Begeisterten auf die von ihnen Betroffenen hervorzubringen.

Und so spiegeln sich in den fast jedem Leser vermutlich aus eigenen Erfahrungen bekanntgewordenen Führungsproblemen der Jugendlichen die für die Erwachsenen wiederkehrenden politischen Führungsprobleme getreu ab. Der Unterschied ist der zwischen Vorspiel und Schauspiel; im Jugendlager geht es um den Geist des heranwachsenden Geschlechts, in der Politik um das Brot oder die Interessen eines herangewachsenen Geschlechts. Jedesmal aber geht es um die Ansprüche, Rufe und Ideen einer Generation. Diese Generation dauert nicht etwa gerade dreißig Jahre, sondern in der Jugendbewegung mag ein Jahrfünft schon eine Wendung und einen Einschnitt bedeuten. Und in der Politik leben die Geister des »Freihandels«, des utopischen Sozialismus usw. oft ein Jahrhundert und mehr. Aber *einaltrig*, einer Generation verschrieben ist dieser Geist. Denn er tritt *unbedingt* auf, ohne Seitenblicke auf vorher oder nachher.

Die *mythische* Zeit, wie sie heute gern, weil wiederentdeckt als Urzeithaltung, genannt wird, wird in jedem Geschlecht neu geschaffen. Sie widerstreitet der astronomischen Zeit der Geschichte. Die geschichtliche Zeit geht ihren gesetzlichen Gang. Sie ist eine *dauernde*, gleichmäßige Zählweise. Man nennt sie deshalb Zeitrechnung. Aber sie erkauft ihre Kontinuität durch einen Mangel. Die geschichtliche Zeit gilt für alle, die nach ihr rechnen. Weil sie aber für alle gilt, die nach ihr bewußt rechnen, deckt sie nur die Lebenssphäre des Bewußtseins. Das Wesen des Bewußtseins aber ist immer ein *abstraktes*. Die sogenannte Zeitrechnung oder geschichtliche Zeit ist also abstrakt, um allgemein zu sein. Die mythische Zeit hingegen eignet nur der Gruppe, dem Stamm, der Gemeinschaft. Sie will mitgelebt werden. Ihr gehört nicht an, wer nach ihr zählt, sondern wen sie bannt, d. h. wer nach oder in ihr lebt. Die mythische Zeit kann je nach der Höhe des namen- und gestaltgebenden Helden, des Heros eponymos, fünfhundert oder dreißig Jahre dauern. Schon Görres

hat von ihr gesagt, die Welt des Mythus sei »zeitlos«. Aber jeder Mensch, der gebildet lebt nach Urbildern, lebt im Mythos, in einer mythischen Zeit, auch wenn er außerdem bewußt in der allgemeinen, mathematisch-astronomischen Zeitrechnung sich einrichtet. Nur wirken heute *viele Mythen* gleichzeitig nebeneinander; wo in der Antike der einzelne ganz und gar seinem einaltrigen Zeitgeist ausgeliefert war, durchdringen sich heute innerhalb der Gesellschaft viele Geister.

Wir ziehen es vor, auch weiterhin von einaltrigem Geist zu sprechen. Denn wir besprechen eben keine historische Antiquität, wonach »mythisch« unvermeidlich klingen würde. Der Sache nach aber ist einaltrig und mythisch das gleiche. Und beides also steht im Kontrast zum *allgemeinen* Begriff der Zeitrechnung. Die einaltrige Zeit wird mit Herz und Hand bekannt und erzählt, die geschichtliche Zeit wird gekannt und gezählt. Die einaltrige Ordnung der Dinge fällt gleichsam nach unten aus der Geschichte heraus, in sich eine selbständige Abfolge von Keim, Blüte, Frucht des Geistes.

Der Geist des Führers ist das Geheimnis einer einmaligen Generation, einer einmaligen, in sich vollendeten Zeugung, Geburt, Schöpfung.

Der Geist der Lehre ist ebenfalls von dem, was die Geistesgeschichte Geist nennt, weltenweit geschieden. Er ist nicht Kontinuität im Sinne der Mathematik, nicht bewußte Allgemeinheit im Sinne der Philosophie. Der Geist der Lehre ist ebensosehr jenseits der Geschichte im Sinne des neuzeitlichen Weltbildes, wie der Mythus diesseits der Aufklärung steht.

Denn er abstrahiert so wenig wie der einaltrige Geist. Die Lehre verkörpert nur etwas anderes als die Führung. Der namengebende Held verkörpert die Zeit. Der institutionelle, der prophetische, der lehrende Mensch – sie verkörpern die Wende der Zeiten. Jedes Leben drängt von sich aus in jedem Augenblick nach selbständiger Entfaltung und vollständiger Erfüllung. Die Lehre drängt nun die Selbständigkeit und Vollständigkeit um so viel oder so wenig zurück, daß die Wiederkehr des Lebens trotz

dieser Verselbständigung und Vervollständigung erhalten bleibt. Die Verfugung aller Sprossen und Knospen, daß sie doch am Baum des Menschengeschlechts sprossen und knospen, die Eindämmung und Eingleisung noch des Selbständigsten in eine ewige Bahn – verlangt Verkörperung. Diese Verkörperung des Mehraltrigen, der Verwandlung einer jeden Zeit also, die Überwindung jedes Geschlechts, die Einschränkung jedes Zeitgeistes, auch und gerade des zeugungskräftigsten, des genialsten, geschieht in Trägern, die wir auch wieder nicht mit abgenutzten, historischen Museensnamen benennen wollen. So wenig wie »mythisch« (in »mythischer Zeit«) wäre »religiös« (in »religiöser Zeit«) eine brauchbare Vokabel. Die Bezeichnung der mehraltrigen Zeit ist es, die wir vorziehen, weil damit sowohl der einaltrigen Führerzeit widersprochen wird wie der allgemeinen und astronomischen Weltzeit. Der Geist der Lehre ist Geist *zwischen* den Zeiten; aber er dient der Vollbringung jeder Zeit.

Dem Wiederauftreten des Mythos in der Kraft der Jugendführer verdankt es der Geist der Lehre, daß er heut sein richtiges Gegenüber vorfindet, daß er als mehraltrig dem einaltrigen Geist gegenübersteht. In den abgelaufenen Jahrhunderten des philosophischen Idealismus hatte diese Lehre einer abstrakten »Geistigkeit« Platz machen müssen, die mit dem Leben und Streben der Geschlechter der Menschen nichts zu tun zu haben schien. Heut aber kann der Lehrer am Gegenbild des Führers sich ausbilden.

Der einaltrigen Führernatur stellt sich die des Lehrers entgegen. Der Lehrer verkörpert nicht den Geist eines Augenblickes der Geschichte. Und deshalb deckt er nicht für seine Mannschaft den Horizont des Geisteshimmels schlechterdings zu – wie der Führer das muß. Der Lehrer deutet an sich selbst vorbei, weist über die eigene Person nach rückwärts und vorwärts weiter. Er füllt deshalb den Jahresring der Zeitlichkeit nie ganz aus: Ein Lehrer z. B., der die Mode des Tages angeben wollte, wäre komisch. Ein Lehrer, der die Tagespolitik zu ernst nimmt, wirkt befremdend. Ein Lehrer, der aus der Tagespolitik seine Lehre zurechtzim-

mert, wirkt unerfreulich. So bleibt der Lehrende immer ein wenig mindestens hinter dem Rhythmus der rein zeitgemäßen Haltung zurück. Wenn der Schulmeister ein bißchen altmodischer gekleidet geht, hat das einen guten Sinn. Wenn der Gelehrte kein extremer Politiker ist, nimmt das für seine Haltung als Forscher ein.

Der Lehrer spricht nie ganz die Sprache des Tages, die Führersprache einer Generation. Mehraltrig ist er seinem Wesen nach. Mehraltrig ist deshalb seine Sprache. Nie kann er deshalb die hemmungslose Begeisterung entfesseln wie der Führer. Denn immer bleibt er bestenfalls der *Übersetzer* des Geistes in die Sprache seiner Zeitgenossen. Nie darf er deshalb ganz die Spur auslöschen, daß er nicht nur im eigenen Namen spricht. Ein wenig mindestens muß durchschimmern, daß er Zeuge mehrerer Alter des Geistes ist. Wenn Mussolini den beredten Mund auftut, so ist die Hauptsache der Wirkung, daß er redet wie *kein* anderer. Wenn der Lehrer lehrt, so darf vieles an ihm die bestechende Wirkung des Ursprünglichen besitzen – und muß es sogar, wenn er gut lehren soll. Nur dem Wichtigsten, Geheimsten, dem Sinn seines Lehrens, muß die Unverrückbarkeit einer Bibelübersetzung anhaften. Denn wozu sollte man sonst lernen, wenn die Lehre nicht über den Tag hinauswiese, über das Menschenalter, über die gerade in Fleisch und Blut einherwandelnde Generation?

2.

Freilich, nicht die Namen der Lehre, Schule und Überlieferung allein sichern eine Generation vor dem Absturz in das bloß einaltrige Leben. Es kann vieles Lehre heißen und ist doch nicht so bescheiden-mehraltrig wie diese. Denn nur der Lehrer, der dem Führerspielen entschlossen entsagt, kann über sich hinaus- oder an sich vorbeiweisen. Man muß dem Lehrstand beides anmerken, das Entsagen wie das An-sich-vorbei-Weisen, wenn ein lebenshungriges Geschlecht seinen Lauf abbiegen soll, um auf sein einaltriges, natürliches Leben die Unnatur der mehraltrigen

Weisheit wirken zu lassen. Ungern setzt sich Leben der Weisheit des Überlebenden aus. Jede Generation reizt es, schlechthin zu genießen, schlechthin sich zu entwickeln, schlechthin fortzuschreiten, schlechthin zu wachsen und wie man so verführerisch sagt, die schöpferischen Kräfte zu entfesseln. In den Abgrund der Zeit stürzt trunken jedes Geschlecht: auch des Lehrers Stand und Beruf und Geschlecht selber kann in diese Versuchung geraten – und dies scheint mir die seltsamste Verführung der Gegenwart, wörtlich Ver-Führung, falsche Führung, Irre-Führung, daß Lehrer meinen, sie müßten führen; Hochschullehrer, sie müßten mit den Inhalten ihrer Lehre zeitgemäß sein. Nicht die Inhalte, nicht die Wahrheit kann zeitgemäß sein, sondern Form und Frage, Lehrauftrag und Problem gibt das Zeitalter der Lehre. Aber der Inhalt und die Antwort, Lernbefehl und Nachweis sind zeitentrückt.

Indessen gilt dies alles nur, wenn Lehre kein bloßer Stoff, keine bloße Materie ist und auf der anderen Seite auch nicht zusammenfällt mit theoretischer Forschung und Erforschung des Weltalls und der Weltkugel. Die Art, in der wir hier das Wort Lehre verwenden müssen, verbietet, Lehre mit Wissenschaft und mit Forschung im Sinne der Neuzeit einfach gleichzusetzen. Denn in dem, was die Neuzeit Wissenschaft zu nennen sich gewöhnt hat, wird das jeweils Erforschte gelehrt. Die Lehre aber will die sogenannten führenden Geister eines Zeitalters, genauer sagen wir: die führenden Männer eines Zeitalters mit den Generationen vor und nach ihnen zusammenbinden und verfugen. In diese Lehre sollte jeder Erwachsene immer wieder gehen, zur täglichen Erneuerung seines sonst in der Führung sich schnell aus und zu Ende lebenden Geistes. Hier wird daher geforscht, weil gelehrt werden muß. Und das Gelehrte wird erforscht, um noch besser gelehrt werden zu können.

Die Zukunft des Menschengeschlechtes, das natürliche Wachstum in uns, legt jeweils der Vergangenheit, der gebildeten Gestalt in uns, ihre Fragen vor[1]. Der Primat der heilenden Funk-

[1] S. mein Vom Industrierecht (Breslauer Festgabe für Gretener 1926), 161 f.

tion, der Logotherapie, verändert also grundlegend den Charakter des geistigen Weges »Lehre« im Verhältnis zu dem, was gemeinhin in der Neuzeit als »Lehre der Wissenschaft« (übrigens zum Glück vielfach nur in der Theorie) angesprochen worden ist. Das Verhältnis von Forschung und Lehre kehrt sich um: das Lehrbedürfnis ist es, das zum Forschen treibt und des Forschens Maß bestimmt[1].

Die Lehre verkettet das *ungeschichtliche* Leben des Nachwuchses mit dem Geschichtlichen der Vorfahren. Der Stamm, die Gruppe, der Bund, der Führer selbst in ihrer jugendlichen Lebenskraft sind zunächst *ungeschichtlich,* weil einaltrig. Die Jugend ist keineswegs, weil sie astronomisch später kommt, auch Träger echter Zukunft. Sie ist zunächst geschichtslos und kann absinken in Zufallszeitalter. Sie kann die »Zukunft« verfehlen! Eine Gruppe, ein Bund, eine Partei, ein Fanatiker des Jahres 1927 kann im Geiste, im Sinn der Geschichte de dato 1890, 1840, 1789, 1500, 1250 sein, oder kann eine scheußliche Mischung aus ein paar verschiedenen Daten darstellen. Um niemanden zu kränken, sollen naheliegende Datierungen unterbleiben. Ein wohl nur wenige persönlich ernsthaft berührendes Beispiel genüge: In England und Deutschland – mehr noch in Amerika – macht eine Bewegung der Bahai von sich reden, die aus Syrien zu stammen scheint. Dorthin kam sie von Persien. Das erste Bahaioberhaupt wurde in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts dort tätig. Die Lehre der Bahai – Wilsons vierzehn Punkte werden z. B. von den Bahais reklamiert, ebenso die Frauenemanzipation, die Demokratie usw. – ist vermutlich befruchtet worden von der Reformpartei der dreißiger und vierziger Jahre in Konstantinopel, die dort die erste Verfassung zu geben versuchte. Der Gehalt all dieser Programme aber ist kein

[1] Näheres in: Werner Picht und Eugen Rosenstock, Im Kampf um die Erwachsenenbildung, Leipzig 1926. Die preußische Verfassung von 1850 verhieß: »Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.« Heut in der Welt käuflicher Naturwissenschaften müssen wir fordern: »Die Lehre und ihre Durchforschung sei frei!«

anderer als die Ideen von 1789. Mit anderen Worten: die Thesen der Französischen Revolution kehren in orientalisch-reizvoller Verkleidung nach Europa als modernstes Geistesgut zurück. Die Bahaisprüche sind also quartärer Aufguß politischer Führungsprinzipien von 1789. Sie sind gerade deshalb geschichtlich minderwertig, willkürlich; höflicher ausgedrückt: ungeschichtlich. Denn sie gießen sich in eine Erscheinungsform, die sie unkenntlich macht nach ihrem Ursprung, ihrem Sinn, ihrer Bedeutung und Begrenzung. Soweit sie Werbekraft entfalten, dienen sie damit der Ausbreitung der Ideen der großen Französischen Revolution, deren unmittelbare Annahme für manchen englischen oder deutschen »Bahai« peinlich und reizlos wäre. Die Wahrheit würde also hier verhüllt, verschleiert, in ein modisches Gewand verkleidet, selbst wenn sie – die Wahrheit wäre! Aber die Ideen von 1789 sind gerade dadurch ausgezeichnet, daß sie die Spannung von Lehre und Führung ignorieren. Sie kennen nicht die Tragödie der nur sich und dem Fortschritt lebenden Generationen. Sie schließen nicht die Notwendigkeit der Entsagung und des Opfers ein, die durch Lehre gebracht werden muß, um aus den Jahrgängen des Menschengeschlechts Ein Geschlecht, aus dem willkürlichen Geschehen vieler Tage und Jahre Eine Geschichte zu gestalten.

Die Bahn der menschlichen Geschichte kann nur gerettet werden, wo die *Lehre* in großen Bildungen der Kultur gelebt, dem natürlichen Leben entgegen- und zuwidergelebt wird. Die Französische Revolution hat versucht, das Leben von diesem Widerspruch zu befreien. Kreis und Kugel sind ihre Ideale; das Geistesleben soll national werden. Das Nationale sei nämlich die zeitgemäße, einaltrige, natürliche, »organisierte« Form des Geisteslebens. Mit ihrem »eigenen« Geist soll jede Nation ihren Staat bauen, es soll die Politik des »Glaubens an die Nation« Natur und Geist versöhnen. Diese Lehre ist ins Mark der modernen Gesellschaft gedrungen. Unsere Nationalisten und unsere Demokraten, beide sind Schleppträger des französischen Revolutionsgeistes. Das Unbequeme soll aus der Welt: der Wider-

spruch zwischen den Generationen. Der dämonische Haß zwischen Vätern und Söhnen wird mit Hilfe des Nationalen wegdisputiert. Die Väter oder Großväter werden einfach zu unnationalen, undeutschen, unfranzösischen usw. Geistern umdisputiert. Die Urgroßväter und Ahnen können ja nicht mehr widersprechen. In sie datiert man alle eigenen Wünsche und Sehnsüchte zurück. Fort mit dem harten Kreuz, das Lehre und Führung auseinanderreißt: Ein Volk, ein Glaube, ein Staat, eine Nation, ein Leib, eine Gesellschaft – überall soll das Wörtchen »ein« von der gespaltenen Wirklichkeit erlösen, die zwischen Zukunft und Vergangenheit, zwischen Führern und Bünden von gestern, von heute und von morgen hindurchsteuern muß und die deshalb die einen als Führer, die anderen als Lehrer einsetzen muß, um nicht mit jeder Generation vor dem Nichts, vor dem Weltkrieg, vor der Weltrevolution, vor dem Chaos zu stehen. Jede einaltrige Lebensordnung beruft die Sintflut hinter sich herauf in Gestalt einer Selbstvernichtung. Auch das Nebeneinander und Ineinander von ein paar solchen einaltrigen Ordnungen ist nur ein mechanisches Auskunftsmittel. Europa hat sich durch das »Gleichgewichtssystem«, durch sein »Konzert«, durch seine »Großmächte«, durch seine Revolutionen mit einem solchen mechanischen System mehrerer einaltriger Ordnungen beholfen; denn von den modernen europäischen Staaten waren die meisten nur auf ein Datum, ein Ereignis begründet und lebten kraft dieses Ereignisses und gruppierten alles um den Brennpunkt dieses *einen* Geschichtsdatums. Aber ihre Mehrzahl rettete die ewige Wiederkehr, ersetzte die Mehraltrigkeit.

3.

Dieser geschichtliche Aspekt kann uns aber etwas erklären helfen, was doch nun nach Lösung drängt; das Verhältnis der beiden Naturen des Lehrers und des Führers zueinander, die Art ihres Zusammenwirkens. Lehrer oder Führer, was wir in jedem Augenblick sein wollen, dazu müssen wir uns entscheiden. Daß

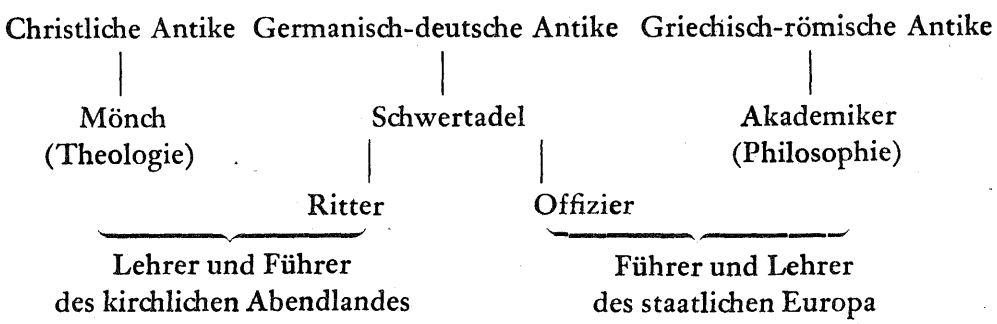
die auf dem Zeitstrom fahrende Menschheit der Lehre und der Führung beider sich dauernd bedienen muß, ist nicht schwierig einzusehen, sobald man den Charakter beider Funktionen erkannt hat. Sie sind die zwei Geschlechter auf der Höhe des »Worts«. Aber wie springt der Lehrer mit dem Führer um? Wo begegnet der Führer der Lehre? Indem wir diese Frage zum Schluß stellen, wollen wir auch begreifen, wie es zu der Führerkrisis heute hat kommen können und zu der Überflutung der Lehre durch Führung, der Geistesfreiheit durch Politik.

Zwei große Verhältnisse nämlich zwischen Führung und Lehre haben bestanden und sich bewährt; zwei Verhältnisse, die heute beide verbraucht sind. Auf die Formel gebracht, hat das Abendland gelebt von dem Dualismus *Mönch und Ritter*, Europa aber von dem Dualismus *Zivil und Militär*. Beide Paare verkörpern die Spannung von Lehre und Führung, beide Paare bezeichnen diese Spannung auf verschiedene Weise. Mönch und Ritter im christlichen Abendland sind die Säulen des kirchlichen Mittelalters. Zivil und Militär, Akademiker und Offizier im modernen Europa sind die Pfeiler des weltlichen Staates. Die Nahrung des kirchlichen Lehrers von Abälard bis Luther ist die Theologie der Antike; die des Akademikers von Marsilio Ficino bis zu Eucken ist die Philosophie der Antike. Beide: Theologen und Philosophen, Bettelmönche und Akademiker erwerben ihre überzeitliche Autorität durch die ewigen *antiken* Vorbilder. So sehr hängt eben Lehre und Zeitentrücktheit zusammen. Das sogenannte christliche Mittelalter restauriert zu Zwecken der *Lehre* das christliche Altertum. Die sogenannte humanistische Neuzeit restauriert wieder zu Zwecken der Lehre das heidnische Altertum! Denn beide gewinnen im Altertum den zeitentrückten Raum, der alle Lehre vor der Verwechslung mit Politik schützt. Neben diesen mächtigen Lehrgebilden aber wachsen Ritter und Offizier *ungelehrt*, unliterarisch groß. Beide Lehrgestalten haben den heranwachsenden Ritter und den heranwachsenden Offizier *ungelehrt*, unliterarisch groß. Beide Lehrgewalten, sei es Scholastik, sei es Akademik, haben den heranwachsenden

Ritter oder Offizier bis in die jüngste Vergangenheit für sein eigentliches Handwerk nicht vorzubilden gehabt. Das ist die Ursache für Goethes Bewunderung des gebildeten Offiziers. Er wußte: das ist eine Ausnahme: Ludendorff war mordsgescheut und tapfer. Aber er war ungebildet. Seine Mathilde mußte diesen Mangel ersetzen. Fast bis zum Weltkrieg stand das Offizierskorps mit kurzen Unterbrechungen außerhalb der akademischen Tradition.

Die Lehre warf sich dieser stammesmäßigen adligen Führung entgegen, drängte sich an ihre Seite, aber überwältigte sie nicht. Ungebrochen, in natürlicher blutmäßiger Überlieferung pflanzte sich der europäische Schwert- und Fürstenadel fort. Nur die Führung *zweiten* Ranges, die zivile, wurde der Lehre ausgesetzt und durch sie gebildet.

Solange also der Primat der praktischen Vernunft im Schwert gründet, sind Lehre und Führung noch auseinander, gründen jedes in sich; die adlige Führung wurzelt in der blutmäßigen Vorwelt: die Lehre beruft sich auf die noch ältere geistige Vorwelt. Die beiden Stämme sind also unabhängig der eine vom anderen ins Bereich der Zeit eingerammt.



Was nun auch immer sonst der Weltkrieg bedeutet haben mag, eins ist gewiß: die Führung des Schwert- und Fürstenadels hat er erschöpft. Die Gleichordnung von Zivil und Militär für die Volksordnung läßt sich nicht länger behaupten, gerade weil der Vorrang des Militärs sich in diesem Kriege noch einmal in grandiosem Umfang aus- und zu Ende gewirkt hat. Wenn unsere Generalstäbler heute Kaufleute und Industrielle geworden sind,

so ist damit mehr geschehen, als daß sie sich der äußeren Not gefügt haben. Die bisherigen Gesetze des Verhältnisses von Lehre und Führung haben sich damit aufgelöst. Die Proportionen zwischen einaltrigem und mehraltrigem Geiste sind fraglich geworden. Im Faszismus haben wir eine Form der Lösung dieser offenen Frage: das militärische Führungsverhältnis wird einfach in den Frieden, ins Zivil hineinprojiziert. Damit wird wenigstens echte Führung gerettet. Die Lehre wird dafür an die Wand gedrückt, verächtlich, ins Exil gejagt.

Will man diesen Abfall in die Barbarei vermeiden, so muß die Lehre sich bequemen, statt zu Zivilisten zu *Führern* zu reden. Die Lehre muß sich für Männer statt für Jünglinge umstimmen, für Könige, Krieger, Häuptlinge der Politik statt für Beamte, Richter und Pfarrer. Wehe ihr, wenn sie's nicht tut. Führung muß sein, so wahr jede Kreatur ihr Leben haben muß. Denn die politische Gemeinschaft ist das kreatürliche Leben des Menschen. Also ist Führung die Art und Weise, in der sich die Fragmente des natürlichen Menschentums, die wir Menschen darstellen, in einem Leibe, einem »großen Menschen«, jeweils verwirklichen und vollenden. Unentbehrlich ist Führung. Die Fascisten opfern darum der Führung die Lehre. Sie werden es freilich später büßen, wenn eine Generation vorbei ist. Denn dieser politische Leib ist rein geschöpflicher Art wie die Körperwelt. Und das heißt: *er ist sterblich*, und so muß Lehre sein, so wahr der Geist alles einzelne geschöpfliche Leben zu überleben trachtet.

Zum ersten Male muß die Lehre Führer im Vollsinne, Führer für *alle* Aufgaben der Wirklichkeit, Führer für die bösesten und für die dämonischen Aufgaben im Reich der Schöpfung erziehen und schaffen helfen. Was Machttrieb, Ehrsucht, Ruhmbegier bisher dem Führer abgerungen haben, ruft heut nach Erlösung durch die Lehre. Das Böse, Grausame, Harte und Strenge der Politik ruft nach Aufnahme in den Bereich des Geistes, damit es dort seine Sinngebung und Läuterung empfange. Die Führung der Gesellschaft kann nur ein vom Geist gezüchteter Adel übernehmen. Versagt sich die Lehre diesem Ruf der Kreatur, so wird

der Fascismus der Führerschaft à tout prix auch dort siegen, wo heute noch geheime Sehnsucht die blinde Natur durch die Lehre lösen und binden lassen möchte. Ergreift aber die Lehre ihre überzeitliche Aufgabe nun ganz, so wird sie der einzige Stamm des Menschengeschlechts durch die Zeiten, so werden die einzelnen blutmäßigen Geschlechter der Menschen nur die Zweige, dessen Wachstum dem Stamme Jahresring auf Jahresring zuführt, damit er der wachsenden Sturmgefahr eine wachsende Stammstärke entgegensetzen könne.

Individuen, Seelen, Persönlichkeiten hatte der Lehrer bislang vor sich auf allen Stufen der Schulung. Führer, Repräsentanten, Verantwortungsträger, Krieger sah die Lehre nicht oder selten – und jedenfalls nicht ex professo – in ihnen. Es bedarf einer gründlichen Umschrift der Lehre, soll der Führer im Schüler und Hörer angesprochen werden und sich angesprochen fühlen. Ansprechen aber heißt *schaffen*. Die Lehre muß den Führer mit berufen, mit schaffen helfen, weil ihn leibliche Erbfolge nicht mehr hervorbringt.

Auf der anderen Seite ist die Jugendbewegung als solche ohne dies Bündnis mit der Lehre dem übelsten Philisterium preisgegeben. Zwei Fragen muß sie lösen. Die Älterenfrage in der Jugendbewegung ist die eine wirkliche Frage. Keine Jugend erträgt es, daß die ihr entwachsenden Bundesglieder ihrer spotten und enttäuscht sind, ohne durch solchen Abfall selbst stutzig zu werden. Und das Versagen vieler Jugendbewegten im Beruf ist das zweite böse Problem. Der Jugendbewegte steht im Durchschnitt seinen Mann noch schlechter im Beruf als der Brotstudent. Hier klafft ein katastrophaler Widerspruch. Aber er ist nicht unerklärlich. Nur die Lehre, die den Träger von Aufgaben im Hörer anspricht, läutert den Traum des Jugendlichen, so daß er Kraft zur Bewährung, Kraft zur Verwirklichung gewinnt. Der Mensch selbst ist ja nicht einaltrig. Zwei Generationen gehört er selber an: Jugend und Alter. Ein Bruch klafft zwischen Jugend und Alter der meisten Menschen. Eben dies erlebt der Jugendliche, der in der Jugend vielleicht führte, bis zum Zu-

sammenbruch. Wie weise ist es, daß die Sprache mit einem Lebensalter nur entweder Jugend oder Alter umspannt. Zu dreißig Jahren rechnet sie die Generation! Aber das Leben ist damit nicht gelebt. Zwei oder drei Menschenalter durchwandelt der Mensch im Lauf seines Lebens. *Er begräbt den Geist einer Generation*, der vorgeschichtlichen, muß ihn begraben und lebt in einen zweiten hinüber, und der Greis erreicht noch eine dritte Station. Dies liefert den Schlüssel zur Eigenart der Lehre, die immer zwischen mindestens drei Generationen im Volke sich behaupten muß. Mehraltrig muß sie sein, um Jugend, Mannesalter und Greisentum zu umklammern und zu verfugen, um für die Geschlechter des Volkes die verbindliche Sprache der Gemeinschaft zu sprechen. Gültig kann nur die Lehre sein, die für Alte und Junge Sinn hat und Geltung. Gleichzeitig leben mehrere Generationen zusammen, eine jede geführt von ihren Sprechern, Helden und Vorkämpfern. Ermöglicht wird solche ungeheure Spannung zwischen Vater und Söhnen nur durch einen alle durchblutenden geistigen Strom, der immer stärker bleiben muß als jede einzelne, einaltrige Verkörperung, der immer noch Ungestaltetes, Werdendes, Zukünftiges und schon Gestaltetes, Gewordenes, Gebildetes dem gegenwärtigen Zeitalter entgegensetzt als Sporn und Schranke zugleich.

Die Lehre verfügt nie ganz über ihre Gefolgschaft wie die Führung. Der Führer kann ein Geschlecht einsetzen zum Tode, zur Auswanderung, zur Umkehr, zum Krieg. Er hat seine Leute ganz. Das bleibt der Lehre versagt. Nie aber darf die Führung alle Generationen des Volkes besitzen wollen. Als die Kriegführung 1918 mehr als dreißig Jahrgänge einsetzen wollte für einen Krieg, da versagten sich ihr die Knaben von 17 und 18, und sie sind es gewesen, deren instinktive Meuterei den Krieg zu Ende gebracht hat, sie allein. Alles andere an unserem Zusammenbruch war Spiegelfechterei. Die Lehre aber war in diesem Gigantenkampf einer Generation so ausgeschaltet wie noch nie in der Weltgeschichte. Nicht nur Journalisten, sondern alle Lebenden, Redenden, Schreibenden, Predigenden im Volke waren in

den Bann der Zeitaufgabe geraten. Nie hat es einen solchen restlosen Einsatz des Geistes für den Tag gegeben. Die Jahrgänge 1869–1899 der deutschen Mannschaft – ob daheim ob draußen, ob fehlend oder denkend – waren in einem Siegeswillen zu einem Leib zusammengeglüht und zusammengeschmolzen. Kein Sparta, kein Rom und kein Venedig hat eine ähnliche Hingabe erlebt. Die äußerste Kraft *politischen*, geführten Gemeinschaftslebens ist hier leibhaftig geworden. Aber mit dieser eingenerativen, einaltrigen Leistung wurde das Gefüge dieses Reichs zugleich herausgerissen aus dem geschichtlichen Strom. Bar der Reserven des Geistes wie des Blutes, bar der Lehre, bar aller mehraltrigen Erneuerungsströme schien die Gestalt dem Tode verfallen.

Da werden es die leisen Schwingungen einer neuen, vergeistigten Führung, die stammelnden Worte einer neuen, für Männer bestimmten Lehre, die den entseelten Helden des Reiches neu ins Leben rufen. Vor dem Kriege ist die Jugendbewegung aufgebrochen, aus geheimem Ahnen, gerufen in die Zeit als Heilmittel gegen die falsche Zeit. Und vor dem Kriege war ein neuer Ton im Geistesleben hörbar geworden, aus geheimer Wiedererkennung der alten Offenbarung, gerufen in die Lehrhäuser als Heilmittel gegen die falsche, die tote Ewigkeit. Von Neuer Jugend und von Neuer Wissenschaft ist dann seit 1918 viel, ach viel zu viel, gerufen und geredet worden. Aber angesichts der Schwäche der im Kriege dezimierten Jugend und Geistesmannschaft und der Riesenhaftigkeit der Aufgabe war es vielleicht verzeihlich, daß man sich durch laute Zurufe selber Mut zusprach. Wenn sich aber Führung und Lehre kreuzen würden, gebunden und verbunden zur Erziehung eines *mehraltrig*, adlig also, lebensfähigen Geschlechts, die Spitzen der einaltrigen, ewig wechselnden Gemeinschaften des Tages und die diesem Tage zugekehrten Übersetzer der mehraltrig-unwandelbaren Lehre? Dann brauchten sie nicht zu reden noch zu rufen, um sich im Waldesdickicht Mut zu machen. Denn dann käme es auf Stärke oder Schwäche nicht mehr an. Alle Quantitäten werden gleich-

gültig, wo die Qualität der Unsterblichkeit erreicht wird, wo sich die Waagrechte der Zeitkräfte und die Senkrechte des ewigen Geistes ineinander verfugen. Lehre und Führung sind dann in Ordnung.

Nun am Ende aber kann es ja gesagt werden, daß Lehre und Führung nur Umschreibungen sind für die geistige und für die leibliche Gestalt des Gemeinschaftswesens Mensch; durch Lehre verfaßt sich die Seele des Menschengeschlechts durch die Zeit, durch Führung an jedem Tage in ihren Lebensraum zu der ihr erreichbaren körperschaftlichen Verwirklichung.

So sind Lehre und Führung die Umrisse des politischen Wesens Mensch nach den Seiten der Ewigkeit und der Erscheinung. Und so kann man sagen: Wo Jugend mit Ehren alt wird und wo die Lehre sich allzeit erneuert, wo die Lehre fröhlich den Tag grüßt und die Jugend fröhlich das Alter, da sind Geist und Leib der Menschenkreatur geheilt und offenbaren sich als die ewige Zukunft und die heutige Gegenwart der gesunden Menschenseele.

B. DIE POLIPHONIE DES VOLKS

1. Die Rückkehr zum Ursprung

Der Wiedergewinnung des Mythos war der Aufsatz »Lehrer oder Führer?« gewidmet, der im ersten Heft der »Kreatur«, Jg. I, erschien. Der Mythos, der am Ursprung der Völker in ihrer Stammeszeit absolut und in ewiger Jugend geherrscht hat, der Mythos, den die ewig alte Lehre des kirchlichen Weltalters bis auf den Namen auszurotten versucht hat, – er erstand uns wieder als ewiges Element im Aufbau der Generationen des Volkes. Kein Leben des Volkes ohne Mythos. Denn der Mythos ist der Geist jeder einzelnen Generation in ihm. Er überfällt diese, weil und soweit sie sich unbedingt muß zu vollstrecken trachten. Geist wird vollstreckbar nur dort, wo er Fleisch und Blut befällt. Jeder Mythos fordert also von seiner Generation ein Men-

schenopfer. Daran wird er sichtbar. Daß ein Geschlecht es unbedingt ernst mit sich selber meine, zeichnet sich in der Person ab, die ganz an die Vollstreckungsaufgabe des Geists der Zeit glauben muß, im Führer. Wo also leibhaftige Führung statt bloßer Schulen und Richtungen herrscht, da ist Mythos. Mythos und Führung sind Geist und Gestalt eines einfachen und einfältigen, gradlinig durchgehaltenen Generationsantriebs. Und dieser Mythos lebt heut wieder auf in Jugend und Alter, in Jugendbewegung und Politik. Nur ein Menschenalter, nur *dreißig* Jahre umspannt der Mythos. Daher diese doppelte Wiedergeburt. Die Jugendbewegung ist die erste programm- und ideenlose Bewegung, daher zum ersten Male rein psychisch, und ohne jede Anlehnung oder Anleihe oder Nachahmung christlicher Kirchenideale oder damit konkurrierender geistiger Traditionen. Und die Politik ist heut »reine« oder »nackte« Interessenpolitik, alle ihre Programme sind als bloße Ideologie fadenscheinig geworden. Also ist auch sie ohne jedes Bekleidungsstück in Art der alt- oder neutestamentlichen Gebote und Pflichten. Jugend und Alter stehen heut beide traditionslos und in der Wirklichkeit ihres eigenen Antriebs, jung oder alt zu sein. Jung oder alt zu sein – das kann man auch umschreiben mit θεωρεῖν und πράττειν; denn der junge Mensch will staunende und doch noch unverantwortliche spielende Vorschau auf das Leben; der alte Mensch will ernüchterte aber verantwortliche ernste Bewältigung des Lebens. Der Universalismus der Jugend braucht Theorie; die Individualität des Alters braucht Praxis, um sich zu vollenden.

So sind in jedem Augenblick, wo das Volk der Menschen vor dem Angesicht seines Schöpfers sich darlebt, zwei Mythen mindestens nebeneinander wirksam – der Mythos der vorschauenden Jugend, und mit ihr aller noch unbestimmten *Spielkräfte* im Volke, und der Mythos des leistenden Alters und mit ihm aller schon bestimmten *Gewalten* im Volke. Beide Mythen suchen Gestaltung, und beide denken, wie wir noch sehen werden, dabei an eine Gestalt nur aus ihrem Geist. Die Generationen beide

aber geben sich heut freiwillig und ganz ungescheut ihrer zeitlichen Bedingtheit hin. Hier und heut wollen sie sich vollstrekken. Damit ist nicht nur über das 19. Jahrhundert, sondern über die gesamte Neuzeit hinaus ein Aufbruch geschehen. Daß jedes Geschlecht *befangen* lebt, wird neu bejaht. Diese Befangenheit in die Zeit galt als Brandmal des Gedankenlosen im Zeitalter des Idealismus – heut wird sie als notwendig gerade von den Denkenden durchlitten. Insoweit wird aber nur urewiges Naturgesetz wiederentdeckt, das Gesetz, daß der Mensch durch Zeit, durch saeculum und temporale Ordnung, bestimmt zu werden hat. Eine Renaissance der naturvolkhaften Welt setzt ein. Die Renaissance der Klassik ist zu Ende. Die vorklassische Erde erlebt ihre Renaissance. Polytheismus, Stammesleben, Sippenordnungen, Altersklassen und Männerbünde, Hordentrieb und Bandeninstinkte werden neu wahrgenommen in uns selber. Sohn und Mutter, Tochter und Vater in ihren zweialtrigen Spannungen werden zum Ausgangspunkt der seelenkundlichen Analysis. Die Wiedergeburt des »Erdensohns«, eines so vergänglichen Zeitabschnitts, wie es die Menschen der Urwelt gewesen sind, wird Losung und Feldgeschrei einer Menschheit, die ja bereits zwei Antiken »wiedergeboren« hat.

Die Wiedergeburt der Urzeit ist so nur ein weiterer Akt der Wiedergewinnung aller Zeiten in der Fülle der Endzeit, ein dritter Akt. Hat die abendländische Welt im Mittelalter von Gregor VII. bis Luther immer die antike Kirche »reformieren«, wiedergestalten wollen, hat die europäische Welt in der Neuzeit dem antiken Staat und seiner Kultur zur »Renaissance« verholfen, so liegt vor uns die Aufgabe, der Menschenwelt der Erde die Kräfte der Urzeit neu zu erschließen und wiederzugewinnen. Die drei Akte nehmen jeder einen neuen Ursprung. Es fällt uns ebenso schwer, von Hellas und Rom und dem klassischen Ideal der Persönlichkeit in die Urzeit und ihr Urbild des Stammes hinüberzufinden, wie es schwer war, aus Mittelalter in Neuzeit hinüberzugelangen. Aber wenn die drei Akte sich gegenseitig widerstreben, so vollziehen sie sich trotzdem nach

einem Gesetz. Keine Reform, keine Renaissance und keine Urerneuerung des Lebens nämlich *ist* die Antike selbst, die von ihr neugeformt, geboren oder zurückgewonnen werden soll. Die Erneuerung des Alten macht aus dem, was »seiner Zeit« das Ganze war, einen Teil der neuen Zeit. Mythos, wie er heut wieder augenscheinlich auflebt, war einst die einzige und endgültige Bestimmung für den Menschenstamm, den er befiel und prägte. Einen Ausbruch oder Ausweg aus diesem Mythus gab es nicht. Und so siechte jeder Stamm an seinem Mythus, sobald die Führung den mythischen Anspruch verwirkt hatte. Das Ende des Mythos war das Ende des Stammes. Die Befangenheit im Mythus war – und ist bei allen sogenannten Naturvölkern – eine wahre Gefangenschaft der betroffenen Gruppe im Gefängnis dieses zeitlichen Geistes. Daher die Vergänglichkeit der Stammeskulturen, daher die seltsame Verliebtheit der Naturvölker in irgendeinen willkürlichen Charakterzug oder irgendeine einseitige Institution, daher die *Ausweglosigkeit* ihres Lebens. Dort, wo Ahn und Mythos allein herrschen, wo sie die *ganze* Volksordnung zu sein trachten, herrscht hoffnungslose, sinnlose Vergänglichkeit.

Der Mythos, der heut wiedergewonnen wird, kommt als Gegengewicht in eine allzu *auswegreiche* Welt. Er hat zwar die Tendenz zur Beschränkung, ja zur Absplitterung von Stämmen und Sippen. Aber diese Tendenz tritt auf in einer unbedingt zusammenhängenden Gesellschaft auf einer unbeschränkt abgerundeten Erde. Die Urzeittendenz ist also *Gegentendenz*, Gegenwehr gegen ein Zuviel. Und Kirchenreform, humanistische Renaissance und völkische Erneuerung sind alle jeweils zeitgemäße Gegenwehren gegen die Gefahren ihrer Epoche gewesen. Die Kirchenreform der Päpste rettete die seelische Einheit des Menschengeschlechts. Die humanistische Renaissance rettete die Kraft der weltlichen Individualität. Die völkische Wiedergeburt steht am Ende der Zeit und beschwört deshalb den Zeitgeist selbst, um in der allgemeinen Uniformierung noch Ursprünglichkeit zu retten. So muß sie alle zeitlichen Bindungen

wiedergewinnen wollen: die heiligen Bande des Bluts, die geheimen Bündnisse der Wahl, die innersten Zellwände des Volkstums. Deshalb bejaht der Einzelne plötzlich so stark seine Gruppe.

Der Mythos kommt also in eine ganz öffentliche, ganz *ungebundene*, ganz weltliche Gesellschaftsordnung als Zusatz und Bestandteil hinein, damit diese durch ihn zur Geborgenheit und Gebundenheit einer Volksordnung genesen könne. Damit verliert der Mythos seine Losgelöstheit von der übrigen Welt. Er wird pharmazeutisch, nicht selbstherrlich wirksam. Und deshalb haben wir für dieses Gebilde in »Lehrer oder Führer?« nicht das Wort Mythos gebrauchen mögen. Wir haben vielmehr einen Namen gesucht, der über sich selbst hinauswiese und der von der Abhängigkeit des Mythos vom Dasein einer umfassenden Gesellschaftsordnung her geprägt wäre. Eine solche Neuwahl des Namens trotz Übernahme ist auch sonst durchaus üblich bei Renaissancebewegungen. Zum Beispiel ist der Name für das Kernstück des neuzeitlichen Geistes, die Philosophie, mit *Weltanschauung* ganz neu geprägt worden. Denn die neuzeitliche Philosophie ist eben bloß Anschauung des weltlichen Teiles der Welt, der Natur. Gott und die Seele kommen in der neuzeitlichen Philosophie, zum Unterschied von der antiken, nicht originär vor. Der Name für das dazugehörige weltliche Ordnungselement, für die rein weltliche Gebietskörperschaft innerhalb der Christenheit ist ebenfalls neu gebildet. Das neue Wort, das im 16. Jahrhundert unentbehrlich wurde, ging von dem Gegensatz der vielen weltlichen Staaten zu der Einen Kirche (zunächst in Italien) aus, erfocht die autochthone Individualität eines Freistaats, gegenüber aller kaiserlichen und päpstlichen Theokratie, und so kam es zu dem Begriff *Staat* für jede souveräne Gebietsordnung, jeden weltlichen Status (= Zustandseinheit). Der Name »Staat« wurde notwendig, weil die echtantiken Worte Polis und Republica inzwischen auch für größere und kleinere Gemeinwesen (vom Weltreich bis zum Dorf) verwendet worden waren, und vor allem für *andersartige*, wie die

»civitas dei«. Es war eben schon eine größere menschheitliche Gesamtwelt da, die jene antike Polis beerbt hatte.

Dieser Umstand hat über die Art der Wiedergeburt der klassischen Antike entschieden. Für den neuen weltlichen »Staat« war also von der antiken Polis nur der weltliche Teil *abzüglich* der Religion und des Kults übrig.

Auch dem Worte Mythos fehlt heut die eindeutige Bestimmtheit. Es wird auf Vergängliches wie auf Unvergängliches aufgeklebt. Da aber als ordnende, abriegelnde und einengende Kraft zur Erhaltung unsrer Ursprünglichkeit das in sich beschränkte, das *bestimmt* vergängliche Gebilde allein in Frage kommt, da für den Mythos keine Endgültigkeit mehr gefordert werden kann, so habe ich dafür den Namen des *Einaltrigen* Gebildes vorgeschlagen. Einaltrig also heiße eine Ordnung, nicht weil sie 5 oder 30 oder 100 Jahre lebe, sondern weil sie ihren Ursprung in einem Generationserlebnis habe. Alle »ursprüngliche« oder natürliche Ordnung also ist einaltrig, auch wenn sie viele Jahrhunderte sich erhält.

Mehraltrig sei demgegenüber alles das genannt, was zur Verfugung und Überlebung aller dieser sich auslebender Einaltersordnungen dient. Will es diesen Dienst tun, so muß es selbst auf sein eigenes Eines und Einmaliges Vollalter der Verwirklichung verzichten. Mehraltrig sein heißt keinem Alter ganz angehören, also *nicht* führen! Die Kraft zur Mehraltrigkeit geht eben gegen die zur Führerordnung geschaffene Natur des Menschen. Mehraltrigkeit ist nichts Ursprüngliches und nichts Politisches, weil sie Verzicht voraussetzt auf den Mythos, dem man »ursprünglich« angehört, und auf die Politik, die man nach diesen Interessen »eigentlich« treiben müßte. Sie ist der Mode, dem Zeitgeist, dem Augenblick, dem Generationserlebnis, kurz allem, aus dem einaltrige Führung entsteht, entrückt. Mehraltrige Lehre ist daher immer weniger teilhaftig der Wirklichkeit als die einaltrige Führung; ihre Rechtfertigung kann daher nur darin liegen, daß sie dafür mehr teil hat an der Wahrheit. Nur weil jeder Mensch selbst mindestens zwei Generationen angehört,

also selbst seinen Mythos überlebt und überleben muß, ist mehraltrige Ordnung möglich und unentbehrlich.

Wie mir ein Jugendführer schreibt: »Ich begreife, daß ›Führer‹ mit seiner ungeheuren Gegenwartsnähe, seinen sehr persönlichen Beziehungen zu A, B, C (und so weiter bis zur Grenze seiner Intensität) unmittelbar an den Ablauf seiner Generation gebunden ist. Er ist ungeschichtlich im höchsten Grade in seinem ganzen Denken, sowohl was die Vergangenheit betrifft, die er nur fast in ihren Daten begreift und nicht irgendwie organisch, als auch im Blick auf die Zukunft – denn er tut nur das Allernächstliegendste –, die scheinbare Logik, die man aus den Tatsachen herauslesen möchte, liegt in der Konsequenz, mit der sich der Wirkungskreis und die Wirkungsmöglichkeit des Führers entwickeln. Seine Aktionen (dazu die Organisation derselben) schaffen sinnvolle Beziehungen von Menschen, ähnlich wie wenn ein Magnet in die Eisenfeilspäne fährt, jedenfalls eine rein politische Angelegenheit. Aus den so entstandenen Differenzen von Gruppen, Menschen und Einrichtungen, also aus den Spannungen dieser Dynamik entspringt das, was eben zu ›lehren‹ wäre, und das ich mir auch als überzeitlich denken kann, denn es muß jenes Gebäude, das ›auf zwei Augen‹ beruht, überdauern.«

»Auf zwei Augen« ruhen die einaltrigen Ordnungen, nämlich auf der Art, wie die zwei Augen des Führers, Helden, Gründers, heros eponymos, Unternehmers die Welt angesehen und erfaßt haben. Die Lehre geschieht mindestens unter vier Augen, aber sie traut sich sogar zu, jedermanns Augen zu seiner Zeit zu erleuchten.

2. Mehrzahl und Amt

In dieser kurzen Umschrift meines ersten Aufsatzes ist wohl alles vermieden, was die Führung zu etwas Geringerem machte, als die Lehre, oder was die Lehre dem Machthunger abstrakter Wissenschaft, also den einaltrigen Systemen neuzeitlicher Philosophie und Fachkenntnisse gleichzusetzen gestattete. Und die

oben angeführte Briefstelle eines Jugendführers zeigt, daß er sich auch von der ersten Fassung nicht angegriffen gefühlt hat so, als sei nun die Jugendgeneration mit ihren unbestimmten Kräften im Volk darin anders behandelt als die Erwachsenengeneration mit ihren bestimmten politischen Gewalten.

Und doch hat die erste Fassung von »Lehrer oder Führer« zu allen diesen Mißverständnissen Anlaß gegeben. Zeugnis dessen sind die inzwischen hier abgedruckten Entgegnungen. Es ist die Lehre hinüber zum Machthunger der »Alten« im Volk und der abstrakten Wissenschaft gerückt worden (Mirgeler); es ist die echte Lehre gerade in der zeitlos-ewig sich vollstreckenden Gruppe gesucht worden (Heft III, S. 366); es ist die Jugend in ihrem heidnischen Lebensstil aufgeschreckt worden und gibt zur Antwort, daß gerade sie erst das christliche Liebesgebot des Augenblicks schrankenlos und gottgleich zu erfüllen wage (S. 361). Die Jungen haben sich angegriffen gefühlt. Das ist eine Tatsache. Da nützen keine Begriffe. Im Alter der sich verwundernden Vorschau kann man nur begreifen, indem man sich angegriffen fühlt. Sie greifen jedes Wort auf, um daran sich selbst und die Welt zum erstenmal zu begreifen. Ihr Wunsch, ins Leben zu treten, recht eigentlich erst »zur Welt zu kommen«, ist der Gedanken Vater. Sie denken ihre Wünsche in ihre Begriffe hinein. Der Ältere verfährt umgekehrt. Er denkt und deutet nachträglich seine Bekenntnisse und Erfahrungen in seine Wünsche hinein. Er muß begreifen, nicht weil er zur Welt kommen muß, sondern weil er aus einem Stück Welt sich wieder herausarbeiten möchte. Er muß begreifen, um ein Stück seines Lebens zu überleben, um *weiter* zu leben. Indem er begreift, begrenzt und beschränkt er sein anfangs ungemessenes Streben auf das, was sich davon verwirklicht hat. Als mich aber als Jüngling die Kraft der Gedanken befiel, da sollte sie mich entschränken und zum Herrscher im Geist über alles Wünschbare machen, sie sollte mir die Welt eröffnen, nicht sie schließen.

So hat der Begriff die entgegengesetzte Funktion beim Jüngling und beim Manne. Die Unmöglichkeit aller Gedankenüberliefe-

rung nur in Worten und Begriffen hat hierin ihre Wurzel. Wenn zwei dasselbe denken, so ist es nicht dasselbe. Denn für den Jungen ist der Begriff die Leitersprosse hinunter in den Schacht des Lebens, für den Alten der Stufenhieb heraus aus der Grube, in die er gefallen ist.

Dieser Funktionswechsel der Begriffe ist ja zur Tragödie der Philosophie geworden, ein Stück, in dem die Schüler immer den Meister, wie die Hegelinge Hegel, die Idealisten Kant antithetisch mißverstanden haben. Diese Mißverständnisse sind nicht bedauerliche Zufälle, sondern Geistesgesetz. Der Jüngere mußte sich und seinen Mythos angegriffen fühlen, wenn doch der Ältere denkend vom Leben Abschied nahm, in das der Schüler hineinstrebte. Nur war im neuzeitlichen Geistesstil die Aufdeckung dieses Tatbestandes nicht möglich, weil hier ja ein allgemeiner Weltgeist und nicht viele Zeitgeister vorausgesetzt wurden – übrigens der äußeren Welt gegenüber mit vollem Recht. Nur innerhalb der Generationen des Volks ist die Fiktion der Philosophie von der Allgemeingültigkeit ihrer Begriffe Lüge.

Die Tatsache dieses Mißverständnisses zeigt also, daß der Ältere nicht schon dadurch »Lehre« übermitteln kann, daß er richtig formuliert. Sichtbar wird an ihm für das Auge dessen, der sich angegriffen fühlt, zuerst nur die Lage des Älterseins. Dieser Umstand genügt, damit der Jüngere in ihm den Gewaltenträger einer bestimmten Ordnung, eben der einaltrigen Ordnung der gerade im Ernst des Daseinskampfes stehenden Männergeneration sieht. Die im Spiel des Geisterkampfes stehende Jünglingsgeneration hat aber die Pflicht, ihren Mythos, ihr Urerlebnis, das sie ins Leben ruft, gegen den Geist der Väter zu verteidigen. So wird ein Riesenteil echter Lehre verschüttet und vergeudet, weil sie für Führungsgebot der vorhergehenden Generation gehalten wird, auch wo sie den Kitt *zwischen* den Generationen bilden könnte.

Auf den ersten Blick gleicht unser geistiges Tun also mit Notwendigkeit dem Naturprozeß, kraft dessen von Millionen ausgestreuter Keime kaum einer zur Reife gelangen kann.

Daran ändere ich nichts, wenn ich mit Emphase hier nochmals betone, daß die mehraltrige Lehre genauso dem einaltrigen Mannestum entgegensteht wie dem Gott der Jugend, also entgegensteht dem Grafen Westarp und dem Genossen Noske, dem Arzt und dem Anwalt, dem Erzieher und dem Dichter, d. h. jedem bestimmten Träger eines Amtes in dieser bestimmten Welt von heute. Mit Emphase ändert man ja nie etwas. In unserem besonderen Falle aber erscheine ich ja eben gerade selber auch als Amtsträger, als Gewalthaber, als Institution. Der Handelnde scheint immer aus einem Amt heraus zu handeln; ich also scheine aus der Vollmacht des professoralen, des schriftstellernden oder was sonst für eines Amtes über »Lehrer oder Führer« zu perorieren.

Der ernsthaft Handelnde scheint dem Zuschauenden stets ein Definitivum vorzustellen. Es gibt zwischen alt und jung, Künstler und Kritiker, Beamten und Publikum keine unverhüllte Erkenntnis des anderen Menschen. Diese beiden Menschenarten können sich nicht ohne weiteres als »Nächste« erkennen! Es liegt eine Blendung über den Augen der spielenden und schauenden Kräfte im Volk, die in jedem vollmächtigen Mann, in jedem Gewalthaber *zunächst* nicht den *Nächsten* zu sehen vermag, sondern das Amt und die Funktion. Die Blendung wird hervorgerufen durch den Glanz, der gerade für den Ohnmächtigen auf dem Amt liegt. Die noch so bescheidene Lichtquelle dieses Glanzes verdunkelt den Menschen. Die Bedürftigkeit eines Amtsträgers läßt sich nie direkt erkennen. »Der Handelnde ist immer gewissenlos«, sagt Goethe. Vielleicht erscheint er deshalb immer als stark, mächtig, unbedürftig. Das Liebesgebot gilt nicht für ihn. Daher ist ein alter Bettler so eine außerordentliche Erscheinung. Er hat das Amt, bedürftig zu erscheinen. Er durchbricht also die Verblendung, die durch alle Macht- und Amtsausübung zwischen die Alter und Stände tritt.

Die Stärke des Eindrucks, der von jedem Träger einer gesellschaftlichen Funktion ausgeht, beruht wohl vornehmlich darauf, daß er die Erwartung der Beständigkeit erweckt. Es hat

mich oft verdrossen, wenn ein Kritiker das Werk eines Dichters als eine Verheißung, ein schönes Versprechen bezeichnet, wenn er den Dichter selber daraufhin eine »Hoffnung« zu nennen wagt. Vielleicht war das kritisierte Werk gerade das beste Werk dieses Autors, oder es bleibt sein einziges oder aber es wird das letzte gewesen sein. Aber der Begriff »Dichter« ermutigt den Schauenden, Zuschauenden, in unserem Sinne also den jungen Teil des Volks, ihn mitleidlos als ewigen Dichter, als Dichter von Amts wegen für Lebenszeit anzusehen. Er sieht in ihn eine dauernde Funktion hinein, die jener gefällig zu wiederholen hat.

Was die *unverantwortlichen, unbestimmten* Kräfte also dem verantwortlich Handelnden antun, ist dies: sie schreiben ihm eine bestimmte Rolle zu, verlangen und unterstellen aber, daß er diese eine ewig spiele. Im Handeln werden wir zu einer Einheit und Einzahl und Einseitigkeit, von denen wir uns bei Beginn unserer Tätigkeit nichts haben träumen lassen. Aber es ist zum guten Teil das Publikum, der jüngere, der im Unbestimmten verharrende Teil unserer Zeitgenossen, der uns so einseitig werden läßt. Die Jüngeren machen die Älteren alt im Geiste. Gerade der »letzte Mensch«, das letzte Geschlecht, das wäre also eine Generation, die keinen Nachwuchs auf den Fersen hätte, sie würde ewig unverantwortlich, ewig jung, ewig unbestimmt bleiben können. Sie hätte keine Ämter wahrzunehmen, keine bestimmten Gewalten durchzutragen durch die andringende freie Flut der Spielkräfte.

Wenn dem Jüngeren am Älteren das Amt zuerst in die Augen sticht, weil er an diesem Amt das Mittel hat, den Älteren von sich fernzuhalten, ihn als anders zu begreifen und abzutun, so tut der Ältere auch dem Jüngeren ein Leids an, gerade wenn er ihm als dem Jüngeren Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Und hier ist der Punkt, wo die Aussprache über »Lehrer oder Führer« uns vielleicht doch zu einer gemeinsamen Erkenntnis führt, wo sie uns also doch das leistet, was nie der Vortrag, sondern nur die Aussprache zu leisten vermag, die *Gemeinsamkeit* der Erkenntnis. Auf sie kommt es uns ja an.

Die Angegriffenen hatten vielleicht recht, jeder einzelne, sich angegriffen zu fühlen. Freilich nicht wegen irgendeiner Behauptung, eines Urteils oder Begriffs in meinem Aufsatz, sondern weil ja der Schreibende für ein Publikum schreibt, der Ältere daher die Jüngeren »schlechthin« anredet, ohne die Einzelnen herauszugreifen. Und nun reagiert gerade der, der sich getroffen und herausgegriffen fühlt von einem Wort, wie Nietzsche es einmal schön gesagt hat, reagiert gerade dieser mit heftigem Widerspruch, weil er es nicht erträgt, bloß allgemein mit unter den anderen begriffen zu werden. Er fordert und kann fordern, daß er, den die Sache so »ganz persönlich« angeht, nicht so allgemein angesprochen werde. Er rächt sich für die entwürdigende unpersönliche, »sachliche« Behandlung durch einen – an sich gar nicht gemeinten – Kampf gegen meinen Inhalt. Ich habe aber nur versäumt, ihn herauszugreifen! Für den Handelnden, Schreibenden, Wirkenden besteht hier ein Gesetz, an dem er nicht rütteln kann. Ein Gesetz, das ihn vielleicht ungerecht gegen seinen persönlichsten Leser macht, aber das ihn beherrscht. Mein Aufsatz hat drei Erwiderungen erfahren. Jedes Buch hofft auf recht viele Leser. So wartet auch jeder Arzt – wenn er sich nicht selbst betrügt – auf recht viele Patienten. Sollte sich in diesem Zahlenverhältnis ein Gesetz andeuten, das dem Gesetz der Verblendung durch das Amt des Älteren entspricht? So scheint es in der Tat. Die Zuschriften alle sind jungen Geistes, nicht nur weil sie ihre Wünsche zu Begriffen zu umkleiden und zu verstellen suchen. Auf ihren Plural müssen wir achten. Dann finden wir ein Gleichnis dieses Plurals in ihrem Inhalt. Mehrzahl beherrscht auch ihn durch eine weitere Voraussetzung, aus der heraus sie gedacht sind. Gut und Böse, Glück und Unglück sind in allen drei Zuschriften abgeschafft. Das Leben ist so wie es ist. Es gibt Grade seiner Intensität vielleicht; aber es gibt kein Oben und Unten, kein Heilig und Unheilig, keine Schuld oder Sünde, keine Verbrechen und keinen Tod. Das Leben ist in Ordnung, sofern es rein als Leben gelebt wird, sobald man ihm keine Gebote, Maßstäbe oder Ideale von außen entgegenhält. Wird das Leben

so rein gelebt, so schreitet der Mensch durch die Gunst oder Ungunst des Augenblicks frei hindurch zum nächsten Augenblick, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Unbelastet erneuert sich der volle Ursprung des Lebens auf jeder Lebensstufe, denn keine Reue, keine falsche Scham, kein schwächliches Bedauern verkrampft oder zerfrißt das morgen wie heut wie gestern gleich ursprünglich auflebende Menschenkind.

Soll man diese Voraussetzung abstrakt formulieren, so läßt sich sagen: Der Mensch ist polychron. Er ist eine Mehrzahl, nein eine Vielzahl von Augenblicken. Jeder Blick eines anderen Menschen vermag ihn neu zu entzünden. Unzählbar sind die Wiedergeburten dieses Menschen. Es fängt jeden Tag ein neues Leben an. Und der Mensch hat zahllose Menschen in sich, lauter verschiedene, und wird sich auf keinen festlegen.

Hierin steckt sicher eine große Wahrheit. Je jünger im Vollsinn des Wortes jung der Mensch ist (nicht entfernt alle »Jungen« sind es; vielleicht die wenigsten), desto weniger weiß er – eher noch andere – wo sein endgültiger Mensch sein wird. In einem Menschenkind stecken alle Kräfte von Tier und Pflanze so gut wie das menschliche Wesen. Ob er ein Menschenfuchs, ein Menschenhund, ein Menschenveilchen oder eine Menscheneiche wird, ist von all den Begegnungen abhängig, durch die er zur Auflösung seines Geheimnisses Schritt vor Schritt genötigt wird. Ob ein Menschenmensch aus dem Menschenkind wird, ist bis zum letzten Augenblicke nicht zu sagen. Diese Bestimmung des Menschenkindes, über Pflanze und Tier hinaus Mensch zu werden, wird ja sehr oft verfehlt. Und da ein Geheimnis auf lange hinaus über dieser Erfüllung der Bestimmung liegen bleiben wird, so ist die richtige jugendliche Haltung allerdings die, daß er sich Schritt für Schritt vorbehält. Er muß noch viele Augenblicke vor sich haben, in die er unverantwortlich und ursprünglich eintreten kann, in denen es buchstäblich von dem Blick, der ihn ansieht, abhängen wird, in welcher Gestalt, heil oder versehrt, verwandelt oder kalt gelassen, er ihm entsteigen wird. Wir entnehmen daraus:

Die Vielzahl oder Mehrzahl des eigenen Selbst ist die Form, in der allein der junge Mensch lebendig bleiben kann. Viele Seelen wohnen in seiner Brust. Wäre der Mensch ein ewiges Kind, so wäre die Seelenwanderung ein guter Ausdruck für seine »Bestimmung zur Unbestimmtheit«. In Indien, wo dieser Glaube herrscht, ist bezeichnenderweise ein Kastenwesen über diese ausschweifende Gedankenwelt gestülpt, also eine rein äußerliche Vorbestimmtheit jedes Menschen. Man sieht vielleicht, wie sich beides, äußere Kaste aller Berufe und unendliche Vielgestalt der Menschenkinder, gegenseitig aufwiegen mußten, damit der die ewige Jugend anbetende Hindu die Wirklichkeit einigermaßen bewältigte.

Vielfalt und Kindlichkeit gehen zusammen. Ein Deutscher, der das Stichwort der Kindhaftigkeit und des kindhaften Urzustandes der von ihm gelebten adamitischen Menschlichkeit durch ein stürmisches Leben durchgetragen hat als Devise seines Heldentums[1], Langbehn, der Rembrandtdeutsche, hat einmal in seiner vorchristlichen Zeit von sich geschrieben: »Die Möglichkeit und die Fähigkeit, in mir die entgegengesetzten Eigenschaften zu vereinigen, die sich eigentlich auszuschließen scheinen, beruht auf der praktischen Anwendung des Satzes: scheiden, scheiden, scheiden! Ich kann bewußt und unbewußt, volkstümlich und adelig, Kind und Mann, Dichter und Politiker usw. in so hohem Grade sein, weil ich a) das, was ich jeweilig bin, immer *ganz* bin; und b) es dann, vor allem andern, was ich bin, völlig *fern* halte. Dichte ich, so dichtet jede Faser in mir, und ich lasse nichts anderes zu; politisiere ich, dito; bin ich Kind, dito; und so fort.« Die Unzahl von Möglichkeiten, in die wir uns verwandeln können, müssen vorbehalten bleiben. Woraus folgt, daß Vielzahl und Unbestimmtheit zusammengehören. Und nun spiegelt sich diese Unbestimmtheit, Vielfalt und Mehrzahl des einzelnen jungen Menschen auch in der Art, wie er von außen grundsätzlich gesehen wird, nämlich als *Mehrzahl*! Nicht nur im Leiblichen

[1] Siehe darüber jetzt B. M. Nissen, Der Rembrandtdeutsche (1926), S. 162.

ist das so, wo Eltern sich mehrere Kinder wünschen, eben kurzweg »Kinder«; nein, in alle Bezirke des Lebens hinein erstreckt sich dies Gesetz, daß unbestimmtes Menschentum und mehrzähliges Menschentum zusammenfallen. Die Studenten und der Professor: da ist alles in Ordnung. Man sieht sofort, daß man diesen Satz nicht umkehren kann. Die Professoren in der Mehrzahl – eine traurige Geschichte. Und der Student in der Einzahl – ebenfalls eine hilflose Figur.

Was wir als Eigenart in uns tragen, damit umgeben wir uns. Der einzelne Student stellt als Schutzwehr und Wandschirm um sich die Mehrzahl und Vielzahl; durch sie bleibt er unzählbar, unbestimmt, also unkenntlich. Eben dies aber will er mit aller Macht seines Wesens; denn selbst wenn er schon ehrgeizig ist, so ist er ja doch noch Wanderer. Und wo er sich erkennen läßt, – nun da ist es eben auch mit der Unbestimmtheit zu einem Stück zu Ende. Die Erwachsenen aber ersparen sich die volle Teilnahme an den Jungen, solange sie in ihnen die Mehrzahl sehen. Sie tun recht daran. Denn der Einzelne, der allein mein Nächster sein kann, die einsame Seele, regt in jenen erst leise ihre Flügel.

Ist also nicht die »Mehrzahl« der Paravent, hinter dem sich Jugend frei erhält? *Ist Mehrzahl nicht ihre Institution,* weil ihre einzelnen Glieder des Schutzes durch das Amt noch darben?

Ich glaube, in der Tat ist es so. Die unbestimmte Mehrzahl, in der alle Jugend innerlich wie äußerlich auftritt, und die Einzahl der Funktion, in der die Erwachsenen sich auf den ersten Blick vorfinden, entsprechen einander. Beide verblenden uns gegen den dritten Menschen, den Amtslosen und gruppenlosen, die hinter Jugend und Alter verborgene Seele.

Damit ist aber eine zwiefache statt einer einfachen Not in der zeitlichen Ordnung der Menschheit aufgedeckt.

Gegen das Übel der Ämter und Pfründen der alten Gewalten räsoniert jeder revolutionäre Spießer. Man möchte heut beinahe Mitleid mit den Großinquisitoren haben, so wohlfeil ist der Spott gegen Gesetze und Institutionen geworden. Es soll dem jugendlichen Empfinden angeblich unfaßlich sein, daß *jede* In-

stitution verknöchert, daß die Revolutionäre von gestern die Machthaber und Tyrannen von morgen sein *müssen*. Ich habe das zwar nie verstanden. Aber es soll ja so sein. Die Jungen verachten das Altwerden mit seiner Verblendung gegen das Leben, gegen die Freiheit, gegen die Ursprünglichkeit. Und die Sünde des Alters, das so veramtet und verbürokratisiert, ist gewiß groß. Aber die Dinge liegen komplizierter. Erstens haben wir schon gesehen: die Jungen machen die Alten alt; die Unversorgten, Unbestimmten, der Nachwuchs verlangt Ämter zu seiner Betreuung und verdirbt dadurch den Charakter der Amtspersonen. Er sieht viel mehr Glanz in die Macht hinein als in ihr ist, und verfestigt sie dadurch. Und nun erkennen wir etwas Zweites: die Jugend hat ihre seelenlose Institution genau wie das Alter. Flüchtet sich die Schwerkraft des trägen Mannes in sein Ämtchen und auf ein Pöstchen, so flüchtet sich die Treulosigkeit des unzuverlässigen Jünglings hinter die Mehrzahl, ins sogenannte »Allgemeine«. Alles jugendliche Sprechen ist, weil es schamhaft ist, und die Seele verbergen will sogar wo es sie enthüllt, entsetzlich abstrakt. Die »abstrakte« Wissenschaft ist eine Schöpfung jünglinghaften, abstrakten, verallgemeinernden Denkens. Wenn also die moralische Verknöcherung der Welt Schuld der Alten ist, so ist die Schuld der Jugend, die *Mehrzahl* um sich braucht, all das, was uns heut *geistig* zugrunde richtet. Da sind z. B. die Allgemeinbegriffe der Schule; diese sind notwendig, weil der Lernende ja als unerkannte Vielfalt bequemer lernt; also bekommt er unpersönliche, abstrakte Lehren vorgesetzt. Wer die akademische Freiheit will, muß die abstrakten Lehrsysteme wollen. Denn wenn der Student soll unerkannt bleiben dürfen, so kann er nicht Mehr oder Besseres erwerben. Wo kein Glaube, kein Vertrauen, keine sittliche Autorität den Jungen überschattet, da kann er nur abstrakte Jünglingsphilosophie erwarten. Wer sich nicht gibt, dem kann nur Unbestimmtes, Generelles gegeben werden. Alle Ideale, Programme, Theorien, die unser öffentliches Leben vergiften, sind Abstraktionen, die für das Genus »Jugend«, das Genus »Publikum«, das Genus »Laien«,

kurz für eine unbestimmte Flut von unverantwortlichen Hörern zubereitet worden sind.

Daß die Kirche alt, die Erwachsenen bequem, die Institutionen überlebt werden, ist also nur die eine Tatsache, die wir der Aufmerksamkeit der Revolutionäre empfehlen. Die ebenso unabänderliche Tatsache ist, daß Jugend im Alter nur den Machthaber, im Wort nur die allgemeine Idee, im Denken nur das Abstrakte zu erkennen vermag, weil sie sich selber noch nicht erkennen lassen will oder darf.

Es sind also zwei Gründe für die Greuel dieser Welt da, nicht einer. »An sich« ist die Jugend genau solch Hindernis für eine schlichte Lebensordnung wie das Alter. Ich als Professor und ihr als Studenten seid beide Lebensformen, die überwunden werden müssen; man kann zwar weder den Plural abschaffen noch das Amt. Aber man kann durchschauen, daß sie beide den Blick trüben für das, was es hinter den Generationsformen der Unbestimmtheit und Bestimmtheit gibt und was uns über sie hinweg trägt. Jugend und Alter haben ihre natürlichen Verfassungen. Und beider Unzulänglichkeit wird nun durchschaubar.

Mehrzahl ist die Institution der Jugend, und zwar gerade in ihrem tiefsten und edelsten und unentbehrlichsten Sinn.

Damit wird nun die heldische Führung dieser Mehrzahl, also die Gruppe oder der Bund mit heroisch-autoritärer Spitze begreifbar als ein Versuch, diese jugendliche Vielfalt einfach durch ihren Gegensatz zu überwinden, durch den einfachen vereinheitlichenden Führer. Dieser Führer ist mehr als jung, weil er Einer ist und sein will. Aber er ist kein Erwachsener, weil ihm die Einmündung in die ererbte Welt der Ämter fehlt. So wird Jugend also zwar Einheit, aber sie wird nicht alt, sie gelangt nicht aus dem Mythos ihrer jugendlichen Freiheit hinüber in den Mythos des ernsten Gesetzesalters. Sie lebt einen Mythos zu wenig. Sie würde daher ins Weitervegetieren verstoßen wie der Urzeitstamm durch seinen Mythos, der ihn unentrinnbar umschlossen hielt, wenn nicht der erdumspannende Zwang der gesellschaftlichen Arbeit und ihrer Funktionenteilung all diese

Führergruppen schnell sprengte und widerlegte. Also ist diese direkte Entstehung des Einzelnen unmittelbar aus der Mehrzahl der Jugend heraus in der Person des auf den Schild gehobenen Heros eponymos nur eine halbschlächtige, einhälftige Lösung der Aufgabe, wie aus Jugend und Alter Volk sich entfalten könne.

Deshalb ist z. B. der Fascismus, so wie ihn der Justizminister Mussolinis in einer von diesem gebilligten Rede bestimmt hat, unfähig, durchzustoßen bis ins Herz des einzelnen Volksgliedes, weil er die unbestimmte Gruppe, die geräuschvolle Gruppenherrlichkeit ewiger Jugend für alle und immer proklamiert.

Das Alter ist geräuschloser. Aber es hat ebenfalls seine einhälftige unzulängliche Urverfassung: die der Arbeitsteilung. Das Alter der Männer – nicht das Greisenalter, aber von diesem handeln wir für diesmal absichtlich nicht – will sich reibungslos organisieren; jeder sein Büro, jeder sein Tippfräulein. Und nun gegenseitiges Bombardement aus einer abgedichteten Fernsprechzelle in die nächste, von einer eingemauerten Monade mit allen anderen. Wie alt die meisten der Jahreszahl nach »jungen« Menschen sind, läßt sich aus der Organisationswut und mechanischen Arbeitsteilung sehen, die viele in ihren Bünden fieberhaft den Alten nachmachen. Ich kannte eine Gilde an einer süddeutschen Universität, die sich jedes Semester neu einem Führer zu völlig freier Formung anvertraute. Sie ist das reinste Gebilde echter Jugend, das mir begegnet ist. Die Männer wollen den Fachmann und die Fächerteilung. Sie wollen die Aristokratie der Ämter, den Stumpfsinn der Bürokratie und den freien Wirkungskreis für jeden. Diese Männerordnung des Liberalismus, der Gesellschaft, des mechanischen Staats und seiner Philosophien versagt genauso vor dem Rätsel des Nachwuchses in all seinen Arbeiten und Ämter, wie die Führergruppe der Jugend vor der Übermacht der Ämter scheitert. Die Männerordnung kann ja auch für die Heraufführung und Einführung des Nachwuchses nur Spezialisten abordnen und den Volksschullehrer, Studienrat und Professor als Fachmann für Pädagogik züchten.

Und die staatsbürgerliche Welt der Neuzeit, Männerordnung die sie ist, macht durch dies Erziehungssystem bankrott.
Der Führer führt seine Gruppe ins Nichts, statt in die männliche Berufswelt, weil er in dem Mythos gefangen bleibt. Der Fachmann treibt den Nachwuchs ins Examen, statt in die persönliche Erziehung, weil er in der Ämterteilung stecken bleibt. –
Es wäre mir schon genug, wenn die Aussprache ergeben hätte, wo die beiden Gefahren der Vergewaltigung des Menschlichen im Volk immer neu auftauchen: in den Gewalten, kraft deren sich Jugend und Alter gegeneinander verblenden, geblendet von dem überstarken Eindruck der unbestimmt-treulosen Mehrzahl der Jugend oder der allzu bestimmten, wandellosen Ämtergier des Alters, vom Glanz der *Fülle* und vom Glanz der *Macht*. Ist der einzelne Jüngling berufen, so weiß man es doch noch nicht. Man sieht nur seine Zugehörigkeit zu seinem Kreis, seiner Gruppe, seinem Genus. Und umgekehrt: wurzelt der einzelne Amtsträger in einer Gruppe, in einer Vielfalt des Menschlichen, so sieht ihm das doch niemand an und es geht auch zunächst niemand etwas an, der ihn auf die einsame Spezialität seiner Funktion in Anspruch nimmt.
Die beste Kraft im Menschen, nämlich nicht das zu sein, was er zu sein scheint, wird also ständig verhüllt durch diesen Schein, den die alte Christenheit die arge »Welt« nannte, der aber als die zeitliche Schöpfungsform des Zeitwesens Mensch eben nicht nur »arg«, sondern auch wirksam ist und bleiben soll. Denn er entspricht den zwei natürlichen Lichtquellen, die nun einmal glänzen. Gewiß gibt der Glanz der Unerschöpflichkeit und Zahllosigkeit und der Glanz der amtlichen Vollmacht nur ein trügerisches Licht. Nur ihr Trug hat ja die tollkühne Leistung des Krieges ermöglicht. Vier Jahre lang hatten wir trotz lauter amtlicher Vollmachten keine Regierung, sondern schlitterten eben einfach weiter, bis die hohlen Masken fielen, und vier Jahre lang verließen sich diese amtlichen Machthaber umgekehrt ebenso naiv auf die Unerschöpflichkeit der Volkskraft, bis Hunger und Pestgrippe auch diesem Glanz ein Ende machten.

Aber so verblenden diese Lichtquellen nur ein in Volk und Staat, Jugend und Alter, Fach und Neigung auseinandergeborstenes, gottverlassenes Volkstum. Auch ein wiederhergestelltes Volk wird im Lichte seiner höheren Ordnung diese beiden Teillichter nicht übersehen dürfen, den Glanz, der über Jugend und Alter, der über der Kraft der Vielzahl und der Vollmacht des Amts liegt. Wer die Scharen der Kämpfenden einmal mit den Ähren des Kornfeldes vergleichen mußte, wer die »heilige Kraft« eines Herrn walten gefühlt hat in seinem Bereich, wer die Weise des Epos kennt, in dem Homer von beidem singt, der weiß, daß er selbst diesem Glanz unterworfen ist. Und so wird er für die Gegenwart etwa sagen, scheu gewarnt durch den Weltkrieg und trotzdem bejahend:

Die bestimmte Funktionsordnung einer weltweiten »menschlichen Gesellschaft« der Erwachsenen und die unbestimmte Gemeinschaftsordnung einer völkischen Jugend stehen gegeneinander. Beide sind Naturtatsachen. Sie sind ohne befriedigenden Zusammenhang miteinander. Beide sind geeignet, aus sich heraus den »Nächsten« im Menschen unsichtbar zu machen. Beide sind ohne Seele. Denn beide spiegeln nur ein Fragment des Menschen, buchstäblich ein Fragment, einen Bruchteil seiner Gezeiten, noch ohne Anweisung, wie über die Bruchstellen hinüberzugelangen sei in den anderen Teil, in die nächste Periode. –

3. Nachwort von 1964

Mein Ringen um die Stimmen, die dem Dasein einer Nation Ausdruck geben, und die in ihr laut werden müssen, soll sie Nation heißen dürfen, hat mit meiner Auswanderung nach USA geendet. Die gläubigen Leser dieses »Kreatur«-beitrags waren nicht zahlreich; die Besten aus ihnen fanden sich in der weitreichendsten Gruppe des Widerstandes gegen den einsprachigen, den monologisierenden Führer. Er hat die Nation vernichtet, so gut er konnte. Er hat geglaubt den Kreisauer Kreis vernichten zu können. Die sichtbare Nation ist zerteilt wie die Leiche

des Säuglings durch die falsche Mutter im Salomonischen Urteil. Den Kreisauer Kreis kann auch ein teppichbeißender Monologist nicht fressen.

Im Rückblick von 1964 werden die einordnenden Kritiker erkennen, daß hier 1926 die Minima der Polyphonie bestimmt haben, dank derer eine Nation zivilisiert, oder Kulturnation heißen darf, und kraft der sie das Selbstbestimmungsrecht der Nationen sinnvoll in Anspruch nehmen kann. »Lehrer oder Führer« zeigte, daß ohne die Polyphonie mindestens zweier Sprachströme eine Horde, eine Schar, ein Mob, eine Masse sich wälzt, aber kein Volk. Die Generationen im Volk, beide spracherfüllt, sind für die Mindestzahl der Sprachen verantwortlich, die Gott unter uns gesprochen hören will. Am Ende unserer leibhaftigen Grammatik steht hier die Frage der Mehrsprachigkeit vor uns. Mehr als eine Sprache muß gesprochen werden, damit ein Verband am ewigen Leben des Menschengeschlechts teilnehme. »Lehrer oder Führer«? sieht davon ab, auf Latein oder Russisch oder Französisch als zweite Sprache zu scherrieren. Er teilt sich auch nicht, wie die Texte in dem vorliegenden Buche, in englische und deutsche Gewandung. Nein, die mindestens zwei Sprachen müssen auch dort schon zu hören sein, wo beide, Alte und Junge, zu Worte kommen. In einer Automobilreklame sagt der Vater: der Wagen ist billig, der Sohn aber sagt: er ist schnell; die Mutter sagt: er ist zuverlässig; die Tochter sagt: er ist schnittig. Da hören wir die Polyphonie, die unmöglich reduziert werden kann. Die Jungen sprechen sich in ihre Erfahrungen hinein; die Alten sprechen aus ihren Erfahrungen heraus! Ohne diese beiden Portale der Hineingehenden und der Herauskommenden kann der Tempel der Sprache nicht bestehen.

Carl Spitteler in seinem Nietzsche vorwegnehmenden »Olympischen Frühling« läßt die heraufsteigende und die herabsteigende Generation der Götter aneinander stumm vorübereilen. Nacktes Heidentum wogte da herauf. Im beseelten Dasein – dazu steht die *Aller-Seelen*-Rede von 1915 warnend hier, weil ja die Heiden »Seele« von »Geist« nicht unterscheiden – darf

keine »Generatio« ohne die andere »Generatio« sprechen, weil die ganze »Generatio« sämtlicher Generationen genau wie im Buche Genesis eine einzige Erschaffung, eine und dieselbe »Generatio« verkörpern müssen! Jede einzelne Generation verurteilt sich und die von ihr beherrschte Welt zum Untergang, wenn sie wie das zwölfjährige Tausendjährige Reich diesen ALLER SEELEN Charakter der Nationen mißachtet. Und so ist die Welt 1945 untergegangen, soweit in ihr nur eine Sprache ertönen durfte.

Der sogenannte Führer, der den Kreisauer Kreis hingerichtet hat, der hat in diesem Akt sichtbar die Nation ermordet. Denn diesen Kreis rief die Sehnsucht ins Leben, die ewige Lehre gegen den Führungsteufel dem deutschen Volke zu erhalten. Darum ist keine Nation ein Monolog. Sie ist auch kein Monolith. Sie ist eines der Symphonie-Orchester, das vor den Ohren des Komponisten die Fülle der Zeiten, alter und junger, zukünftiger und ehemaliger, vergegenwärtigen darf.

DIE RÜCKWÄRTS GELEBTE ZEIT

Unsere Erfahrungen von 1918 bis 1928

Dies 1929 veröffentlichte Stück wird vielleicht verständlicher, wenn dazu eine Briefstelle vom 2. Juli 1962 den praktischen Wert der »alten« Worte feststellt. Ein holländischer Freund hat unter diesem jungen Datum mir spontan mitgeteilt: »... Nach dem Kriege glaubten wir (in Holland) weiterzukommen durch ›Kirche und Welt‹ (ein weltoffenes Kirchenwerk). Anfangs schien das auch so.

Weil ich gestern ›Die rückwärts gelebte Zeit‹, Deinen Aufsatz von 1929, gelesen habe, weiß ich auch, wie dies möglich war. Du schreibst da: ›Jeder konnte sich nur aufmachen zurück zu seiner persönlichen Aufbruchstelle von 1914 (bei uns also 1940), und den dort abgerissenen Faden so radikal und entschlossen wie möglich abspulen, nunmehr auf das – schon erlebte – Ende zu. Man holte nach, man sühnte, man ergänzte Versäumtes.‹

Doch der Gott der Theologen reichte nicht aus. So sind wir auf den Weg des Lebens gekommen. In Deinen Seiten war ich zu Haus.«

1. Ein Gespräch

Es ist alles wie 1918, sagte mir ein Freund. – Ja, gab ich zu. Nur ist der Boden gefroren, der damals geöffnet schien. – Aber was ist's denn mit diesen zehn Jahren? fragte er. – Wir müssen wohl nicht nur vorwärts, sondern auch rückwärts gelebt haben, versuchte ich zu erklären. – Ja, so ist es, schloß er.

Da stutzten wir beide. Das Wort vom Rückwärts-leben durchbrach unseren Wortschatz und unsere Vorstellungswelt. Denn das Leben und die Zeit sind gerichtet. Sie lassen sich gerade nicht umkehren.

Hatte ich also baren Unsinn geredet? Aber das Wort hatte uns sichtlich weitergeholfen. Wir haben uns dann näher darüber zu erklären versucht. Ich versuche das jetzt aufzuschreiben. Ich will dazu anknüpfen an den bisherigen Wortschatz von uns beiden, damit man erkenne, wes Geistes Kinder wir waren.

2. Zeit und Raum

Von der Geburt bis zum Tode treibt uns Sterbliche unablässig die Zeit vorwärts. Fälschlich sagt man gern, wir seien »eingeschlossen« in Zeit wie Raum. Hingegen wäre über die Zeit gerade zu sagen, daß sie von uns unaufhörlich »Ent-schlüsse« fordert. Jederzeit ent-schließen müssen wir uns und unsere räumliche Ruhelage, weil die Zeit keinen Stillstand duldet.
Treibt uns die Zeit aber auch immer nach vorwärts? Auf den ersten Blick scheint es so. Die meisten entschlußbereiten Naturen glauben das räumliche Gefängnis dadurch zu sprengen, daß sie immer geradeaus marschieren, immer vorwärts. Sie schreiten mit der Zeit fort. Und es ist gegenüber der gewöhnlichen Trägheit der Herzen immerhin ein »Fortschritt«, die Herrschaft der Zeit über uns anzuerkennen und dadurch immer neue Entschlüsse von uns zu erzwingen. So wird man leicht mißverstanden, wenn man gegen den Fortschritt spricht. *Ich will gegen das Vorwärtsmarschieren mit der Zeit hier ein Fragezeichen setzen.* Aber bevor ich es setzen darf, muß ich ein Stück weit mit den zeitläuftigen Geistern mitgehen, damit ich nicht den Raumanbetern zugezählt werde. Auch diese gibt es ja in Hülle und Fülle. Es sind eben die Geister, die jene Parole ausgeben, wir seien in Raum und Zeit »eingeschlossen«. Denn schon damit haben sie den Raum zur Dominante unseres irdischen Daseins gemacht, weil nur er uns ja »einschließt«. Sie gehen in ihrer geometrisch-räumlichen Auffassung so weit, die Zeit zur vierten Ausdehnung des Raumes herabzusetzen, so daß sie ihre Eigenart als Entschluß und Lösung aus dem Raum fast verliert. Sie sind auch deshalb, weil der Raum mit den Augen aufgefaßt wird, Augen-

menschen. Als Menschen des Blickens, Äugens und Betrachtens heißen sie Theoretiker und Idealisten, vor allen Dingen aber Weltanschauer. Und ihr Schlagwort: Weltanschauung setzt die ganze Wirklichkeit herab zu einer vorwiegend räumlichen Welt. Die europäische Menschheit ist derzeit weitgehend taub und witterungslos durch Theorien und Ideale, d. h. durch Überzüchtung des inneren Raumsinnes. Wohl das Tollste hat darin Robert Reininger geleistet (Bd. I, 284).

3. Die Zeitlichkeit des Geistes

Diesen Weltbildern gegenüber können sich die Zeitläuftigen immerhin auf wichtige Tatsachen berufen. Und mit ihnen müssen wir erst einmal sagen:

Die Zeit steht nie still. Und nur weil sie nie still steht, kommen wir täglich vor eine neue Tür mit unseren Gedanken. Nur unter dem Druck der Zeit auf uns müssen wir uns entschließen und entscheiden. Alle geistigen Urteile entspringen dem Zeitdruck. So verdanken wir all unser Wissen nur der Zeit. Und die Unterschiede zwischen der Geistesart der Menschen beruhen nur auf ihrer mehr oder weniger willigen Hingabe an die Zeit.

Der Zeit, die man ja nicht sehen kann, müssen wir gehorchen. Und nicht jeder hat ein gleich gutes Gehör. Wer das erkannt hat, weiß schon, daß er nie außerhalb des Zeitstromes steht, auch dann nicht, wenn er über Zeit und Raum denkt oder nachdenkt. Er denkt bestenfalls der Zeit hinterher oder vor der Zeit voraus. Aber nie denkt er außerhalb der Zeit. Geistesgegenwärtig nennt man daher wohl den Menschen, der den Augenblick mit dem Geist erfüllt, der unwiderbringlich dieses Augenblikkes ist. Der Geistesgegenwärtige gestaltet den Zeitpunkt, den er durchschreitet. Auch für Zukunftsdenker, Vorausnehmer der Zeit gibt es ein Wort: Begeisterte nennt man sie. Sie sind selten geistesgegenwärtig. Sondern trunken der Zukunft geistern sie ihrem eigenen Geschichtstag voraus.

Auch für die Vergangenheit des Geistes gibt es ein Wort. Es

bildet sich heute im Gegensatz zur Geistesgegenwart und zur Begeisterung. Die »Geistigen« nennt man die ganze Schicht im Volke, die nachdenklich hinter der Zeit her in den gebildeten Bahnen des Geistes weiterdenkt, studiert und lehrt. Früher nannte man sie kurzweg die Lehrer des Volkes. Geistesvergangen zu sein ist in Deutschland als einem Lehrerland – »Germania docet« – in gewissen Kreisen notwendig. Diese Kreise verlangsamen die Zeit, indem sie ihr nach-denken. Sie sind die Pächter der Weltanschauungen, die in einem bestimmten Gesichtskreis festliegen. Im Weltanschauungskreise darf der Redner frühestens Gedanken, die schon gestern oder vorgestern gedacht worden sind, heut vortragen. Selten, daß er etwas nur Gegenwärtiges vorzubringen wagt. Die Verlangsamung des Geistes durch Lehre brauchen wir so nötig, wie die Beschleunigung durch Begeisterung. Nur, bitte, sollst du dich weder als Weltanschauer noch als Begeisterter für zeitentrückt halten. Sondern auch dann wird dir Geist nur durch die Zeit verliehen. Aber diese Leihe will der Mensch nicht wahr haben. Denn die Zeitentrücktheit oder Zeitenthobenheit ist zwar den Menschen nicht wirklich verliehen. Jedoch versuchen wir unausgesetzt, diese Haltung zu erlangen oder vorzutäuschen. Viel Mühe wird von allen geistig »Hochstehenden« darauf verwendet, über der Zeit zu stehen. Dadurch könnten sie nämlich des Geistes Eigentümer werden! Über Zeit und Raum und außer Zeit und Raum, wer weilte da nicht gerne. Daher kommt es, daß die Gruppe der demütig Zeitbefangenen aller drei Zeiten, der Begeisterten, der Geistesgegenwärtigen und der Lehrenden, fast stets alle Hände voll zu tun hat, um sich mit den Zeitlosen, den »Philosophen« auseinanderzusetzen. Und es scheint daher schon ein großer und genügender Erfolg, wenn sich ab und zu eine solche philosophische Herbstzeitlose zur Vergänglichkeit und Zeitlichkeit ihres Geistes bekennt. Alsdann ist man zufrieden. Zeitlichkeit oder Außerzeitlichkeit des Geistes – das scheinen also die beiden Positionen der Menschheit, jene des Glaubens, diese des Wissens, jene der Zeit, diese des Raumes.

Bis hierhin halten wir es mit den Zeitläuftigen. Aber nun kommt unser großes Fragezeichen und zwar gerade an das wichtigste Dogma dieser Gruppe. Uns scheint, daß *innerhalb* der Gruppe der Zeiteingeständigen wichtige Unterschiede ungeklärt geblieben sind. Große Mißgriffe und Entartungen wurden denen nachgesehen, die nur die allgemeine Glaubensformel für sich bejahten. Noch weniger natürlich hatten ihre Gegner, die zeitfreien Hochstehenden und Frei-Geister Lust, sich mit den Erkrankungen des Denkens zu befassen, die eben auf seiner Zeitlichkeit, auf seiner Demut also beruhen. Wenn man das Ganze leugnet, braucht man sich nicht auf Einzelnes einzulassen. Heut müssen wir genauer zusehen. Denn die »Hochstehenden« sind uns Zeitbefangenen derzeit nicht gefährlich. Der Geistesstolz hat eine schwere Niederlage erlitten. Die Demütigung des Geistes ist im Augenblick groß. Wir haben daher die Hände frei und können im eigenen Hause unserer Zeitlichkeit nach dem Rechten sehen. Denn offenbar ist da nicht alles in Ordnung. Und wir werden nur damit einem künftigen Wiedereinbruch des Geistesstolzes wehren können, daß wir uns selber von allem Aberglauben reinigen.

4. 1918–1928

Da ist nun von uns allen gemeinsam eine große Erfahrungszeit durchlebt worden, die Zeit nach dem Kriege. Erfahrungen sind hier von uns allen gemeinsam öffentlich im Licht des Tages erfahren worden, die sonst nur die einzelne Seele einsam mit sich macht, nämlich Erfahrungen, die wir nur ungern machen, weil sie uns beschämen: Enttäuschungen über uns selbst. Und wenn wir jetzt auf das Jahrzehnt von 1918 bis 1928 zurücksehen, so sehen wir eine seltsame Anordnung unseres Verhältnisses zur Zeit. Die eindeutig gerichtete Zeit ist seit 1918 verlaufen und weitergelaufen. Wir aber haben keineswegs die Unumkehrbarkeit und Gerichtetheit des Zeitstromes jeweils festzuhalten vermocht. Wir haben nicht nur im Laufe der Jahre alle geschwankt zwischen den drei Zeitverhältnissen der Begeisterung, Geistes-

gegenwart und Vergeistigung, z. B. zwischen Reich-Gottes-Schwärmerei, persönlicher Bekehrung und Kirche, zwischen Sozialismus, Sozialisierung und Soziologie, zwischen völkischem Frühlingsahnen, Volksbildung und Staatlichkeit. Wir haben mehr tun müssen: *wir haben rückwärts gelebt.* Diese Erfahrung ist gerade für den Zeitbefangenen und seiner Zeitlichkeit Geständigen eine außerordentliche. Und wir kommen aus der Erstarrung, die uns – zum Teil nur deshalb – befallen hat, sicher nur heraus, wenn wir sie uns eingestehen. Welch eine unzuverlässige Sache ist also der Zeitgeist und vor allen Dingen ist das Mitleben unseres Geistes mit der Zeit. Wir halten nur vorübergehend Schritt mit dem Zeitgeist! Rückwärts zu leben ist Ereignis geworden in unserem Leben. Wir haben die Zeit umgekehrt. Einige Tatsachen seien also deshalb ausgesprochen. Was hier ausgesprochen wird, gilt vielleicht für alle Völker; doch formulieren wir es besser zunächst nur für uns.

5. Die Inflation

Nach dem Zusammenbruch haben wir fünf Jahre der Inflation durchlebt. Das heißt, wir haben fünf Jahre Zeit gewonnen, in denen wir die materiellen Konsequenzen unserer Niederlage hinausgezögert haben. Wir haben uns nicht entschließen können, die Folgerungen zu ziehen, und deshalb ein unwirkliches Dasein der Luft, der Träume, der Aufblähung geführt.

Dank diesem Außer-uns-Geraten haben wir *Zeit gewonnen.* Wir konnten nun noch nachholen, was wir versäumt hatten vor dem Krieg oder im Krieg. Jeder Volksteil hat das auf seine Weise getan, in dem er seine alten Träume schnell zu realisieren versucht hat. Dieser unwirkliche Zustand hatte übrigens schon 1917 eingesetzt. Noch im Kriege hatten die Alldeutschen und Nationalisten annektiert, aber doch erst im Jahre 1917 ganz hemmungslos. Auch die Diktaturfreudigen haben seit Bethmanns Sturz ein Jahr lang sich auslèben können. Dann kamen die Anhänger der Räterevolution, dann die Anhänger der Sozialisie-

rung, dann die Anhänger der Demokratie und des Parlaments, dann die Anhänger des Kapitals, die geradezu auf der Inflation selbst ihre wirtschaftlichen Herzogtümer zu gründen beschlossen, dann die Anhänger der Kirche, die Parität, Konkordat und Schulgesetz forderten und weitgehend erhielten.

Alle diese Dinge wurden gefordert und gestaltet, so als sei es ein Viertel vor zwölf. Im Unterbewußtsein wußten alle, daß es schon Mitternacht geschlagen habe und daß man all diese Kriegsziele, Vorschläge, Gesetze, Gründungen und Personalien risikolos, nämlich nur mit Hilfe einer geistigen Inflation zu betreiben vermochte. Aber man hielt die Geisterstunde fest und suchte sie auszukosten. Vielleicht ist dies ein wahrer Gehalt in dem Glauben an die Geisterstunde von 12 bis 1 in der Nacht, daß alles nicht Fertiggewordene da versuchen darf, sich zu Ende zu leben und zu seinem Frieden zu kommen.

Für uns jedenfalls sind die fünf Jahre 1918–1923 kein Luxus und kein Spuk, sondern notwendig gewesen. Wir waren in eine Sackgasse geraten. Verrammelt war unser Weg in die Welt. Ausgeschöpft waren unsere geistigen Vorratskammern, unsere seelischen Reserven ausgeleert, geopfert unser leiblicher Nachwuchs. Es war daher weder Licht noch Wärme noch Energie da, um das Ereignis des Zusammenbruchs zu meistern. Jeder konnte sich nur aufmachen zurück zu seiner persönlichen Aufbruchstelle von 1914 und den dort abgerissenen Faden so radikal und entschlossen wie möglich abspulen, nun auf das – schon erlebte und gewußte – Ende zu. Die äußere Demobilmachung der zehn Millionen Uniformträger erfolgte ja auch so, daß jeder zuerst an den Arbeitsplatz zurückzuspringen hatte, von dem aus er ins Feld gezogen war. Dies ist also eine nicht rein äußerliche Parallele für das, was damals auch gedanklich, politisch, seelisch geschah.

Denn wie sah denn jenes Zurückspringen aus? *Man holte nach,* man sühnte, man ergänzte Versäumtes. Die 49 Hundertteile des Wesens, die man im Normalleben streng diszipliniert unterdrückte, die ließ man hervortreten. Die einen ließen diese Ver-

drängungen bloß ausbrechen und verschäumen. Andere aber ließen sie hervorgehen zur größeren Echtheit und Läuterung des eigenen Wesens. Der Mensch ganz und gar, in der vollen Art und Mischung seiner Natur, ging aus sich heraus und gestattete den unterdrückten oder verkümmerten Keimanlagen ein nachträgliches Wachstum. Die Handlungen dieser fünf Jahre 1918 bis 1923 waren mithin zum guten Teil *orthopädische Vorgänge* an verkrüppelten Seelen und Geistern. Korrekte Mediziner überwanden sich zur Psychoanalyse; Zeloten überwanden sich zur Toleranz; Pharisäer überwanden sich zur Freiheit der Kinder Gottes. Aus Menschen mit dem mühsam bewahrten Übergewicht der üblichen 51 vom Hundert der Konvention wurden solche, die ins Gleichgewicht kamen, weil sie aus sich herausgingen und wachsen ließen, was in ihnen war und längst hätte wachsen müssen. Vor dem Kriege war es aus Feigheit oder Zagen oder Sorge unterdrückt worden; nun plötzlich kaufte man die Zeit aus, so, als ginge es um die himmlische Seligkeit. Kein Mensch in Deutschland, dem selbständige Entschlüsse erspart geblieben wären in diesem Jahrfünft, um in der Galgenfrist nachzuholen, was nachzuholen war. Dieser Mut aber war etwas Neues.

Da war also etwas geschehen, sichtbar und wirksam geschehen. Und stand über aller Häuptern bereits als Vergangenheit. Aber man hielt es in der Schwebe, so als ob es erst Zukunft sei. Der 9. November hatte alle überrascht. Nun fuhren alle in die Kleider. Und man möchte die fünf Jahre als die Ankleidezeit ansprechen, während der wir die veränderten Kleider, geflickte oder neugefertigte, angelegt haben, in denen wir gern am Jüngsten Tage gesehen zu werden wünschten.

Sicher waren da Tausende, die auch da nur Kleider zur Schau getragen haben, ohne es ernst zu meinen. Aber sie beweisen ganz dasselbe wie die Ernsthaften und Redlichen. Die Leichten und die Schweren fuhren bestürzt in die Kleider, und zwar in andersartige Kleider, um gerüstet zu sein für den Schrecken der neuen Lage und der Gestalt ihres künftigen Lebens.

1923 war diese Geisterstunde zu Ende. Fassung und Haltung

wurden die Schlagworte des Tages. Die neue Sachlichkeit richtete sich nun auf. Dort, wo der Schlag Eins uns, einen jeden, überrascht hatte, da standen wir nun wie angewurzelt. Die Gnadenfrist des Nachholens war damit zu Ende. Jetzt mußte der ganze Mensch, mit allen seinen Elementen, aus allen seinen hundert Teilen gemischt, alt und neu in einem so *wie er nun eben war*, wegfertig sein.

Die Schaffenskraft, die uns neu entworfen und umgeschaffen hatte, trat zurück in unbewegliches Schweigen. So wie wir unter ihrer Hand geworden waren, mußten wir nun anheben zu wirken. Diese Verhärtung und Versteifung der Lage seit 1923/24 ist ja uns allen gegenwärtig. Mir liegt daher nicht an einem Ausmalen dieser Lage, sondern nur das Verhältnis zur Zeit gilt es hervorzuheben.

Um in den nun – durch Hindenburgs Präsidentschaft äußerlich markiert – anhebenden Jahren zu bestehen, mußte man nämlich eine seltsame Handlung begehen: man mußte vieles von dem, was man gewußt hatte über den Sinn der Zeit und die Wahrheit der Lage, geradezu vergessen. Dort, wo man im Augenblick der Deflation stand, mußte man sich in Reih und Glied stellen. Man mußte eine schon erlangte höhere Form des Wissens und des Zusammenlebens dahingeben und noch einmal die »reale«, d. h. die alte Ordnung buchstabieren und bestätigen, nur um sich überhaupt erst einmal wieder zu verständigen. Hatte man während der Inflation sich mit Seinesgleichen über der Erde leicht gefunden, so war man nun auf der Erde der völligen Andersartigkeit ausgeliefert. Alle waren wir anders geworden, auch die scheinbar 1923 äußerlich nebeneinander in Reih und Glied Stehenden. Denn es ist keiner, der nicht zwischen dem 9. November 1918 und dem 15. November 1923 erschüttert worden wäre an einem Tage oder zu einer Zeit. Aber 1923 galten plötzlich Kollegen, Partei, Familie, Interessen wieder allein.

Indessen jene Andersartigkeit der Herzen war ja nicht vergangen mit dem Glockenschlag Eins. Aber die Freiheit war verschwunden, auf diese Andersartigkeit etwas zu geben, ihr zu

lauschen. *Wir mußten alle wieder die alten Kleider anziehen.* Sei es unter Vorbehalt, bis auf weiteres, in der Hoffnung sie rasch zu verschleißen und uns zu häuten, oder aber vielleicht ohne Vorbehalt, opportunistisch und hoffnungslos, enttäuscht und katzenjämmerlich – getrost oder trostlos, das gilt gleich viel. Wir mußten in ein Gehäuse, das wir so jedenfalls nicht mehr als unser Gehäuse ansehen konnten, zurück. Wir wußten es, wissend, daß wir inzwischen weitergeschaffen waren, wissend, daß wir aus dem Lebendigen zurückgingen in das Tote.

Der Vorgang war zum Glück so unwillentlich und außermoralisch, so ein Ereignis, daß er eben dadurch zur Fügung wurde. Wir haben damals rückwärts gelebt, leidend, harrend oder stumpf und zerbrochen; aber jedenfalls war es Gebot und nicht Sünde, so zu tun.

Der Formwandel stand still in seiner offenen volksumfassenden Form. Er verlangte von uns, still, einzeln, volklos, persönlich wiederholt zu werden. Der Wandel selbst nahm also eine zweite Form an; was 1918–1923 Volksrecht, politisch klug und öffentlich Mode war, das wurde nun gefährlich, unmodern und sogar langweilig. Wer wollte nun noch *erinnert* werden! an die Opfer, an die Gesinnung, an die Ganzheit und an die Not jener Zeit! Eben um aber in diese neue Lage des stillen und unpersönlichen Wandels uns alle aus der Inflationsöffentlichkeit hinüberzuversetzen, ist dies Zwischengebot ergangen, das so widersinnig, so unmöglich erscheint: rückwärts zu leben, auf einen schon vergangenen Zustand zu, in ihn hinein, ohne Garantie der Wiederkunft oder Erneuerung. Das Beste zu vergessen, damit es – vielleicht – wiederkommen könne. Schon dies »damit« ist ja zu zweckhaft ausgedrückt. Es ist die Wiederkehr nur eine Hoffnung.

Es ist wie 1918, nur ohne die Geöffnetheit von damals, sondern in gefrorenem Boden, konnten wir eben deshalb sagen.

Nicht etwa sich dumm stellen, nein, so dumm und einfältig *werden*, wie die Berufsreligion, die Standes- oder Familienkonvention es vorschreiben, wurde Gebot. Denn nur dann bestand die

Hoffnung und entsteht die Möglichkeit, mit den Kollegen, Nachbarn, Verwandten gemeinsam jetzt neu aufzubrechen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Wäre man nicht dumm geworden, so hätte man die Hoffnung begraben müssen, je wieder mit denen, die dazu gehören, neu aufbrechen zu können.

6. Bei Gott

Dieses Drangeben der Erkenntnis, der Integrität der Linie, der Ganzheit der Haltung, ist keine gewöhnliche »Selbstvergessenheit«. Denn man vergißt gerade nicht sich selbst, sondern Gott; man vergißt und man muß vergessen, daß das Leben bei Gott war, weil es nun wieder unter den Menschen und auf der Erde sein soll und muß.

Ich habe nun erst den Ausdruck »Bei Gott« verstanden. Wir gebrauchen ihn ja meist gedankenlos, so wenn einer bei Gott schwört oder ein anderer sagt: Bei Gott ist kein Ding unmöglich. So als wäre damit nur »durch Gott« gemeint.

Aber es ist »bei Gott« etwas anderes darin enthalten. Wenn Gott uns Lehmpappen auflöst und neu macht, wenn er umschafft Völker und Menschen, wenn diese selbstvergessen ohne Angst des Irdischen in seiner Hand ruhen, dann sind sie *bei Gott*, sie sind so gleichzeitig seiner Gewalt, daß alle Erdenzeit wesenlos wird und der Schöpfungstag, der sechste, der des Menschen ist, sich erneuert.

Bei Gott, da sind wir nicht eine Viertelstunde zu spät oder eine Viertelstunde zu früh; er hat uns ja wieder in seine Gewalt bekommen. Bei Gott war der Zusammenbruch, weil Gott wieder die Herrschaft antrat.

Er hat damals einen neuen Menschen geschaffen, mit anderen Grenzen, mit anderen Verbindungen zu seinen Nächsten, anderen Rechten zwischen Mann und Frau, zwischen Männlichem und Weiblichem in uns, und ein anderes Volk mit anderen Pflichten und Zielen als das deutsche bis 1918. Er hat den ganzen, den von ihm geschaffenen Menschen wieder herausgeholt aus der

Kulisse des Gemächtes Mensch. Er hat ein Volk hineinversetzt mitten unter die Völker, das vorher mit sich allein gewesen war.

Aber gerade weil er geschaffen und erneuert hat, eben deshalb tritt nun sein Ebenbild ein für ihn, um diese Wahrheit zu vollstrecken und zu bewähren. Denn er hat uns ja geschaffen, den Menschen. Und deshalb haben wir zweimal zu beginnen. Das eine Mal greift er ein und fängt an und das andere Mal begreifen wir und greifen wir zu dort, wo es jedem möglich wird. Die Theologen nennen Gnade und Gesetz diese zwei Reiche und trennen sie säuberlich. Und meist stellen sie es so dar, als sei die Gnade so eine Art Begnadigung. Wenn wir nach dem Sittengesetz den Tod verwirkt haben, dann lächelte uns *hinterher* die Gnade zu: nur lebenslänglich. Es ist aber gerade umgekehrt. Das Gesetz ruht auf der Gnade. Die Gnade lehrt uns sterben. Das Gesetz aber lehrt uns leben.

7. *Der doppelte Anfang*

Die Theologie verhüllt eher die Tatsache, auf die es hier ankommt: daß jeder Anfang zweimal angefangen werden muß, einmal vom Himmel oben und einmal von der Erde unten. Diese Erfahrung scheint mir völlig verschüttet gewesen zu sein. Deshalb mußten wir sie wohl machen. Andere Zeiten hatten sie bereits, z. B. auch Hegel, und am großartigsten hat sie Theophrast von Hohenheim ausgesprochen: »So Gott seine Hand abzeucht, so ist es nicht anders, denn daß er den heiligen Geist vom Menschen nimmt und läßt ihn mit seiner eigenen Vernunft nach seinem Gefallen handeln. Wo der heilige Geist nicht ist, da ist der freie Wille... Wem nun der heilige Geist entzogen ist wie den Verdammten, diese haben zwar auch freien Willen, aber im Argen zum Morden, Stehlen und Betrügen. Der rechte freie Wille ist aber der, der die Probe besteht in der Versuchung, durch eigene Vernunft ohne den heiligen Geist.« Auch Hohenheim hat erschrocken in die Nähe der Verdammten zu kom-

men gefürchtet, als er aus der Gnade auf die Erde fiel, und hat dann erst die Wahrheit erfahren [1].

Sie ist aber eine Erfahrung, die bald biologische, bald politische, bald theologische Züge annimmt, wenn wir sie auszudrücken suchen. Und sie erinnert an sehr einfache historische Tatbestände, die jeder kennt, aber über die er sich selten wundert.

8. Revolution und Evolution

Jeder kennt das Gesetz der Revolution und Reaktion. Auf eine Revolution, ein Hervorschnellen folgt ein Rückschlag. Was bedeutet das aber? Nun, die Revolution ist geschehen. Das Ereignis ist da. Aber viele wollen es gern ungeschehen machen. Diese Konterrevolutionäre leugnen, daß die Revolution schon wirklich geschehen ist. Sie datieren sich selbst zurück. Sie haben nichts gehört. Sie legen sich wieder schlafen. Gut. Wie steht es aber mit denen, die gehört haben, die revolutioniert sind, mit den Umgeschaffenen? Es scheint so einfach, zu sagen: sie bleiben revolutioniert. Eben dies ist zu einfach. Denn wer einmal revolutioniert gewesen ist, weiß, wie der Alltag dagegen absticht. Wer im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdient, der kann nur die Form, die seine Arbeit und sein Beruf schon haben, täglich bewähren. Er kann Sehnsucht haben nach dem Neuland, er kann Beiträge zahlen für die Partei, er kann kämpfen für seine Ideale. Mit all diesem ist er nicht der Mensch, der er schon gewesen ist, als er revolutioniert war. Er ist nicht entfernt dieser Mensch, sondern er ist der vorrevolutionäre Mensch. *Ihm widerfährt die rückwärts gelebte Zeit.* Er mag selbstgefällig darauf pochen, im Stande des Revolutionärs zu sein und zu bleiben. Das hilft ihm gar nichts, im Gegenteil. Wer dieses Himmelreich festhalten und im Alltag besitzen zu können glaubt, dem ist es schon unter den Fingern zerronnen. Der gerade wird wegen seiner Eingebildetheit zum Spießer und Revolutionsphilister.

[1] Näheres in »Der Annus Acceptus des Theophrast von Hohenheim (Paracelsus)«, bei Rosenstock-Wittig: »Alter der Kirche«, 1928, II, 760.

Der doppelte Anfang tritt in sein Recht. Der Revolutionär muß beherzt rückwärts leben, um als Mensch aus freien Stücken das wieder still anzufangen, was ihm einmal öffentlich im Volk überraschend widerfahren war. Freilich wollen das die wenigsten. Die Revolutionäre wollen nicht zurück zu ehrlicher sauerer Arbeit.

Und die Arbeitsbienen wollen weiterarbeiten, so wie sie es gewohnt sind, und haben also nichts gehört. Und diese redlichen Arbeiter setzen daher der Revolution die Evolution – also ohne Revolution! – entgegen.

Revolution und Evolution sind aber zwei Teile desselben Vorgangs. Man kann die eine nicht ohne die andere haben! Nicht ohne Revolution wird eine neue menschliche Gestalt wahr. Nicht ohne Evolution wird diese neue Gestalt wirklich. Denn es ist zwar bei Gott kein Ding unmöglich. Aber bei den Menschen ist nur das Ding zu verwirklichen, was Gott schon hat Ereignis werden lassen. Niemand kann tun was er will. Er kann nur wählen, ob er das will, *was sich tun läßt,* oder nicht. Es ist ein weises Wort, das der Besonnene sagt: er wolle sehen, was sich tun läßt.

Auf dieser Zwillingschaft zwischen Revolution und Evolution, Gnade und Gesetz beruht nun eine menschliche Schwierigkeit in diesen Zeiten der Verwirklichung. Diese Schwierigkeit würde nicht auftreten, wenn nur ein und dieselben Menschen die drei Abschnitte der Gottverlassenheit, der Revolution und der Evolution durchleben. Aber hier tritt wieder das Merkmal der Zeit hervor und verwirrt diese eigentümliche Unterordnung des Nachher unter das Vorher, dieses Noch einmal zu Fuß auf das schon erflogene Ziel hinmarschieren. Und diese Verwirrung ist in Deutschland für die Jahre seit 1924 bestimmend geworden.

Die nach dem Zusammenbruch geistig Erwachten, also die Jahrgänge 1900–1910 etwa, nehmen den Zusammenbruch zeitlich, nicht ewig, sie nehmen ihn als vergangen, nicht als gültig. Sie wollen und glauben wollen zu können, ohne zu sollen. Sie glauben also wieder daran, daß aus 1929 1950 wird, an den Fort-

schritt ihrer Generation, an die Evolution. Sie blicken mit Verachtung auf die Revolution, die nichts gekonnt noch vermocht hat. Sie wollen auch die Älteren entweder zu Gottverlassenen oder zu Revolutionären stempeln. Dadurch sind sie selber von beiden deutlich unterschieden. Wie wertvoll es sei, daß in Deutschland der Zusammenbruch *ganz ohne Revolutionsmache*, rein als Ereignis geschehen ist und als Gericht, ohne Zutat von uns her, das wird geflissentlich übersehen oder in seiner besonderen Bedeutung und in seinem Wert verkleinert.

Das Wort »Revolution« ist allzu zweideutig und »menschelt« zu sehr, um in der Geschichte der Inflation und Deflation verwendet zu werden. Wir sind denn auch ohne das Wort ausgekommen in der ersten Hälfte unserer Ausführungen. Hier haben wir es aufgegriffen, um die politische Terminologie mit erläutern zu können. Jetzt aber stellt sich heraus, wie sehr das auf dieser flachen politischen Ebene gebrauchte Wort die Verständigung zwischen den Generationen verhindert. Das Wort Revolution im Munde der Nachkriegsgeneration wird geradezu ein Mittel für sie, sich dem nicht von uns Gemachten an der Zeit und an der Geschichte zu entziehen, nur weil es astronomisch vergangen ist.

Die Sprache der Politik hat offenbar diesen Nachteil, die Jahrgänge und Generationen auseinanderzureden statt sie zu verbinden. Sie ist flach, oder »einaltrig«. Den Tiefgang eines Ereignisses, das mehrere Generationen gemeinsam ausloten müssen, kann die politische Sprache nicht andeuten.

Denn die politische Sprache wirft Ereignisse und menschliche Handlungen geflissentlich durcheinander. Wir brauchen eine »mehraltrige« Sprache.

Die Nachkriegsgeneration ist nun in der fatalen Lage einer doppelten Auflehnung. Einmal gegen die *Revolution*, die versagt hat, jämmerlich war; zum anderen aber ebenso gegen die *Wilhelminer*, die auch versagt haben, gerade weil sie nicht Revolution gemacht hätten! Durch diese doppelte Auflehnung bleibt nur der eigene Wille, ohne Aufblick zu den Ahnen (Vorkriegs-

stadium) wie zu den Sternen (Zusammenbruch). Die dreifache Rolle, die wir alle immer und ewig zu spielen haben, als Erdenkloß, Adam, »Vorkriegsmensch«, als Seele, Revolutionär, Kind Gottes, als Evolutionär, Gerechter, Arbeiter, Gesetzesmann, ist von dieser Jugend nicht nur vorerst abgelehnt, das tut jede Jugend – sondern sie hat sich auch den Zugang zu den beiden anderen Rollen gewaltsam verbaut. Durch die Dezimierung der Jahrgänge 1869 bis 1899 und die überstarke Besetzung der Jahrgänge von 1900 bis 1914 gewinnt nun diese Lossagung der Jugend aus dem Mehraltrigen ins »Einaltrige« noch übertrieben starke Wirkung.

Es ist aber nur äußerlich, daß die drei Rollen in irgendeinem Augenblick auf drei getrennte Individuen oder Klassen oder Parteien aufgeteilt erscheinen. Denn schon im nächsten Augenblick kann ein Rollentausch nötig werden, der z. B. einer eben noch »revolutionären« Klasse den reaktionären Trägheitsstandpunkt zuteilt. Und die drei Rollen werden von jedem von uns im Laufe des Lebens abwechselnd gespielt. Der Mann des Gesetzes (Evolutionist), das neu geschaffene Geschöpf (Revolutionär) und das taube, träge Individuum in der Masse (Reaktionär), sie sind in uns allen, so wie in uns allen Ursprung, Entwicklung und Verfall steckt.

So können wir sagen: Die Übertreibung des Generationsmythus, der reinen Geistesgegenwart, ist die Geisteskrankheit der Zeit, die uns um das Gesetz des doppelten Anfangs, um die Dreifaltigkeit unserer politischen Haltung zu betrügen versucht. Gerade das Beste und Reinste der Kriegs- und Revolutionserfahrung, die überpersönliche Verbindlichkeit des Geschehens droht verlorenzugehen. Der Krieg spricht in dieser Hinsicht die Nachkriegsmenschheit nicht an. Und dadurch ist ihnen jene Gnadenzeit des Nachholens schwer zugänglich, geschweige denn der widerspruchsvolle und schmerzhafte Weg der rückwärts gelebten Zeit.

Aber sie können nicht anders. Denn freiwillig nimmt keine Generation diese Zerrung und Verrenkung ihres Weges über die

Erde auf sich. Die Trennung in Himmel und Erde wird verabscheut von einem Lebensalter, dessen Angehörige sich entweder nur im Himmel oder nur auf der Erde befinden. Denn erst das spätere Leben bringt das jeder einzelnen Natur fehlende Element hinzu. Der rein Irdische braucht das Leid, der rein Himmlische die Pflicht, der rein Gesetzliche die Liebe, um zum Menschen, um ein voller Mensch zu werden. Die Nachkriegsgeneration lebt noch vor der Scheidung; sie begnügt sich in den eigenen Reihen mit der Parole des jungen Jahrgangs an sich. Die reinen Adamiten stehen unter den Jungen unerkannt neben Gesetzestreuen und neben Verwandelten. Und auf dieser Ungeschiedenheit und Unentschiedenheit der eigenen Reihen ruht also das Recht der neuen Generation, die Arbeitsteilung mit den Älteren abzulehnen oder hinauszuschieben. Noch hält der Gott der Jugend alle zusammen.

Eben hierin liegt wohl auch die Hilfe. Die Nachkriegsgeneration als solche und im Ganzen wird die doppelte Auflehnung durchhalten. Aber jeden Einzelnen ereilt die Entscheidung, weil er hervorgehen will zum Mannestum.

In den Jahren dieses Hervorgangs muß ihm begegnen, was ihn hineinzieht in die Zucht des Geistes, unter die Wahrheit seiner Wirklichkeit. Jedem wird etwas anderes begegnen müssen, und mehrfache Predigt und mehrfaches Gleichnis werden notwendig sein, um den verschiedenen Naturen gerade das mitzuteilen, was ihnen fehlt.

Aber dann wird die »rückwärts gelebte Zeit« auch zwischen den Generationen unerläßlich werden; denn auch das Leben des Einzelnen vollendet sich nur, wenn die Bahn des Jugendlichen so machtvoll ins Alter hineinführt, daß sie das Erbgut der Ahnen nachträglich hineinarbeiten kann in den individuellen Weg seiner Wahl. Die Wahl des eigenen Ziels in der Jugend und der Gehorsam gegen das Erbe im Alter wollen verschmolzen werden, damit der Mann sein Geschick zur Lebensgeschichte erhöhe. Der reife Mann lebt schon rein körperlich rückwärts in seine Ahnenreihe hinein und zurück; je weiter er vorsprang in

der Jugend, wohl um so mehr. Dies bleibt ihm auch geistig nicht erspart. Seine Revolution wird erst durch seine Evolution bewährt.

9. Erkennen und Vergessen

Man verrät also das Gesetz nicht, wenn man sich revolutionär einschmelzen und neu aufbauen läßt. Man verrät aber auch den Schöpfer nicht, wenn man zurückkehrt in die totere, weniger lebendige Gestalt der Arbeit, weil man in sie entlassen wird. Das Vergessen der göttlichen Wahrheit ist uns mithin ebenso verstattet wie ihre Erkenntnis. Denn nur wer die ewige Lehre nicht mehr weiß, kann sie im Alltag neu entdecken und eben dadurch ihren Vollzug beständig machen! *Erkennen und Vergessen sind also beide gleich unerläßlich in den wichtigen Dingen.* Ohne das offene Licht der Erkenntnis zöge es uns nicht zu unserer Gestalt. Ohne die vergessende Abwendung zur Erde würde die Erde nichts vernehmen von unserem Auftrag und Beruf.
Damit sind wir aber am Anfang wieder angelangt. Das Rätsel der rückwärts gelebten Zeit löst sich nämlich, wenn wir an die Erde, an die Kreatur, an die noch vor der Zeit stehenden ungeschichtlichen Menschen, Gruppen und Kräfte denken: Die Liebe und Gebundenheit an das ungeschichtliche, noch ruhende Leben in uns oder anderen darf uns abwendig machen dem Anschauen, ja dem Leben der Wahrheit. Dies ist kein Sündenfall. Denn wir tun gerade das Gegenteil von Adam. Wir rauben keine Erkenntnis vom Baum. Sondern wir wagen zu vergessen. Wir sagen uns los vom Erkenntnisbegriff der Aufklärung, der ein dauerndes Zunehmen der Erkenntnis vorsieht. Nach dem Erkennen müssen wir vergessen. Denn nur dort überwältigt uns die Liebe. Erst diese Liebe aber ist das Siegel der Wahrheit. Vergessenkönnen ist die Bedingung für unser Erkenntnisvermögen.

So lange also bleiben die immer aus der Zeit geborenen Wahrheiten der Menschen, die vergänglichen Menschenwahrheiten gegenwärtig und am Leben, als jemand ihrer gewärtig bleibt.

Dazu gehört, daß er nach der Schau in die Tagesarbeit wieder hinabsteigt und dort nicht *etwa der Wahrheit zuliebe* arbeitet, *sondern den Kreaturen zuliebe*, die durch ihn dieser Gabe teilhaftig werden sollen. Denn wir sollen nicht unsere Erkenntnis lieben, sondern unsern Nächsten.

Wo einer daher mit seiner Wahrheit dient im irdischen Bereich (und nicht etwa seiner Wahrheit dient), da tritt er aus dem Zeitstrom an das feste Land. Neue Wahrheiten und das Strömen neuen Zeitgeistes gehen ihn nichts an, solange er dient. *So lange steht die Zeit still!*

Nur wer sich abzuwenden wagt von der Wahrheit, um sich binden zu lassen von der geliebten Erde, kann die auswendig geschaute Wahrheit inwendig anziehen. Diese Verwandlung macht Wahrheit anwendbar und beständig. Die flüchtigen menschlichen Erkenntnisse werden so bestätigt und verewigt.

Hiermit ist das Fragezeichen, das wir den bloßen zeitläuftigen Fortschritts-Geistern entgegengesetzt haben, erläutert. Die geistige Erkenntnis läuft nicht gradlinig weiter, obwohl sie eine zeiterschaffene Feldfrucht ist wie alles auf Erden Wachsende. Sie wird nur dem gewährt, der sie auch wieder aufzuopfern bereit ist!

Aus diesem zwiespältigen Charakter aller Erkenntnis ist die Abneigung der Raumdenker und Idealisten gegen ihn nun besser zu verstehen. Wir haben ja eingangs darauf hingewiesen, daß diese Raumdenker die Zeit unter den Raum herabdrücken. Begreiflich, daß sie das Denken dem gefräßigen Rachen der Zeit zu entreißen versuchen. Denn diese Abwehr entspringt der berechtigten Furcht vor einem einfältigen Zeitgeist, der das Opfer des Vergessens nicht bringen will, sondern mit den Zeiten weiterschwimmt.

Gegen den einfältigen Zeitgeist sind sie im Recht; denn den zwiespältigen Charakter der Erkenntnis kennt er so wenig wie sie. Beide wissen nichts von dem Kreislauf Leben–Erkenntnis–Liebe. Beide nehmen die Kehrseite aller Wahrheitserkenntnis, ihre Bedingung nicht wahr: das Vergessen!

Da will der Raumdenker gegenüber dem Modedenker wenigstens sogenannte bleibende Wahrheiten aufpflanzen, zeitlose, der Mode nicht unterworfene, um eine Würde des Geistes zu behaupten.

Gegen die Einwürfe der Raumdenker ist nur der zeitliche Denker gefeit, der eingeht in die Erde und den Leidensweg hinein in die Verräumlichung seiner Wahrheit auf sich nimmt. Er braucht die ewigen Ideale nicht, weil er den zeitgeschenkten Erkenntnissen durch seine Zuwendung zur Erde Dauer verleiht.

Dies ist das Wunder: gerade wenn wir fürchten zu vergessen, so bleibt doch alles aufbewahrt, was wir geschaut haben. Nur wird es verwandelt. *Kein Wort unserer Erkenntnis bleibt. Aber die Wahrheit hinter unseren Worten verwirklicht sich.*

Was tut es dann, daß 1929 die Aufgaben noch ebenso aussehen wie 1918, nur in gefrorenem statt in revolutionärem Boden? Es sieht nur so aus. Denn dort, wo wir uns überwinden, auch rückwärts zu leben, dort gibt es vermutlich weder 1929 noch 1918, sondern immer das Jahr Eins: *Die Zeitrechnung des Herzens kennt keinen Fortschritt oder Rückschritt.*

Denn allemal da, wo die Liebe die Fackel der Erkenntnis auch sinken läßt, weil die Zeit für das Dunkel und die Geduld gekommen ist – allemal da wird das Wort Fleisch.

Vierter Teil

Wann hat sich die Sprache gewandelt?

Die Schichten der Erlebnisse

UNVORDENKLICH

Das Wort »nachdenklich« gebrauchen wir von Personen: Er wurde nachdenklich; sie ist eine nachdenkliche Frau. Aber das Worte »vordenklich« ist nicht in Gebrauch. Da ist es seltsam, daß sein Gegenteil geläufig ist: »Unvordenklich«. Freilich geben wir dies Adjektiv keinem Menschen. Unvordenklich sind Zustände. Menschen sind weder vordenklich noch unvordenklich. Zustände hingegen werden unvordenklich mit einiger Betonung genannt. Die Wörterbücher sagen, das lateinische und romanische »immemorial« werde mit »unvordenklich« eingedeutscht. Dieser Tatbestand führt auf eine dauernd am Werk befindliche Einengung unseres Lebens oder Erlebens, die mit der Logik von »vorher« und »nachher«, von »Vorbedacht« und »Nachbedacht« nichts zu tun hat. Von Jugend auf habe ich dem Historismus nachgesonnen, der diese Einschnürung nicht mehr wahr hat. Die alten Griechen und die Griechen von heute, die Humanisten, Akademiker, Philosophen, Historiker leugnen den Zwang, unter dem wir stehen, nach rückwärts anders zu blicken als nach vorwärts[1]. Prometheus war ursprünglich der »Feuerreiber« und die Buchstaben P und R am Anfang seines Namens gingen auf das Feuer, »pyr«, das er uns gebracht hat. Aber die Denker erdachten das Brüderpaar Prometheus und Epimetheus, den Vorsinner und den Nachsinner und damit traten wir in das Schulhaus der Griechen, in dem wir angeblich rückwärts und vorwärts blicken, in schönem Ebenmaß. Die gesamte respublica academica bildet sich ein, der Raum ihrer Persönlichkeiten, ihrer Gedanken, ihrer Individualitäten erstrecke sich gleichmäßig sowohl nach rückwärts wie nach vorwärts. Schiller weiß

[1] Die humanistische Position formuliert Herder, Werke 21, 57.

es besser: »Ewig still steht die Vergangenheit, pfeilschnell kommt die Zukunft hergezogen.« Aber selbst er hat die Plattheit der Idealisten in Sachen »Zeit« nicht besiegt.

Das Werk, das der Leser hier vor sich hat, ist von Anfang bis zu Ende der Versuch, die Schulleute, ob nun ehrwürdige Alte oder junge Kinder, aus diesem ihrem Wolkenkuckucksheim herauszulocken. Es sei nicht wahr, so behaupten diese zwei Bände, daß wir im Raum stehen und in die Zeiten sei es rückwärts, sei es vorwärts hineingucken. Es ist nicht einmal wahr, daß die Griechen selber einer solchen Welt-Anschauung gefröhnt hätten. Vielmehr unterschieden sie sehr genau das, was wir hören auf den Tonwellen der Zeit, von dem, was wir sehen. So schrieb Plutarch (etwa 50–120 n. Chr. Geb.): »Denn wie das Licht das Gut der Sehenden ist, so ist das Sprechen das Gut der Hörenden, wenn sie bereit sind es aufzunehmen.«[1] Nein, dieses Mißverständnis der griechischen Augenwelt, ihres Idealismus, hat sich erst um 1650 vollzogen mit dem Cartesianismus. Wenn es z. B. zu Plutarchs Zeit hieß, die Sprache gebe den Dingen eine klingende Seele und die schönen Namen seien das Licht, das auf die Dinge falle[2], dann läßt der moderne Boileau (1636–1711) die Töne, die wir hören, fort und schreibt nur von leuchten und blitzen[3]. Der Wahn des Descartes herrscht eben unter uns. Gewiß, die Augen, unsere lieben Fensterlein, schenken uns die Bilder der Dinge im Raum. Aber von den Zeiten wissen die Augen, die Blicke, die Anschauungen, sogar die Weltanschauungen, nur »Läugen to vertellen«. Die Zukunft wird geglaubt, der Vergangenheit wird gehorcht, die Gegenwart wird geliebt oder gehaßt. Die Heroen Prometheus und Epitheus erliegen dieser Grundlehre von den Zeiten in Goethes »Pandora«; der Dichter führt sie da beide ad absurdum: »Groß beginnet ihr Titanen. Aber leiten zu dem ewig Schönen, ewig Wahren ist der Götter Werk. Die laßt gewähren.«

---

1 De recta Ratione, Cap. 5. 2 Longius, Vom Erhabenen, 30. 1.

3 Jules Brody, Boileau et Longinus, Genf 1958, p. 130.

Mit Goethe als Schutzpatron gewinne ich vielleicht ein, wenn auch widerwilliges Gehör bei den Lesern. Freilich, da wir seit Augustinus mit den Augen lesen – vorher wurde immer laut gesprochen, auch wenn ein Schrifttext vorgelesen wurde – so muß der heutige Leser einen Widerwillen hegen, wenn ihm der Augensinn für sein zeitliches Leben entwertet wird. Und doch sollte ihn schon das Wort »Augenblick« stutzig machen. Denn dies Wort hat die Sprache für die unverbundene flüchtige Sekunde gefunden. Sprechen, Denken, Nachdenken, Unvordenklichkeit überwinden der Augen kurze Blicke. Unserer Augen Blicke ihrerseits bedrohen, ja zerstören die Kraft, Generationen, Jahrhunderte, Geschichte wahrzunehmen, zu bezeugen oder fortzupflanzen. Denn die beiden Zeitbinder Erben und Stiften müssen an dem, was die Augen sehen, vorbeiwirken. Es ist die Daseinsbedingung für den Erben und für den Stifter, daß sie von dem absehen können, was ihr Auge erblickt. Der Erbe sieht einen Toten; der Verwesung geweiht ist die Leiche; trotzdem soll er dies Nichts beerben. Der Stifter hat nichts, auf das er sich berufen kann. Das was ihm vorschwebt, ist noch nicht sinnlich wahrzunehmen. In dies Nichts hinein stiftet er einen Anfang auf ferne Zeiten hin. Wie der Erbe überwindet der Stifter den Augenblick. Wenn der Leser sich von der Historienmalerei, von Siegesalleen, von der Weltanschauung des Monistenbundes, von den Illustrationen der Reisebüros freizumachen vermag, so kann auch er zum Erben und zum Stifter erwachsen. Aber ohne dies wird er nie erwachsen. Kein privates Vermögen ist dazu vonnöten: »Sein Acker ist die Zeit. Wie herrlich, wie weit.« Aber den Pflug, den dieser Acker bestellt, liefern ihm nicht die Heiligenbilder oder die Blumenstücke. Der Pflug, der seine Brust aufpflügt, sind die Verheißungen und die Gebote, wie dumpf immer er beide nur vernehmen mag. Aus diesem Zeitenacker stammt der Aufbau vorliegender zwei Bände. Die Stimmen, die Dich und mich durch Verheißungen in die Zukunft reißen, füllen den ersten Band. Solcher Stimmen sind zwei Grade: göttliche, begeisternde und menschliche, fachliche. Das ergab die beiden

ersten Teile. Im zweiten Band befindet sich der Leser nunmehr am Ende der Zerstörung, die den Verheißungen Europas seit 1889 oder 1914 ein Ende gemacht hat. Ich habe redlich handeln wollen und habe durch den dritten Teil daher Stunde um Stunde die Zersetzung der bis 1914 naiv vorausgesetzten Zukunft der Europäer durch schmerzgefüllte Abschiede vorgeführt. Es ist wahr, daß ich das nicht anders tun konnte, gerade wenn ich redlich handeln wollte, als durch meine eigenen Worte von ehemals. Gewiß sind meine damaligen Worte nicht immer die besten Worte gewesen. Aber immerhin sind sie 1915, 1917, 1919, 1920, 1924 und so fort wirklich ertönt. Auf diese Echtheit ihrer Stunde aber kommt es an. Viel mehr kommt es auf die Echtheit des Aufklingens an als auf ihre stilistische, philosophische, ethische Vorzüglichkeit. Die Mängel in dieser Hinsicht soll der Leser rügen. Aber er wird auch zu bestimmen haben, welche Enteignung, welches Begraben auch ihm auferlegt ist.

Mit mir ist nun dieser tränenschwere Auszug aus einer reichen geordneten, ewig scheinenden Welt auch von ihm vollzogen, ob er nun Bebel oder Wilhelm II., Windhorst oder Bismarck, Napoleon oder Blücher, Harnack oder Häckel vorher gehuldigt hatte.

Der zweite Teil des zweiten Bandes muß sich den Geburtsstunden neuen Lebens zuwenden, den Stunden, zu denen in großer Not eine neue Stimme laut geworden ist. Aus solchen Stimmen wird unsere eigene verstummte Stimme neu ›induziert‹ werden müssen. Denn das ewige Leben hat je und je in Aeonen, in kleinen Ewigkeiten, in kreisenden Perioden uns erfaßt und uns das Weiterleben ermöglicht. Die Geschichte ist in der Tat ein rückwärts gewandter Prophet. Nur hat die historische Schule das gerade geleugnet. Denn sie hat ab ovo vorwärts, statt rückwärts schreiten wollen. Meine Ordnung der Kapitel schreitet rückwärts. Das ist keine Laune. Es hängt mit der tiefen Erkrankung des Zeitsinnes zusammen. Seit 2000 Jahren wollen die Leser die Geschichte in Bildern aus der deutschen oder aus der Weltvergangenheit sehen. Aber das geht nicht gut aus; das ist

nicht gut ausgegangen. Und hier komme ich auf den Anfang dieser Einleitung zum vierten und letzten Teile der leibhaftigen Grammatik zurück. Wer sich nämlich in Teil III mit mir auf das Zeitenfloß durch die Strömung der letzten fünfzig Jahre eingeschifft hat, den wird es keine Überwindung kosten, den Mangel unserer Natur einzugestehen, der uns die Brüche in der Vergangenheit verhüllt. Die Worte ›nachdenklich‹ und ›unvordenklich‹ waren es doch, an denen sich die Raumzeit der Griechen als eine Lüge enthüllte. Der Unterschied von Zukunft und Vergangenheit kann nun näher und deutlicher hervortreten. Der naive Mensch nämlich, jeder von uns, unterstellt: Menschen, Dinge, Ordnungen seien immer so gewesen, wie sie ihm in den ersten 12 bis 14 Jahren entgegengetreten sind. Alles, was vor dem 12. Lebensjahr anders war als ich es seitdem kenne, gibt zunächst den Eindruck des Unvordenklichen. Denn es ist das Wesen des Bewußtseins, erst so spät einzusetzen. Es fällt ja keineswegs mit der ganzen Lebenszeit zusammen. Für die Kindheit ist die uns umgebende Welt des Planeten Erde nicht in unserem Bewußtsein verankert, sondern in dem unserer Vormünder. Die Kinder wandern mit und fliehen mit, oder bleiben mit und verharren mit. Diese Zeitspanne Bewußtsein fehlt uns selber also. Die Decke des eigenen Wissens ist mithin immer kürzer als der Boden unserer Erlebnisse. Daher wissen wir nichts von einer Vergangenheit vor der Stunde unseres bewußten und verantwortlichen Handelns – diese Stunde schlägt manchem nie – es sei denn durch ausdrückliche Einschärfung und durch eine radikale, angriffslustige Zerstörung unseres Bleibe-Wahns, unseres vorgefaßten Bildes. *Geschichte als Kunde ist keine Märchenerzählung; es ist eine ins Wanken bringende Erschütterung meines ersten Bewußtseins.* Sie hat das Unvordenkliche zum Thema, das also, zu dessen Vorstellung ich selber unfähig bin. Die Brautbriefe Deines Vaters zu lesen ist das einfachste Mittel, Deine nächste Welt als einmal nicht vorhanden wahrzunehmen. Die Komik der Psychoanalytiker besteht darin, dem Embryo in den Mutterleib nachzukriechen, wo es doch nur darauf an-

kommt, den Hochzeitstag der Eltern so ernsthaft zu feiern, daß die Kinder von der Unmöglichkeit erfahren, die vor der Eheschließung zu verhindern schien, daß ihre Eltern sich kriegten. Jede gute Ehe ist einmal unmöglich erschienen; in tausend Abarten muß ein schweres Hindernis genommen werden. Deshalb wäre die Geschwisterehe keine Ehe.

Alle umfassendere Geschichte erzählt dasselbe: etwas, das unmöglich schien, ist geschehen. Nur das, was einmal unmöglich war, gehört in die Geschichte, die ausdrücklich in das Gehege des Selbstverständlichen einbricht. Und sie muß dies Gehege zerbrechen, oder der Käfig des eigenen Bewußtseins betrügt den Nachfahren um ein fruchtbares, erbreiches, stiftungsfähiges Leben. Die Aufklärung, die in die Geschichte bloß blicken will, ohne diese Bedrohung mit schreckhafter Unmöglichkeit anzuerkennen, produziert neugierige Individuen statt stimmfähige Wiederbegründer der von Adam bis zum Jüngsten Tag Gehorsam und Verheißung fordernden Zeit. Unvordenklich: 1929 erschien in Paris eine Schrift: La guerre ce sont nos pères. Das Buch schob den ersten Weltkrieg von den Neugeborenen ab auf die Kriegsteilnehmer. Als ob dieser dummdreiste Buchtitel das Verhängnis noch angeheizt habe, ging die Mehrzahl der männlichen Jugend Frankreichs elf Jahre später auf vier Jahre in Gefangenschaft. Denn wir sind um so mehr die Gefangenen der Zeit, je mehr sie uns als unvordenklich gilt! Nur in den unvordenklichen Zeiten nämlich könnten wir die Ausrüstung finden, um das uns selber anfordernde Unmögliche möglich zu machen. Wer hingegen auf die Vergangenheit als auf ein fertiges Bild starrt, wird impotent, die bestimmte Unmöglichkeit anzugehen, gegen die seine eigene Stimme laut werden muß. Geschichte ist in Deutschland zur Wissenschaft entartet. Aber »was nennt man groß, was hebt die Seele schaudernd dem immerwiederholenden Erzähler, als was mit unerwartetem Erfolg der Mutigste begann?« Natürlich muß Geschichte wahr sein und wahrer werden. Aber das verlangen wir doch genauso von jedem in der Gegenwart gesprochenen Worte. Wer lügt, der lügt, gleichgültig ob sich das

auf 4000 v. Chr. oder 2000 nach Christus bezieht. Damit also, daß ich erzählte, was wahr ist, bin ich doch nicht der objektiven Wissenschaft schuldig und verfallen. Sondern ich muß versuchen, die schreckliche Scheidewand zwischen den Kindern ihrer eigenen Zeit und den unvordenklichen Zeiten niederzureißen. Das ist eine gefährliche Operation, eine heilsame Tätigkeit und Archive und Bibliotheken sind zwar dafür hilfreich, aber die Geschichte selber entspringt den Verheißungen unserer Bestimmung und brennt, schneidet, ätzt und begeistert.

Ich las einmal die Geschichte eines Klosters im Taunus; das Büchlein wiederholte immer wieder den beruhigenden Satz: »Ein Abt folgte dem anderen.« Dieser Satz bedroht heut die ganze westliche Menschheit, weil sie verwissenschaftlicht; Wissenschaft macht selbstverständlich. Sie ruht nicht, bis alles so aussieht, als ob es sich von selbst verstünde. Geschichte darf nicht ruhen, bis Dir aus dem Unvordenklichen sogar das Dir Selbstverständliche wieder unheimlich geworden ist. Die Physik erklärt und versteht alles. Die Geschichte – Schiller schon hat sich über sie gewundert und er dichtet: »Ja, es ist wirklich so, man hat es mir wirklich geschrieben, rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.« Glaube mir, lieber Leser: sogar Du selber bist keineswegs selbstverständlich. In diesem Glauben möchte Dich der vierte Teil bestärken. Vielleicht erobern wir zusammen dann die verlorene Kraft zurück, die noch im 18. Jahrhundert, vor der Umnachtung durch den Idealismus, das Wort »vordenken« anerkannt hat. Da hieß es: »Vor anderen denken, ihnen im Denken vorangehen, die Bahn brechen, so daß ihnen nachher das Denken über die selben Gegenstände und überhaupt leichter wird«.[1] Da wäre das »Unvordenkliche« entzaubert und erlöst.

[1] Campes Wörterbuch von 1807.

A. SEIT DEM DREITAGEWERK

ETWAS VON URSPRÜNGEN

Ich will von Ursprüngen erzählen, Ursprüngen großer Bewegungen, die unscheinbar angefangen haben und von deren Empfängnisstunde ich ungewollt weiß. Diese Ursprünge werden oft zu spät angesetzt, nämlich in einen Zeitpunkt, als sie schon sichtbar waren. Indessen Hölderlin und Teilhard du Chardin haben es bereits ausgesprochen[1], daß niemand »den ersten Römer« habe sehen können, und den Menschensohn auch nicht vor der Kreuzigung.[2] Ein Wort des Glaubens aber mag solch unscheinbaren Keim selbst zwar unverstanden doch getreu überliefern.

I. Zum Ursprung des Staates Israel

Weihnachten 1894 wurde der Hauptmann Alfred Dreyfus öffentlich degradiert. Es geschah auf Grund der Anklage, die gegen diesen jüdischen Wahlfranzosen aus dem Elsaß ein katholischer Elsässer, der Oberst Sandherr aus derselben Stadt, aufgehetzt durch einen evangelischen Landsmann aus derselben Stadt, Kullmann, frei erfand. Die bei der öffentlichen Degradierung des unschuldigen Dreyfus anwesende Menge erging sich in judenfeindlichen Schmährufen. So sind in der Dreyfus-Affaire von 1894–1908 die zwölf Jahre Schimpf und Schande der deutschen Hitlerei vorexerziert worden, und zwar in der dem gallischen Nationalcharakter angemessenen Form eines persönlichen Einzelschicksals, statt in der eines Volksteils wie

---

[1] Meine »Vollzahl der Zeiten«, 1958, S. 33 f.

[2] Alf Corell, Consummatum Est, London 1958, zeigt, wie das Johannesevangelium um dieser Wahrheit willen geschrieben ist.

nachher auf deutschem Boden. Die Gemeinheit war beide Male gleich grenzenlos.

Weihnachten 1894 wußte aber niemand in Frankreich, daß in der Affaire Dreyfus das Menschenrecht der großen Revolution von 1789 durch das elsässische Dreiblatt Sandherr, Kullmann, Dreyfus erneut auf die Probe gestellt werde, außer einem einzigen Zuschauer und Zeugen, dem Pariser Berichterstatter der Wiener ›Neuen Freien Presse‹, dem deutschen Burschenschaftler Dr. Theodor Herzl. Er sah und hörte den johlenden Mob, wie er sinnlos den unseligen Dreyfus schmähte. Da brach Herzl Beruf und Aufenthalt in Paris ab und fuhr nach Wien. In Wien lebte mein Großonkel Dr. Paul Waldstein und nach Wiener Art hielt er, damals 58jährig, jeden Vormittag Hof im Café Himmelpfortgasse 25. Es war ein Januartag 1895[1], daß der damals 34jährige Dr. Herzl zu ihm trat: »Herr Dr. Waldstein, ich komme aus Paris. Was ich da erlebt habe, hat mir die Augen geöffnet. Ich habe als Burschenschaftler fest an die Assimilierung der Juden geglaubt. Die Szenen bei der Degradierung des Hauptmanns Dreyfus beweisen, daß ich mich getäuscht habe. Die Juden müssen einen eigenen Staat gründen.« Mir hat der Senior meines Hauses 1913 ein Jahr vor seinem Tode (1914) in besagtem Café den Hergang geschildert. Herzl hat mithin als Einzelner im Januar 1895 den Entschluß gefaßt, dank dessen es heut den ›Judenstaat‹ gibt: den christlichen modernen Staat Israel in Palästina, der nunmehr an der Stelle des 1870 untergegangenen Kirchenstaates die Einheit der Weltgeschichte zu bezeugen haben wird.

II. Zum Ursprung der ökumenischen Kirchenbewegung

Im Jahre 1912, als ich juristischer Privatdozent in Leipzig wurde, kam der Schwede Nathan Soederblom dorthin aus Paris. Leipzig berief ihn als Professor der Religionswissenschaft. Ich

[1] Herzls Tagebücher beginnen erst vier Monate später.

wurde sein Verehrer, und so ergab es sich im Juli 1914, daß wir zu dem jährlichen Stelldichein der drei Hochschulen Leipzig, Halle und Jena in Kösen dasselbe Eisenbahnabteil bestiegen und dort allein blieben. Auf dieser Fahrt wendete sich Soederblom entrüstet gegen die Kriegslust der Theologen – wie aller anderer Professoren – an unserer Universität. »Weshalb tun Sie nicht Ihre Pflicht? Weshalb wirken Sie nicht für den Frieden? Wozu ist die Kirche denn da?« Zorn und Verachtung dieses liebevollen, zarten und bestimmten Christen haben mir damals einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, der nach fünzig Jahren heute noch nachzittert[1]. Ich zog in den Krieg. Soederblom wurde Erzbischof von Upsala und lud 1925 die erste Ökumene nach Stockholm, und ich habe ihn nie wiedergesehen. Aber auf jener Eisenbahnfahrt, im Ausschütten seines Schmerzes gegen die Landeskirchen, ist Soederblom seines mehr als schwedischen Amtes gewiß geworden. Als er zu mir in dem Eisenbahnabteil sprach, den Ausbruch des Weltkrieges klar vor Augen, und er, der vor seinen deutschen Kollegen meistens schweigen mußte, mir, dem so viel Jüngeren, sich vertraulich aufschloß, da mußte er nach Worten suchen, die weder schwedisch noch deutsch, weder theologisch noch weltlich klangen, sondern die uns armselige Kreaturen erneut unter die Herrschaft unseres Schöpfers zu rufen suchten, nicht weil wir deutsche oder schwedische oder theologische oder juristische Gelehrte spielten, sondern weil hinter diesen Narrenspossen das leidende Gesicht des wahren Menschen ihn bedrängte über seine bisherigen Aussagen hinaus.

Den deutschen Burschenschaftler Theodor Herzl hat der Judenhaß des Pöbels über sich hinausgedrängt und seinem Urteil die höheren Gesetze offenbart, dank deren an die Stelle des Kirchenstaats der Päpste (1059–1870) um Rom herum nunmehr der Staat Israels um Jerusalem treten solle.

---

[1] Taktvoll verschwieg die biographische Notiz von Brilioth 1932 das Entsetzen Soederbloms über seine Leipziger Fakultät.

Als Soederblom Erzbischof von Upsala wurde, war in ihn der Schmerzenslaut des Menschensohns aus dem Weltkrieg schon eingedrungen. Nathan Soederblom hat der Völkerhaß hinausgedrängt aus den Käfigen der Landeskirchen in die Weltmissionsweite, in der von den Rändern der Ökumene her die Solidarität der taub und blind gewordenen Nationaltheologen neu erzwungen wird.

In beiden Fällen, Israels und der Ökumene, hat ein Geheul und Gebrüll, dort des Pariser Pöbels, hier der deutschen Professoren, einem einzelnen Mann seine Stimme verschlagen. Seine Stimme brach. Nur ein bisher noch nie gesprochenes Wort, nur ein bisher noch nie angesprochener Kreis von Menschen konnte diese endgültigen Stimmbrüche wieder gut machen.

Diesen Einzelnen traf das Donnerwort der Ewigkeit in einem Augenblick, in dem die übrige Welt noch nichts hörte oder vernahm. Im August 1914 stürzte die akademische Welt der Deutschen erst noch in den blinden Patriotismus der 92 ›Kulturträger‹ ab. Soederbloms Ingrimm im Juli 1914 riß ihn in einen anderen Aeon. Nicht anders erging es Herzl. Denn die Dreyfus-Affäre wurde erst seit 1898 die Wasserscheide. Niemand außer Herzl hat ihr 1894 die Weltweite oder die einschneidende Bedeutung beigemessen, ja auch nur beimessen können. In diesem Vorsprung also vor allen Zeitgenossen gleichen sich Herzl und Soederblom.

Vergleiche sind ungerecht, aber man wird es nicht ungerecht finden können, wenn ich sage, daß ein Erzbischof von Toledo oder von Athen oder von Canterbury in erster Linie als Vertreter Christi in Spanien, in Hellas, in Britannien anzusehen sind. Das Unvergleichliche an Nathan Soederbloms Lebensführung war, daß die Stationen seiner Ämter ihn genügend entschwedisiert hatten, damit seine Einladung nicht von einem Schweden nach Schweden, sondern von einem Christen nach Stockholm ergehen konnte. Es war wie 1730 Zinzendorffs ökumenisches Konzil in Philadelphia. Parallel mußte es Theodor Herzls, des deutschen Burschenschaftlers, Staatsidee sein, die den Juden vom

Staat sprach, nicht aber die eines gesetzestreuen Orthodoxen. An dem Tage, an dem nationale Landesbischöfe die Ökumene monopolisierten, wäre sie tot: sie ist als Additionsexempel unmöglich. An dem Tage, an dem die Juden an der Klagemauer in Jerusalem obsiegen über die Verfechter eines weltlichen Staates Israel, wird es mit dem neuen Staat aus sein. Denn die christliche Welt hat ihn gegründet als ihr eigenes Mahnmal.

III. Tutilo von St. Gallen

Das Wort Ursprung beherrscht dies Kapitel. Ich möchte den verehrten Leser dazu bewegen, dies Wort in seinem edlen Charakter als Heilmittel gegen das verblödende Wort ›Entwicklung‹ zu verwenden. Aber ich behaupte nicht, daß alle Ursprünge so rasch sichtbar werden wie Soederbloms Ökumene oder Herzls Judenstaat. Im Gegenteil, den Ursprung trennen geradezu unbegreiflich lange Zwischenzeiten von seiner Sichtbarkeit. Davon will ich ein selbst den Fachleuten selten gegenwärtiges Beispiel geben, das Beispiel des Ursprungs, den unser Drama im Mittelalter genommen hat. Der Ursprung des Dramas ist die Liturgie oder vorsichtiger: Der Ursprung des Dramas entspringt den Nahtstellen der Liturgie.

Lyrik, Epik, Drama der letzten tausend Jahre entspringen nicht weltlicher Wurzel. Die literarischen und musikalischen Vorgänger sind Hymnen, Sequenzen und Tropen gewesen. In der Kirche erwuchsen sie aus dem Gottesdienst selber. Hymnen, Sequenzen, Tropen sind mithin die geschichtlichen Glieder, auf denen die kirchliche Messe ihren Einfluß auf die spätere weltliche Literatur ausübt.

Nachdem einmal der Bau unserer Liturgie stand, wurde er dreifach bereichert. Dank Ambrosius von Mailand wurde der Hymnus ein heiliges Lied, das von der Messe sowohl im Text wie in Musik unabhängig war. Dank Notker von Sankt Gallen kam es zur Sequenz. Eine Sequenz ist ein neuer Text für die an sich wortlosen Musikfiguren des Hallelujah. Drittens kam es zu Tro-

pen. Der Tropus injiziert in den liturgischen Text weitere Textstücke.

Drücken wir uns sehr generell aus, dann darf es heißen: Hymnen gestatteten die lyrische Entfaltung des Gottesdienstes, als Gefühle. Die Sequenzen gestatteten das Anwachsen epischer, erzählender Mitteilung, und im Tropus haben wir die Samenkörner des Dramas zu sehen. Der Verfasser der ersten Tropen aber war Tutilo von Sankt Gallen.

Mit ziemlicher Sicherheit darf man Tutilos Leben zwischen 850 und 915 ansetzen. Wir haben Elfenbeinwerke von ihm; er hat gemalt und hat gedichtet. Er hatte die Mönchsgelübde abgelegt; aber der Kaiser Karl III. muß in ihm einen streitbaren Krieger erkannt haben, denn er hat ausgerufen: »Der Mann gehört an den Galgen, der solch großartiges Soldatenmaterial in eine Kutte gesteckt hat.« Uns aber gebührt es, den Mann zu Ehren zu bringen; ihm wird der Tropus verdankt, von dem alle mittelalterlichen Osterspiele entsprungen sind, den Mann also, der bei Shakespeare und Molière, Calderon und Schiller Pate gestanden hat. Die Fruchtbarkeit des Ostertropus kann erst der würdigen, der Tutilos Weihnachtstropus in Betracht zieht. Tutilo schrieb einen Tropus für Weihnachten: ›Hodie cantandus nobis est puer.‹ Hier ist der allererste und dennoch entscheidende Schritt von Liturgie zu Drama getan, und wir können ihn studieren. Dieser Schritt ist so unscheinbar, daß unser ungeübtes Auge nicht sehen würde, weshalb es die Samenkörner ungeheuren späteren Wachstums enthielt. Unsere Lesesitten stumpfen ab. So ahnen wir nicht mehr, was der leiseste Wechsel in der gesprochenen, erlebten und ausgeführten Liturgie für Erschütterungen hervorruft.

Die Worte des Weihnachtseingangs aus dem Propheten Jesaias (9,61) ›Puer natus est nobis et filius datus est nobis, cuius imperium super humerum eius‹, hallte in Tutilos Ohren nach. So verfaßte er drei Strophen, die zu diesem Prophetenworte hinzuleiten bestimmt waren. Aber nur in Druckerschwärze scheint es sich um drei Strophen zu handeln. In Wirklichkeit handelt es

sich um drei dramatische Schritte. Von ihnen besagt der erste Schritt: »Auf, wir müssen heute singen.«

Der zweite stellt das retardierende Element dar, denn die Frage erhebt sich: »Wer ist dies Kind?«

Die von 1 und 2: »Singen müssen wir, ja, aber wen?« erzeugte Spannung löst Strophe 3 auf. Sie antwortet: »Dies ist ja der ...« Wir möchten annehmen, und wir dürfen glauben, daß die Interrogatores der Strophe 3 zwei Halbchöre gewesen sind; denn unsere Handschriften unterbrechen den Fluß der Verse durch zwei Prosazeilen, in denen nur die Überschriften stehen: ›Interrogant‹ – ›Respondent‹. Hier geht zum ersten Male dem Worte des Propheten ein kleines Drama vorauf, welches das hervorrief, was nur das Drama vermag: ein Gefühl für die Notwendigkeit und für einen sich bildenden Gemeinwillen, der verschiedene Gruppen Menschen in eine Gemeinschaft hineinbildet und ihnen mittels ihres Zwiegesprächs dramatische Rollen zuteilt.

Uns ist in der Klosterchronik von St. Gallen die Aufführung dieses Weihnachtstropus überliefert, komponiert von ihrem Chordirigenten. Aber bei der Aufführung am Orte selber scheint es geblieben zu sein.

Anders ist es unserem Tutilo Oster-Tropus ergangen. Da fehlt uns seine Erwähnung in der Lokalchronik von Sankt Gallen. Dafür geriet er in die Weltgeschichte.

Die Liturgie an Ostern tönt sehr anders als die zu Weihnachten. Es findet sich nämlich die dramatische Frage im Evangelium des Tages selber. Der Dialog entsprang unmittelbar dem Kapitel 20 des Johannes-Evangeliums und hielt sich so näher an die Liturgie. Das dramatische Element in des Evangelisten schmucklosem Bericht diente als Leitrohr, durch den die gesamte spätere Entwicklung der mittelalterlichen Osterspiele sich ergossen hat. Es fragt nämlich am Ostermorgen der Engel am Grabe die Maria: »Wen suchest Du?« Tutilo entnahm diese Zeile dem Evangelium und schrieb sie majestätisch um in: »Wen sucht ihr im Grabe, ihr Verehrer Christi?« Aus Maria ist hier die Gestalt der Universalen Christlichen Kirche geworden. Dem Worte

Christverehrer, Christicolae, wird in Marias Antwort ebenso umfassend geantwortet mit einem Reimwort, das aus dem einen Engel alle Himmelsbewohner, alle caelicolae macht. Nicht nur die Kirche unten erfüllt nun die Ökumene. Auch den Himmel besetzen schon Heerscharen von Heiligen. Wir können dies Gespräch etwa so übersetzen:

Engel: Wen sucht ihr am Grabe, ihr alle, in denen Christus wohnt?

Die Marien: Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten, ihr alle, die den Himmel bewohnen.

Engel: Er ist nicht hier. Er ist auferstanden, wie er vorhergesagt hat. Geht verkündet, er ist aus dem Grabe auferstanden.

Die Marien: Alleluja! Der Herr ist erstanden. Heut ist er erstanden, der Starke, der Höhere, Gottes Sohn! Sagt Gott Dank! Eia!

Ein anderes Drama der Kirche für den Tag des Bethlehemitischen Kindermordes am 28. Dezember wuchs aus einer verwandten Frage in Rahels Lied: Weshalb weinest Du, o Jungfrau Mutter? (Quid tu virgo mater ploras?). Hier sind die beiden vollständigen Tropen:
Tropus für Weihnachten – bei der Rubrik: Primo dicant cantores:

Hodie cantandus est nobis puer
quem gignebat ineffabiliter ante tempora pater,
et eundem sub tempore generavit inclita mater

Rubrik: Interrogant (dicant alteri):

Quis est iste puer
quem tam magnis praeconiis
dignum vociferatis?
Dicite nobis,
ut collaudatores
esse possimus.

Rubrik: Respondet (item dicant praetitulati cantores):

Hic enim est,
quem praesagus et electus
symmista Dei ad terras
venturum praevidens
longeante praenotavit
sicque praedixit:

Hier beginnt die offizielle Liturgie: Puer natus est et filius datus est nobis . . .

Tropus für Ostern –

Rubrik: Stent parati duo diaconi induti dalmaticis retro altare dicentes:
Quem quaeritis sepulcro, o Christicolae?
Rubrik: Respondent dui cantores stantes in choro:
Jesum Nazarenum crucifixum, o Caelicolae
Rubrik: Item diaconi:
Non est hic, surrexit,
sicut praedixerat.
Ite, nuntiate quia resurrexit.
Rubrik: Tunc cantor dicat excelsa voce:
Alleluja, resurrexit Dominus.
Hodie resurrexit leo fortis, filius Dei,
Deo gratias dicite!
Eia![1]

Tutilos Dialog drang weit hinaus. K. Young in seinem »Drama of the Medieval Church« von 1933 gibt auf 70 Seiten[2] darüber überraschenden Aufschluß[3].
Erst neuerdings haben wir Tutilo in den St. Galler Handschriften 391, 376, 398 und 484 als Verfasser des Ostertropus zu identifizieren gelernt. Die phantastisch kleinen Anfänge alles Großen enthüllen das Schöpfungsgesetz, unter dem wir stehen. Tu-

[1] Clemens Blume, Analecta Hymnica vol. 49 (Leipzig 1906) p. 7.
[2] I, 201–272.
[3] W. v. d. Steinen, Notker, Bern 1948, wird mit Nutzen herangezogen.

tilos ungeheuerer Erfolg ist dafür ein guter Beleg. Er hat den Akzent aus der Liturgie vorverlegt. Ich habe zeigen können, daß »Vorverlegung« auch in den großen Verfassungsumwälzungen der Geschichte der fruchtbare Ausweg geworden ist, die Landesherren, das Unterhaus, die »Wähler« mit Eigenleben auszustatten, da wo vorher ein spannungsloser Prozeß ablief[1]. Die Entwicklungshistoriker begreifen nicht, wie exakt dies Gesetz der Vorverlegung funktioniert.

Es erscheint also, daß die Vorschiebung einer vorher unbetonten Phase – hier des Zwiegesprächs aller Christen mit allen Heiligen – das fruchtbarste Mittel zur Weiterschaffung und zur Erfüllung der Erde mit neuen Stimmen sei. Und je weniger das Samenkorn, das zu dieser winzigen Phasenverschiebung getrieben wird, von sich selber zu wissen verlangt, desto weittragender kann seine Wirkung werden.

IV. Der Wahn der Zeitgenossen

So weit schön und gut. Lebten wir noch ein Jahrhundert früher, wie Hippolyte Taine, als er »Die Ursprünge des modernen Frankreichs« schrieb, oder als Houston Stewart Chamberlain die Grundlagen des 19. Jahrhunderts aufgrub, dann wären die hier aufgedeckten Ursprünge ›kulturhistorisch‹ interessant. Im Jahre 2000 wird mein verehrter Leser weder von der Kultur noch von der Historie gerettet werden. In der Vermassung der Erdoberfläche zu einem gleichzeitigen Fernsehschauspiel werden uns die Ursprünge retten müssen vor dem Wahn der Zeitgenossenschaft. Müssen wir alle alles gleichzeitig erleben? Zwischen 1789 und 1914 verhielten sich Frankreich, Deutschland, England, USA wie vier Zeitphasen eines geistigen Prozesses. Der einzelne freie Franzose, die gelehrte deutsche Zunft, die geschlossene englische Gesellschaft, der amerikanische Common Man empfingen eine jede Idee der Zeit in den vier verschiedenen

[1] Das Einzelne in den »Europäischen Revolutionen«, III. Ausg. 1961.

Graden ihrer Verwirklichung. Dank dieses großartigen Filters der Nationen waren die Geistesblitze in allen Stadien ihres Lebensweges erhältlich, entweder als Blitz oder als gelehrte Erkenntnis oder als Bildungsgut oder als Gemeinplatz.

Am Ursprung des Judenstaates Israel läßt sich nun zeigen, wie die Ungleichzeitigkeit, das einer Fernsehmenschheit abhandenkommende Wunder, immer neu wird erkauft werden müssen. Oder die Menschheit wird an Gleichzeitigkeit sterben. Lebten wir nämlich nur alle gleichzeitig, könnten wir uns nicht erneuern.

1894 wurde Dreyfus entehrt, der einzig Schuldlose unter lauter Lumpen, wie der deutsche Kaiser 1898 gesagt hat. In Frankreich aber, wo diese Degradation statt hatte, war gleichzeitig das Los der Juden anscheinend weit besser als in Berlin oder Wien oder Polen oder Rußland. Das Außerordentliche der Affäre besteht gerade darin, daß sie an der emanzipiertesten Stelle die jüdische Emanzipation als mißglückt entlarvte. So wenigstens wirkte die Degradation auf Herzl. Welche Wirkung hatte das? Als Hitlers Wüten anlief, stand Herzls Gegenaktion bereit! Der Ursprung in seinen unscheinbaren Anfängen hat also die Bereitschaft für das ganz unfranzösische Gemetzel des Tiers aus dem Abgrund im Jahre 1939 geschaffen. Sollte die Weltgeschichte mit verteilten Rollen arbeiten?

Sozusagen durfte der einzelne Exzeß gegen Dreyfus nur einen Einzelnen treffen, damit der Judenstaat 1939 da sei. Herzl war die erste Schwalbe, die den Sommer gemacht hat, entgegen dem Sprichwort. Gerade so Tutilo und das Drama. Tutilo war ein Weltkind, Krieger, Jäger, Künstler, alles, nur kein beschaulicher Mensch. Es juckte ihn in den Fingerspitzen, aus der ewigen Messe das Drama, das Schauspiel einer sich wandelnden Welt, herauszuholen. Ein Mönch, der kein Mönch war, spürte die Stelle heraus, aus der es zu Shakespeare kommen werde, und als die Welt sich als Welt verfaßte, da haben Calderon und Shakespeare die Linien des Tutilo rechtzeitig ausgezogen, die er vorzeitig angemerkt hatte.

Und Soederblom? Es wird selten betont, daß Gustav Adolfs Schweden ein lutherisches Land ist. Der Lutheraner Soederblom hat 1914 die Selbstvernichtung der kriegsbrüllenden Lutheraner auf deutschem Boden erlebt. Das Erlebnis hat ihm die zehn Jahre Vorsprung gegeben, auf die es für die Stockholmer Konferenz 1925 angekommen ist.

Ein Jahrzehnt Vorsprung scheint nicht viel. Ein Menschenalter wie bei Herzl, einige Jahrhunderte bei Tutilo mögen großartiger anmuten. In der Sache ist kein Unterschied. Die Apotheke der Seele muß ihre Gifte vorzeitig mischen, um ihre Arzneien rechtzeitig zu verabreichen. Unser Kapitel erschöpft die großartige Proportion: vorzeitig zu rechtzeitig nicht. Aber in unserer Zeit, die alles allen gleichzeitig einredet und aufredet, ist der Umschlag bedroht, dank dessen aus vorzeitig in Einem rechtzeitig für Alle werden kann. Möchte in jedem Leser der Wunsch aufwachsen, an einer Stelle sich seiner nackten Zeitverschlungenheit zu entledigen. Niemand kann heut als reiner Zeitgenosse selig werden. Denn zum Seligwerden gehört die Ursprünglichkeit: »Wenn ich Dich nur habe, was frage ich nach Himmel und Erde.« Die Astronauten haben Himmel und Erde, aber bald werden sie vor lauter Gähnen im stummen Weltraum hängen bleiben. So langweilig ist die bare Zeitgenossenschaft, so ohne Ursprünglichkeit, d. h. ohne das Wunder des eigenen Staunens über die von uns Antwort heischenden Worte der Schöpfung an uns.

Ich traue dem Tutilo, diesem kühnen, den Räuber eigenhändig zur Strecke bringenden Mönch wohl zu, daß er ungeduldig aus dem ihn fest einrahmenden Gottesdienst hinausgestürmt ist in das universale Drama, in das Weltgespräch zwischen den Christicolae auf Erden und den Coelicolae. Ihn trieb schon die Ungeduld Dantes und Shakespeares und Fausts, als er aus dem hieratischen Kirchenraum heraustrat in sein umfassendes Vorspiel, dem Vorspiel im Himmel in Goethes Faust vergleichbar. Bei Tutilo beginnt der machtvolle Prozeß des zweiten Jahrtausends, durch den der betenden Gemeinde im Gotteshaus das weltliche

Publikum vorgehalten werden soll. Das ist das Spiel in der ›Welt‹ vor der Kirche.

In Herzl verbinden sich zum ersten Male die Worte Jude und Staat, eine Antike also und die Welt des 2. Jahrtausends, die im weltlichen Staat sich ausprägt zu dem ungeheuerlichen Worte: der Judenstaat. Der neue Staat Israel zieht die Summe der christlichen Geschichte weltlicher Staatenbildung.

Bei Soederblom aber verbindet sich umgekehrt das Kirchenwesen der christlichen Zeitrechnung mit der Weite der vor- und außerchristlichen Ökumene. Die christliche Welt also ist neu namhaft geworden, dank Tutilo, dank Herzl, dank Soederblom. Das Zweite Vatikanische Konzil ist Soederbloms Ökumene in ihrer praktischen Anwendung und gehorsamen Rückwendung auch auf die Kirche Roms, auf jenen innersten Bezirk, aus der jener Hüne von Mönch, der dereinst das weltliche Drama vorstieß, aus dem Herzl schließlich entsprungen ist. Die Weltmission der Kirche des zweiten Jahrtausends wird in Tutilo angelegt, findet in Herzl ihre weiteste Eroberung mit Israel als weltlichen Staat und wirkt in Soederblom auf die Kirche selber so stark zurück, daß sogar Rom selber das Kleid des Jahrtausends ablegt. Aus dem Worte werden alle Ordnungen weiter geschaffen, die uns inkorporieren.

IN DIE ZAHLENSPRACHE DER PHYSIK

1. »Die Natur der physischen Welt«

»Die Natur der physischen Welt« heißt der Titel eines wohlbekannten Bandes von Gifford-Vorlesungen des Physikers Eddington. Das ist ein ansprechender Titel; denn durch ihn strahlen uns die sozialen, religiösen, politischen und geistigen Probleme, welche die Naturwissenschaft umklammert, wie durch ein Prisma an. Er mag harmlos klingen und wissenschaftlich. Tatsächlich aber ist er schon nicht mehr harmlos, aber auch nicht rein wissenschaftlich. Seinen Platz in unserer Gesellschaft zu bestimmen, ist das Ziel dieses Abschnittes[1].

Wir werden sehen, daß die Religion des Physikers in dem Buchtitel offenbar wird – und nicht nur die des Physikers. Die Religion, die hinter aller Wissenschaft steht, wird offenbar werden; ja mehr noch: auch die Religion, die diese Wissenschaftler mit den Völkern der Welt gemeinsam haben. Denn auf der Grundlage dieser Religion lassen die Völker es zu, ja fordern sie, daß eine allgemeingültige Naturwissenschaft über alle politischen Grenzen hinweg wirksam sein soll. Von 1440 bis 1946, das heißt bis zu dem Zeitpunkt, da die physikalische Forschung unter staatliche Kontrolle kam, war die Naturwissenschaft ja international, also ein Einbruch in die nationale Souveränität, dem die Nationen sich beugten.

Selten ist ein Buchtitel so bedeutungsvoll. Immerhin kann angenommen werden, daß ein Buchtitel für den Glauben der Gesellschaft, in welcher er veröffentlicht wird, öfters symptomatisch sei. Bücher sind gleichsam die Kinder ihrer Autoren. Und wenn

---

[1] Vgl. hierzu Moriz Sondheim, Das Titelblatt 1927. Das älteste bekannte Titelblatt sei 1463 entstanden. Freilich gibt es dergleichen in Handschriften wie dem Wernigeroder Matthaeus schon im 9. Jahrhundert.

wir unseren Kindern Namen geben, können wir gar nicht anders, als in ihnen unseren Glauben oder Unglauben aussprechen. Unsere Worte mögen mit dem Augenblick vergehen, aber Namen bleiben auf Lebensdauer. Wenn ich mein Kind »Lappalie« nennte, dann verriete ich damit zweifellos einen bestimmten Zynismus über den Wert der menschlichen Seele, der nicht mehr ungesagt gemacht werden kann. Denn unsere Namen überdauern mehr als eine Generation. Dieser Name, den ich ihm gebe, muß nämlich nicht nur dem Geist meiner eigenen Zeit etwas bedeuten und dem Zeitgeist der Lebenszeit dieses Kindes selber, sondern auch wiederum dem Geist der Zeit seiner Kinder. Immer aber, wenn wir uns mehr als nur unserer eigenen Generation von Angesicht zu Angesicht gegenübergestellt sehen, finden wir uns gezwungen, unseren eigentlichen Glauben zu offenbaren. In unserer eigenen Zeit mögen wir unser Licht unter den Scheffel stellen und uns einfügen. Zwischen die Geister vieler Generationen aber müssen wir nachdrücklicher leuchten, und man wird herausfinden, welches unser eigentliches Licht ist. Ein Mensch leuchtet mit seinem Glauben oder mit seinem Zynismus, sei es sein eigener, persönlicher oder sei es ein konventioneller. Aber auf jeden Fall leuchtet er, weil er sein ganzes Zeitalter und dessen Geist gegenüber anderen unbekannten Generationen vertritt; wenn diese anderen Generationen die Namen hören, die er gebraucht, so schließen sie auf den Geist seiner Zeit zurück.

Daher sind Namen unsere Glaubensbekenntnisse, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht. Und da dem so ist, enthüllt »Die Natur der physischen Welt« den Glauben, auf den die Naturwissenschaften und die Völker des Renaissance-Zeitalters stolz sind. Der durchschnittliche, akademisch gebildete Leser mag schon an dieser Stelle Einwände erheben. Er weiß, auf welche Weise Buchtitel von den Verlegern gemacht werden. Das Marktschreiertum auf dem Buchmarkt erfüllt ihn mit Mißtrauen gegenüber allen Buchtiteln. Ein mir befreundeter Physiker war richtig böse, daß ich in einem Buchtitel mehr als Zufall oder

Willkür sähe! Für so gesetzlos halten eben viele Naturforscher unser geistiges Leben.

Darf ich es aussprechen, daß diese Skepsis – sei sie noch so klug – eben doch nicht klug genug ist? Denn gerade der objektive Beobachter der Tücken und Modeformen von Buchtiteln wird völlige Verachtung gegenüber diesem Krämergeist mit hoher Anerkennung des Sprachstromes der Aussagen, den jene überspannte Publizistik beschmutzt, zu verbinden wissen. Es ist der Fluch des akademischen Geistes, daß er gerade jene Namen nicht verehren will, die er gebrauchen muß, um selbst von der Gesellschaft geachtet zu werden. Und doch: Doktor, Professor, Naturwissenschaft, Plato, Wahrheit, Forschung – all diese Namen sind für die bloße Existenz jeder Wissenschaft in unserer grausamen Gesellschaft unentbehrliche Voraussetzung. Aber es muß schon jetzt zum Beginn gesehen werden, daß bei der leichtfertigen Gleichgültigkeit des aufgeklärten Gelehrten in bezug auf Buchtitel diese Titel nur leicht und unvermerkt auch auf sein eigenes Denken Einfluß gewinnen können. Denn auch er öffnet Bücher und besieht sich Bücher, schreibt oder plant Bücher oder sucht nach solchen, die ein bestimmtes Problem behandeln, und nicht alle jene sind tatsächlich so unabhängig, die sich rühmen, daß sie nicht auf Namen lauschen oder hereinfallen, das heißt: daß sie nicht dem lebenden Sprachgeist – oder Ungeist – verfallen seien. »Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.«

Ich kann es daher nicht ändern, wenn gerade hier einige Leser mir die Gefolgschaft aufkündigen. Es gibt heute eine große Gruppe von Wissenschaftlern und Literaten, die eifrig darauf aus sind, jede Fußnote, jedes Wort und jeden Terminus innerhalb eines Buches genau zu prüfen, und die nichtsdestoweniger meine Ansicht, daß Buchtitel die deutlichsten Ausdrucksmittel für die Religion einer Gesellschaft seien, für absurd erklären werden. Diese Leute weisen auf den Lärm von Parolen und Schlagworten und auf die willkürliche Erfindung von Buchtiteln durch unternehmende Verleger und Agenten hin. Und sie glau-

ben tatsächlich, daß der Mißbrauch unseres guten Glaubens an Buchtitel den rechten Gebrauch widerlegt. In Wahrheit beweisen gerade diese Tatsachen, über die sie klagen, meine Meinung. Corruptio optimi pessima. Die entscheidendsten Lebenselemente werden natürlich am häufigsten mißbraucht. Aber wir werden diese Mißbräuche in einem späteren Stadium unserer Untersuchung mit mehr Erfolg besprechen können.

Ich kehre, nachdem wir eine Gruppe von Lesern bedauerlicherweise verloren haben, zum ernsthaften Ausgangspunkt zurück, nämlich daß »Die Natur der physischen Welt« gerade der Satz ist, auf dem der Ruhm der Naturwissenschaft beruht. Obgleich ich also unsere Berechtigung verfechte, diesen Buchtitel ernst zu nehmen, mag doch ein überraschendes Zugeständnis gemacht werden. Bücher mit solchen und vielen ähnlichen Titeln sind Teile unserer Religion geworden. Sie werden von der Öffentlichkeit erwartet, gewünscht – und sie werden geschrieben. Sie sind Bestandteil unseres lebendigen Glaubens. Der Glaube an unser Recht und auch die Pflicht zur Produktion von Büchern über die Natur der physischen Welt ist, mit anderen Worten, ein Teil unserer Religion seit der Renaissance.

Er ist ein lebenswichtiger Teil eines lebendigen Glaubens, in dem sich die Kardinäle, die im Flugzeug nach Rom fliegen, und die japanischen Todesflieger vereint finden. Aber nun kommt mein Zugeständnis: dieser Glaube an die Technik macht nur einen kleinen Teil der Religion des Kardinals oder eines Japaners aus. Dies also ist die erregende Wahrheit, daß der Glaube an eine »Natur der physischen Welt« niemals *mehr als ein Teil* unseres Glaubens sein kann und doch anderseits auch als nichts Geringeres denn als religiöser Akt angesehen werden darf.

Wir werden heute von beiden Seiten beschworen: die eine Seite fordert, daß wir echte Naturwissenschaften haben können, wenn auch die gemeine Menschheit sie als eine Ware oder Waffe mißbrauche, während die andere erklärt, daß es gerade der Glaube an die Naturwissenschaft sei, den wir alle brauchten. Es ist wirkliche Verfalls-Gefahr, die der Naturwissenschaft heute droht,

weil die einen sie zu einer Gottheit machen, während andere sie ohne Religiosität betrachten. Sektiererische Wissenschaft und Wissenschaft, die als Ware angesehen wird, sind gleicherweise schädlich und wirken gleich zerstörend auf den wissenschaftlichen Fortschritt. Wirklich, der orthodoxeste Kirchenmensch muß heute Mitempfinden gegenüber diesen Gefahren für die Naturwissenschaften haben. Und ich trete hiermit als ein orthodoxer Denker des christlichen Glaubens auf, der die Religion der Naturwissenschaft als einen lebensnotwendigen Teil seiner Religion gegen ihren Mißbrauch verteidigen muß.

Ich möchte den wahren Glauben der Renaissance-Christenheit aus diesem Buchtitel »Die Natur der physischen Welt« entwikkeln, den Glauben, den ich teilen kann. Dazu muß ich folgende Schritte tun: Zuerst wollen wir den Namen des Buches analysieren. Denn in ihm wird den Lesern etwas Seltsames zugemutet. Zweitens werden wir ein Arbeitsblatt, einen Berechnungsbogen, ein Blatt Konzeptpapier betrachten, das in wenigen Stunden Laboratoriumsarbeit entstanden ist. An ihm kann man sehen, was ein Anfänger im Hinblick auf die Natur der physikalischen Welt sich selbst antut! Dinge, die der gute Mann sich selbst zumutet, verraten am besten den Glauben des Adepten, so wie ja jeder Glaube seinen Gläubigen selber schreckliche Dinge antut. Dies Blatt Papier soll uns die Selbstaufopferung des Neu-Bekehrten enthüllen. Ein dritter Schritt: Die Geisteshaltung eines über Jahrzehnte führenden Geistes soll uns in Michael Faradays Tagebuchnotizen einsichtig werden.

Diese drei Schritte entfalten den heute lebendigen Glauben an die Natur der physischen Welt. Der vierte Schritt wird uns dahin bringen, Parallelen zu diesem Buchtitel auf allen anderen Gebieten der Naturwissenschaft zu entdecken und das gemeinsame Gesetz für ihre Formulierung abzuleiten. Wir werden daraufhin die sprachliche Form der »Zumutung«, das heißt des Glaubens der letzten vierhundert Jahre seit der Renaissance mit der religiösen Sprachform des Altertums vergleichen. Und zum Schluß werden wir unseren eigenen Glauben etwas besser ver-

stehen – einen Glauben, der uns einen solch aufregenden, mysteriösen und sinnlosen Buchtitel zumutet.

Denn dies muß gleich eingesehen werden, daß der Titel dies alles ist: aufregend, mysteriös und sinnlos. »Natur der physischen Welt«? Ja – warum denn nicht: »Die Physik der natürlichen Welt« oder »Die Welt der physischen Natur«? Wir haben ein Recht, so naiv zu fragen, denn die drei Worte, die den Titel bilden, sagen tatsächlich dreimal genau dasselbe aus. Es ist ein und dieselbe Unbekannte »X«, ob wir sie nun Welt, Physis oder Natur nennen. Physis ist im Griechischen dasselbe wie Natur im Lateinischen und Welt im Deutschen. Wenn wir die Unbekannte über diese Begriffe hinaus definieren sollten, würden wir sagen, daß Welt, Natur, Physis verschiedene Ausdrücke seien für das Universum, das All, soweit wir es als stumm und ungeistig, als ohne Sprache auffassen. Natur ist das Universum minus seiner Selbstaussage durch Sprechen.

Aber nun: die dreifache Wiederholung desselben Begriffs aus drei Sprachbereichen ist offensichtlich ein Sakrament, ein Mysterium. Vielleicht nicht für unser abgestumpftes akademisches Empfinden, welches so leicht durch die pompösen Hegelschen Begriffe getäuscht wird. Aber für einen Sänger der Wildnis, ein Kind des Waldes, einen unbefangenen Wilden wäre das nur zu einleuchtend. Er würde jenen Titel sofort mit den ihm bekannten magischen Formeln vergleichen, eben deshalb, weil auch er, wie sie, wiederholt. Jede magische Formel wirkt durch emphatische Wiederholung, und zwar in der Weise, daß die Tatsache der Wiederholung in sich selbst ein Teil der Formel ist. Für gewöhnlich wird das »Sesam öffne dich« dreimal ausgesprochen. In Macbeth singen die drei Hexen: »Dreimal für dich und dreimal für mich, noch dreimal, daß es neune macht.«

Ein römisches Gebet, das tatsächlich älteste uns erhalten gebliebene römische Gebet, das sich aus der griechischen Gebetsform derselben Zeit entwickelt hat, ist in der gleichen Weise auf dreifacher Wiederholung aufgebaut. Da wir weiter unten mehr über dies Gebet zu sagen haben werden, ist der vollständige Text im

Kapitel 5 wiedergegeben. Die Eindringlichkeit dreifach wiederholter Zeilen – Usener nannte das die weltweite Tyrannei der Verdreifachung – wird dadurch offenbar.

»Die Natur der physischen Welt« spricht dreimal von derselben Tatsache, dem stummen Universum. Die benutzten Hauptworte sind gleichwertig, Synonyma. Der Grieche Heraklit sagte über die Physis genau das gleiche aus, was wir von der Welt sagen würden und was Cicero und Lukrez über die Natur. Dadurch, daß der Buchtitel sich wiederholt, ist die Formel von magischer Wirkung auf das Publikum. Aber wir wissen natürlich, daß es nicht einfach »schwarze Kunst« ist, der man uns gegenüberstellt, sondern rechtmäßige weiße Kunst, das heißt Naturwissenschaft. Dann also muß die Rettung vom bloßen Spuk in dem Wechsel zwischen den drei Sprachschichten – Griechisch, Lateinisch, Deutsch – liegen. Und das ist in der Tat der Fall. Es ist nicht so, daß wir Eddington eines ungebührlich abergläubischen Anrufes bezichtigen noch die Wissenschaft für schwarze Kunst erklären. Doch müssen wir darauf bestehen, daß, wenn immer die Naturwissenschaft sich an ein rechtmäßiges, aber nichtwissenschaftliches Publikum wendet, die Verwandtschaft von Naturwissenschaft und Magie augenscheinlich hervortritt.

Wie weiß auch immer die Naturwissenschaft erscheint, so enthält sie doch eine endgültige, wenn auch antithetische Beziehung zur Magie. Sie übt eine Beschwörung und wirkt wie ein Zauber. Wir mögen dagegen einwenden, daß es eine durchaus rechtmäßige Beschwörung sei und demzufolge eine solche Zauberformel wünschenswert. Aber das steht nicht zur Debatte. Ich würde zugeben, daß Naturwissenschaft zur Wahrheit gemachte Magie ist. Darauf kommt es aber im Augenblick noch nicht an. Wichtig ist nur, daß wir diese wenn auch zur Wahrheit geadelte Magie in unseren Gesichtskreis eingelassen haben. Wir erlauben ihr Zutritt in unseren geistigen Haushalt.

Wenn ich dies sage, habe ich damit schon ausgesprochen, daß die Naturwissenschaft durch die Kinder Gottes zugelassen wurde, ohne Rücksicht auf die Tatsache, daß Gott keine »physische«

Welt geschaffen hat, und daß wir als seine Kinder nichts von ihr wissen. Wenn dies überraschen sollte, müssen wir nur die zweite Eigenschaft unseres Buchtitels analysieren: seine Sinnlosigkeit. Wenn nämlich eine Welt als »physikalisch« gesetzt wird, wird damit zugegeben, daß eine andere nicht-physikalische Welt existiert. Dies eine Adjektiv »physikalisch« begrenzt die Welt, die damit gemeint ist. Und sofort erstehen vor unserem Auge die geistige Welt, die politische Welt, ja – endlich sogar das befremdlichste – eine christliche Welt. Der Geist der Renaissance wird durch diese Scheidung ernsthaft beeinträchtigt. Naturwissenschaftler sehen oft auf solche Leute herab, die von Gottes Angesicht oder von Gottes Fingerzeig sprechen, als auf hoffnungslos Abergläubige, während sie selbst ohne Zögern von Gottes Geist zu sprechen vermögen. Aber der Geist Gottes ist ebensosehr ein Metapher wie sein Ellenbogen. Unser Geist ist Gott nicht näher, als unser Körper – dennoch hat die Einteilung der Welt in physisch und geistig viele von uns blind gemacht, daß unser Geist nicht göttlicher ist als unsere Nieren. Dem Fundamentalisten in mir ist die Spaltung in eine physische, geistige, christliche Welt sinnwidrig, weil ich kraft meiner Glaubensüberzeugung hoffe, an die Tatsache zu glauben, daß Gott eine einzige Welt schuf, welche mich ganz einbeschließt, Geist und Fleisch. Aber meinem »re-search mind« (Forscher-Geist) ist jene Spaltung ganz natürlich. Der glaubt an eine physikalische und an eine politische Welt. Sinn hat er nicht.

Darum finde ich mich selbst gezwungen, beide Standpunkte zu halten. Es ist wahr, daß Gott *eine* Welt erschuf aus Himmel und Erde. Anderseits ist die absurde Tatsache, daß es eine gesonderte physische Welt gibt, der Urgrund aller Naturwissenschaften. Und wir, Menschen aus christlichen Völkern, sind überredet worden, daß wir uns selbst die Spaltung der einheitlichen Gesamtheit einer Welt in eine physische und nicht-physische erlauben dürfen. Man hat uns überzeugt, daß wir am Ende davon profitieren werden, wenn wir eine solche Unsinnigkeit der Abtrennung einer physischen von einer geistigen Welt unterstüt-

zen, und wenn wir die eine, die physische nämlich, zum Objekt der anderen, der geistigen, machen.

Dies also ist die auf den ersten Blick sich offenbarende aufregende Paradoxie in jenem merkwürdigen und absurden Buchtitel, daß wir in unserer Gemeinschaft einen Prozeß zugelassen haben, welcher dem Ersten Artikel unseres Glaubensbekenntnisses widerspricht, einen Prozeß, der seine Formeln mit allen magischen Religionen teilt.

Nun der zweite Schritt. Er führt uns in ein Laboratorium. Das Arbeitsblatt, welches ich vorlege – ich selbst habe mich während des Krieges an dieser Arbeit beteiligt –, spiegelt die Selbstaufopferung des Physikers auf dem Altar der Naturwissenschaften wider. Mit diesem Blatt Papier hält der Leser gleichsam die Scheidungsurkunde der Gotteswelt in Händen, die Scheidungsurkunde, die jedesmal ausgestellt wird, wenn wir naturforschen. Dann spaltet sich nämlich die Welt auf in zahllose Fachwelten, immer aber mindestens in zwei, nämlich in eine physische Welt, die das Objekt einer Metaphysik wird, und in eine geistige Welt, die das verlorene Subjekt der Physik wird.

2. Unsere Spaltung in Geist und Körper

Wir werden den Vorgang beobachten, an dessen Ende zwei Früchte sorgfältiger Naturforschung erzeugt sind, welche die außerwissenschaftliche Wirklichkeit nicht kennt, sondern die nur im Experiment zustandekommen: ein neues Subjekt und ein neues Objekt, wie die Welt sie sonst nie enthält.

Der Leser findet, daß zwei Seiten das Werkblatt zusammensetzen, oder daß es in zwei Seiten zerfällt. Auf der rechten Seite heißt die Überschrift: Daten, und (A), (B), (C), (D), (E) sind säuberlich aufgeführt. Auf der linken Seite findet er Gekritzel.

Wir wollen nun auf den Unterschied im Schriftcharakter beider Seiten achten. Denn derselbe Mann hat sie gleichzeitig während

eines und desselben Versuches hingeschrieben. Weder der Inhalt des Experimentes noch das Resultat interessieren uns. Wir sind aber auch nicht Graphologen. Denn uns interessiert nicht die Handschrift auf jener oder dieser Seite. Uns erstaunt die Art der inneren Beziehung zwischen den beiden Seiten; wir fragen: liegt etwa ein gesetzmäßiges Wechselspiel vor, durch das die beiden Schriftakte sich notwendig gegenseitig hervorrufen? Die rechte Seite ist für die Daten bestimmt, die linke für das Ausrechnen. Damit sind zwei Abläufe in Bewegung gesetzt. Der eine soll ein objektives Resultat liefern. Der andere soll den Rechner zu einem fungiblen, allgemein richtigen Geist, zu dem rechten Subjekt wissenschaftlicher Aussagen läutern. Jener Vorgang ist extrovert, auf ein äußeres Ergebnis gerichtet; dieser ist introvert, denn er zielt auf ein inneres Verhalten ab.

Die Daten sind Daten der Beobachtung; sie sind Gegebenheiten, die uns durch die fünf Sinne zufließen; entweder kommen sie zu uns durch ein Instrument oder einen Apparat, dessen Ausschläge wir abhören oder ablesen, oder unmittelbar aus der körperlichen Welt, so daß sie entweder sichtbar oder hörbar oder riechbar oder schmeckbar oder fühlbar auf einen einzelnen unserer fünf Sinne einwirken. Jedes Datum ist selbständig beobachtet. Sonst hat es keinen Wert. Auf der linken Seite verhält es sich umgekehrt. Die einzelnen Zahlenposten, jeder für sich genommen, bedeuten gar nichts. Die Ziffern links haben nur Sinn, solange sie alle als eingebettet in einen Rechtsprozeß gelten. Sie werden zusammengezählt oder vervielfacht, sei es arithmetisch oder algebraisch, je nachdem es nötig ist, in Zahlen oder in Buchstaben zu rechnen. Sie sind Glieder eines Ganzen in beiden Rechensystemen.

Die Handschrift rechts zeigt uns, daß der Beobachter seine Sinneswahrnehmungen mit sicherer Hand notiert. Er sieht den Tatsachen des Versuchs ins Auge, ähnlich wie ein Mann, der andere Männer trifft. Seine Feststellung ist endgültig; entsprechend sind seine Schriftformen klar und bestimmt. Der Beobachter gemahnt an einen Wachtposten auf Wache, der in voller Uniform

und im Besitz aller seiner Fähigkeiten scharf Ausschau hält. Auch zeigt er entsprechende Umsicht und Vorsicht. Der Leser findet nämlich, daß unter (A) und (B) drei oder vier verschiedene Ablesungen aufnotiert sind. Nun, auch ein Soldat auf Wache schießt nicht, bevor er den verdächtigen Vorübergehenden mehrmals angerufen hat. Entsprechend dürfen die Sinnesdaten nicht bloß geraten sein. Deshalb wiederholt die Wissenschaft ihre Ablesungen beim Experiment mehrmals. Durch diese Vorsichtsmaßregel dreht die moderne Physik das Verhalten der Magie um. Im Altertum wurde Wort oder Formel drei oder vier oder sieben Mal wiederholt; dadurch wurde ihr Zwang auf die Außenwelt unausweichlich sichergestellt. Wir wiederholen nicht die magische Formel, sondern die Ablesung. Das heißt, unser Argwohn des Ungehorsams richtet sich nicht auf die Außenwelt, sondern auf unsere eigenen Sinne. Wir prüfen und überprüfen unsere Angaben. Die drei oder vier Ablesungen ein und desselben Phänomens überprüfen den Bericht, den unser Sinn von der Außenwelt erstattet. So haben wir ein Recht zu sagen: einmal ist keinmal. Eine Beobachtung ist noch keine Beobachtung. Die erst einmal erstattete Angabe ist noch vor-objektiv. Erst eine Reihe von Angaben führt über bloße Eindrücke hinaus. Ein einziger Eindruck ist noch keine echte Angabe; erst die Liste der Ablesungen als solche ergibt eine echte Angabe. Daher findet, wer unser Blatt anschaut, daß hinter all den Reihen von Angaben ein $\pm$ 0,01 cm (0,39 Prozent) zurückbleibt; dies ist das Brandmal der Unzuverlässigkeit, das den Sinnen anhaftet. Vor-objektive Eindrücke sind niemals vollständig. Ein Erdenrest an Irrtum bleibt noch. Durch diesen kleinsten Fehler bleibt die ganze Beobachtungsreihe hinter der Vollkommenheit zurück. Reine Wissenschaft muß sich zwar bei solchen unvollkommenen Reihen oft beruhigen. Um so mehr besteht sie auf der Reihe statt auf dem bloß einmaligen Eindruck, der noch nicht einmal den Rang des Mitglieds einer Reihe erwerben kann. Daraus folgt, daß Wissenschaft nur Wiederholbares auf ihre Angabe einwirken läßt. Denn da erst mehrere Ablesungen zu-

4 | 80.344 / 20.086

4 | 90.687 / 22.672

4 | 70,491 / 17.623

$w = 89,5$

3 | 7.72 / 2.57 = 3

2 | 5.049 / 2,525 ± .006.

3 | 770 / 2.57 = 300

$R = \frac{.2525}{2} + \frac{(2,57)^2}{2(.2525)}$ 1,24%

$= .1263 + \frac{6,605}{.5050}$ ±(.8%) = (1,2%)

$= .1263 + 13.07 = 13.20$ cm. ± .13

±(1.0%)

±(.13)

165 / 89,5 / -75.5

162 / 77 / 85

~~165~~ 166 / 90 / 76

3 | .0735 / .0245

Jan 10, 1945 Experiment #54. Osborn. C.A

Data: Spherometer No. 4

(A) 1. Zero Readings.

	Inner Side	Outside
	20.085 mm	22.670 mm	17.618 mm
	20.085 "	22.674 "	17.626 "
	20.086 "	22.669 "	17.624 "
	20.085 "	22.674 "	17.623 "
Mean:	20.086 ± .002	Mean: 22.672 ± .003	Mean: 17.623 ± .005

(B) Spherometer Legs.

1.	2.	Test Count
2.61 cm	2.60 cm	1. 2.57
2.65 "	2.50 "	2. 2.57
2.51 "	2.60 "	Mean: 2.57 ± .01 cm (.39%)
Mean: 2.57 cm.	2.570 cm	(b)

(c)

1.	2.	
Inner Side: 22.672 mm	Zero Reading = 20.086 mm	1. 2.586 mm ± .005
− Zero Reading: 20.086 "	− Outside = 17.623 "	2. 2.463 mm ± .007
2.586 "	2.463 "	Mean. 2.525 ± .006 mm
± .005 mm	± .007	(a)

.2525 cm. ± .0086 cm

(D.) Spher. figures for (R).

$$R_1 = \frac{a}{2} + \frac{b^2}{2a} = \frac{.2525}{2} + \frac{(2.57)^2}{2(.2525)} \quad \begin{matrix}(\pm .0006) \\ \pm(.37\%)\end{matrix} \quad \pm(.24\%)$$

$R_1 = 13.20$ cm ± .13 cm.

(E) (R_2 = infinity) $\frac{1}{F} = (n-1)\left(\frac{1}{R}\right)$ $n - 1 = \frac{1}{F} \times R$

	u	v	$\frac{1}{u}$	$\frac{1}{v}$	$\frac{1}{F}$
	89.5	75.5	.0112	.0133	.0245
	77.0	85.0	.0130	.0117	.0247
	90.0	76.0	.0111	.0132	.0243
Mean:					0.0245
					±.0002

sammen eine »Angabe« bilden, sind alle einzigartigen Vorgänge grundsätzlich für die Beobachtung durch die Wissenschaft ungeeignet. Sie können ja nicht Teile einer Angabe bilden; das verbietet ihre Struktur als einzigartige Vorgänge. Wer das Wort »einzigartig« gebraucht, ist unwissenschaftlich. Deshalb ist vieles wahr, was unwissenschaftlich ist.

Drei Schritte werden getan. Erstens: eine Reihe von Sinneseindrücken wird angeordnet; zweitens: jeder einzelne Eindruck auf einen Sinn wird in bezug auf diese Reihe beobachtet; drittens: ein Durchschnitt wird berechnet, und der mögliche Fehler wird auf so und so viel Prozent ausgerechnet. Der Laie – und oft ist der experimentierende Physiker darin Laie – hätte die drei Schritte so ausgedrückt: ein einzelner Sinneseindruck wird registriert; eine Reihe solcher Registrierungen wird gebildet; aus der Reihe wird der mögliche Fehlergrad prozentual errechnet. Diese laienhafte Vorstellung herrscht, und sie verbaut die Einsicht in die Reinigung der Magie durch Wissenschaft. Denn in dieser Vorstellung ist die Wiederholbarkeit als Grundsatz nicht an die Spitze gestellt, und daher sieht es so aus, als sei kein Sinnesausdruck von wissenschaftlicher Beobachtung ausgeschlossen. Erst wenn die Reihenbildung und das Mißtrauen gegen unsere Sinne in Analogie zur Wiederholung der Formel als die grundlegende Haltung begriffen ist, wird es klar, daß die Naturwissenschaft nicht universal alle Vorgänge erfassen kann. Ihre eigene Methode verhindert das. Nur das Wiederholbare kann Gegenstand ihrer Methode werden. Das Nicht-Wiederholbare erscheint ihr mit Recht als »unnatürlich«, denn es ist ihrer Nachprüfung entzogen.

Blicken wir aber nun auf die drei Schritte: Einzelbeobachtung, Reihenbildung, Fehlerberechnung, dann ergibt sich, daß jede ursprüngliche einzelne Sinneswahrnehmung etwa eines Kindes um volle drei Schritte von dem wirklich geeichten »Beobachter« im Experiment entfernt ist.

Gehen wir nun zu der anderen Seite hinüber. Auf den ersten Blick enthüllt ihr Charakter einen dramatischen Gegensatz.

Hatten wir bei den Angaben sozusagen den naiven Charakter der Feststellung, so haben wir hier sentimentale Dichtung. Die Hand, die so bestimmt und fest auf der rechten Seite einherfuhr, ist hier hastig und nervös verfahren. Sie hat sich durch die waagrechten und senkrechten Linien des Blattes nicht aufhalten lassen. Ich darf bemerken, daß die meisten Rechenoperationen erheblich unordentlicher niedergeschrieben werden; aber ich habe absichtlich kein extremes Beispiel ausgewählt. Der Leser kann sich darauf verlassen, daß ihm ein recht maßvoller Gegensatz vorgelegt wird. Auch trotz dieser Vorsichtsmaßnahme erwarte ich den Einwand: »Das ist Zufall«. Diese Ausflucht lehne ich ab. Jedes Werkblatt in Hunderten und Tausenden von Fällen bringt den gleichen Stilgegensatz hervor. Und im Stil hat jede spontane Äußerung das Gewicht einer materiellen Wahrheit, einer sprechenden Tatsache.

Wir haben hier eine kostbare Evidenz für den grammatischen Dualismus, welcher in jedem Zustand vor der Urteilsfällung obwaltet. Die linke Seite ist die subjektive Seite; denn das Ausrechnen ist eine rein gedankliche Operation. Und gerade weil es das ist, zeigen die körperlichen Symptome, die sie begleiten, nicht einen Mann auf Wache oder in strammer Haltung; nein, er ist entspannt, gleichgültig gegen sein Äußeres, introvertiert, sozusagen in Pantoffeln und Schlafrock. Für uns höhere Grammatiker ist ja diese mathematische Operation ganz uninteressant hinsichtlich ihres Inhalts. Uns interessiert nur die Gestalt, die sie annimmt. Wenn der Leser hier gereizt und böse wird, denke er an den Physiker, der sich beleidigt fühlte, als ich Eddingtons Buchtitel zu untersuchen begann. Natürlich nehmen mir die souveränen Mathematiker es ebenso übel wie jener Physiker, daß ich etwas analysiere, was ihnen bloß so herausfährt. Das muß ich hinnehmen. Nur falsche Vorwürfe sollen sie mir nicht machen. Ich achte nämlich auf etwas, das sie verachten. Beim Physiker achtete ich auf die Namen, also auf den Zauber, den bestimmte Namen auf das Publikum jeder Wissenschaft ausüben. Diesmal achte ich auf etwas, das der Mathematiker

verachtet, nämlich auf seine verschiedenen Handschriften. Bei dem großen Faraday werden wir wiederum auf etwas achten, was sowohl Physiker wie Mathematiker verachten, nämlich auf die grammatischen Formen seiner Tagebuchaufzeichnungen. Auch das klingt gemein. Ich bin also unbequem. Aber mindestens sieht der Leser, daß mein Laboratorium aus den verschiedenen Abfällen der wirklichen Naturforschung gespeist wird: aus ihren Namen, mit denen sie sich vor dem Publikum schmükken, aus den Schriftcharakteren, in denen sie sich ergehen, wenn sie unter sich sind, und aus den grammatischen Formen, in denen sie sich ihr eigenes Tun vorstellen.

Nun zurück zu der Selbstbeobachtung auf der linken Seite. Keine Angst, der Leser braucht nichts nachzurechnen. Es genügt, daß er betrachte, wie hier zwei Gleichungen,

$$R = \frac{0.2525}{2} + \frac{(2.57)^2}{2(0.2525)}$$

$$\text{und} \quad R = 13.20\,\text{cm} + 0.13$$

vor ihm aufgebaut stehen. Soviel sieht er auch ohne alles Rechnen, daß die zwei Brüche der ersten Gleichung in verschiedener Potenz stehen; denn nur der zweite Bruch trägt das Quadratzeichen »hoch 2«. Also sind ein Bruch in der ersten Potenz und ein Bruch in der zweiten Potenz hier auf einen Ausdruck zurückgeführt worden. Wieder liegt der Einwand nahe: »Nun, was weiter?« Zurückführen ist unser tägliches Brot. Aber dies tägliche Brot des Physikers, durch das er verschiedene Ausdrücke auf eine Einheit zurückführt, ist so wunderbar und geheimnisvoll wie wirkliches Brot. Ist vielleicht die tägliche Ausübung daran schuld, daß wir die volle Bedeutung dieser Umwandlung nicht mehr einsehn?

Es ist nämlich in der Zurückführung, in der reductio ad sensum, etwas um der Einheit willen über Bord geworfen worden. Und für den Grammatiker, der sich gerade über diesen über Bord geworfenen Abfall – wie wir nun schon wissen – mit größtem Eifer beugt, für den Grammatiker wird des Physikers reductio

ad sensum zur reductio ad absurdum: »Ja, du hast nun deine physikalische Rückführung erreicht. Aber was hast du damit gewonnen?« In dem besonderen Fall unseres Blattes ist unter anderem der Ausdruck »zum Quadrat« in $(2.57)^2$ über Bord gegangen. Da geht uns ein Licht auf. Könnte es sein, daß die Zurückführung auf den gemeinsamen Nenner genau das meint, was sie besagt: die Aufopferung des nicht gemeinsamen Nenners, also hier eines Namens, dort eines Ausdrucks, jedesmal eines besonderen »nomen«? Die Mathematik definiert ihre Ausdrücke so lange und so anhaltend um, bis eine größere Einheit des Ausdrucks möglich wird. Das Denken auf der linken Seite opfert Ausdrücke. Und auf einer einzigen Seite mögen wir bis zu hundert solcher gedanklichen Opfer antreffen.

Was ist dadurch gewonnen? Das Subjekt, das am Ende 13,20 cm sagt, obwohl dieser selbe Student als Amerikaner im Privatleben nur von Zoll redet, hat sein angestammtes Vokabular und seinen Wortgebrauch hergegeben. Durch diese Reinigung ist es eines Sinnes mit allen anderen Leuten geworden, deren Sinne irgendwo auf der Welt Eindrücke empfangen. Sein Denken ist nun frei vom Zufall der Geburt, es ist transzendental. Denn es eignet einem Ich, dem transzendentalen Ego, welches zu allen Zeiten und an allen Orten zu demselben Ergebnis kommen muß. Jeder Ort und jede Zeit bedürfen ja der besonderen Benennungen aus der Heimatgeschichte. Das transzendentale Ich, das sich auf unserer linken Seite entfaltet, hat seine angeborenen Gemeinschaftsbindungen hinter sich gelassen. Es schuldet seine Bürgerpflicht der Republik der Physiker. In dieser Republik wird eine besondere Sprache geflüstert, die Sprache der Mathematik. Sie wird wirklich geflüstert, denn sie wird nicht gesprochen, sondern bewegt sich durch Zeichen vorwärts. Sie muß das, weil sie ja die Namen abhackt. Sie ist also eine die Namenlosigkeit erstrebende Sprache. Weil sie ein Streben ist, das sich gegen einen Zug in der Sprache richtet, ist diese Flüstersprache immer sekundär. Sie kann nur auftreten, nachdem schon anders, nämlich namentlich, gesprochen worden ist. Das Wort »nämlich«

selber schieben wir notgedrungen immer ein, wenn wir in unserer abstrakten Namenlosigkeit zu weit gegangen sind. Nämlich heißt ja namentlich. Und wenn wir zu viele namentliche Vorgänge auf ihren gemeinsamen Nenner reduziert haben, dann schrecken wir plötzlich auf, verlassen die zweite Sprachschicht und stoßen wieder in die ursprüngliche Sprachschicht mit Hilfe des »nämlich« hinunter. Wir geben dann nämlich, zur Erleichterung unserer Zuhörer, ein namentliches Beispiel. Und die Hörer wissen dann endlich wieder, wovon eigentlich die ganze Zeit die Rede gewesen ist.

Daher ist die Sprache der Mathematik sinnlos, sobald sie nicht aus sinnlichen Sprachen und über sinnliche Sprachen emporwächst. Die Rechenexempel auf unserer linken Seite müssen Ausdrücke empfangen, die sich reduzieren lassen. Oder ihre Verfahren haben nichts mehr zu leisten.

Angenommen, auf der rechten Seite seien die Ergebnisse teils in Zoll, teils in Zentimetern angegeben; dann würden wir links die Beziehung der Zoll auf Zentimeter lesen oder umgekehrt. Es ist klar, daß bei dieser Maßnahme »Zoll« oder »cm« dem jeweiligen Sieger geopfert würde. Aber die Formelausdrücke $\frac{0.2525}{2}$ und $(2.57)^2$ sind zwei Bezeichnungen in einem anderen Sinne wie »Zoll« und »cm«. Alle Formeln sind Namen, die darauf warten, geopfert zu werden bei der Suche nach der Einheit. Blieben sie sich selbst überlassen, würden sie für einander jedermann unzugänglich bleiben. Wir müssen sie zurückführen, indem wir einer von ihnen den Kopf abschlagen, bevor sie in eine Aufstellung eingegliedert werden können: Komputation verlangt Amputation. Warum? Durch diese Amputationen wird der Naturwissenschaftler eines Geistes mit allen anderen Menschen, die auch berechnen, auf der ganzen Erde. Der Geist, der in diesem Rechnen wohnt, ist nur der internationalen Republik der Gelehrten verpflichtet. Berechnung opfert unaufhörlich Ausdrücke um der Einheit willen. Ich habe die Geschichte des Dezimalsystems, das von den Männern des Jahres 1789 einge-

führt wurde, in meinem Buche »Out of Revolution« gegeben. Es ist gewiß ein hochdramatischer Kampf zwischen zwei Wertordnungen, der wissenschaftlichen und der sozialen. Es ist, wie man auch darüber denkt, ein wirklicher Konflikt, weil Namen bisweilen verdienen, festgehalten zu werden[1]. Dante und Milton auf ein Verzeichnis ihrer Wörter zu reduzieren, mag noch angehen. Mario Praz hat d'Annunzios berühmtes Gedicht »L'Onda« reduziert auf eine Reihe von Stellen aus dem italienischen Wörterbuch, welche der Dichter einfach in Verse gesetzt hatte. Aber d'Annunzio war damit blamiert. Denn diese Reduktionen sind für eine echte Dichtung ganz unzulässig, einfach deshalb, weil für die Dichtung Namen etwas bedeuten. Weshalb dürfen sie nichts in der Physik bedeuten?[2]

Um der Gemeinschaft willen spalte ich mich. Obgleich dies wie ein Widerspruch in sich selber klingt, stimmt es. Die Verpflichtung meines Geistes in dem Gemeinwesen der Wissenschaft, in dem wir alle eines Geistes sind, und die meiner fünf Sinne den Wahrnehmungen gegenüber, in die sie gebettet sind, bringt zunächst eine Spaltung in mir hervor. Die Sinne und der Kopf widersprechen einander zunächst. Da der Versuch Zeit braucht, Zeit, in der körperhafte Beobachtungen und geistiges Reduzieren einander sich widersetzen, nimmt diese Spannung Körper–Geist unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Und immer wenn Menschen solche Versuche unternehmen, fangen sie an, ihr eigenes Sein um des lieben Friedens mit den anderen Menschen willen in Körper und Geist zu spalten. Jedoch übersehen sie zumeist die Tatsache, daß nicht ihr eigener Körper und ihr eigener Geist in dem wissenschaftlichen Vorgang zerspalten werden. Unsere zwei Seiten zeigen vielmehr die wahre Geschichte solcher Teilung in Geist und Körper. Sie ist nämlich nur wahrnehmbar, wenn der Geist in die Gesellschaft anderer Geister

[1] Der Kampf hat in Frankreich bis 1840 gewütet. Die Einzelheiten sind oft komisch, denn Namensfälschungen wurden nötig.

[2] Hierzu Band I, 194 ff.

eintritt, und wenn der Körper sich zur Sache neigt, zu anderen Körpern als das Organ, das Wahrnehmung verzeichnet. Der Mensch schafft im wissenschaftlichen Experiment zwei neue Gemeinschaften: eine für seine Sinne, eine für seine geistigen Kräfte. In der Tat: aufgehängt wie Prometheus am Felsen kann der Wissenschaftler diese ausgespannte und zerreißende Stellung zwischen Wahrnehmung und Berechnung nicht verlassen, bevor er nicht die Welt der Mathematik und die der stofflichen Natur wieder zueinandergebracht hat, mit Hilfe seiner Fähigkeit, eine auf die andere zu beziehen. Geist und Körper sind Mittel zu einem Endergebnis. Der Mensch teilt sich in sie zeitweise, für einen bestimmten Zweck: die Welt der Sinne zu zwingen, sich in die Einheit von Maß und Zahl einzugliedern; dabei wird der Geist immer mehr Geist, der Körper, je treuer wir beobachten, immer mehr Körper. Objekte und Subjekte gibt es nicht; sie sind vielmehr Pole, die bei der Spannung entstehen, die aber schließlich zur Einheit führen sollen. Eine gegebene Mannigfaltigkeit und die erstrebte Einheit widersprechen sich am Anfang. Der Physiker unterzieht sich freiwillig einer Spaltung in sich selbst, um diese Schwierigkeit zu lösen. Mit seinem Körper formt er sich um zu einem Element der physikalischen Welt; mit seinem Geist wird er ein Teil der geistigen Welt. Und so zwingt er sie, sich aufeinander zu beziehen. Daraus folgt: Die Teilung in Geist und Körper, in einen eigenen Geist, der ein Teil *des Geistes* wird, in einen eigenen Körper, der eingebettet wird in ein physikalisches *Kontinuum* von Körperlichkeit, ist ein Mittel unserer offensichtlichen Bestrebungen für den Gedanken der Einheit, Ganzheit, Einmaligkeit. Ein Bräutigam, ein Soldat, eine Tochter müssen diese Spaltung ignorieren, sonst geht das Menschengeschlecht zu Grunde. Ihr ganzes Sein muß im Organischen der Schöpfung bleiben, ohne solcher Trennung von Geist und Körper nachzugeben. Naturforscher sind Gespaltene, die dem ungespaltenen Menschen dienen.

Unsere Ungespaltenheit opfert die Naturwissenschaft, so daß der Mensch ein Mittel wird, um die Polarität und das Wider-

spiel zu erzeugen. Dazu wird der einheitliche Mensch aufgelöst in zwei Ellipsenbrennpunkte. Denn alle seine Beobachtungen stoßen ihn in diese, seine Berechnungen aber in die andere Richtung.

3. Das Geheimnis des Michael Faraday

Die Form des Arbeitsbogens für ein Experiment haben wir erläutert. Wir wollen jetzt hinübergehen zur nächsten Zeitstufe, zum Lebenswerk eines Forschers, über einige Jahrzehnte hin.

In Faradays vielen Bänden täglicher Eintragungen haben wir Zugang zu dem ganzen Leben eines großen Meisters. Der letzte Abschnitt seiner sieben Bände von Arbeitsberichten trägt die Nummer 16041. Und eine seiner letzten öffentlichen Äußerungen war: »Denn all die Erscheinungen der Natur heißen uns glauben, daß das große und herrschende Gesetz eine Einheit ist[1].«

16041 und Eins, die Einheit gegen den Ozean von 16041 Gegebenheiten, dies ist die Polarität seiner Grammatik. Beide Pole werden betont und sollten betont werden. Tyndall sagte von ihm: »Ein gutes Experiment machte ihn beinahe vor Freude tanzen[2].«

Jedoch konnte Lord Rutherford auch schreiben: »Wenn wir Faradays Lebenswerk betrachten, wird es klar, daß seine Forschungen geleitet und inspiriert waren von dem starken Glauben, daß die verschiedenen Kräfte der Natur unter sich verwandt und voneinander abhängig sind. Es ist nicht zu weit gegriffen, wenn man sagt, daß diese philosophische Überzeugung den meisten seiner Forschungen Impuls und treibende Kraft war und der Schlüssel seines außerordentlichen Erfolges ist[3].«

---

[1] *E. L. Youmans:* »The Correlation and Conservation of Forces«, New York 1867, Seite 376.
W. H. Bragg, 1931: »Michael Faraday«, Seite 22 ff.
T. H. Gladstone, 1871: »Michael Faraday«, Seite 123 ff.

[2] *John Tyndall:* »Faraday as a Discoverer«. London 1870, Seite 186.

[3] Report on the Faraday Celebration, 1931, Seite 39.

Weil Faraday sein Leben zwischen der Einen Natur, die aus der Zukunft winkte, und seinen täglichen 16041 Experimenten verbrachte, wurde über ihn geschrieben: »Die Betrachtung der Natur und seine eigene Beziehung zu ihr riefen in ihm eine Art Erhebung hervor[1].« Die Tagebücher zeigen diesen lebendigen Prozeß des tätigen Geistes, aufgeteilt zwischen 16041 durchdachten Zweifeln und dem einen Glauben. Und die nun folgenden Zitate sind nur ein paar Beispiele dafür.

»Gewiß muß die Gravitationskraft in eine experimentelle Beziehung zur Elektrizität, zum Magnetismus und anderen Kräften gesetzt werden können, so daß sie mit ihnen gleichsam in reziproker Wirkung und Gegenwertigkeit verbunden werden kann.«

»Ich muß mir Webers Ergebnisse ansehen, wie diese sich in meine Betrachtungen einbauen lassen und was dann das Ergebnis ist.«

»Erstaunlich, wie groß die Vorsichtsmaßregeln, die in diesen heiklen Versuchen erforderlich sind! Geduld, Geduld.«

»Bezweifle diese Ergebnisse!«

»Muß dies alles in weiteren Versuchen klarstellen.«

»Die Hypothese ist nicht so sehr meine eigene, als vielmehr eine erneuerte aus alten Zeiten. Lies nach in Eulers Briefen und was er sagt.«

»Laß der Einbildungskraft ihren Lauf, indem du sie durch Urteil und Prinzip führst, aber bändige und lenke sie durch das Experiment.«

»Überlege für einen Augenblick, wie du es beginnen sollst, dieser Angelegenheit durch Tatsachen und Prüfungen näher zu kommen.«

»Klarzustellen oder einer Wissenschaft aufzuzeigen, was sie nicht erklären kann oder bisher nicht erklärt hat, ist genauso wichtig für den Fortschritt des Wissens wie festzustellen, was sie vermag.«

---

[1] Report on the Faraday Celebration, 1931, Seite 39.

Die Untersuchung bis hierher beweist, daß wahre, das heißt neue Zukunft, an die Faraday glaubte, die Form von *Befehlen* annimmt. Während die grammatische Form, durch die wir vergangene Ergebnisse in die Zukunft projizieren, das sogenannte Futur ist (»Die Sonne wird morgen aufgehen« oder »Morgen wird der Brief ankommen«) kennt Faradays Grammatik die echte Zukunftsform, die in der Gestalt des Imperativs erscheint (»Überlege, Bezweifle, Muß klarstellen«). Der Befehl unterscheidet sich von der mechanischen Zukunft. Die letztere sagt voraus, daß die Vergangenheit weiterlaufen wird. Der Imperativ schreibt vor, daß etwas Neues den vorauszusehenden Lauf der Ereignisse unterbrechen soll.

Der Fluch unserer Zeit ist der Gedanke, daß die scheinbar mechanische Zukunft der Vorhersage gleichermaßen typisch ist für die »Zukunft« wie der Imperativ. Daher analysiert man gewöhnlich anstelle der Bedeutung des Ausdrucks »Zukunft« die grammatische Form »es wird«. Aber der Grundpfeiler der echten Zukunft ist in den Imperativen, die wir bei Faraday oder in jedem schöpferischen Leben lesen; in diesen Fällen widerspricht ein Imperativ jedem ursächlichen Prozeß, indem er einen Bruch der Kontinuität bewirkt. Faraday *ist* solch ein Bruch in der Kontinuität. Und dieser ist in der Grammatik seiner Tagebücher verkörpert. Die reine Zukunft kommt über uns wie ein Befehl, und die vorhersagende Zukunft von »es wird regnen« ist zweitrangig gegenüber dem Imperativ »Wirf die Atombombe«, »Nimm diesen Zug«, »Geh nicht zur Schule«. Das Wesen der Zukunft – als völlig verschieden und unabhängig von der Vergangenheit – ragt aus diesen Imperativen in elementarer Deutlichkeit hervor. Wir können eine Umschreibung gebrauchen und sagen »ich werde doch nicht zur Universität gehen«. Dies aber ist einfach die Aussage an eine dritte Person über einen innerlich schon befolgten Imperativ. Als der neunzigjährige große Richter Holmes aufhörte zu amtieren und schlicht zu dem Türhüter, der ihm in seinen Mantel half, sagte: »Morgen werde ich nicht zurück sein«, brauchte er die scheinbare Zukunft

der Überlegung und der Aussage. Aber am selben Tage schrieb er an den Präsidenten: »Ich beuge mich dem Unausweichlichen«. Mit anderen Worten, in seinem Brief der Verzichtleistung gab er zu, daß er – er war am selben Morgen im Gericht ohnmächtig geworden – den klaren Imperativ empfangen hatte: »Tritt zurück!« Ohne diesen Imperativ wären weder seine berühmte Bemerkung gegenüber dem Türhüter noch sein Brief an den Präsidenten sinnvoll.

Ein anderer grammatischer Nebel löst sich auf, diesmal bei der Gegenwarts-Zeit der menschlichen Sprache. Der gegenwärtige Stand des Geistes ist bei Faraday der der Ungewißheit und Spannung. »Fast mit einem Gefühl von Ehrfurcht ging ich an die Arbeit – denn wenn die Hoffnung sich als gut fundiert erweisen sollte, wie groß und mächtig und erhaben in ihrem bis jetzt unveränderlichen Wesen ist dann die Kraft, mit der ich mich zu beschäftigen versuche. Und wie weit mag das neue Gebiet sein!« Oder: »Und doch gibt es viel, was diese Erwartungen oder ähnliche als hoffnungslos erweist« – »Solch schöne, feine Krümmungen« – »Seltsam« – »Plötzlich alles falsch, und ich sehe nicht, warum« – »Ich fange an zu verzweifeln«.

Die normale Form seiner Gegenwart ist erregt und ausrufend. Es ist daher nur eine scheinbare und indirekte Gegenwart, was wir Präsens Indikativ nennen. Der Konjunktiv ist die normale Annäherung an unseren gegenwärtigen Geisteszustand. Es ist wahr, der Deutsche will es nicht so haben, und auch nicht sein Grammatik-Buch. Sie bestehen darauf, daß die Umschreibung »dies ist schön« denselben Rang der Wahrheit besitze wie Faradays ehrlicher Ausruf »Solch schöne . . . Linien!« Die echten Sprachformen der Gegenwart sind aber nicht indikative, sondern erregte Aussagen oder Behauptungen. Wie Faraday schrieb: »Wie groß und mächtig und erhaben ist die Kraft, mit der ich mich zu beschäftigen versuche.« Das ist die Gegenwart des Menschen, er fürchtet und er schaudert – wenn er nicht im Grammatik-Unterricht des Logikers oder auf der Universität ist, sondern den Kräften gegenübersteht, mit denen wir uns

auseinandersetzen sollen. Unsere Gegenwart ist ein Ausruf und eine Ungewißheit. Tausend Pfeile durchbohren uns; sie durchbohren unsere Haut. Denn subcutan, eindringlich muß werden, was wir zu tun geheißen werden.

Der Indikativ der wissenschaftlichen Grammatik hat weder in der Zukunft noch in der Gegenwart einen Platz bei einem wirklichen Menschen, wie es Faraday ist. Aber hören Sie sich diese edle Reihe von Indikativen an:

»Am Donnerstagabend war ein Feuer in Broad Court, Anny Lane. Die Wolken hingen tief und empfingen eine starke Beleuchtung von dem Brand unter ihnen. Der Winkel, den die Wolken, das Royal Institute und das Feuer bildeten, und der vom Dach des Instituts gemessen wurde, betrug 24°. Daher wird die Höhe der Wolken... sein.« Oder: »Bald nach Sonnenuntergang eine Wolke beobachtet, die gerade die Braue der Shakespeare-Klippe bildete. Sie zog landeinwärts, nahm an Umfang zu, aber alles schien fast aus derselben Stelle zu fließen – denn die Luft, die vom Meer her kam, nahm dort eine sichtbare Form an und zog als Wolke ins Landesinnere weiter. Allmählich wurden auf der ganzen Linie von Dover bis Folkestone Hill Wolken erzeugt, und der Hügel hielt weiter den schon geformten Teil über dem Land. Wir bestiegen die Klippen ungefähr eine halbe Meile unterhalb Folkestone Hill eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang und fanden alles in dichten, feuchten Dunst eingehüllt, so daß Wasser auf unseren Kleidern niederschlug. Die Temperatur dem Gefühl nach auch tief.« Welch herrliche Indikative – aber alle erzählen Vergangenes!

Die wirklich lebende Persönlichkeit kommt der Zukunft durch Befehl entgegen, trifft die Gegenwart in Ausrufen und begegnet der Vergangenheit in Erzählungen. Aber der unwissenschaftliche Geist wirft all dieses durcheinander. Hören wir Faraday: »Was für eine leichtgläubig-gläubige, ungläubig-abergläubische, kühn-erschrockene, was für eine lächerliche Welt ist die unsrige, so weit es den menschlichen Geist betrifft! Wie voll von Ungereimtheiten, Widersprüchen und Absurditäten ist sie! Ich er-

kläre, daß ich den Gehorsam, die Zuneigung und den Instinkt eines Hundes bei weitem dem Durchschnitt der vielen Geister vorziehe, die ich in letzter Zeit kennen lernen mußte (abgeschen von der Seele, die Gott einem jedem gab).«[1]

Faraday selbst konnte sich kraft seiner klaren Beherrschung von Befehl, Ausruf und Erzählung, kraft seiner Befolgung der drei Stile von Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit über diese Hundementalität des gewöhnlichen menschlichen Geistes erheben. Dies wurde von ihm selber betont, als er schrieb: »Die Elektrizität wird oft wunderbar, schön genannt. Aber dies ist sie nur gemeinsam mit den anderen Kräften der Natur. Die Schönheit der Elektrizität oder irgendeiner anderen Kraft der Natur besteht nicht darin, daß die Kraft geheimnisvoll und unerwartet ist, sondern darin, daß sie gesetzmäßig wirkt, und daß der eingeweihte Verstand sie nun weitgehend beherrschen kann.«

»Der menschliche Geist ist oben über diese Macht gestellt und nicht unten unter sie, und gerade durch diesen Standpunkt erhält die durch die Wissenschaft vermittelte geistige Bildung ihre überragende Würde.«

Hier haben wir die Ausdrücke »überragend«, »Würde«, »oben« und »unten« als Attribute des Geistes. Wir müssen diesen Aufstieg zum Olymp erklären, dieses Emporschwingen zu einer »höheren« Stellung gegenüber der Hundementalität, und dies werden wir tun, wenn wir zu der Religion des Buchtitels »Die Natur der physischen Welt« zurückkehren. Im Augenblick haben wir die olympische Stimmung des Forschers zu erklären. Sie resultiert aus der göttlichen Freiheit, der er sich erfreut. Das Große in der Wissenschaft ist das Recht auf systematischen Irrtum. Dieses Recht befreit den Forscher von den Folgen des Irrtums, die den gewöhnlichen Schäfer oder Matrosen treffen, der einen Fehler macht. Der Schäfer in Montana geht zugrunde,

[1] Brief an Schönbein, 25. 7. 1853 – herausgegeben von G. W. A. Kahlbaum und F. V. Derbishire, London 1899.

wenn er sich ernstlich über das Wetter irrt, und genauso ergeht es dem Seemann. Im Leben eines durchschnittlichen Arbeiters ist der zulässige Spielraum für Irrtümer – ganz willkürlich genommen – vielleicht 5 Prozent. Von Faradays 16041 Versuchen waren ungefähr 1 Prozent erfolgreich und der Rest Irrtümer. Warum ist das so? Die Naturwissenschaftler wurden zum Zwecke des systematischen Irrtums ausgeschickt. Naturwissenschaft ist systematischer und freiwilliger Rückfall der Gesellschaft in alle möglichen Irrtümer. Der Schäfer kann es sich nicht erlauben, sein Urteilsvermögen auszuschalten. Und auch der Flugzeugpilot oder der Lehrer vor seiner Klasse oder Präsident Roosevelt am Tage von Pearl Harbour können dies nicht. Der Lebenskampf ist da unmittelbar. Faraday in seinem Laboratorium mag sich tausendmal irren und doch straflos ausgehen. Aber er braucht die vollkommene Isolation eines Laboratoriums für das Privileg, unzählige Fehler begehen zu dürfen. Wir können nicht mit dem Kriege experimentieren – wir müssen gewinnen oder zugrunde gehen. Forschung beginnt da, wo die Fehler aufhören, wichtig zu sein, oder weniger wichtig sind als im unmittelbaren Leben. Wenn wir bewiesen haben, daß die Zahl der Irrtümer groß sein darf, haben wir uns vom Weg der gewöhnlichen Handhabung entfernt. Solange wir uns meinetwegen 20 oder 30 Prozent Fehler erlauben dürfen, stehen wir noch unter dem Druck des Lebenskampfes und können deshalb nicht ganz objektiv sein. Wir haben uns erst dann in den Bereich der Wissenschaft begeben, wenn wir wissen, daß wir die Freiheit haben, zahllose Fehler zu machen. Die Unzählbarkeit ist notwendig für die Irrtümer der Wissenschaft! Im poetischen Bereich des suspendierten Urteils wiederholt sich das Fegefeuererlebnis in unbegrenzter Zahl. Wie Kant sagte, ist jede Forschung »tumultuarisch«. Der wissenschaftliche Zweifel ist kein Zweifel zwischen Gut und Böse. Der wissenschaftliche Zweifel kann tausend und eine Erklärung anfechten. Es ist immer eine schlechte Wissenschaft, die an Schwarz-Weiß-Lösungen glaubt. Die Zahl der möglichen Lösungen muß über das rein logische

Niveau eines Entweder-Oder hinaus gesteigert werden, wenn wir überhaupt von wissenschaftlicher Forschung reden wollen. Die Experimente des Physikers sind nicht Reaktionen auf Vergangenes, sondern sehen und nehmen eine Zukunft voraus. Faradays Versuche waren deshalb keine bloßen Erfahrungen, weil sie im Lichte seines Glaubens an die Einheit und unendliche Gesetzmäßigkeit der Natur unternommen wurden. Darum aber wurde sein in vierzig Jahren geschaffenes Werk nicht von der Vergangenheit sanktioniert und gestützt, sondern von der Zukunft. Wissenschaft wird von dem Glauben einer Gesellschaft an eine freie und andere Zukunft angeregt. Die Wissenschaft ist die Vorhalle zu einem kommenden Heiligtum der Menschheit. Faradays Laboratorium ist eine solche Vorhalle, soweit eine echte Zukunft, die in ihren Eigenschaften von der Vergangenheit abweicht, geglaubt und am Ende verkörpert wird. Der Wissenschaftler ist in seiner Forschung von dem Laplaceschen Gesetz ausgenommen, unter dem die Natur stöhnt: »Wir sollten das gegenwärtige Stadium des Universums als die Wirkung des vorherigen Stadiums und die Verursachung dessen, das folgen wird, betrachten.« [1]

Dieses Gesetz von Laplace ist nicht für den Mann der Wissenschaft selber gültig. Faradays Gegenwart war überhaupt nicht von der Vergangenheit verursacht. Tatsächlich widersprach die ganze Vergangenheit vor ihm seinem Glauben. Seine Sicht der Natur war nicht die aus irgendeiner Vergangenheit; sie ging ihm voran, schwebte ihm vor. Im Englischen bedeutet die Schreibung von »Natur« mit großem Initial etwas. Wer sie so schreibt, sieht die Natur als eine Macht der Zukunft, hinter der wir uns gegen die Vergangenheit scharen können. Der Forscher macht sich von der Vergangenheit frei.

Die Zukunft der Menschheit geht logisch ihrer Gegenwart voraus. Denn wir haben keine Gegenwart, sobald wir unseren Glauben an die Zukunft verlieren. Was wir Gegenwart nennen,

---

[1] Théorie Analytique des Probabilités, 1902, S. 3.

ist das Ergebnis eines Kampfes in uns zwischen der Zukunft und der Vergangenheit. Mechanismen sind wiederholbar – die Wissenschaft ist kein solcher Mechanismus – oder sie hört auf, Wissenschaft zu sein.

Der Wissenschaftler ist »das Wunder in der Erscheinungswelt« (Kant), das den Lauf der Natur ausschaltet oder seine Richtung unterbricht. Die Gesetze, die der Physiker findet, sind Ursachen und Wirkungen, die immer bestanden haben. Die Physiker jedoch, die sie entdecken, haben niemals vorher existiert. Ihr Glaube emanzipiert ihre Gegenwart von ihrer Vergangenheit. Kraft ihres Glaubens »kann die Menschheit die Dinge ihrer Bestimmung zuführen« (Scheler).

Und nicht allein der Physiker muß diesen Glauben haben. Jeder Archimedes von Syrakus kann von Soldaten ermordet werden. Die Laien und die Wissenschaftler müssen deshalb denselben Glauben haben. Ihr glaubt, das sei unnötig? Die von der Wissenschaft gefundenen Tatsachen würden schließlich für Gläubige und Ungläubige gelten? Irrt euch nicht! Physik ist nur möglich unter Gläubigen! Der Glaube an die Wissenschaft ist Bedingung für ihre Existenz. Und dieser Glaube, »es soll Wissenschaft geben«, ist in sich selbst überhaupt keine wissenschaftliche Forderung. Er ist ein sozialer Imperativ der Religion. Es hat Gesellschaften gegeben, und es wird sie wieder geben, welche die Physik verwarfen. Unsere Gesellschaft mußte erst lernen, daß Physiker keine Hexer sind. Und dies führte zu einem Glaubenswechsel in den Völkern. Für die Völker mußte die Natur zuerst ein Leuchtfeuer des Glaubens werden, das das Dunkel der Welt erhellte, bevor die Physiker mit Experimenten geduldet werden konnten. Glücklicherweise wechseln die Völker ihre Religionen. Es ist ein altes Wort, daß es leichter für ein Volk ist, seine Religion zu ändern, als für Gelehrte, ihre Kategorien umzustellen. Die Aufgabe des 16. Jahrhunderts war es, die Völker zu ändern. Wir aber sind bei der schwierigeren Zeit der Geschichte angelangt, in der die Wissenschaftler ihre Kategorien ändern müssen. Sie müssen wieder die Religion anerken-

nen, die sie mit ihren Mitmenschen verbindet, bevor das erste Experiment in irgendeinem Laboratorium stattfinden kann. Die heutige Glaubens-Bekehrung wird durch die riesige Interessenverflechtung der Wissenschaften in die Welt hinein erschwert.
Die Begründer jeder Wissenschaft leben immer allein vom Glauben. Aber die Menschen in den reich ausgestatteten Laboratorien brauchen nicht das tapfere Herz der Curies in ihrer Garage oder das eines Heinrich Hertz in seiner Scheune. Und die Masse der angestellten Wissenschaftler gefährdet heute die Zukunft der Wissenschaft, weil sie oft nicht den Glauben kennt, den die Begründer mit der Gemeinschaft teilen müssen, bevor die Sonder-Stadt der Wissenschaft gebaut werden kann. Der Imperativ »Wissenschaft soll sein!« ergeht vor aller Wissenschaft. Auch an Faraday war er gerichtet, bevor er sich selbst Wissenschaftler nennen konnte.
Wer ist nun dieser seltsame Geselle, der plötzlich, in der Mitte der Geschichte, verkünden kann, daß es Wissenschaft geben soll?

4. Der Fort-Schritt von Gebet und Wissenschaft

Mit dieser seltsamen Frage sind wir wieder bei Eddington, weil die Gifford-Vorlesungen gerade an diesen Mann, den wir suchen, gerichtet sind. Er darf weder ein Wissenschaftler sein noch ein Narr; weder ein Mensch ohne Muße noch ein Mensch ohne Ernst. Wenn wir herausfinden könnten, wer dieses menschliche Wesen ist, das Bücher liest über die Natur des Universums, oder von dem man zumindestens erwartet, daß es sie liest, würden wir den wahren Glaubensträger der Wissenschaft gefunden haben, den einen Menschen innerhalb beider, innerhalb der Wissenschaftler und Physiker und innerhalb des Laienstandes, durch den die Wissenschaft wirklich wird.
Wir sehen uns um nach dem, der sich die Wissenschaft zumutet, der an ihren Fortschritt glaubt, bevor Resultate da sind. Und ich möchte im voraus sagen, daß dieser Mensch angesprochen sein muß von der dreifachen Formel, die uns soviel zu schaffen

machte, der beinahe magischen Formel, aus welcher die Natur, die Physik und die Welt alle drei widerhallen. Denn dieser Mensch in dir und mir wird sonst das Buch nicht kaufen.

Für dieses seltsame Gesetz findet sich leicht ein Beispiel, ein wahrhaftes experimentum crucis. Betrachten wir die folgenden drei Buchtitel: »Die Welt«, »Physik«, »Natur«, und fragen wir uns, was wir hinter ihnen erwarten würden. Unter dem Titel »Physik« erwartete man ein Physik-Lehrbuch. Der Titel »Natur« erinnert an Thoreau, Rousseau oder an Dichtung. Ein Buch »Die Welt« könnte von einem Geographen oder Politiker stammen. Es ist klar, daß die drei Bücher auf jeden Fall für drei Gruppen von Lesern geschrieben sind, weil sie auf drei ganz verschiedene Interessen abzielen.

Es folgt daraus, daß »Die Natur der physischen Welt« einen vierten Menschen in dir und mir ansprechen muß. Er ist nicht der romantische Rousseau-ianer in uns, noch der immatrikulierte Student der Physik, noch der Weltmensch, der Politiker. Wer in aller Welt ist dieser Mensch?

Faraday hat den Weg für eine Antwort auf diese Frage geebnet, als er sagte, daß der menschliche Geist durch die Wissenschaft über und nicht unter die Naturgewalten gestellt ist. Der an die Wissenschaft glaubende Mensch will also emporsteigen und sich über seinen Zustand erheben. Das Buch »Die Natur der physischen Welt« ist weder für den praktischen Menschen geschrieben noch für den müßigen oder für den Politiker, sondern für den Menschen der Geschichte, für den Menschen, der durch seinen Glauben Geschichte macht, während alle anderen drei: der praktizierende Physiker, der weltliche Politiker und der romantische Naturschwärmer seine Schmarotzer sind. Es ist der Mensch, der etwas aufs Spiel setzt, weil er beides erleben und ertragen kann: das Unten-sein und das Sich-darübererheben. Der Mann, der das Physiklehrbuch kauft, erkauft sich damit zwar auch die Zulassung zu dem Darüberstehen, aber ohne vorher an der Dunkelheit der Welt Anteil genommen zu haben. Der Mann, der das Buch über die Natur kauft, betrachtet das

Gesetz. Der dritte Laie, der die Welt nimmt wie sie ist, zieht es vor, in dauernder Willkür zu bleiben. Aber der lebende Mensch befindet sich in einem stetigen Prozeß und ist imstande, den Wechsel von einer Ebene der Bewußtheit zu einer anderen hin und zurück zu erleben. Der wahrhaftige Mensch kann alles drei: vom Wunder der Welt überwältigt werden und die unter das Gesetz bringende Physik anwenden und vor der die Gesetze bergenden Natur betrachtend stille stehen.

Der vollkommene Mensch ist weder der Laie noch der Physiker, sondern der Mensch, der abwechselnd vom Wunder ergriffen werden und nüchtern denken kann, ohne jemals auf den Gedanken zu kommen, daß es an einer von beiden Haltungen genug sei. Er ist der Mensch, der hoch über seiner eigenen Spaltung in Geist und Körper schwebt. Eddingtons Buch ist für diesen Menschen geschrieben, für den einen Menschen, der abwechselnd gelehrt und nicht gelehrt, gespalten und nicht gespalten zu leben weiß.

Dieses deutet unser Arbeitsbogen an. Nur muß ich jetzt bitten, ihn noch einmal genauestens zu betrachten. Ich behaupte, wir müssen die Ansicht abweisen, daß die linke Seite vom Geist des Studenten und die rechte von seinem Körper geschrieben worden ist. Es ist ein und derselbe Mensch, der beide Seiten schrieb. Dieser Mensch hatte keinen Geist und keinen Körper, wie wir gewöhnlich sagen. Er wurde vielmehr abwechselnd ganz Körper und ganz Geist. In seinen Berechnungen suchte er unerbittlich, daß sein Geist auf alle anderen Denker stoße. Und er versuchte angestrengt in der Beobachtung seinen Körper in das kosmische Kontinuum der materiellen Welt einzutauchen. Er spaltete sich also auf, so gut er konnte. Aber es gelang ihm nicht vollständig. Denken wir über das Mysterium nach, daß angeblich der Geist links und der Körper rechts, beide gekritzelt und geschrieben haben müßten, wenn es »Geist« und »Körper« gäbe. Es ist wahr, daß die Handschrift auf den beiden Seiten verschieden ist. Nichtsdestoweniger hat sich in beiden Fällen dieselbe Hand über das Papier bewegt; dieselben Finger ergriffen die Feder, dieselbe

Schulter drehte sich, sein Auge blickte darauf. Sein Ellbogen ruhte auf dem Tisch, sein Gesäß preßte den Stuhl bei beiden Gelegenheiten. Seine Füße baumelten beidemal. Sein Verstand war mit am Werk, als er registrierte wie ein reines Sensorium. Aber seine Sinne waren auch lebendig, als er auf der linken Seite wie ein reiner Geist rechnete. Derselbe Mensch brauchte also dieselben Fähigkeiten, wenn er als Körper registrierte und wenn er als Geist rechnete.

Aber dann spielen jene uns einen unglaublichen Schabernack, die versuchen, uns zu erzählen, daß Geist und Körper zweierlei seien, daß der Mensch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper haben solle, und dergleichen Dinge mehr. Nach meinem Dafürhalten ist es ein Schabernack. Diese Zweiteilung besteht nicht. Der Geist bin ich, sobald die Reihenfolge lautet: Verstand, Augen, Hände, Finger, Gesäß, Haut. Und der Körper bin ich, wenn die Reihenfolge: Haut, Gesäß, Finger, Hände, Augen, Verstand gilt. Ich habe keinen Körper und ich habe keinen Geist. Dasselbe Wesen wird nur von zwei verschiedenen Seiten gezeigt. Die beiden Handschriften beweisen, daß wir auf der linken Seite sozusagen einen Mann in Hausschuhen vor uns haben, denn er ist soviel Geist wie möglich; und auf der rechten ist er in voller Kriegsausrüstung, das heißt so körperlich, wie er eben nur sein kann.

Wenn wir von unserem Geist und unserem Körper sprechen, so sprechen wir von verschiedenen Konfigurationen. Wir können abwechselnd Geist oder Körper sein. Der ganze Mensch ist in beiden anwesend. Geist und Körper sind Seinsweisen meiner selbst. Und sie sind nicht willkürliche Tendenzen. Sie sind Bestätigungen meines eigenen Glaubens und meiner Entscheidungen. Ich gehe auf beide Konfigurationen los, und ich ziehe mich aus beiden zurück, je nachdem. Ich werde Geist und ich werde Körper, weil ich zwischen einer äußeren Eintauchung in die materielle Welt und der inneren Unterhaltung mit Geistern schwanke. Zu jeder Zeit in der Geschichte hat dieses Gelenk zwischen meinem äußeren und meinem inneren Sein existiert.

Aber in der Wissenschaft der Renaissance erreichten diese beiden entgegengesetzten Anordnungen, um ein Körper zu sein und um ein Geist zu sein, ihre absolute und letzte Vollendung. Nicht nur mit einem zufälligen Geist, sondern mit *allen* Geistern muß mein Geist in der Mathematik übereinstimmen. Und nicht mit irgendeiner kleinen Ecke des Globus, sondern mit dem ganzen Universum muß mein Körper mitschwingen in der Physik. Der Körper des Physikers taucht sich in eine vollständigere Welt ein als, sagen wir, der Körper eines Schwimmers. Und der Geist des Physikers bewegt sich in einem vollkommeneren geistigen Kontinuum als der Geist des Freundes beim Tischgespräch. Die Bedingungen der Mathematik und der Physik müssen derart sein, daß jeder auf der Erde dieselbe Erfahrung unter denselben Bedingungen machen kann. So ist die Anordnung als Körper und die Anordnung als Geist in der Moderne radikaler zu Ende geführt, weil der Körper ins ganze All eintaucht und der Geist allen anderen Menschen aller Zeiten sich mitteilt.

Die Folgen unserer Entdeckung, daß Geist und Körper Anordnungen sind, sind beachtenswert. Wenn es wahr ist, daß ich hineingehe, um den Geist, und hinausgehe, um den Körper zu spielen, wird es zum wahren und zentralen Anliegen des lebenden Menschen, dafür zu sorgen, daß Wechselbeziehungen zustandekommen. Imstande zu sein, von außen nach innen und wieder zurückgehen zu können, wird zum wahren Problem des Lebens. Niemals kann ich hoffen oder wünschen, nur Geist oder nur Körper zu sein. Der Nudist und der Philosoph sind beide unerwünscht. Mein Hauptaugenmerk muß darauf gerichtet sein, freien Zugang zu beiden Konfigurationen zu haben. Mein »Ich« mag der Geist sein, der seinen unsterblichen Namen bekommt wie Ampère oder Volta. Mein »Es« mag der unbekannte Körper sein. Aber du, die Person, bist Schwelle und Tor, der dunkle und zweideutige freie Schöpfer deiner Körper- und Geist-Zustände. Wie ich die Elemente meines Seins in die äußere und innere Welt nehme, bin ich beides, das Ich des Geistes und das Es des Körpers und doch noch mehr als beides zusammen. Ich

bin nämlich auch das Gelenk, das Entweder-Oder, das Dies und Jenes; des Menschen Seele ist Tür und Tor. Und sie ist dies niemals mehr, als wenn der Mensch den wissenschaftlichen Fortschritt einleitet. Die Seele ist also das Gelenk, das uns erlaubt, über unsere geistige oder physikalische Figur zu entscheiden, und das uns befähigt, wissenschaftlich zu sein. Um dem Titel von Eddingtons Buch gerecht zu werden, mußten wir zu diesem Schluß kommen. Das Buch ist für Leute geschrieben worden, die eine Seele haben, welche frei ist, sich als Körper in die Welt und als Geist in die Gemeinschaft der Geister einzureihen. Sonst hat das Buch keinen Sinn.

Von 1500 bis 1900 konnte man die Tatsache, daß der Mensch ein solches Tor ist, nicht erwähnen, ohne sich lächerlich zu machen. Und das machte uns alle anderen Zivilisationen und Völker unzugänglich. Der moderne westliche Mensch schien so verschieden von allen anderen Menschen, da diese das Bestehen von Türen und Toren betonten. Und wir lächelten darüber. Wir brauchen nicht länger zu lächeln. Die Menschen des Altertums sind unsere Brüder.

Wenn wir jetzt diese Eigenschaft der Seele als Voraussetzung der Wissenschaft neu entdecken, können wir unsere Identität mit den Menschen anderer Kulturen wieder herstellen. Die Menschen dieser anderen Epochen erkannten, daß der Mensch Herr über zwei Sphären sei, eine innere und eine äußere. Aller Ritus und alle Magie in der ganzen Welt bezeugt diesen Glauben. Das schien bloßer Aberglaube. Aber es war nur insofern Aberglaube, als ihre Welt begrenzt war auf den ägyptischen oder peruanischen Himmel, der das Gesetz für ihre Himmelswelten schuf. Unsere Einordnung aller Himmelswelten in eine Himmelswelt von Himmelswelten, die ganze physikalische Welt, scheint besser. Es ist in der Tat die radikalste Einordnung unter allen Einordnungen zweier Sphären: einer des Geistes, die nach innen, und einer des Körpers, die nach außen weist. Unter den vielen denkbaren Torwegen zwischen einer geistigen Innen- und einer physischen Außensphäre, ist unsere Naturwissenschaft auf die

universellste Grundlage gestellt. Es ist die beste Lösung unter gleichartigen Lösungen. Aber sie ist ihnen noch gleichartig in dieser Unterscheidung oder in dieser wechselseitigen Beziehung eines äußeren und eines inneren Prozesses. Die Welt der äußeren Sphäre *existiert* keineswegs mehr als die Welt des Geistes, auf welcher wir *insistieren*. Existenz und Insistenz sind Ableitungen unserer eigenen Anordnung zweier Sphären. Wie Faraday einleuchtend schreibt: »Der Geist ist über die äußere Sphäre gestellt«, nämlich immer dann, wenn eine ganze zweite Welt von allen Geistern gemeinschaftlich gebildet wird, die wir als physikalische Experten abordnen, um es mit dem dreidimensionalen Raum aufzunehmen.

Die alten Gesellschaften übertrugen ihren Priestern dieselben Aufgaben. Die Priester unserer Wissenschaft mögen bessere Priester sein, aber sie sind die Priester des Glaubens des Volkes, nichts anderes. Eines Tages entschieden »Wir« – die Allgemeinheit –, daß eine gewisse Gruppe von uns über Jahrhunderte hin frei sein sollte, sich wechselnd zwischen den beiden Sphären hin und her zu bewegen. Während die Ägypter ihren Priestern das Niltal zuwiesen, es zu beobachten und zu berechnen, glaubten die Christen nicht an den Nil oder das Tal des Gelben Flusses in China oder den Golf von Mexiko. Sie glaubten an *eine* Welt. Und so standen die Physiker – vom neuen Tage der Wissenschaft an – unter dem Befehl, über keine kleinere Welt als Gottes ganzes Universum nachzudenken. Die Physiker der Renaissance erhielten ihre Marschbefehle weder von der griechischen Tradition noch aus sich selbst, sondern von dem allgemeinen christlichen Glauben an die Einheit der geschaffenen Welt als ein Ganzes, als jene »unendliche Schöpfung« als die »creatura infinita«, wie der Kardinal Nikolaus von Cues die Welt genannt hatte und wie sie der Schöpfer ins Dasein rief und ruft. Während alle Welten der Alten, der Griechen und Hindus, der Chinesen und Mexikaner endlich waren, ist die Welt, die Gott schuf, gemäß dem ersten Artikel des Nizänischen Glaubensbekenntnisses unendlich. Unendlichkeit in jeder Richtung und Einheit unterscheiden

die Welt, deren Geheimnisse Faraday zu ergründen suchte, von allen früheren sogenannten »Himmelswelten«, von allen nichtchristlichen Weltbildern.

Anderseits arbeiten die modernen Physiker unter denselben Bedingungen wie die alten Priesterschaften. Die Außenwelt der drei Dimensionen – Länge, Breite, Höhe – existiert nicht, es sei denn als ein außen hingestelltes Bezugssystem auf eine Innenwelt, in welcher sich alle Geister vereinen. Diese innere Welt, in der sich die Wissenschaftler in den letzten vier Jahrhunderten der Physik vereinigt haben, hat keine drei Raumdimensionen. Noch hat diese innere Welt und Zwillingssphäre dieselbe Zeit wie die Natur. In der äußeren Welt mag die Zeit als vierte Raumdimension angesehen werden. Wir haben gesehen, daß die Vorausberechnungen mechanischer Vorgänge alle Zeit eindimensional machen, so zwar, daß die ganze vorausberechnete Zeitspanne für nichts anderes als die ad infinitum vorgesetzte Vergangenheit gilt. Die Zeit, die innerhalb der Republik der Wissenschaftler herrscht, ist dazu antithetisch. Hier ist die Gegenwart des Physikers abgeschnitten von der Vergangenheit. Es kann keine Wissenschaft unter einem Schicksal geben, unter einer Zeit, die eine vierte Raumdimension ist. Wissenschaftler leben im Glauben an eine Zukunft, die in ihrer Beschaffenheit von der Vergangenheit abweicht, und schaffen durch ihren Glauben eine Gegenwart, die nicht abhängig ist von der Vergangenheit. Die Zeit der wissenschaftlichen Welt ist aus drei Zeitformen zusammengesetzt, das Heranziehen der Zukunft und das Abstoßen von der Vergangenheit verbinden sich, um eine Gegenwart wissenschaftlicher Forschung zu schaffen. Die Zeit ist also dreidimensional in der Geschichte der Wissenschaft. Und nur in der Geschichte zeigt sich die Zeit in ihrer wahren Potenz[1].

Die Gesellschaft erwartet von der inneren Sphäre – in der alle Geister Ein Geist werden können – und von ihrer dreidimen-

[1] S. das Kapitel über Augustin und die Zeit in ihrer zweiten Potenz.

sionalen Zeit neue Offenbarungen über den dreidimensionalen Raum. Der physikalische Raum, der von den Physikern erforscht wird, ist nur einer von den zwei Räumen, die durch die Existenz einer Wissenschaft der Physik vorausgesetzt werden. Der andere Raum in uns, in welchem Physiker Monographien schreiben, miteinander in Verbindung stehen und ihre Ideen einander mitteilen, bildet keinen Teil des Raums ihrer Objekte.

Die Wissenschaft der Physik ist ein historischer Auftrag, der einer Gruppe von Menschen in einem bestimmten Augenblick und für eine gewisse Zukunft vom Christentum gegeben wurde. Eddington gebraucht selbst eine Sprache, die erst durch diesen Auftrag geschaffen ist. Ich gebe ein Zitat, in das die Sprache der Antike deutlich hineinragt: »Der Physiker ist gewöhnt, für eine große Anzahl von bedeutungsvollen Figuren Längen festzusetzen... Diese Längen sind ein Torweg, durch den Kenntnis der Welt um uns gesucht wird... Der erste Schritt durch diesen Torweg führt uns zur Geometrie, die durch diese Längen beherrscht wird...« (Seite 160). Eddington hat keine andere Sprache zu seiner Verfügung als die Sprache der Religion: *ein Torweg muß gebaut werden.* Es ist eine billige Ausflucht, diese Befehle Metaphern zu nennen. Sie sind unerläßliche Metaphern. Deshalb gebraucht sie Eddington. Metaphern sind nämlich älter als Dingwörter; das Seelentor baut hinterher Tore aus Stein. Und der Glaube der Laienschaft an diesen Torweg ist gerade so sehr eine Voraussetzung einer erfolgreichen Physik, wie die Geschicklichkeit der Fachleute.

Eddington rief in seinem Buchtitel den grundlegenden Glauben der Gesellschaft an, der die Physik ins Dasein rief. Wir haben den Schlüssel zu seiner magischen Formel WORLD, NATURE, PHYSICS gefunden.

Der Schlüssel zu ihrer Erklärung ist in unseren Händen, seitdem wir die drei Zeitformen und den Rhythmus zwischen den drei Zeitformen im Leben der Wissenschaft verstehen. Jeder der drei Ausdrücke bezeichnet zugleich eine der drei Zeitformen. Welt: der germanische Ausdruck meint die Welt, bevor wir sie

wirklich kennen. »Ein Mensch zieht in die Welt.« Und Milton sagt von Adam und Eva: »Die ganze Welt lag vor ihnen...« Diese Welt ist voll von Rätseln, voll von Mächten, die sein können, voll von Überraschungen. Weltkriege, Weltkrisen, Weltrevolutionen können dich daran erinnern, daß die »Welt« bis heute noch die Eigenschaft hat, nicht vorausberechenbar und nicht unser Heim zu sein. Ich bin dieser Welt nicht gewachsen, kein Mensch ist es. Die Welt setzt mich in Angst und auch in Marsch. Physik, Physis, physikalisch: diese griechischen Ausdrücke werden gebraucht, wenn es uns gelungen ist, diese selbe Welt zu erklären. Dieses physikalische Universum ist vorausberechenbar geworden. Die Welt, die nicht länger Geheimnisse enthält, ist Gegenstand der Physik. Wir stehen über ihr und überblicken oder überprüfen all ihre vielen Wege: Wir haben sie in Symbolen zu uns sprechen lassen. Die zwei Ausdrücke Welt und Physik sind die beiden Zeitformen der Realität, bevor und nachdem die Wissenschaft ihr Werk getan hat. Es gibt aber auch eine Zwischenzeit zwischen Welt und Physik. Denn der Mensch, der »Natur« sagt, ist der Mensch, dem die Welt schon eine Aufgabe seines Glaubens ist, aber noch kein Ergebnis seiner Arbeit. Er ist nicht mehr furchtsam wie das Individuum, das der Welt nicht gewachsen ist. Er hat sich dazu aufgerafft, die Frage zusammen mit anderen zu stellen: Was sind es für Mächte und Kräfte, die uns zerstören, wenn jeder von uns allein auf sie stößt? »Natur« ist die Frage nach dem Universum, welche die Menschen in Gemeinschaft den Mut zu fragen haben. Als einzelner hat niemand irgendeine Auswahl: die Welt erschreckt und besiegt seinen Geist. Die Gemeinschaft ist die Einheit, in welcher man dem Ungeheuer Welt ins Antlitz schauen und zuerst gegenübertreten kann. Denn derjenige, der über die Beschaffenheit irgendeiner Sache nachdenkt, hat sich von seiner Flucht abgewendet. Das »Individuum« wird von der Welt gejagt, ist niemals in Ruhe. Es ist eine unerbittliche Tatsache, daß die Welt uns in ständiger Bewegung hält. Das Nachdenken selbst ist also schon der Glaubensakt, bei welchem wir uns umwenden,

und das ist nicht möglich außerhalb des Friedens einer Gemeinschaft.

Die Ergebnisse unseres Gegenübertretens freilich sind noch unbekannt, wenn wir »Natur« sagen. In klarer Unterscheidung zu den Zahlangaben der Physik ist von der Natur noch nichts entziffert. Noch nichts kann vorausgesagt werden. Aber die bloße Neigung vor dem Eindruck der Welt auf uns fortzulaufen, ist schon hinfällig geworden, und eine Gegenbewegung setzt bereits ein. Der Mensch, der nach der Natur des Krieges fragt, ist nicht im Krieg. Er hat Zeit gewonnen. Er ist im Begriff, die Tore zwischen den beiden Wegen zu errichten, dem, vom Kriege gejagt zu werden, und dem, den Krieg zu erforschen. »Natur« ist mithin das Schwellenwort unserer Sprache. Es beschreibt die Macht der Menschen, sich umzuwenden in Richtung auf einen Teil des Chaos, das sie umgibt, mit dem Mut, ihm gemeinsam gegenüberzutreten. »Natur« ist der Wendepunkt, an welchem wir den Torweg zwischen bloß blinder Erfahrung und Eindrücken einerseits und unserer inneren Antwort anderseits errichten. Dieser Wendepunkt sagt: bisher hat jeder von uns als einzelner seinen Weg zurücklegen müssen. Nun halten wir als Gruppe inne und blicken uns um. Der gute alte Ausdruck ist: wir reflektieren, wir spähen kollektiv umher. Keiner kann reflektieren, es sei denn als Glied des gemeinsamen Friedens. Der Ausdruck »Natur« schafft den Raum für innere Reflektion. Er bringt ins Gleichgewicht: den idiomatischen Ausdruck »Welt«, den das furchtsame Individuum gebraucht, und den gelehrten Ausdruck »Physik«, den die ganze Menschheit benutzt. Er macht mithin eine Arbeitsteilung möglich.

Diese fundamentale Dreiteilung der Gegenstände der Wissenschaft, die mit den drei Phasen ihrer Behandlung durch uns übereinstimmt, ist für alle wissenschaftliche Forschung der letzten fünfhundert Jahre gültig. Führen wir einige Beispiele auf:

Gott	– Deismus	– Theologie
Haushalten	– Moral	– Ökonomie

Zählen	– Rationalität	– Arithmetik
Heilung	– Medizin	– Biologie
Mensch	– Humanität	– Anthropologie

Ich selbst habe über die »Revolutionen der christlichen Welt« geschrieben. In diesem Fall schrieb ich in genauer Übereinstimmung mit Eddington. »Revolutionen« entspricht seiner »Natur«, »christlich« entspricht dem Worte »physikalisch«, »Welt« ist in beiden Fällen identisch. Oder man nehme:

Die Heilige Schrift	– Literatur	– Bibelkritik

Dieselbe griechische Wurzel kann verschiedenen Wissenschaften zur Namengebung dienen, aber dann erweist die Verschiedenheit ihrer germanischen und der lateinischen Vorgänger auch ihre tiefe innere Verschiedenheit. Man vergleiche etwa Psychologie und Psychoanalyse. Sie werden oft durcheinandergebracht, weil beide von der Psyche sprechen. Geht man zu ihren angelsächsischen und lateinischen Phasen zurück, so behandeln sie einen verschiedenen Gegenstand. Die Seele und die Person gehen der Psychologie voraus. Das naive Individuum glaubte an die Seele, die Person war das gemeinsame und gesellschaftliche Problem, der Psychologe untersuchte die an die Stelle der Seele und der Person von ihm gesetzte Psyche. Die Psychoanalyse aber hat es nicht mehr mit Seele und Person zu tun. Denn diese waren als selbständige Existenzen aufgefaßt, wie die Psychologie sie versteht. Was aber der »Psyche« der Psychoanalyse voraufliegt, ist nicht mehr selbständig. Die Menschen, die sie analysiert, sind nämlich Bruchstücke; ein hilfsbedürftiges, ein widerspenstiges, selbstbewußtes Menschenkind sucht Rat. Die Reihenfolge »Ratlos – Ego – Psychoanalyse« wird bei dem psychoanalytischen Patienten erprobt, der etwas zurückhält. Ich finde daher die beiden Dreiheiten »Seele – Person – Psychologie«, wie auf der anderen Seite »Ratlos oder Sünder – Ego – Psychoanalyse« besonders einleuchtend. Eine andere Triade ist »Volk – Sozialismus – Massen«. Hier hat das griechische »Masse« nicht seinen Namen

einer Wissenschaft gegeben, aber es ist die Triebfeder der halb griechisch getauften Soziologie. Sogar die volkstümliche Form der Wissenschaft gehorcht noch unserem Gesetz. Eddington könnte ein sogenanntes populäres Buch über die »Geheimnisse des Universums« geschrieben haben. Aber sein Verleger würde es dann doch verkauft haben, indem er auf den Umschlag setzte: »Von dem Nobelpreisträger und großen Physiker«. Mit anderen Worten: selbst noch die Tarnung unseres Gesetzes schafft es nicht ab. Das Buch wird verkauft, weil der Autor den griechischen Namen »Physiker« hat. Miß Mead mag schreiben: "And keep your powder dry." Aber sie verkauft ihre Weisheit über die Menschheit als gelehrte Anthropologin. Noch hinter dem empörendsten Jagen nach schlagkräftigen Titeln zeigt sich der solide Glaube der Gesellschaft erstens an ihre Wissenschaftler, zweitens an ihre Gemeinschaft mit ihnen und drittens an ihr eigenes Sprachreich: der »Physiker« (erstens) schreibt über die »Geheimnisse« (drittens) des »Universums« (zweitens).

Unsere Beobachtung der drei Phasen stellt den wissenschaftlichen Prozeß in das historische Reich einer dreidimensionalen Zeit mit einer Zukunft, die frei von der Vergangenheit ist, einer Gegenwart, die, durch Glauben geschaffen, täglich wird, und einer Vergangenheit, die rücksichtslos untersucht werden darf. Dies gibt die erste Erklärung für die Anwendung der seltsamen Worte »unten« und »oben«, »höher« und »überlegen«. Niemals hat jemand zu zeigen versucht, wie dieser »Aufstieg« von unten nach oben erreicht wird, weil niemand auf die Notwendigkeit einer Umwendung geachtet hat, einer Umwendung von der Menschheit zur Anthropologie, vom Feuer zur Pyrotechnik. Man höre die Musik Wagners beim Feuer um Brünhild. Die Oper versucht das wilde Feuer, »unter« dessen Eindruck wir in Furcht gehalten werden, nachzubilden. Wissenschaft auf der anderen Seite ist Pyrotechnik, die »von oben« auf das Feuer herabsieht, es handhabt und bändigt. Unser Glaube an die Künste und Wissenschaften erkennt beide Zustände des Geistes als zueinandergehörig an. Eins bringt das andere unablässig hervor,

oder das Leben stirbt. Die Schwäche von Eddingtons Buch ist, nebenbei bemerkt, daß er diese Wechselwirkung von Kunst und Wissenschaft überhaupt nicht versteht. Er hat eine statische und logische Konzeption der beiden Zustände des Geistes. Kunst und Wissenschaft bedingen aber einander; er läßt das außer acht. Die Welt liegt vor uns, die Natur ist mit uns, die Physik liegt hinter uns. Und wer ist dieses »Uns«? Es ist das ewige Geschöpf Mensch, das in jedem Augenblick der Geschichte fähig sein muß, von der Wildnis in Schrecken gesetzt zu werden, sich zu einem Kreuzzuge umzuwenden und den Fachleuten Arbeit zuzuweisen. Wenn wir überhaupt zu leben wünschen, müssen wir die dauernde Wechselbeziehung zwischen allen drei Zeitformen zulassen. Die nächstkünftige Wissenschaft unter diesem Gesetz wird eine Wissenschaft der Kriege werden müssen. In der Tat würde der seelenlos sein, der nicht sagen könnte: »O Weltkrieg, Erster Weltkrieg, Zweiter Weltkrieg und jetzt um Himmels willen Dritter Weltkrieg, o Zerstörung, o Atombomben, laßt uns mit ihnen nicht fortfahren! Komm zu unserer Rettung, Natur des Krieges selbst! Wende dich um!« Denn ist die Natur des Krieges anders als der Brudermord in allen von uns, dieselbe Streitbarkeit, die mich durch diese Schrift kämpfen ließ? Kriegszustand, Kampf, Vatermord, die bis dahin ihr Spiel mit uns trieben, sollten sich deshalb wieder mit uns ver-ein-igen und durch eine Wissenschaft von der Polemik im Kampfe gegen den Krieg unser Werkzeug werden. Ja, wir sind Brudermörder. Krieg, Fratricidium, Polemik können sehr wohl die nächste Dreiheit auf dem Wege zum Fortschritt sein. Wenn es sich so verhält, würde es nur dadurch eintreten, daß wir nicht den äußeren Krieg vermieden, sondern unserer eigenen Kriegslust gegenüberträten. Der Völkerbund und die Vereinten Nationen waren und sind hilflos, weil sie Krieg als Krieg austreiben, ohne jemals aufzuhören und sich vollständig umzuwenden. Jede Nation verleugnet ihre eigene Kriegslüsternheit und nennt sich selbst friedliebend. Sie ist deshalb äußerst vorwissenschaftlich und religiös. Sie alle haben noch nicht die Triade des Fortschritts

aufzuweisen, sondern erst die Dyade von Krieg und Frieden. Sie erschrecken panisch vor dem Krieg. Sie wollen Pazifisten sein, aber sie bekennen ihre eigene Natur nicht als polemische. Und so muß sich ein dritter großer Brand ereignen. Derjenige, der sich nicht erst der Tatsache stellt, daß Kain in seinem Herzen ist, kann sich niemals zur Politik, Frieden zu schaffen, erheben. Die Wissenschaft von Krieg und Frieden entwickelt sich nicht natürlich. Wissenschaft ist ein unnatürliches Sich-Erheben zur Notwendigkeit, zu einer in der Not gemeinschaftlich geglaubten Lösung.

Und die einmütige Stimme der Geschichte ist auf unserer Seite. Die Alten wußten um den Schwellenwert der Kontemplation. Und ich will nun den guten Eindruck aufs Spiel setzen, den ich vielleicht, soweit ich ein Denker bin, gemacht habe, indem ich das heidnische Gebet griechischen Ursprungs vorlege und erläutere, welches vierhundert Jahre vor Christus und siebenhundert Jahre mehr jährlich für die Befriedung der Stadtgemeinde Roms gebetet wurde. Es ist »vorwissenschaftlich« in den Augen der Physiker, aber es steht auf jener Schwelle, über die für eine künftige »Polemik«, für eine Wissenschaft vom Krieg noch heute der Weg gehen würde. In diesem Gebet flehen die Arvalbrüder um Abwendung von Pest, Seuche, Durst zu dem Gott Mors, dem Tode, zu Mars. Man braucht mich nicht daran zu erinnern, daß die Kluft zwischen ihren Gebeten und der modernen Wissenschaft tief ist. Zugegeben, daß es so ist – einen Punkt, den wichtigsten Punkt, den der moderne Mensch wieder finden muß, haben sie und wir gemeinsam: sie wußten und vollzogen die Umwendung als eine Gruppe, den so wichtigen Schritt, vor dem unsere routinierten Wissenschaftler, unsere routinierten Frömmler und unsere routinierten Politiker zurückschrecken. Durch diese Wendung schuf ihr Glaube den Weg in eine freiere und bessere Zukunft, ebenso wie Faradays Glaube seine 16041 Experimente schuf. Verschmäht nicht, auf die Ähnlichkeit zu schauen! Unsere ganze Universitätserziehung nach diesem Krieg wird schal sein, wenn wir nicht unsere Humanität als eine

Gruppe bekennen, die sich wenden muß. In der Physik oder Chemie kann der einzelne im Laboratorium stehen und ist trotzdem seiner Solidarität mit den Fachgenossen gewiß. Aber in der »Polemik« muß die Solidarität derer, die sich gemeinsam umwenden, die zusammen sich auf ein Leid hin wandeln, ausdrücklich proklamiert werden [1].

Der Text des Gebetes ist einfach. Jedes Element wird dreimal wiederholt. Die Mitte wird eingenommen von dem abrupten Vers, in dem der Gott aufgefordert wird, sich umzuwenden. Bislang nämlich führt er, Mars, die Angriffe aller bösen Mächte gegen die Grenzen der Stadt. Gerade er soll zum Heilsbringer werden. Wie kann der Gott bekehrt werden?

Nun, er wird angefleht: »Springe auf unsere Schwelle, stehe dort fest.« Wenn diese Umstellung oder Neuaufstellung vollführt ist, werden die Übel zu gesegneten Elementen des Wohlstandes werden. Und nun ist der Gott für die, die er einst erschlug.

Eine verhängnisvolle und unheilvolle Macht außerhalb ihres Gesichtskreises, größer als sie, der Herr des Todes, wird beschworen. Indem sie ihn beim Namen nennen und ihn analysieren, fühlen sie, daß sie ihn zu einem gewissen Grade bereits auf ihre eigene Seite gezogen haben. Derselbe Mars, der kurz zuvor noch auf ihre Felder als der Verwüstende herniedersprang – »ferus« ist das Wort für die wilden Tiere – hat den Römern nun etwas von seiner eigenen Wildheit gegeben. Das ist die Bedeutung ihres Triumphgesanges. Auf der anderen Seite hat er in diesem bedeutungsvollen Akt seine Richtung gewendet und schaut nun von ihrer Schwelle nach außen, während er zuvor von draußen gegen sie nach innen losgefahren war. Der Tod wird also zu Mars, und Mars wird Triumph.

Nicht durch Mitgehen mit den natürlichen Tendenzen oder Strömungen erfassen wir je die Aufgabe der Stunde. Das Modewort

---

[1] Die Formel für die Sozialforscher habe ich in dem »Geheimnis der Universität« S. 97 ff. als ›Respondeo etsi mutabor‹ formuliert. Jetzt bin ich bereit, ›Respondemus etsi mutabimur‹ zu sagen: Dieser Satz der grammatischen Methode löst den Cartesischen Irrtum des »Cogito ergo sum« ab.

»natürlich« meint ja das Gesetz der Schwerkraft, d.h. des Verfalls: Denn entwickeln heißt verfallen. Hingegen wird im Laboratoriumsexperiment eine »natürliche Bedingung« abgeändert und durch diesen Eingriff kommt das Wertvolle zustande, was Forschung zu entdecken vermag. Das Unnatürliche, die Wendung einer mutigen Kameradschaft erhebt uns zu der Aufgabe der Stunde. Wir schaffen einen Wechsel in der Welt, sooft wir es wagen, halt zu machen, und eines Weltbestandteils Anteil an unserer eigenen Natur einzugestehn und umzubenennen. Krieg zum Beispiel treibt uns, Panik jagt uns, Kriegslüsternheit ist ein Element unseres Daseins, besonders in vielen Pazifisten. Kampflust ist ein Element in jedes Lebewesens »Natur«, das wir zum Guten oder Bösen wenden können. Es ist indifferent zu moralischen Urteilen. Gelingt es nun einer Gruppe, einen solchen »blinden« Trieb, der freilich selber nicht blind ist, sondern nur von uns Blinden, zum Beispiel von der Pazifistin, nicht gesehen wird, gelingt es, ihm einen latinisierenden Namen zu geben – ich erinnere an das Wort »Komplex« – und ihn damit aus dem Weltstrom auftauchen zu sehn, dann werden wir frei, ihn zu handhaben.

Der Unterschied zwischen Krieger und Militär ist da lehrreich. Das Militär war ein sachlicher Apparat, dem die Juristen sogar Beamtenrecht zudenken wollten[1]. Die Krieger, die haben den Volkscharakter geändert. Ein Kriegervolk im Herzen Europas – damit mußte es vorbei sein. Denn Krieger sind nicht wie das Militär manipulierbar. Sie sind blinde, sich selber nicht mehr von außen ansehende Natur, eine Rückfallerscheinung. Die Latinisierung der kriegerischen Haltungen durch »Militär«, Soldat, General, errichtet eine Schwelle des Bewußtmachens. Es bedarf immer eines Wechsels des Geistes, um eine solche Schwelle mitten in den Strom unseres inneren Lebens einzubauen. Glaube, das heißt, die Kraft, der Zukunft über die eigene Dummheit und Schlechtigkeit hinweg Raum zu schaffen, operiert durch

[1] Dagegen habe ich in einer akademischen Festrede geeifert: Kriegsheer und Rechtsgemeinschaft, Breslau 1932.

Sprache. Durch sie kann jeder Teil blinder Erfahrung einsichtig werden. Sobald wir nämlich zueinander zu sprechen wagen, da wo bisher das elend feige »Aber so was sagt man doch nicht« oder »So etwas sagt kein deutscher Mann« oder eine ähnliche gottverfluchte Redensart uns gejagt haben, wird der Schutthaufen des »Wir«-Geredes, wird die süße Pöbelhaltung unseres inneren Schweinehundes durch ein Gespräch ersetzt, in dem jeder von uns etwas anderes sagen darf. Als aus den Landsknechten der Miles Perpetuus, das Militär hervorging, änderte sich das Verhältnis des Heeres zur »Bevölkerung«. Das neue Wort macht, daß die Hörer sich beruhigen. Der Drache erregter Masse, auf das Zauberwort hin, leckt unsere Hände.

Aber es muß echter, wahrer Zauber sein. Weshalb leugnen die Gebildeten, daß wir zaubern sollen und zaubern dürfen? In einer ergreifenden, tiefgreifenden seelischen Erschütterung wird das neue Wort erhoben und hochgehoben. Das echte Zauberwort ist also keine logische Deduktion. Es ist ein Glaubensakt, weil wir in ihm uns unsere Teilhabe an einer Eigenschaft des Gespensts uns selber eingestehen. Diese teilweise Identifizierung mit der Welt in Ausdrücken wie »Natur«, mit Gott in »Gottheit«, mit materiellen Interessengruppen in »Arbeit«, mit Krieg in »Vatermord«, mit Sündigen in dem aufgeblasenen »Ego« von uns allen ist der kühne sittliche Akt in der Tiefe jeder Wissenschaft. Die Wissenschaftler müssen ihren Studenten sagen, daß jede nächste Wissenschaft aus Glauben kommt. Und kommt es nicht zur nächsten Wissenschaft, dann werden alle bisherigen auch verwelken.

Dort, wo wir uns noch nicht umgewendet und unsere eigene wahre Natur wieder zugelassen haben, stehen wir noch der Zerstörung äußerlich gegenüber. Weil die Physik weit fortgeschritten ist, haben wir Schwierigkeiten, zu verstehen, daß ihre Geburt in derselben emphatischen Art vor sich ging, mit einem Sprung des ganzen Menschen, Körper und Seele, aus dem Druck der Welt heraus, wie sie damals, um das Jahr 1600, war und aussah. Wahnsinn, Kriege und Degeneration um uns warten noch

auf ihre Physik. Und wir müssen beten, daß die Stäbe der älteren Wissenschaften uns helfen werden, das sittliche Mark und die religiöse Intensität, die einst den Aufstieg der Physik brachten, wieder in uns bereitzustellen.

Der Fortschritt der Wissenschaft ist nicht abhängig von dem wahnsinnigen Gespräch über die Atombombe, sondern vom Fortschritt eines vernünftigen Gebetes. Bevor wir nicht der Natur des Krieges gegenübertreten, legen wir die Lehre falsch aus, die in dem Fortschritt verkörpert ist, welcher uns von der Welt zur Natur und auf die Physik geführt hat. Diese religiöse Intensität ist noch einmal reflektiert in der wirklich grundlegenden Triade des Buchtitels »Die Natur der physischen Welt«. Deshalb ist dieser Buchtitel ein verjüngender Akt in der Geschichte der Physik. Er stellt sie in ihrem ganzen Umfang so hell vor uns hin, daß wir uns auch ein Herz fassen können für eine Zukunft. Es waren eben keine Spezialisten, die Physik schufen. Sie retteten im Gegenteil die Vollprächtigkeit unseres Geschlechts. Denn seit am Kreuz der Name INRI in den drei Sprachen Hebräisch, Römisch und Griechisch zu lesen war, ist der Menschheit nie mehr verstattet worden, zur Einsprachigkeit abzusinken. Dreieinig ist die schöpferische Sprachkraft des Geschlechts. Vom Volk zum Staat und zum Planeten geht sein kirchlich-weltlicher Verwirklichungsweg.

Es ist kein Zufall, daß wir in den drei Worten Volk, Staat, Planet, drei Sprachbereiche in Anspruch nehmen.

Volk ist fränkisch, Staat, stato, lateinisch, planetes gelehrt – griechisch. So leben wir verschieden, je nachdem von einem der drei die Rede ist. Mir ist es beschieden worden, den Stromkreis griechisch, deutsch, lateinisch, griechisch gerade an dem deutschesten Worte, eben dem Worte »Diot« und seinem Adjektiv »deutsch« aufzudecken. Die Kirche, die aus dem griechischen Geist sprach – das Neue Testament, das Wort Kirche selber sind griechisch – gab auch dem fränkischen Reichstag zuerst den Namen. Er hieß Synode! Als die Franken sich Byzanz ebenbürtig fühlten, verschwand Synode. Deutsch kam auf und lebt in

englisch »Diet« für den deutschen Reichstag heute noch. Die Deutschen selber aber griffen zu Curia. Und im Zeitalter der Demokratie schloß sich der Ring der Vergriechung in lustigem Mißverstand, wie meine Schrift »Frankreich – Deutschland« dargelegt hat. Die nationalen Sprachwissenschaftler leugnen solche Kreisläufe durch die verschiedenen »Sprachen« hindurch und so verfehlen sie die Deutung sogar ihres eigenen Volksnamens »Deutsch«.

In die Mitte, halbwegs, muß jedesmal, zwischen volksmäßiger Eingesenktheit und technischer Beherrschung, die Erhebung der Gemeinschaft treten, die das Recht hat, Fachleute zu delegieren, die also das Recht hat, kehrt zu machen, um ein Unheil zu wenden.

Wer aus seiner Natur nicht herausbrechen kann, ist weder ein Mensch noch ein Volk. Wenn er es aus Liebe zu seinen Nächsten tut, ist er ein rechter Mensch. Und dann spricht er eben erst im vollen Sinne, weil er für die Geliebten mitspricht.

5. Das Carmen Arvale der Römer

Gebet des Priesterchors
der
Römischen Feldmark an den
Herrn Mar oder Mars[1]

I

Unsrer Feldflur Geister, rettet!
Unsrer Feldflur Geister, rettet!
Unsrer Feldflur Geister, rettet!

[1] »Mars ist die Macht, Schaden zu tun und abzuwenden.«
W. W. Fowler, The Religious Experience of the Roman People, 1933. Siehe ferner Eduard Norden, Acta Regiae Societatis Humaniorum Litterarum Lundensis XXIX (1939), 107–280, und über Mars als Nachfolger von Horus und Seth meine »Vollzahl der Zeiten« (= Soziologie II) S. 185 ff. und »Das Geheimnis der Universität«, S. 207 ff.

II

Daß nicht Pest, nicht Einsturz, Mar, Mar, mehr und mehr des Volks vernichte!
Daß nicht Pest, nicht Einsturz, Mar, Mar, mehr und mehr des Volks vernichte!
Und an Pest und Einsturz, Mar, Mar, seis genug für alles Volk.
Sei gesättigt, Wildling Mars, aufgebunden unserer Schwelle, steh am Ort, am Ort.
Sei gesättigt, Wildling Mars, aufgebunden unserer Schwelle, steh am Ort, am Ort.
Sei gesättigt, Wildling Mars, aufgebunden unserer Schwelle, steh am Ort, am Ort.

Deine zwölf Elemente:
Meltau und Fruchten
Zerfall und Schutz
Pest und Heil
Schrecken und Regiment
Überfall und Abwehr
Schonungslosigkeit und Treue
sollen unsere Zwillingsgruppen im Wechselchor anrufen.

Deine zwölf Elemente:
Meltau und Fruchten
Zerfall und Schutz
Pest und Heil
Schrecken und Regiment
Überfall und Abwehr
Schonungslosigkeit und Treue
sollen unsere Zwillingsgruppen im Wechselchor anrufen.

Deine zwölf Elemente:
Meltau und Fruchten
Zerfall und Schutz
Pest und Heil

Schrecken und Regiment
Überfall und Abwehr
Schonungslosigkeit und Treue
sollen unsere Zwillingsgruppen im Wechselchor anrufen.

III

Dies geschehen, o Mar Mars rett uns!
Dies geschehen, o Mar Mars rett uns!
Dies geschehen, o Mar Mars rett uns!

(Damit ist der Gott in uns eingetreten. Wir rufen ihn nicht mehr. Er spricht nunmehr aus uns in dem Rufe:)

»Triumph, Triumph,
»Triumph, Triumph,
»Triumph, Triumph,«

6. Wissen der Laien und Glaube der Forscher

Unsere Wissenschaften funktionieren in einem dreizüngigen Sprachnetz. In der höheren Grammatik dieses Sprachnetzes gelten andere Gesetze als in der Schulgrammatik.
Das erste neue Gesetz dieser Hochgrammatik lautet: auch Substantiva sind Zeitworte.
Welt, Natur, Physik und Krieg, Militär, Strategie sind Zeithauptworte, weil sie dem, der an sie herantritt, die Verschiedenheit der Phase bezeichnen, während derer er jeweils mit ihnen zu tun hat.
Dies Gesetz gilt für alle romanisch-germanischen Sprachen. Es ist ihrer höheren Grammatik eingeschrieben. Daher kommt es, daß der scheinbar sinnlose Buchtitel »Die Natur der physischen Welt« guten Sinn hat. Daher kommt es überhaupt, daß entgegen der Ansicht der Naturforscher Buchtitel große geschichtliche Bedeutung haben.
Die Möglichkeit, aus Hauptworten verschiedener Wurzel eine Tempusfolge zu konstruieren, stammt aus der Kirche. Die von

Todesangst erfüllten Heiden lernten die ruhige Betrachtung der Welt und ihrer Dämonen und Zauber im Schutze der lateinischen Kirchengemeinschaft. Als Kirchenvolk zusammengeschart konnte man die unheimlich verzauberte Welt gemeinsam seelenruhig anschauen. Weil dieser Vorgang von den Neuheiden Europas vergessen wird, werde ich ihn in der Analogie der »Sprache Amerikas« nach dieser Analyse der »Natur der Physik« neu in Erinnerung bringen. Von da war es ein weiterer Schritt, Glieder der Gemeinde mit der Meisterung dieser oder jener Teilwelt (physisch, staatlich, juristisch, psychologisch) zu betrauen.

Um das Aussenden neuer Wissenszweige in Gang zu halten, muß also unsere Gesellschaft den Widerspruch festhalten, auf dem sie ruht. Es gibt nur eine Welt, als des Einen Gottes Schöpfung; es gibt zahllose Teilwelten, als der vielen Fachleute Tummelplätze. Dort, wo die Schöpfung in ihrer unangetasteten Einheit über uns ragt, dort gilt die Einheit. Dort, wo sie unter uns liegt, bemeistert und erfahren, dort gilt die Mehrzahl vieler Fachwelten.

Daher darf ein Kind nichts von Fächern hören, und daher vertäuben sich die vielen Fächerleute, die »Fachleute« eben, gegen die Einheit der Schöpfung. Es besteht hier ein Widerspruch zwischen Glauben und Wissen. Aber er ist anders angeordnet als die alte Einteilung dieser beiden Mächte. Von 1100 bis 1950 heißt es, daß die Religion Glauben, die Weltweisheit Wissen mitteile.

Wir haben einmal diese trivial gewordene Einteilung umgekehrt. Wir haben unserer Untersuchung nämlich das Wissen des Glaubensvolkes und den Glauben der Forscher zu Grunde gelegt. Wir fanden, daß der Mensch in uns allen weiß, daß es nur Eine uns berufende Schöpfung gibt, aber die vielen Forscher in uns allen glauben, daß es viele Welten zu bearbeiten gebe. Wir, die Menschen, die wissen, lassen uns selber den Spaß, als Fachleute an viele Teilwelten zu glauben. Denn da wir es längst besser wissen, bleiben ihre gelehrten Glaubensspiele un-

gefährlich für die Einheit der Schöpfung. Der Eddingtonsche Buchtitel ist ein klassischer Titel. Denn er rüttelt nicht an der Wahrheit, daß es eine einzige Schöpfung gibt, innerhalb derer beide, die Physiker und ihre physische Welt, ungespalten ruhen.

Hingegen ein Titel wie Haeckels »Welträtsel« bringt Gefahr. Denn hier wird dem Laien jene weite Trennung, die zwischen Reihenexperiment und dem einzigartigen Auftreten Haeckels selber oder eines Michael Faraday klafft, schon durch den Titel »Welträtsel« weggezaubert. Dieser Titel ist ja einsprachig; der Zoologe, der Professor Dr. Haeckel ist da im Urwald der deutschen Einsprachigkeit verschwunden. Der Leser denkt, Haeckel spreche mit ihm deutsch, und in Wahrheit wird er lateinisch eingeseift und griechisch über den Löffel balbiert. Hätte Häckel eine »Metaphysik der Rätsel in der Natur« geschrieben, so hätten die Leser keinen Monistenbund gegründet! Man vergleiche Karl Marxens »Kapital«. Das ist ein redliches ökonomisches Buch. Denn es gibt von Anfang bis zu Ende seine Dreisprachigkeit offen zu.

Es schien niemals leicht, zwischen Fachwissenschaft und Köhlerglauben den Ausweg zu finden. Unsere Untersuchung zeigt, daß die Schwierigkeit nicht dadurch behoben wird, daß wir von den Köhlern ihren Glauben und von den Forschern ihre Fakten beziehen. Der umgekehrte Versuch scheint lockender, den Köhlern ihr beträchtliches Stück Wissen, den Forschern ihren ungeheueren Kredit an Glauben zu entnehmen.

Das hat auch einen praktischen Zweck. Die besten Männer lassen dem Glauben ihrer Jugend die Werke ihres Alters folgen. Auf diese Männer kommt es an. Die Atombombe muß zur Folge haben und hat schon zur Folge, daß gerade die Besten nicht mehr der Forschung Glauben schenken. Diese Forschung scheint außer sich geraten zu sein. Und es gibt solch außer Rand und Band geratenes Wissen heute zum Entsetzen jedes gottesfürchtigen Herzens; es ist zu einer Lawine angewachsen, die unser Menschendorf erschlagen will, wie Ramuz es schildert.

Der Glaube der Gelehrten und das Wissen des Volkes zusammen wären beträchtlich genug, die Abtrünnigen in Volk und Schule in die Flucht zu schlagen. Aber dazu müssen sie sich finden und einigen. Sie können das, wenn sie den kirchlichen Charakter unseres Wissens, den weltlichen Charakter unseres Glaubens verstehen lernen. Denn der Friedensschluß zwischen den Teilen unseres Geschlechts geschieht immer im Namen der unteilbaren Dreieinigkeit. Von Gott, Welt und Mensch dürfen wir nie in weniger als drei Sprachen sprechen, soll es zum wahren Frieden kommen, zu dem Frieden, in dem sich Menschen ungestraft den Luxus leisten können, sich vorübergehend in Körper und Geist zu spalten. Denn dies war das zweite von uns entdeckte Gesetz der Hochgrammatik: Körper und Geist, Es und Ich, sind grammatische Figuren der Seele, des Du. Du bist imstande, dich in Es und Ich, Leib und Geist zu polarisieren, um einen vorübergehenden Widerspruch in der Welt prometheisch zu beheben. Aber wehe dir, wenn du dich an diese beide Spaltungstendenzen so verlierst, daß du wähnest, du habest einen Körper und du habest einen Geist. Deine Niere ist so geistig wie dein Kopf. Dein Gehirn ist so leiblich wie deine Lippen. Gott züchtigt uns an unseren Nieren. Unsere Lippen preisen ihn. Der schrecklichen Idee der Aufklärung, unsern Anteil an unserm Schöpfer in den Kopf zu verlegen, setze ich den altägyptischen Satz entgegen: »Da ist keines meiner Glieder, das nicht das Glied eines Gottes wäre.« (Guide to Eg. Rooms of the British Museum 1924, p. 20, Payrus des Nebseni). In »Heilkraft und Wahrheit« habe ich zu dieser Lehre selber neues beigebracht. Polytheismus ist tausendmal wahrer als Deismus oder Atheismus.

Das dritte Gesetz besagt, daß die Modi der Grammatik und die Zeiten der Grammatik untrennbar zusammenhängen. Das Futurum kommt als Imperativ, die Gegenwart als Optativ und Konjunktiv, die Vergangenheit als Indikativ auf uns zu. Es macht die klassische Schönheit von Faradays Tagebuch aus, daß bei ihm Modi und Zeiten durchgehend so rein einander entsprechen.

Und das vierte Gesetz lautet: Die Namen, welche die Komputation der Naturwissenschaften amputiert, bilden das Kraftfeld, das die Hochgrammatik erforscht. Denn der Name erzeugt eine zeitraubende Spannung zwischen mindestens drei Sprechern. Ein Name fordert ja einen Rufer, der diesen Namen ausspricht; er fordert weiter Träger, einen Adressaten, der sich selbst so nennt, wie er genannt worden ist, und der fordert, daß wir unter diesem Namen den Träger anreden; und er drängt darauf, daß vom Träger auch in seiner Abwesenheit gerade unter diesem Namen die Rede sein soll. Descartes und Cartesius, Köpernigk und Copernikus, Faradays Ablehnung eines Adelsnamens sind einige bekanntere Belege. Der Rembrandt-Deutsche kam nie zu seinem Namen »Langbehn«. Mit Recht? Er hatte zu wissen geglaubt, daß sich mit Langbehn der tierische Ernst schlecht benennen ließ. Siehe Goethes Gedicht auf den Namen Klopstock. Die Spannung jedes Namens dauert daher zeitlebens. Denn bis ans Ende sorgen, grämen sich die Namensträger, drücken sich die Verantwortlichen hinter Decknamen. Wenn einmal alle den Menschen ins Gesicht und hinter seinem Rücken so nennen, wie er sich selber nennt, dann geht ein Leben zu Ende. Das Namenskraftfeld ist selbst ein Träger unseres Lebens, eine Kraft, die uns entweder am Leben erhält oder umbringt. Namen sind fürchterlicher Schall und Rauch, so fürchterlich wie ein Ausbruch des Ätna. Die höhere Grammatik hat es mit Namen zu tun. Weil diese Namen hochexplosive Stoffe sind, ist die neue Grammatik kein Spiel mit Worten. Das überläßt sie den logischen Positivisten. Sie ist die Lehre von der Politik und Polemik der Kräfte, die uns Menschen inkorporieren oder ausspeien.

DER TON DER ZWEITEN STIMME

Erstes Stück

JEAN CALVIN – *Eine Festrede*

»Er war ein Mann des Kampfes und des schöpferischen Geistes, ein Mann, der niederreißen und aufbauen konnte, ein Mann von so gewaltigem Denken, so erhabenem Gewissen und vor allem so großem Mute, wie ihn nur je die menschliche Rasse hervorgebracht hat.«

Dies sagte von Jean Calvin ein moderner Ungläubiger, ein Humanist.

Es ist barer Unsinn, denn die menschliche Rasse bringt nie etwas hervor. Ganz im Gegenteil, cette race maudite von Adam her ist selbst ein elendes Hervorbringsel der Erde, wenn Gott nicht ihre Glieder zu Sternen am Himmel umschafft. In diesem Sinne sagte Calvins erster Biograph, Theodor Beza, zu der Frage, warum wir sein Buch über Johannes Calvin lesen sollten: weil wir verdienten, in ägyptische Finsternis zurückgeworfen zu werden, wenn wir aufhörten, zu den Sternen emporzuschauen, die uns aus ihr herausgeführt haben. Nicht als Erzeugnis der Rasse oder Erde, sondern als ein Stern am Himmel, als ein Zeuge in der Wolke der Zeugen soll John Calvin hier heute zu uns sprechen mit seiner Übersetzung des Glaubens, wie sie die westliche Welt von 1536 bis 1564 beherrschte. Und laßt uns von deren Wiederübersetzung sprechen, um die sich in unseren eigenen Zeiten unser Freund Battles müht, den wir heute dafür grüßen.

Wenn ein Buch zum Leben kommt, so mit ihm sein Verfasser. Mehr noch als die meisten Bücher und Menschen sind Calvin und seine »Institutio« ein und dasselbe. Ein Mensch aus Fleisch und Bein wird in einen Stern am geschichtlichen Himmel verwandelt, indem er »Stimme« wird. In dieser Zeit werden seine

Stimme und seine Leiden für eine Weile Worte Gottes. Jede Generation bedarf einer solchen Stimme oder eines Chores von Stimmen in Gottes Heilsplan. Das könnten wir aus uns selbst wissen; aber aus lauter Wissenschaftlichkeit trauen wir oft unseren eigenen Erfahrungen nicht. Müssen aber nicht die Väter zu ihren Söhnen von ihren Begegnungen mit Gott sprechen? Das Buch Genesis ist aus einer solchen Erfahrung in den Generationen der Schreiber selbst verfaßt worden. Samuel, Saul, David, Salome: diese vier Generationen hatten ihre Stimme erhoben zu einem großartigen, schmerzvollen Quartett und stehen so vor uns bis auf den heutigen Tag. So überwältigend war diese Offenbarung für die Zeitgenossen, daß die ganze Bibel dieselbe Form eines Generationsgefüges annahm. Aus seinem Herzen wußte der Verfasser der Genesis, wie Gott die Welt erschuf, und so schrieb er die Schöpfungsgeschichte aus seiner eigenen Erfahrung: in sechs toledoth, das heißt in sechs Generationen, seien auch Himmel und Erde durch Gottes Wort erschaffen worden. Bisher hat freilich die Bibelkritik von diesem empirischen Ursprung des Pentateuchs nichts wissen wollen[1]. Aber wie könnte ich sonst vom 20. Jahrhundert sprechen anstelle von Myriaden von Sekunden? Die Bibel projiziert eigne Erfahrung rückwärts.

Calvin selbst sagt uns dieselbe Wahrheit; er schrieb: »Mit Recht setzt König David die Zeiten seiner Jugend in den Plural. Denn ohne Gott gibt es nur unzusammenhängende Zeitmomente.« Ich bleibe ephemer, solange ich nur selbst schwätze. Die kleinen Teufel vertun mich kleingehackt. Nur Gottes Gebote können Zeiteinheiten erschaffen, d. h. Epochen, Zeitalter, Generationen, Jahrhunderte, Äonen bedeuten in der Bibel »Ewigkeit«, nicht Zeitlosigkeit, sondern wörtlich die Wiederkehr der Epochen[2].

---

[1] Nur Benno Jakob (1934) in seinem meisterhaften Kommentar zur Genesis stellte die echten Beziehungen zwischen Samuel und den Königen und den Büchern Mose klar heraus. Genesis ist angewandte Empirie. Deshalb ist das Sechstagewerk unwiderleglich wahr.

[2] Der liturgische Text »Äonen der Äonen« ist fehlübersetzt. Siehe meine

»Blick in Dein Herz und schreib!« ist die Methode der Wahrheit; eben deshalb ist sie die Methode der Bibel.

Gott schafft die Epochen durch unseren Gehorsam. Calvin ruft aus: »Das erste ist, daß wir den Mund halten und nur Er spricht und daß wir die Ohren öffnen, ihn zu hören. Wir sind nur seine Organe und Werkzeuge.« Nur Gottes Wort schafft, was wir unsere Zeiten, unsere Epoche, unser Zeitalter, unser Jahrhundert nennen können. Wenn wir Gott sprechen lassen und hören und uns als seine Werkzeuge und Instrumente brauchen lassen, nur dann können die abgehackten Sekunden zu Stammbaumzeiten verschmelzen.

»Gott allein regieret und jedermann sei ihm untertan; kurz, daß es nur sein Gebot gebe, auf das zu hören sei, und keiner ein einziges Wort dazufüge.« (69, 446) Durch Jean Calvins Gehorsam regierte Gottes Wort eine Generation lang; es regierte am zweiten Tage der Protestantischen Reformation in der Form und Gestalt der Institutio, der persönlichen Frömmigkeit Calvins, demütig von ihm verallgemeinert zu: »Institutio Religionis Christianae«. Jede Generation ist ein Wort Gottes, eine Zeile von Gottes großem Gesang, und Calvin ist der Pentameter, wie Luther der Hexameter, in dem Distichon der Reformation.

Weil Calvin der zweite Vers war in Gottes Zweizeiler der Reformation, so wurde sein Buch an den König von Frankreich ein Werk wie das des heiligen Lukas, als er sein Buch seiner Exzellenz dem Baron Theophilus widmete. Luther war der große Gelegenheitsschreiber, der Sprecher und Schreiber des Kairos, der gegebenen Stunde, gewesen. Luther ist ein Tagebuchschreiber des Heiligen Geistes. Er brachte seine 95 Thesen heraus, weil der Ablaßkrämer körperlich und gegenwärtig an seinem Hause vorbeizog. Und Luther blieb der Mann der Stunde, des inspirierten Augenblicks der Tischgespräche. Hat er sich nicht dessen gerühmt, daß ihm das große Licht des »sola

---

Soziologie II, Die Vollzahl der Zeiten, 1958, S. 384 ff. Das Seltsame ist, daß die deutsche und die englische Übersetzung gleich fehlerhaft ist.

fide« (allein durch den Glauben), aus Habakuk II »auf dem Gang«, d.h. auf der Toilette, aufgegangen sei? Es bedurfte Calvins, um Luthers tägliche Glaubensperlen zu dem Rosenkranz eines Systems zusammenzubinden. Neidlos hat Calvin dem System den zweiten Rang zugewiesen. In bewegenden Worten beugte sich Jean Calvin den Wundern von Gottes Bestimmung, so daß Luthers Erfahrung dieses freien, offenen, überraschenden Heilsplans in dem System von Calvins Institutio seinen Schutz fand. Diese Demut weist Calvins Werk einen Platz außerhalb des Bereiches aller akademisch-scholastischen Bücher an. Calvin, dieser überaus erfolgreiche Systematiker, Prediger und Verfasser, ordnete seine Gaben bescheiden in den zweiten Vers des Zweizeilers, in die zweite Generation des reformierten Glaubens ein. Demütig schrieb er: »Nicht das übliche Predigen bekehrt. Gottes allgemeiner Plan und seine Fügung, durch die er seine Kinder anruft, *folgen keinem unabänderlichen Gesetz.* Er kann sich auch anderer Wege bedienen. Gewiß hat sich Gott mancher anderer Wege bedient, um dem Menschen auf ihnen wahres Wissen über seinen Schöpfer zu schenken, d.h. durch irgendeine Erleuchtung des Heiligen Geistes abseits von dem Mittel der Predigt.« Mit diesen Zeilen rangiert sich Jean Calvin, der Lehrer und unerreichte Systematiker, willentlich auf den zweiten Platz im Heilsplan, gerade wie Paulus, denn auch dieser, der größte aller Lehrer, hat ausgerufen: »Scio cui credidi!« (Ich weiß, wem ich mein Herz gegeben habe.)[1] Der Jesusknabe war weder ein Prophet noch ein Lehrer oder Rabbi. Aus diesem Grunde muß man nach Christus um alle Fachleute immer wieder einen Bogen schlagen, damit nicht Gott unaussagbar werde (dazu »Die Rasse der Denker« in Bd.I). Noch vor dem Ende dieser Gedenkstunde werden wir begreifen, daß Calvins bekannte Prädestinationslehre in gleicher Weise eine Verbeugung vor Gottes Heilsplan ist wie seine eben vernommene Weigerung, dem Predigen und Lehren ein irgendwie im voraus erkennbares

[1] Vgl. dazu »Heilkraft und Wahrheit«, Stuttgart 1951.

Monopol zuzubilligen. Sogar die Jesuiten sprechen heut von dem »Ungeplanten«[1], also von Luthers großer Entdeckung, die Calvin über die Schulmeisterei erhöht hat. Meist geht man über das Ineinanderspiel der sich folgenden Generationen des Geistes hinweg[2], wie man über das zwischen Petrus und Markus, Paulus und Lukas, dem hebräischen und dem griechischen Matthäus hinweggeht. Auch Luther und Calvin werden zusammengenommen als die Reformatoren, oder wir hören, daß Calvin ein bißchen später als Luther kam, und es ist ja richtig, daß die Institutio 19 Jahre nach den 95 Thesen geschrieben wurde. Als Zahlen sind 19 mal 1 wenig eindrucksvoll. Aber es ist dasselbe wie mit Hegel und Marx: nur 17 Jahre trennt Hegels größte Zeit von Marx' Kommunistischem Manifest. Trotzdem lebte Marx in einer anderen Epoche als Hegel. Calvin war von Luther und Melanchthon nicht durch 19 Jahre, sondern durch eine tiefe Kluft getrennt. Die Kluft zwischen Hegel und Marx war offensichtlich die proletarische Ernüchterung über die bürgerlichen Ideen, eine Ernüchterung, von der Hegel keine Ahnung hatte, die aber Marx heimsuchte. Die Kluft zwischen Luther und Melanchthon auf der einen, Calvin auf der anderen Seite riß auf in den Bauernkriegen von 1525 und den Wiedertäuferbewegungen, die ihren tiefsten Punkt in dem neuen Jerusalem der Münsterer Wiedertäufer 1535 erreichte. Bitte, machen Sie sich die folgende Tatsache klar: Calvin begann zu denken, zu formulieren und zu schreiben, nachdem die möglichen Grenzen und Mängel, die in der Reformation selbst lagen, deutlich wurden. Er schrieb nach dem von Luther so schrecklich angerufenen Eingreifen der Staatsgewalt.

Nicht wegen der bedeutungslosen äußeren Abfolge dürfen wir ihn als die autoritative Stimme der zweiten Generation bezeichnen. Freilich, die Humanisten denken von menschlichen Generationen in astronomischen Zahlen; aber in Gottes Geschichts-

---

[1] Advent 1963 hielt Karl Rahner, S. J., einen Rundfunkvortrag über das »Ungeplante im Glaubensleben«.

[2] Ausgezeichnet darüber Urs v. Balthasar, Apokalypse der deutschen Seele.

plan wird eine zweite Generation nötig, sobald die äußersten extremen Folgen des Neuen in der ersten Generation, die etwas in Lauf gesetzt hat, klar liegen. In diesem Sinne verkörperte z.B. der Gerichtspräsident John Marshall um 1800 die zweite Generation des Common Law in den neugeschaffenen Vereinigten Staaten. In diesem selben Sinne ist Calvin auch nicht mehr frei – wie es Luther war –, er kann nicht sprechen ohne Rücksicht auf die Schwärmer, Antinomisten, Wiedertäufer und all die anderen selbstsicheren Dogmatiker der Reformation. Calvin ist der Mann, die Stimme, die Kraft der zweiten Generation geworden.

Als Lutheraner, später aber Diakon in der Französisch-Reformierten Kirche in Frankfurt und seit einer Generation in den USA Mitglied einer Congregational Church hatte ich viel Anlaß, mich mit der Dialektik zwischen Luther und Calvin auseinanderzusetzen, und ich halte es für eine der noch nicht erfüllten Erfordernisse unserer Sonntagsschulerziehung, diese Dialektik als ein erbauliches Thema zu benützen. Gerade sie nämlich enthüllt eine immer bedrängende Crux unseres Glaubens. Unser Glaube ist ohne Sinn, wenn er nicht seine Glaubenssätze aus der Geschichte erhält. Die biblische Geschichte ist die Quelle unseres Lehrens. Calvin lebt voll und ganz in dieser Notwendigkeit, und eben insoweit er das tat, hat sein Werk das Maß und die Gestalt einer Inspiration erreicht. Dieser Cherub der Reformation fabrizierte keine Schulplattheiten. Er verlieh einer geschichtlichen Notwendigkeit Stimme; daher sollte sein Werk nicht abstrakt Institutio Religionis Christianae heißen; hier gibt Calvin Rechenschaft über seine eigene Frömmigkeit, in einer entscheidenden Stunde; es ist ein Stundenbuch, zeitentsprungen, nicht Schulstunden-bedingt.

Damit indessen kommen wir an die Grenzen der Selbstverständnis dieses Mannes. Er wußte nicht oder wollte nicht wissen, daß er einen Platz in der Geschichte innehatte. Er machte sich kleiner als er war. Er eröffnete sein Werk mit den irreführenden Worten: »Obwohl das Wissen von Gott und von uns selbst

wechselweise miteinander verbunden ist, verlangt die Ordnung rechten Denkens, daß wir zunächst von dem Wissen über Gott reden, dann darangehen, das Wissen über uns selbst zu behandeln.« Das ist die falsche Reihenfolge. Sie beeinträchtigt das ganze Werk und übrigens die ganze Theologie, da damit Gott weit weg von mir zu dem Gott des Aristoteles verallgemeinert wird. Sogleich werden wir Calvins berühmte und erschreckende Kapitel über die Prädestination als Folge seines Kotaus vor dieser althergebrachten, aber unbiblischen Reihenfolge des Lehrens zu erklären haben. Die Prädestinationslehre soll nämlich sühnen, was sein Griechentum verbrochen hat!

Man wagt noch immer unter uns, die göttlichen Mysterien per se, abgetrennt von Deiner, meiner, Adam und Evas, Johannes', Josefs und Marias, Luthers und Calvins Begegnung mit Gott zu lehren. Aber außerhalb dieser Begegnungen können wir gar nichts von Gott wissen. Weil Calvin sie absichtlich auszuklammern scheint, bedarf er heute einer Ergänzung. Glücklicherweise steht als Tatsache fest, daß er durch die Geschichte gebunden war. Calvin wurde durch die geschichtliche Krise herausgerufen, in die die Reformation hineingetrieben worden war.

Nun werden Sie williger sein, auf mein heutiges Anliegen zu hören, daß wir Calvin selbst als Übersetzer feiern sollten. Dabei mag für Sie die Übersetzung unseres Freundes Battles als die eines Originals, nämlich der Institutio des Johannes Calvin, erscheinen. Aber dem widerspreche ich. Die heutige Feier würde nichts als Sentimentalität sein, wenn wir nicht die Geschichte des Geistes als eine Folge von Übersetzungen ansähen[1]. Heute feiern wir die Wiederübersetzung von Calvins berühmtem opus magnum. Dieses Mannes geschriebenes Wort bindet dreißig Jahre, das christliche Leben einer ganzen Generation, zusammen. Wie Gott die Generationen von Himmel und Erde in sieben Generationen erschuf und dann den Menschen bildete, so erschuf er uns auch weiterhin als Generation; und er wünscht

[1] Band I, 809–810.

von uns, daß wir unsere eigene Zeit mit unserem Namen und unserem Glaubensbekenntnis versehen. Dem Siebentagewerk ist noch kein Ende gesetzt, dank Christus. Wir dürfen aus der Bibel wissen, daß unter dem Namen über allen Namen jede Epoche und jede Generation Gottes Wort übersetzt und für dieses Tun unter das Gericht, den Namensaufruf und Appell unseres Schöpfers kommt. Der Sohn darf die Schöpfungsgeschichte in eine zweite Woche hinein fortsetzen.

Die Schöpfungsgeschichte zerfällt also in die zwei Hälften: Gottvaters Hälfte; des Sohnes Hälfte. Beide durchwaltet der Eine Heilige Geist. Zu unseren Lebzeiten ist bekanntlich die christliche Zeitrechnung vielen Neuheiden unverständlich geworden. Man rüttelt an dieser Zählung so, wie schon die Französische Revolution eine neue Zeitrechnung versucht hat. Auch Theologen verstehen nicht mehr die genaue Entsprechung zwischen den Toledoth, den Generationen im Buch Genesis und im Evangelium Matthäus, und unsere Zählung »nach Christi Geburt«. Herr Toynbee hat diese ebenso abgeschafft wie Oswald Spengler. Aber christliche Theologie selber in ihrer unersättlichen fieberhaften Jagd nach Gleichberechtigung mit der heidnischen Wissenschaft hat die christliche Ära ausgehöhlt. Paul Tillich hat dem Herrn unserer Zeitrechnung seinen Namen aberkannt und nennt das Kind aus Nazareth »Jesus der Christ«. In unsere Rassewahn-beherrschte Zeit fällt damit ein schweflichtes, teuflisches Licht. Als ehrlicher Name gilt heut nur der angeborene Name. Daß unser Herr sich am Kreuz den Namen Jesus Christ ehrlich verdient hat, ehrlicher verdient hat als mancher seinen angeborenen Adelsnamen, das wird heut rund heraus geleugnet, von Karl Barth bis Tillich, von Bultmann bis Buber. Walter Lowrie hat mit Recht ein wunderschönes Schriftchen an Tillich gerichtet: »The Name which is above every name« (1951), auf deutsch: »Der Name, der über jedem Namen ist«, und zeigt darin, daß aller unser eigener Glaube umsonst ist, wenn sogar das Kreuz Jesus nicht seinen ehrlichen neuen Namen Jesus Christ hat erwerben können. Dann gibt es kein geistliches Volk,

nur Juden oder Heiden. Von dem heutigen Ansturm gegen die christliche Zeitrechnung her wird also Calvins Einrücken in eine Fortsetzerpflicht als eigene Generation praktisch bedeutsam. Eine Dogmatik, die ihr erstes Kapitel überschreibt, de Deo, geht falsch vor. Und diese falsche Reihenfolge der Dogmatik hat vermutlich mit dem Heidenansturm gegen unsere Ära zu tun.

Da wir aus tiefer Not zu Gott schreien, so muß diese tiefe Not am Anfang alles unseres Theologisierens einbekannt werden. Calvin hat die heidnische Denkanordnung, die nicht existentiell, sondern abstrakt vorgeht, zwar beibehalten, aber durch die Prädestinations-Lehre mit Luthers Glaubenserlebnis und dem Täuferschrecken verbunden.

Während Luther alterte und sein Leib schwächer wurde, wuchs der junge Calvin zu einem Namengeber der zweiten Generation heran, indem er Luthers Genie in eine dauernde Lehrmeinung übersetzte, ein wahrer Lukas eines wahren Paulus. Aber wenn dem so ist, muß alles geistliche Leben als Übersetzung angesehen werden. Obgleich wir wohl Übersetzungen ersten und zweiten Grades unterscheiden können, ist es dringender, sowohl die Institutio von 1560 wie die »Institutes« von 1960 als Übersetzungen zu begreifen. Könnte es nicht sein, daß irgendeine zukünftige Lehre des Heiligen Geistes mit dem Geheimnis zu beginnen haben wird, daß wir alle aufgefordert sind zu übersetzen von den Tagen Adams über die dreisprachige Kreuzesinschrift bis zu dem Jüngsten Gericht? Anstatt Originale von Übertragungen zu unterscheiden, ist es höchste Zeit, die sogenannten Originale selber als Übersetzungsversuche zu behandeln! Calvins Aufgabe war die Wiederübersetzung; denn der Heilige Geist ist der Übersetzer von Äon zu Äon.

Daher muß die »Institutio« die Grenze ziehen gegen alle Überklugheit und Über-Schlüssigkeit, gegen alle reine Vernunft. Wer übersetzt, bleibt eingetaucht in das Wasser des Glaubens. Unzählige Male wandte sich Calvin gegen das Denken aus Freude am Denken. Er verabscheute die Denkweise, wie sie heute der Quiz verkörpert; und um seine Keuschheit voll zu verstehen,

muß man sich schon zu der brutalen Wahrheit aufraffen, zu sagen, daß nichts die geistige Gesundheit in unserem Lande so mutwillig zerstört, wie das von jedem ungewaschenen Maul geforderte Recht, Fragen unehrerbietig wie Kirschkerne auszuspucken. In Kindern und Schülern wird die Neugier hochgepäppelt, die an sich nichts als ein wertloser Kitzel ist. Sie war sicher nicht Calvins Laster. Es ist schwierig, etwas über sein beredtes Schweigen und seine Zurückhaltung auszusagen. Als Faustus Socinus ihn mit Fragen drangsalierte, schrieb Calvin 1549: »Wenn Du noch mehr wissen willst, frage jemand anderen! Denn Dir wird es niemals gelingen, mich aus Begier, Dir zu antworten, zum Übertreten der Grenzen zu veranlassen, die von Gott unserem Gewissen gesetzt sind.« (13, 485) Mehr als einmal sind seine größten Erfahrungen in Stillschweigen gehüllt geblieben, wie bei seinen Entscheidungen, Frankreich zu verlassen, nach Straßburg zu fliehen und nach Genf zurückzukehren.

Ein Mann, der Calvin ähnlich war in Haltung und Schmerzen, hat jenes Geheimnis der zitternden Seele, die auch Calvin unendlich oft erfuhr, wie folgt beschrieben: »Wenn der Schrecken ihn faßte, trotz seines Sehnens Gottes Willen zu erfüllen, dann geschah etwas, das ihm das Eine gab, was not war: den entscheidenden Schub, den Zwang! Das milderte die Spannung. Über dieses Wunder schweigt der Mensch zumeist, obgleich wir es alle vielleicht einmal gespürt haben. Aber es verletzt den Stolz; der Mensch sucht seine Ehre im freien Tun. Indessen inmitten dieses Tuns widerfährt ihm ein Augenblick, in dem ihm all sein Menschenmut entfällt, einfach weil er all seinen Mut auf dieses Tun gesetzt hat. Wenn an dieser Stelle nicht der Schub oder Zwang dazu käme und zur Verwirklichung des Tuns beitrüge, würde dieses nie das Licht des Tages sehen. Aber dieser Zwang kommt. Der Mensch hat ein eingeborenes Recht, mit diesem Zwang beschenkt zu werden, ein Recht, das Gott anerkennt. Alles Gebet ist letztlich ein Gebet darum, daß die Freiheit unseres Willens von diesem Zwang gemildert werde. Aller Dank

gibt eben dafür Dank. Aber die Scham, die um alles Gebet liegt, hat ihren Grund in diesem mysteriösen Gegenspiel zwischen freier Wahl und Gottes entscheidendem Schub.«[1]

Es ist weise, sich dieser tiefen Zurückhaltung Calvins gegenüber dem Geheimnis seiner eigenen Gebete zu erinnern, wenn wir die Institution lesen. Das Werk und sein Verfasser sind viel gescholten worden wegen der Lehre, die Calvin selbst »schrecklich« nennt, der Prädestinationslehre. Ich weise so nachdrücklich auf diese Zurückhaltung hin in der Hoffnung, daß Sie die Leidenschaft Calvins für diese Lehre recht beurteilen werden mit Hilfe einiger Handreichungen, die ich nun anzubieten versuche: Calvin wußte, daß ein Werk wie die Institutio nur ein zweites darstellt, nämlich eine hinterher gebrauchte Umwandlung von Gehörtem, von Gebeten und Geboten in lehrbare Abstraktionen. Wie gering war das Gewicht solcher abstrakter Gedankengänge im Vergleich zu seinen täglichen Kümmernissen, Konflikten und Gefahren! Wie oft erst mußte er in lähmender Einsamkeit, in kraftlosem Nichtwissen versinken, die der Ausgang sind für jedes echte persönliche Gebet, jede Begegnung von des Menschen einzigartiger Seele mit dem Schöpfer, oder wie Calvin es sagt: »Für unsere Erwählung«. Im Gebet müssen wir erfahren, daß Gott nicht der Allmächtige heißt, weil er Sonne, Himmel und Erde erschuf. Er ist allmächtig, weil er all die mächtigen Gewalten der Trägheit, Feigheit, Gewohnheit, Eitelkeit, des Hochmuts, des Herkommens und der Gesetzlichkeit, die unsere Freiheit beeinträchtigen, in diesem Augenblick vernichten kann. Gott ist allmächtig nicht wegen der Pferdestärken seines Wirkens, sondern wegen seines Sieges über alle Gewalten in unserem kleinen ängstlichen Herzen. Diese ganz andere Allmächtigkeit war Calvin innerstes Erlebnis. Daher wußte er, bevor er Professor wurde – während es heute ein Professor anscheinend erst lange hinterher lernen muß –, daß die Sprache des Gebets die erste und fundamentalste Klaviatur der Seele ist und bleiben

[1] Franz Rosenzweig: Jehuda Halevy, 2. Aus. 1929, über das Gedicht »Zwang«.

soll. Die Tonarten von Furcht und Sehnsucht, von Anziehung und Abstoßung, von Einschmeicheln und Austreiben sind sprachliche Realitäten. Die Konjunktive des leidenschaftlichen Herzens sind wichtiger und realer, als die Zahlen der Mathematik und die Tatsachen der Physik. Die Kinder in unseren Schulen lernen alle eine falsche Logik; denn vollendete Logik müßte das gesamte Leben des Logos, des Dialogs Gottes mit uns auf unseren vielen Wegen durch diese Eine Schöpfung umfassen. Was die Schulen Logik heißen, ist nur ein lächerliches Bruchstück, ein Viertel von Gottes Vollzahl der Sprache. Erwähnt nicht die Logik, die in den Schulen des Westens gelehrt wird, nur die Sätze des Indikativs? »Zwei plus zwei gleich vier.« »Die Erde ist rund.« Aber der erste Quadrant des Universums des Gesprächs besteht aus Imperativen. Selbst dem Gebet gehen Befehle voraus, die gegeben werden oder denen gehorcht wird, wie: Komm, geh, steh auf, geh zu Bett, schaue in dich und schreibe, tolle, lege, wandere aus, werde Doktor, schweig! Calvin wurde nie müde, Stillschweigen zu gebieten. Gott erzwingt in seiner Gegenwart die höchste aller Lobpreisungen: Stillschweigen!

Als Norwegen sich von Schweden trennte, telegraphierte der große, sehr geschwätzige Dichter Björnstjerne Björnson dem neuen Premierminister Michelsen: »Nun heißt es zusammenhalten.« Er erhielt die Antwort: »Nun heißt es den Mund halten.« Das ist göttliche Logik, die unsre logischen Schulbücher nicht kennen und doch ist die Geltung dieser göttlichen Logik Voraussetzung für allen Gottesdienst und alles Gebet.

Das dritte Kapitel der göttlichen Logik umfaßt die Frömmigkeit, das dankbar Gedenken. Wir denken an, wir sagen aus und sprechen von den Berichten der göttlichen Gnadentaten, der menschlichen Tollheiten oder von den heldischen Menschen, die Gottes Gnade verkörperten. Das bedeutet, daß wie Befehl oder Gebet so auch die geschichtlichen Berichte noch der Mathematik und den Wissenschaften vorangehen. Die Sätze der Physik sind vierten Ranges in Hinsicht auf ihre Lebenswichtigkeit. In sei-

ner Institutio gebraucht Calvin die packende und letztlich unübersetzbare Redewendung »meminerimus« – »dann werden wir zu erinnern haben« –, wenn er verspürt, daß die Geschichte gegen wissenschaftliche Logik geschützt werden muß. An dieser Stelle sehen wir Calvins Dilemma. Er schrieb nach den Orgien der Schwärmer und mußte vorwärts schreiten in das Feld des Lehrens. Lehren aber gibt es nur aus Fürsorge für den vorgeschichtlichen Menschen. Ich sage ausdrücklich: vorgeschichtlich. Die neuen, die nächsten Generationen, die Laien, das Volk, die Kinder müssen durch das Lehren gewonnen werden, für die schon erkämpften Wahrheiten des Heeres der Gottesstreiter. Lehren muß logisch sein in dem engeren Sinne bloßer Logik, weil die Laien prähistorisch sind; Die Schüler stehen diesseits von erfahrener Gesetzgebung, erfahrener Leidenschaft, erfahrener Geschichte, das heißt diesseits der Vollzahl des Logos Gottes. Weil Sie, liebe Zuhörer, von mir erwarten, daß ich Ihnen den Logos von Gottes Geboten an Calvin, von Calvins leidenschaftlichen Gebeten, die Logik seiner leidvollen »Lebensgeschichte« in die prähistorische Logik dieses zentralgeheizten Klassenzimmers übertrage, muß ich schließlich hier auch im Indikativ zeitlosen Denkens, abstrakter Wahrheit, des »2 plus 2 gleich 4« sprechen. Im wirklichen Leben ist zwei und zwei niemals vier. Da wir einander Opfer zu bringen haben, kann auch der geringste Lebensvorgang erst beginnen, wenn wir den Satz »2 und 2 ist 4« aus dem Fenster geworfen haben.

Und jetzt werden Sie soweit sein, Calvins Aufgabe in seiner Institutio recht zu beurteilen. Unsere Schüler lernen, daß Calvin von 1509–1564 lebte, daß er die Kirche in Genf reformierte, daß sein Buch noch gelesen wird und nun von Ford Lewis Battles wieder übersetzt worden ist. Sie verstauen das unter dem Druck unserer mechanistischen Gegenwartswelt zusammen mit all den anderen Tatsachen. Selbst das Wetter behandeln sie als einen rein objektiven Tatbestand. Während ich doch die Freiheit habe zu rufen: »Was für ein schöner Tag!« oder »Was für eine scheußliche Jahreszeit!«, wollen sie sich am liebsten auf Me-

teorologie beschränken und nur die indifferenten Indikative des Wetteransagers »der heutige Wetterstand liegt um den Nullpunkt« wiederholen. Wie kann Calvin diese toten Seelen lehren? Wie kann man zu diesen fürchterlichen Bengeln und Quizfans reden, die immer auf Anregung von außen warten, sinnlos darauf los antworten und voller Stolz auf ihre Erfolge im Quiz sind? Das war Calvins Dilemma, wie es unseres ist; und dort liegt meiner Meinung nach die Erklärung für seine Prädestinationslehre. In seinem Werk scheint er sie oft an den Haaren herbeizuziehen, und der milde Phillip Melanchthon, von Natur ein Lehrer, klammerte diese ganze Lehre aus. Aber Calvin war, wie wir gesehen haben, ein Lehrer aus Über-Natur, aus Geschichte, aus Gottes Anruf, also das Gegenteil des geborenen Lehrers Melanchthon, damit er in einem Lehrbuch seine lebendigen Erfahrungen der Jahre 1517–1536 befestige. Mit seiner Prädestinationslehre projiziert Calvin die drei anderen Viertel der Logik: Befehl, Gefühl und Bericht in das vierte Viertel der philosophischen Logik. So vernichtete Calvin kraft der grausamen Art, mit der er Gott seine Befehle in absoluter Freiheit geben läßt, die abstrakten zeitlosen Gesetze, die wir wissenschaftlich ableiten. Prädestination brachte in die Welt der Gehirnfatzken wieder das verborgene, wunderbare, das blutlebendige der Wirklichkeit, das Gottvertrauen. Calvin fürchtete eben diese Welt; er fürchtete Schüler, die niemals das Zittern lernen würden, wie er gezittert hatte, als Farell ihm fluchte und Gott einzugreifen flehte, wenn Calvin nicht der Reformator des störrischen Genf würde. Für die Schüler unserer modernen Hochschulen schrieb Calvin in dem abstrakten akademischen Stil des Indikativs: »Gott ist so und so. Seine Kirche ist dies und das. Seine Sakramente sind dies und das.« Aber er wollte, daß diese armen Geister bloßen Indikativs den wahren Gott erfassen sollten, der segnet und flucht, befiehlt und fordert. Wie hätte er anders in einem Lehrbuch das Wesen Gottes und der Seele, die Sprache des Gehirns und die Sprache des Gebetes übersetzen sollen? Sein Ausweg war die Lehre von der doppelten Prädesti-

nation. Voller Leidenschaft übersetzte er die Gegenwart Gottes in die abstrakte Lehre der göttlichen, ewig unergründlichen Allmacht. Die Prädestination übersetzt Gebet und Gehorsam, Sehnsucht und Zwang in die Logik der Tatsachen. Es ist eine großartige Transposition aus dem Schlüssel des Glaubens und der Gemeinschaft in den Schlüssel des einsamen Verstandes. Ich möchte sagen: Calvins Prädestinationslehre ist ein heldenhaftes Bemühen, die Zeitlichkeit, die Unberechenbarkeit, die Flüchtigkeit des Menschen und die ewige Existenz Gottes in die reinen Raumbegriffe des Verstandes zu übertragen. Vor der Anmaßung des Verstandes dieser Eintagsfliege Mensch blieb Calvin dem Primate des Glaubens treu; aber durch die Ausschreitungen der Widertäufer zu ordnungsmäßigem und verständigem Lehren bewogen, unternahm er es, Gottes unendliche Unfaßbarkeit mitten in das menschliche Verstehen umzusetzen. Wir dürfen diese Lehre von der ewigen Verdammnis als einen Versuch begreifen, den Weg für Gottes Gegenwart offen zu halten, als sein Ersetzen der unverschämten Darstellungen eines lächerlichen »allgemeinen Gottesbegriffs« der Philosophen durch die einzig gültige Form von Gott zu sprechen, nämlich ihn anzurufen in Furcht und Zittern als meinen Gott, unseren Gott in eben diesem Augenblick in unserem Dasein hier vor ihm, dem Unerforschlichen.

Wegen dieser unakademischen Treue scheint Calvin verrückt. Als ich einem sonst durchaus verständigen Humanisten (Alter: 75 Jahre) erzählte, daß ich hier über Calvin zu sprechen hätte, brach er aus: »Aber der war doch verrückt!« Nun, für diesen Herrn Humanisten bist Du, o Gott, »ein Gegenstand der Preisung«[1]. Die Komik ist ja groß. Diese Geometer und Logiker, die keine einhundert Jahre alt werden, erblicken in ihrem bißchen Gehirn ein Tribunal, vor dem der Schöpfer Himmels und der Erden sich zu rechtfertigen habe: der Vergängliche richtet den Unvergänglichen.

---

[1] Mehr von der Verrücktheit dieser Herren in dem Kap. »Vivit Deus«, Das Geheimnis der Universität, Stuttgart 1958.

Der Stil des Indikativs, des Humanismus und der Logik ist unfähig, unsere Sinne aus ihrem sündigen Zustand in einen der neuen Offenbarung umzuwandeln. Logik kann nicht bereuen. Calvins Prädestinationslehre greift die Logik in ihrem innersten Kern des »2 und 2 ist gleich 4« an; denn Gott kann sagen: eure 2 und 2 sind nicht gleich 4!

An meine alte Gemeinde in Frankfurt schrieb Calvin am 3. März 1556: »Ihr wißt die Regel, die uns der Heilige Geist gibt zu unserer Versöhnung; die ist, daß jeder nachgibt und auf sein Recht verzichtet.« Das erste also, was Gott sagt ist: Zwei Rechte und zwei Besitztümer sind nicht zusammen vier; denn Eure Rechte und Besitztümer sind Unrecht in meinen Augen; Calvin ist der große Übersetzer von der Freiheit Gottes und von dem Glauben der Seele in Gottes freies neues Tun, der zwei Schätze der Reformation. Calvin übersetzte sie in die lehrhafte Nüchternheit der zweiten Generation. Hören Sie diese Worte: »Menschliche Wißbegierde macht die Diskussion über Prädestination, die an sich schon etwas schwierig ist, recht verwirrt und gefährdet. Keine Beschränkung kann sie zurückhalten, verbotene Nebenwege zu wandeln und sich hinauf auf Höhen zu wagen. Wo es geht, wird sie Gott kein Geheimnis mehr lassen, das sie nicht untersuchen und auflösen will. Da wir sehen, daß so viele von allen Seiten in diese Kühnheit und Unverschämtheit hineintreiben, und unter ihnen solche, die sonst nicht zu tadeln sind, sollte man sie zur rechten Zeit an das Maß ihrer Pflicht in dieser Angelegenheit erinnern.«

»Zuerst also wollen wir sie darauf hinweisen, daß sie in die Bezirke der heiligen Weisheit eindringen, wenn sie das Problem der Prädestination untersuchen. Wenn einer hier mit sorgloser Sicherheit einbricht, wird es ihm nicht gelingen, seine Wißbegierde zu befriedigen, sondern er wird in ein Labyrinth geraten, aus dem er keinen Ausweg findet. Denn es ist nicht recht für einen Menschen, uneingeschränkt Dinge auszuforschen, die nach Gottes Willen in ihm verborgen sind, und die höchste Weisheit aus der Ewigkeit selbst auseinanderzufalten, die er

von uns verehrt, nicht aber verstanden haben will, daß er auch dadurch uns mit Staunen erfülle. Er hat durch sein Wort die Geheimnisse seines Willens dargetan, die er zu offenbaren sich entschieden hat. Diese entschied er sich zu offenbaren soweit, als er voraussah, daß es uns angehen und nützen würde. ›Wir haben den Pfad des Glaubens betreten‹, sagt Augustin, ›laßt uns fest auf ihm verharren.‹ Er führt uns zu des Königs Kammern, wo alle Schätze des Wissens und der Weisheit verborgen sind. Denn der Herr Christus selbst grollte nicht etwa seinen großen, ausgewählten Jüngern, wenn er sagte: ›Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könntet es jetzt nicht tragen‹ (Joh. 16, 12). Wir müssen auf dem Wege sein, fortschreiten, wachsen, daß unsere Herzen für das fähig werden, was wir jetzt noch nicht fassen. Aber wenn der letzte Tag uns unterwegs findet, dann werden wir erfahren, was wir jetzt noch nicht erfahren durften. Wenn in uns der Gedanke vorherrscht, daß das Wort des Herrn der einzige Weg ist, der uns in unserem Suchen nach all dem leiten kann, was wir mit gutem Recht von ihm erfassen dürfen, und das einzige Licht, das unsern Blick auf all das erleuchtet, was wir von ihm sehen wollten, wird er uns wohl bewahren und zurückhalten vor aller Raschheit. Denn wir sollen wissen, daß in dem Augenblick, wo wir die Grenzen des Wortes überschreiten, unser Weg außerhalb des Pfades in der Dunkelheit verläuft. Und daß wir dort oft hin- und herirren, ausgleiten und straucheln müssen. Laßt deshalb dies vor allem vor unseren Augen stehen: irgendein anderes Wissen von der Prädestination zu suchen, als was das Wort enthüllt, ist nicht weniger wahnsinnig, als wenn man mit Bedacht in eine Irre geht, wo kein Weg ist (Hiob 12, 24) oder in der Dunkelheit sucht. Wir wollen uns auch nicht schämen, etwas auf diesem Gebiete nicht zu wissen, indem ein gewisses »gelehrtes Nichtwissen« zu Recht besteht. Lieber laßt uns willig abstehen von Bemühungen um eine Art von Wissen, für das heftiges Verlangen sowohl närrisch wie gefährlich, ja sogar tödlich ist. Aber wenn eitle Wißbegierde uns treibt, so tun wir immer gut daran, ihr diese Gedanken ent-

gegenzustellen, die Einhalt gebieten: »Wer zuviel Honig ißt, das ist nicht gut; und wer schwere Dinge erforscht, dem wird's zu schwer (Sprüche Salomonis 25, 27). Denn es besteht guter Grund, uns von dieser Anmaßung abhalten zu lassen, die uns nur in den Untergang stürzen kann.«

»Es gibt andere, die, um dieses Übel zu heilen, nun ganz und gar fordern, daß jede Erwähnung der Prädestination unterbleibe; sie lehren uns in der Tat, eine solche Frage zu vermeiden, wie das Boot ein Riff. Obwohl man freilich diese Bescheidenheit in solcher Sache mit Recht loben muß, weil diese spüren, daß solche Geheimnisse mit großer Nüchternheit besprochen werden sollten, so machen sie, weil sie auf einen zu niedrigen Stand herabsteigen, wenig Fortschritte im menschlichen Verstehen, das sich so einfach nicht beschränken läßt. Deshalb um auch in dieser Beziehung die richtige Linie einzuhalten, sollen wir uns zu dem Wort des Herrn zurückwenden, in dem wir eine sichere Regel für unseren Verstand haben. Denn die Bibel ist die Schule des Heiligen Geistes und in ihr wird, wie nichts ausgelassen ist, das uns zu wissen notwendig und vorteilhaft sei, auch nur gelehrt, was zu wissen förderlich ist. Deshalb müssen wir uns hüten, daß den Gläubigen irgend etwas von dem vorenthalten werde, was in der Bibel über die Prädestination offenbart wird, damit wir nicht sündhaft erscheinen, weil wir sie um den Segen ihres Gottes betrügen, oder aber umgekehrt den Heiligen Geist anklagen oder verhöhnen, indem wir verbreiten, was in jedem Sinne nützlich zu unterdrücken ist.«

Jean Calvin hat die Theologie von Aristoteles zurückgewonnen, indem er sich inmitten des Wirrwarrs bloßer Begriffe unseres flüchtigen Gehirnes auf Gottes lebendiges unbegreifliches Mysterium gründet.

Nun wollen wir Ford Battles neue Übersetzung dadurch feiern, daß wir Calvin selbst unter die Übersetzer stellen. Seine Institution hat die Schätze der Liturgie, der Taufe und des Abendmahls übersetzt, übertragen, überführt in die unpassende Sprache des Verstandes mittels der Lehre, daß Gott in Freiheit wei-

ter in jeder Generation neue Zeiten, neue Völker schöpfen kann, eine unaufhörliche creatio ex nihilo, und daß seine Kinder, die vor ihm stumm werden, aufgerufen werden können, seinen Schöpfungswillen für eine weitere Generation neu herauf- und auszuführen. Immer wird die Welt der bisherigen Menschen untergehen, wenn wir nicht unsere Generation zu der Generation machen, welche die Nächste Generation Seines Wortes werden muß. Immer wieder ist das Ende unserer hektischen Zeiten nah. Eine Generation ist eine Schöpfung, die geschaffen werden soll durch unseren Gehorsam gegenüber dem wahren, neuen und nächsten Schöpfungsbefehl. Die Geschichte ist die Kette der Übersetzungen von Gottes Wort in einem unaufhörlichen Strom von Generationen, die »untertan seinem Worte« werden, indem sie auf seine Befehle hört, anstatt aus eigenem Willen und Urteil zu sprechen und den eigenen Mund aufzureißen wie die Masse ihn aufreißt, um Nichtigkeiten zu schreien und dabei wie üblich Cinna, den Dichter, zu morden.

Eure Übersetzung, liebe Freunde, ist belehrt durch diese Bruderschaft treuer Übersetzer, durch unseres Bruders Calvin fromme Übersetzung. Lassen Sie mich an wenigen Punkten deuten, wie unsere neue Übersetzung teil hat an dem gemeinsamen Bemühen unserer eigenen Generation, vor Gott erneut Gnade zu finden.

Wir finden es nicht angenehm, uns mit Calvins abstrakter Lehre von der ewigen Verdammnis zu befassen. Mir wenigstens geht es so. Aber ich kann es trotzdem tun, weil meine Generation durch die Arroganz des akademischen Stils und der angeblich unfehlbaren Wissenschaftssprache hindurchschaut. Nur Kinder, Mathematiker und Semantiker glauben heute, daß ein Indikativ weißer sei als ein Imperativ oder ein Lied. Gott ist nicht ein Thema für eine Unterhaltung in seiner Abwesenheit. Er hört mit, selbst wenn Studenten der Theologie es wagen, über ihn zu diskutieren wie über einen Begriff, das heißt, als ob er nicht lausche. Die Dreieinigkeit des Gebietenden, des geliebten und des begreifbaren Gottes widersetzt sich irgendeiner Institutio

Religionis Christianae. Wir können deshalb ohne die Lehre von der doppelten Prädestination auskommen, sobald wir uns von dem Wahnsinn fernhalten, Gottes überwältigende Gegenwart in begriffliche Gleichgültigkeit zu übersetzen. Ihre neue Übersetzung ist geschützt durch die rettende Gnade unserer Zeit. Viele von Ihnen wissen vielleicht, wie Karl Barth gegen seinen eigenen calvinistischen Ausgang in der Frage der Prädestination aufbegehrt hat. Gott stellt uns fest. So ist dies das erste, was sich von Gott feststellen läßt. Die neue Übersetzung hält unbewußt eine Parallele zu Barths Umstellung. Ich sehe, daß sie an unzählig vielen Stellen, den Ausdruck ›Rat Gottes‹, dei consilium, mit dem Worte ›Plan‹ übersetzt. Calvin selbst indessen hätte ›Plan‹ mit ›Machenschaft‹, machinatio, ausgedrückt. Auch Ihre eigene Überzeugung setzt ›Plan‹ gelegentlich für diesen etwas geringschätzigen Ausdruck; in den meisten Fällen freilich übersetzt Ihr ›Plan‹ Calvins ›consilium‹!« Ist Plan Rat? Ist Rat Plan? Plan gab es 1556 nicht; dieser Begriff stammt aus der Revolution. Seit den Weltkriegen und der Russischen Revolution unterscheidet sich Plan sehr von Rat. In ›weises Planen‹ liegt die Richtung auf konsequente Abfolge, was bei Calvin mit dem Ausdruck »consilium« nicht gemeint war. »Consilium« weist auf Überlegung, Absicht, Entscheidung hier und jetzt. Der Akzent liegt hier auf der Gegenwart. Natürlich kann consilium auch Vergangenheit und Zukunft beeinflussen, aber der Ton liegt auf dem gegenwärtigen geistigen Zustand. In ›Plan‹ ist das Ausgangsdatum der letzte in Blick genommene Zeitpunkt. Z.B. würde ein Neunjahresplan von 1969 zurück bis 1961 und 1960 gelten. Der Plan blickt also auf heute zurück und wirkt daher unheimlich.

Mein Hinweis auf diesen Wandel von Rat zu Plan ist nicht als Kritik gedacht. Der Geist unserer Zeiten hat Sie inspiriert. Sie haben sich gelöst von dem liberalen Dogma eines Haufens abgetrennter individueller Seelen, seien sie auserwählt oder verdammt, jede vor den Augen eines unbegreiflichen Richters. Ihre Übersetzung führt uns, wie es eine lebendige Übersetzung

immer tun muß, zu einem vollständigeren Verständnis von Gottes Vorsehung. Karl Barth entdeckte, daß Gottes Prädestination nur Sinn habe, wenn sich die Seele von ihrer selbstsicheren Isolation wegwende. Barth fragte: »Wer ist der am meisten Prädestinierte?« Die Antwort darauf ist mit Paulus im Römerbrief: »Jesus Christus, unser Herr.« Er ist tatsächlich *der einzige voll Prädestinierte*, der je zwischen Adam und dem Jüngsten Gericht erscheint. Der Gottmensch Jesus, der frei ist und jenseits von Leben und Tod steht, kann die Patriarchen in der Vorhölle umerschaffen. Wo ist die ewige Verdamnis, seit Christus die Hölle betrat? Christen schreiben die Geschichte täglich neu; unser Glaube an den dreieinigen Gott wandelt das ganze Bild der Prädestination, da Christus mehr prädestiniert ist als irgendein lahmer, beschränkter, lauer Sünder! Die Tore der Hölle können täglich neue Scharen von bisher verdammten Sündern freilassen, wenn unser Herr dort hinabfährt. Er erneuert die Schöpfung aus Gottes endgültigem Plan heraus, mit Wirkung nach rückwärts.

In dem Worte ›Plan‹ tritt diese großartige Einheit, die der Epheserbrief den Haushalt der Vollzahl der Zeiten (englisch: economy of the fullness of all the times) in der ›Enanthroposis‹ Gottes nennt, von einer unerwarteten Seite wieder in unser Denken ein. Die gegenwärtige Weltrevolution schiebt diesen Ausdruck in den Vordergrund. Ich werde an die Geburt des Ausdrucks ›homousios‹ in Nicäa erinnert. Es war ein neuplatonisches Wort und der philosophische Kaiser Konstantin, der selbst kein Christ war, benützte diesen unbiblischen Ausdruck. In ähnlicher Weise ist auch ›Plan‹ unbiblisch; die Bibel sagt dafür ›Haushalt‹ (eng.: economy). Aber wir haben diesen alten Ausdruck verloren. Denn die lateinische Kirche und die Theologen übersetzten ihn mit dispensatio [1]. Die verlorene Kontinui-

[1] Dieser Ausdruck »Dispensatio« ist heute blutleer. Er wurde in besonderem Maße zweideutig. Englisch »dispensation« heißt nämlich auch »to dispense with, make allowance for and exception, or to dispense paper towels«, also es heißt auch »eine Ausnahme zulassen, oder Papierhandtücher verteilen«.

tät im Gebrauch des echt biblischen Wortes ›Haushalt‹ kommt der Christenheit teuer zu stehen, wie auch Ihr Index, lieber Battles, bestätigt. Dieser enthält nämlich den Ausdruck nicht. Doch ist die Kirche der erste Welt-Haushalter gewesen, wie der Epheserbrief ausweist. So haben wir leider unseren wertesten Besitz, Gottes Haushalt des Heils, an Karl Marx abgetreten. Wir haben den wahren ›Haushalt‹ verloren, zuerst, indem wir ihn durch den blassen Ausdruck Dispensatio ersetzten, dann indem wir ihn ganz und gar fallen ließen. Marx' ökonomischer und historischer Materialismus geht von der gleichen Art häretischer Folgerichtigkeit aus, mit der uns unsere Pfingstsekten heute plagen. Diese Sekten sind unvermeidlich als unsere gerechte Strafe dafür, daß wir den dritten Artikel des Pfingstgeistes stets vergaßen. Dementsprechend ist der Marxismus eine unvermeidliche Häresie, denn bloße ›ökumenische Bewegungen‹ werden uns nicht retten; sie entspringen aus einer rein geographischen Sicht. Aber die Christenheit bewegt sich nicht im Raume, sondern sie besiegt den Tod durch neue Zeitfugen. Sie ist Gottes Ökonomie. Wenn die Zeit aus den Fugen ist, muß Hamlet sie in seinem Tod zurecht rücken. Dieser Haushalt der Generationen von Seelen muß an die Stelle des Haushalts der Bücher treten. Wenn das Leben über den Tod triumphiert, mag wohl der Lebensstandard sinken; allein der Haushalt des Heils kann die Haushaltspläne der säkularen Revolution überwinden. Warum bleiben unsere Theologen weiter blind gegenüber dem Verlust ihres besten Wortes? Unseres Freundes Battles ausgezeichnete Indices zeigen, daß Calvin nirgends den Ort dieses Ausdrucks, den 10. Vers im 1. Kap. des Epheserbriefes erwähnt. Zum Teil wird das ja von Battles wieder gutgemacht dadurch, daß er den Ausdruck ›Plan‹ für consilia setzt. Denn in Gottes Plan kann Jesus Christus, der am meisten prädestinierte Gottmensch niemals aus unserer einzelnen, eigenen Beziehung zu dem prädestinierenden Vater unseres Herrn weggelassen werden. Wenn wir so von ›Plan‹ sprechen, müssen wir in jedem unbegreiflichen Rat Gottes die tröstende Gegenwart dieses

Namens über alle Namen einbeziehen. Christus ist unsere Voraussetzung. Ihr Name, liebe mutlose Freunde, steht nicht nackt und stumm vor dem Richter. Sie erscheinen vor ihm unter dem mächtigen Namen unseres erstgeborenen Bruders und Königs. Mein eigenes Lebenswerk hat sich um eine entsprechende Aufgabe gesammelt, damit die Toynbees, die van Loons, die Spenglers und die Gibbons durch einen wahren Haushalt des Heils, eine ›Vollzahl der Zeiten‹ überwunden werden. Christus ist der Herr der Aeonen nach dem alten Wort: ›Si creatura dei, merito et dispensatio dei sumus‹[1]. ›Wenn wir Gottes Schöpfung sind, dürfen wir uns als Teil seines Planes wissen.‹

Wir danken Ihnen, Übersetzer des Calvin, für Ihre freimütige Benützung von ›Plan‹. Sie sind einen Schritt vorwärts gegangen den Zeiten entgegen, da Christus durch und durch sichtbar wird, und da er alle Nationen und alle Aeonen, die in den Nationen verkörpert sind, dem Vater übergeben wird. Um dieser Übergabe willen schenkt Christus jeder Nation und jeder Seele ihre unendliche Freiheit, voranzuschreiten, das Gefängnis aufzubrechen und sich aus der teuflischen Vereinzelung zu lösen.

Ich habe mir viele andere Sätze aus Ihrer Übersetzung notiert, die mich aufhorchen ließen. Z. B. ist ›trencherman‹ für ›comestor‹ ein solch glücklicher Wurf. Ein anderes Beispiel: Sie fordern uns auf, zu Gott ›emporzusteigen‹. Ihr Realismus nötigt mir Bewunderung ab. Calvin verharrt in der vollen Überzeugung, daß wir jederzeit eine Niveauänderung vornehmen können, was für einen, der von Haus aus angeblich Willensunfreiheit lehrt, beträchtliche Fähigkeiten zu freiem Willen voraussetzt. Wir können also schließlich doch über unser eigenes System erhoben werden! Ich möchte meinen, daß Einhelligkeit gerade über diese Angelegenheit uns gute Hilfe bieten könnte in diesem ewigen Meer von Sorgen. Ein witziger Franzose drückte das so aus: »L'erreur en cette manière est de verser dans

[1] Paulus Orosius II, 1, 4.

l'esprit des systèmes alors même qu'on veut y échapper.«[1] »Irren in dieser Sache bringt uns dahin, in der Geisteshaltung eben dieser Systeme zu verharren, denen wir zu entkommen trachten.« Aber Calvin läßt uns zu allen Zeiten einen freien Aufstieg zu Gott, von wo wir auf die Systeme der Aristoteliker, Platoniker und der positivistischen Logiker herabschauen können, die uns gern ausschließlich mit dem Totenviertel von Gottes voller Logik nähren wollen. Wir werden diesen freien Aufstieg brauchen; denn unsere Not ist riesengroß. Freilich nicht unser Wille ist aus dieser Erhebung fähig. Der bleibt unfrei. Aber unsre Liebe befreit uns von unserem Willen.

Unsere Generation ist nicht eine erste wie die Luthers oder eine zweite wie die Calvins; sie ist eine dritte nach zwei Weltkriegen. Aus diesem Grund lebt sie in einer dritten unfruchtbaren Zeit, im Kalten Kriege. Mit anderen Worten: drei Generationen sind zerfetzt, ungeformt, unbelehrt, unausgesprochen geblieben. Wir sind drei Generationen, die zum Schweigen gebracht wurden, und Gruppen von ihnen heißen mit Recht, angry young men, Halbstarke, Verlorene. Diese Zeit der drei zum Schweigen gebrachten Generationen wird deshalb das Wort Gottes für diese drei Generationen gemeinsam aussprechen müssen. Ich muß hier an das Lied des alten Tyrtaios denken: Er ließ die drei Generationen in Sparta, die Alten, die Erwachsenen und die Jungen gemeinsam singen. In diesem Fest Ihrer Übersetzung sehe ich ein dazu ermutigendes Zeichen. Sie haben weit entfernte Zeiten durch Ihre Treue, Hingabe und Sorgfalt wieder mit unserer eigenen Zeit verbunden und stärken uns durch Ihre Übersetzung für unsere eigene schon überfällige Aufgabe. Unsere reformierende Welt hat augenscheinlich ihre besondere Aufgabe gegenüber der Spaltung der Generationen. Was stehen wir wie gelähmt? Weil die Generationen nicht mehr miteinander sprechen. Sie aber mahnen uns, uns mit viel mehr als drei Generationen zu verbinden. Die Generation

[1] M. Delbrouille, Chanson de Roland, 1954, 166.

der Evangelien, der heilige Augustin, Luther, und Calvin verbinden sich in Ihrem Werk. Gottes Segen liegt auf denen, die das ›Heilig, heilig, heilig!‹ so erklingen lassen, daß alle Zeitalter mehr und mehr eins zu werden vermögen. Das ist die verheißene Vollzahl der Zeiten, das Heilmittel in dem Haushalt des Heils. Daher darf ich wohl diesen Tag in Dankbarkeit gegenüber Gott und Ihnen einen wahren Feiertag nennen.

Zweites Stück

EIN TITELBLATT UND EIN VORWORT VON 1918 ODER DAS ENDE DER GLEICHUNG ZWISCHEN »EUROPA« UND »CHRISTENHEIT«

1917 bis 1918 schrieb ich für Carl Muth drei Aufsätze. Ich faßte sie dann zusammen unter dem Titel *»Europa und die Christenheit«*.

Das Vorwort lautete:

Die hier dargebotenen drei Aufsätze werden in umgekehrter Reihenfolge veröffentlicht, als sie zeitlich entstanden sind. Das Erste im Werden ist eben selten das Erste im logischen Zusammenhang. Volksstaat und Reich Gottes ist draußen im Felde im Dezember 1917 geschrieben, der Kreuzzug des Sternenbanners im Juli–August, Siegfrieds Tod im Oktober 1918. Erst mußte der Verfasser die Planke fassen, auf die er treten konnte, ehe er den Mut fand, von dort aus in den ungeheuren Schlund der Gegenwart hineinzusehen. Verschlingt doch dieser Schlund alle sichtbare Gestaltung des letzten Jahrtausends. Nacht bricht herein, damit es einst wieder tagen kann.

Als diese Nacht 1789 ihren ersten tiefen Schatten warf, als damals Amerika seinen übermütigen Pfiff »Hol über« in das alte

Europa zum erstenmal hinüberrief, da besannen sich die Europäer auf ihr altes Europa und versuchten gegen die Brandung der großen Revolution zu retten, was zu retten war. Damals schrieb Novalis seinen Aufruf »Die Christenheit oder Europa«. Als die alte, unverrückbare, ewig neue Aufgabe stellte er Europa vor die Christenheit hin. Romantik und Neuromantik, historische Rechtsschule und christlich-soziale Bewegung haben das neunzehnte Jahrhundert hindurch diesem Aufruf Genüge zu tun versucht. Heute ist offenbar, daß sie den Todeskampf Europas wohl hinausschieben konnten, aber nicht ihn verhindern.

Das Geschlecht von 1918 kann nicht mehr hoffend und sehnend rückwärts auf das Mittelalter blicken wie das von 1800. Denn der Pfiff Amerikas »Hol über«, langgezogen wie er herüberscholl, hat nun seine klare Spannweite 1789–1918 erreicht; Europa hat ihm entsprochen! Als Amerikas Generalissimus 1918 in Frankreich landete, da hielt er die größte, inhaltsreichste und kürzeste Rede dieses Krieges; er sprach nur die drei Worte: »Lafayette, nous voilà.«

Novalis forderte die Christenheit auf, das sterbende Europa zu retten. Das soll das verpflichtende Wörtlein ›Oder‹ in der Überschrift seines Aufsatzes bedeuten. Heut aber muß sich umgekehrt die Christenheit selber aus dem gestorbenen Europa hinausretten. Europa entläßt die Christenheit. Die Mutter und der Kern der Christenheit, die römische Kirche, ist durch eine wunderbare Führung schon zwei Menschenalter zuvor von ihrer bloß europäischen Weltalterskleidung befreit worden; sie wurde durch den Angriff Italiens 1870 befähigt, den europäischen Krieg von 1914 in übereuropäischer, in leidender Neutralität zu erleben. Rechtzeitig losgeeist von dem erstarrenden Erdteil, kann sie darum nun in voller Freiheit eintreten in das neue Jahrtausend, mitten inne zwischen den Leichnam Europas und das neue Jahrtausend, mitten inne zwischen den Leichnam Europas und das siegreiche Amerika. Heute aber muß die ganze Christenheit in allen ihren einzelnen Bekennern diesen Schritt, den die Kirche 1870 schon tat, nachtun. Heut hält die Christenheit trä-

nenschweren Auszug aus dem alten Europa, erst heute; denn bisher haben viele ihrer Glieder nicht bloß gelitten unter Europa wie die Kirche selbst, sondern immer noch rückwärtsblickend auf Europas Wiedergeburt, Rettung, Genesung sehnsüchtig gehofft. Wer nicht bloß leidet an einem menschlichen Gebilde, der ist an ihm mitschuldig. Und so ist die Masse der Christenheit noch während dieses Krieges mitschuldig geworden und gewesen an Europa. Dies alte Europa aber beruhte auf einer stillschweigenden Voraussetzung: auf der geistigen Dienstbarkeit der Slawen; der Stolz der Europäer hatte aus den Slawen Sklaven gemacht. Heut stehen diese Slawen auf. Während es Nacht wird im Abendland, bereiten sie, dieser neue Ast mit seinen vielen Zweigen am Stamme Japhets, einen neuen Tag, ein neues Jahrtausend vor.

Vor dem mitschuldig gewordenen Abendländer aber steht eben darum Europa nicht mehr als zukünftige Aufgabe – die Aufgabe ist von ihm gewichen –, sondern als Bild, dem er den Scheidegruß sagt. Nicht das Leben Europas, sondern nur sein Bild können wir Abendländer hinüberretten in die neue Zeit. Aber auf die Rettung dieses Bildes kommt auch alles an. Uns liegt ob, es dem Osten aufzubewahren, darzubieten und aufzuzwingen. Mit diesem Bild sind wir ja ausgefüllt und beladen. Mit ihm segnete uns Europa. Unsere letzte, des Abendlands sterbende Kraft muß der Überlieferung dieses Schatzes geweiht sein hindurch durch die bange Nacht der nächsten Jahrhunderte.

Europa entläßt heut die Christenheit. Wegen des Auszuges, den wir heut halten, mußte unser Büchlein umgekehrt wie das des Novalis die lebewohlsagende Aufschrift tragen: *Europa und die Christenheit.*

November 1918.

Die Namenwahl

Ein Nachwort von 1964

Das christliche Abendland ist schon von Karls des Großen Zeitgenossen als »Europa« ausgerufen worden. Dieser antike Name erlaubt es, die Mittelmeerkultur viele Breitengrade nach Norden zu verlegen, und er war also seit etwa 775 christlich verbrämt.[1]

Seit 1600 aber verwerten die Humanisten den vor-christlichen Ursprung dieses Namens Europa, um ihre Renaissance der heidnischen Antike auszurufen. Das Christliche wird entweder stillschweigend abgestreift, oder es wird für so selbstverständlich erklärt, daß es das »Eintrittsbillet zur Europäischen Kultur« genannt wird. Unter dieser Verbilligung konnte es nicht leben. Im 20. Jahrhundert ist »Europa« ein den anderen Erdteilen gegenüberstehender geographischer Begriff; das Christentum Europas ist toter Gips; er wird in den beiden Weltkriegen abgeklopft.

Infolgedessen fällt der Name »Christenheit« nunmehr in den toten Weltraum, wohin ihn Jean Paul visionär längst verbannt hatte.

Indessen die Amerikaner und die Russen erinnern nun an der Leiche Europas sich selber und die Bewohner des früheren Europa an ihre christliche Herkunft und an einen ökumenischen Leib Christi, sogar ohne Europa.

Das Titelblatt und das Vorwort vom November 1918 halten diesen *Namenswechsel* fest. Und die in Europa oder sonst wo dies Buch Lesenden mögen diesen Anschauungsunterricht durch Titelblatt und Vorwort gütig ernst nehmen. In dem Kapitel »In die Zahlensprache der Physik« habe ich eine Anstrengung gemacht, Buchtiteln wegen ihrer Namenswahl epochale Bedeutung

---

[1] Heinz Gollwitzer, Zur Wortgeschichte und Sinndeutung von »Europa« in »Saeculum« II, 16 ff. und viele meiner eigenen Untersuchungen, z. B. Rosenstock-Wittig »Die Furt der Franken und das Schisma« in »Das Alter der Kirche« I(1927), 515 ff. »Out of Revolution«, 138–148.

beizumessen. Denn sie kommen den Namen für Götter und Heilige am nächsten. Die Macht der Namen einem gebildeten Leser deutlich zu machen, ist ein Hauptziel dieses Buches; und es ist das doch beinahe unmöglich. Denn seine Emanzipation sucht der heutige Gebildete ja darin, daß er nur Worte, Ziffern und Begriffe anerkennt. Um so unerläßlicher ist es, daß ich mich mit meinem entgegengesetzten Glauben bloßstelle. Meine Schrift glaubte an die Gottesgeschöpfe »Abendland« und »Europa«. So druckte sie mein väterlicher Freund Carl Muth in dem gut römisch-katholischen Kösel Verlag in Kempten. Aber 1964 hat der Unwille zu hören, was Gottes Gerichte besagen, meinen Gehorsam von 1918 ausgeklammert. In Wilhelm Spaels »Katholisches Deutschland« wird 1964 die bloße Wiederholung der Novalisschrift durch die Restauration von 1924 gepriesen, Seite 196f. Da sind aus Geschöpfen Götzen geworden, Herr Spael! Georg Picht war meine Schrift von 1919 gewidmet. 1964 hat der Bewidmete seine »Deutsche Bildungskatastrophe« veröffentlicht. Das hieß eben 1918 »Europa und die Christenheit«. So wandelt Gott unsere Sprache, wenn wir gehorchen.

Das dritte Stück

DIE SPRACHE AMERIKAS ODER DAS GESETZ DER FREIHEIT

Predigt vom 4. Juli 1948, gehalten in Norwich, Vermont, USA

Der Apostel Jakobus (Kapitel 2, Vers 12) sagt: »Also redet und also tut, als die da sollen durchs Gesetz der Freiheit gerichtet werden.«

Unter den Papieren meines Vaters fand ich nach seinem Tode einen Brief aus dem Jahre 1870, dem Jahr des französisch-preußischen Krieges. Diesen Brief hatte ihm ein Freund aus San

Francisco nach Pommern gesandt. Beide waren 17 Jahre alt. Die Familie des Freundes war in die Staaten gekommen, und siehe da, mein Vater hatte Erkundigungen über seine eigene mögliche Übersiedlung eingezogen. Als ich den alten Brief fand, verstand ich, warum mein Vater, den Familienverpflichtungen in Europa festhielten, immer mit dem Mangel an Freiheit dort unzufrieden schien, warum er die ihm angebotenen Orden und Titel ablehnte und mich zu einem unnachgiebigen Demokraten erzog. Wie kann ich daher überrascht sein, daß sein Traum in mir selbst zur Wirklichkeit geworden ist? Es lebte eine große Freiheit in den Hoffnungen der alten Nationen, deren Verkörperung die neue Welt war. Und diese Freiheit, das ist sicher, war die Freiheit des einzelnen Menschen und seiner Rechte.

Es gab ein Amerika vor 1776. Im Jahre 1610 unterstützten die 500 religiös unabhängigsten nichtkonformistischen Familien Englands das Virginia-Wagnis, und ein Dichter schrieb: Wir hoffen, eine Nation zu gründen, wo es vorher keine gegeben hat. Dieser Vers, 1610 geschrieben, wurde 1776 zur Wirklichkeit. Was geschah zwischen diesen beiden Daten? Es gab eine Kirche, es gab Kirchen in Amerika. Und obwohl, politisch gesehen, die Kolonien eben nur Kolonien waren, gingen souveräne Kirchen der Freiheit der Nation voran. Die Kirchen waren souverän.

Ein Mann, der wie ich um der Freiheit willen in dieses Land gekommen ist, wird wissen wollen, wie die souveränen Kirchen eine freie Nation schufen. Welches war der Preis, den sie zu zahlen hatten? Offensichtlich waren die 150 Jahre der Disziplin in den Gemeinden Christi in unserem Lande der Preis. Diese Gemeinden schufen die politische Freiheit. Denn durch ihre Gebete wurde eines schönen Sonntags Georg III. abgesetzt und der »Continental Congress« zur Macht gebracht, ganz einfach dadurch, daß alle Geistlichen im ganzen Land die Bezeichnung »Continental Congress« in das Bittgebet einfügten. In diesen Kirchen also kam die Freiheit zum Durchbruch.

Ist es möglich, daß »das Gesetz der Freiheit« nicht die Freiheit des Einzelmenschen, sondern der ihr vorangehende Nährboden

ist? Es ist in der Tat ganz offensichtlich, daß etwas dem zweiten Amerika der politischen Freiheit von dem ersten Amerika der Puritaner geschenkt wurde. Die politische Freiheit wurde zum Gesetz erhoben durch Mitglieder der Kirche, die als Mitglieder der Gemeinschaft der Kinder Gottes und als Brüder Christi gelebt hatten. Ihre Brüderschaft verlieh ihnen ein Gefühl für die Freiheit, das kein einzelner Mensch besitzt. Denn es befreite sie von der Furcht. Freiheit von Furcht kann man sich niemals selbst schaffen. Die Männer, die die äußere Freiheit zum Gesetz erhoben, besaßen die innere Freiheit der Kinder Gottes. Und die Kinder Gottes fühlen sich immer frei, wenn sie wissen, daß ihnen ihre Sünden durch das Leben innerhalb einer Gemeinschaft im rechten Geist vergeben sind. Sie verkündeten die Freiheit für jeden Tag der Woche, weil sie am Sonntag in vollkommener Freiheit Gott angebetet hatten.

Diese Freiheit von Furcht kann nicht gesetzlich verordnet werden; sie muß erlebt werden. Darum ist es unser erster Zusatz zu dem Gesetz der Freiheit von 1776, daß es nur für diejenigen bestimmt ist, die ihre Furcht in der reinen und reinigenden Gemeinschaft des Geistes verloren haben. Freiheit hat ihren Ursprung in der Gemeinschaft der Gläubigen geradeso, wie sie in der Gemeinschaft einer Bande oder Herde verlorengeht. Freiheit ist etwas, das den Menschen zuteil wird, die zusammen einen höheren Willen ausgeführt haben.

Laßt uns den treuen Glauben des ersten Amerikas verteidigen! Aus ihm allein entspringen alle unsere Hoffnungen auf ein Überleben der Krisis des zweiten Amerikas. Widersprich denen, die das erste und das zweite Amerika trennen wollen, wie Strenge und Willkür. Was ist denn das Gesetz der Freiheit? Unsere Gemeinden und ein Mann wie Jonathan Edwards in Northampton glauben tatsächlich, daß niemand, außer Gott allein, frei ist. Die Menschen, die sich über die Puritaner lustig machen, glauben nicht an Gottes Freiheit. Sie glauben an den Kreislauf der Geschäfte, an die Kalenderprophezeiungen, an das Schicksal, an die Gesetze der Wissenschaft und Logik, der

Natur und der Wahrscheinlichkeit. Aber sie haben nicht einmal versucht, das Wunder der Freiheit Gottes in einer Welt der Ursächlichkeit zu erfassen. Gottes Freiheit ist vorbehaltlos. Und die Puritaner hatten nicht nur die fromme Meinung, daß Gott frei sei. Wir können ein Ding kennen und es doch nicht glauben.

Ich vermute, daß die meisten Menschen heutzutage verstandesmäßig zugeben würden, daß Gott, der Gott ihrer Vorstellungen, die Eigenschaft der »Freiheit« besitze. Aber ich sehe sehr wenig Menschen, die das glauben. Und das scheint mir der große Unterschied zwischen dem Glaubenden und dem Wissenden. Der Puritaner wußte nicht nur, daß Gott frei war. Er glaubte daran. Der Forscher Steffansson, unser Sachverständiger für Alaska und die Arktis, erklärte eines Tages sehr deutlich den Unterschied zwischen Wissen und Glauben. Es war nach Pearl Harbour, und er wies darauf hin, wieviel näher Japan zu Alaska liege also zu Honolulu. Aber wir hatten uns in Hawaii niedergelassen, und es ging schlecht mit dem Kriege. Denn obwohl wir seit 400 Jahren wußten, daß die Erde eine Kugel sei, glaubten wir es niemals ganz. Wir handelten nicht nach unserem Glauben an die Rundheit der Erde, wie positiv auch unsere Kenntnis dieser Tatsache war. Seitdem haben wir gelernt, an die Rundheit der Erde zu glauben, und es ging besser mit dem Kriege.

Unser menschlicher Kampf könnte besser verlaufen, wenn wir nicht wüßten, sondern auch glaubten, daß Gott frei ist. Die Puritaner setzten ihr Leben für diesen Glauben aufs Spiel. Sie behandelten Gott als eine frei wirkende Kraft, die durch Vorhergegangenes und Vorurteile so ungebunden war, daß sie jedem Zeitalter sein eigenes neues Kleid und Gewand in politischen Formen geben würde. Wenn wir Gott unsere Seelen und unsere Zeit gaben, mußten wir aus seinen Händen eine neue sichtbare Ordnung der Dinge empfangen. Wenn wir glauben, daß Gott allein frei ist, wird Gott schließlich das Antlitz der Erde erneuern. Nur wenn Gott frei ist, können wir mit Überzeugung beten. Wie soll ich euch allen die Wirkungen eines Glaubens an

Gottes Freiheit übermitteln? Die Freiheit Gottes könnte in majestätischen Ausdrücken beschrieben werden, mit zertrümmerten Gebirgen, untergegangenen Kontinenten, aufgelösten Imperien. Darf ich euch statt dessen einladen, das Geheimnis der Freiheit Gottes in eurem eigenen Herzen zu finden? Gerade in einem so kleinen Gebilde spricht Gott am deutlichsten, wenn vielleicht auch nicht am lautesten.

Das kleine Gebilde, durch welches Gottes Freiheit am deutlichsten ausgedrückt zu sein scheint, ist unsere Hoffnung, daß Gott »Danke« zu einem treuen Diener sagen könnte. Schicksal und Gesetz könnten niemals »Danke« sagen. Offensichtlich ist Dank eine freie, nicht vorher überlegte Gabe. Dem ärmsten Menschen ist die göttliche Freiheit geblieben, »Danke« zu sagen oder abzulehnen, es zu sagen. Eine große Seele aus Norwich (England), Juliana von Norwich, berichtete im 14. Jahrhundert über eine Vision mit den folgenden Worten: »Und der gute Gott sagte: Ich danke Dir für Deine Arbeit und besonders für Deine Jugend. Das Alter eines jeden Menschen soll vor Gott im Himmel anerkannt werden und jeder Mensch soll für seinen willigen Dienst und für seine Zeit belohnt werden.«

Weil Gott frei ist, wurde er Fleisch in der Form der Freiheit. Er kam nicht als Gesetz oder als Macht oder als Doktrin oder als Schönheit. Er kam als Freiheit. Jesus war frei. Und er blieb die göttliche Freiheit bis zum Ende, als er die unerschrockenen Worte sprach: »Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?« Jesus blieb unberechenbar, weil unser Gott, den er verkörperte, unberechenbar ist. Damit wir Gott nicht mißverstehen können, verzichtete Jesus auf seine Möglichkeiten, ein Rabbi, Rechtsgelehrter, König oder großer Schriftsteller zu werden. Und es war keine Schönheit an ihm. Aber wie frei war er!

Wenn Gott frei ist, dann ist das Gesetz einfach die Fortdauer seiner freien Taten der Liebe. Gott sprach: »Es werde Licht!« Und in Verewigung dieser freien Tat befehlen die Gesetze der Sterne ihnen nun, sich für immer zu drehen. Gott sagte: »Mann

und Weib sollen ein Fleisch sein.« Und als Verewigung dieser Tat haben wir die Einrichtung und das Gesetz der Ehe. Gesetze sind die Folgen von Gottes Liebestaten. Immer, wenn ein Mensch zu einer von Gottes Liebestaten erwacht, wird er versuchen, zum Schutz einer solchen Tat ein Gesetz für die Dauer zu schaffen. Darum bezieht sich in der Bezeichnung »Gesetz der Freiheit« der Ausdruck Freiheit auf Gott, und der Ausdruck Gesetz auf seine gesetzesschaffenden Kinder, die zur Unterstützung seiner schöpferischen Arbeit herbeieilen.

Die Gesetze dieses Landes, die politischen Gesetze des zweiten Amerika nach 1776, waren Erfüllungen des Umganges des ersten Amerika mit dem Gott der Freiheit. Das zweite Amerika wurde nicht durch harte Einzelmenschen errichtet, sondern durch harte, unnachgiebige Gemeinden. Darum waren ihre Gesetze nicht Gesetze der Furcht und des Mißtrauens, sondern der Anbeter des freien Gottes. Und ihre Freiheit war nicht gebunden durch die Ansprüche ihrer Nachbarn, sondern ebensosehr durch eine Achtung vor Gottes Liebe zu jedem Neuankömmling und jeder zukünftigen Generation. Die Gemeinden beanspruchten keine größere Freiheit als Gott. Gott respektiert uns. Mit seinem Respekt sprachen sie sich selber vor den Europäern als Amerikaner frei. Das ist das Einzigartige ihrer Erklärung: ihr Respekt vor ihren Brüdern in Europa! Mit diesem Wort beginnt die Erklärung von 1776!

Wenn unsere Gesetze jemals kalte Regeln gescheiter Plänemacher werden, anstatt aus der Furcht des Herrn in den Herzen der Gesetzgeber erzeugt zu sein, werden sie versagen. Und wenn die Freiheit von Menschen an sich gerissen wird, die nicht durch Gottes allumfassende Liebe gebunden sind, wird diese Freiheit sich selbst vernichten. Das Gesetz genügt nicht. Freiheit genügt nicht. Aber wenn das Gesetz der Liebe folgt, ist das vollkommene Gesetz der Freiheit geschaffen. Wie ein Kind im großen Kummer zu seinen Eltern kommen kann, und die Eltern ihr Gehirn zermartern und keinen Stein an seinem Platz lassen, bis eine befriedigende Lösung gefunden ist, so können wir dar-

auf vertrauen, daß unser Vater im Himmel ebenso klug oder sehr viel klüger ist. Er wird dieser Generation seiner Kinder antworten. Wir wissen nicht wie, denn er ist unberechenbar. Aber er ist weder willkürlich noch gleichgültig, wenn wir im Ernst zu ihm kommen. Der Herr anerkannte die Gemeinden, die 150 Jahre hindurch ihren Glauben in der Anbetung eines freien Gottes bewiesen hatten. Ohne diesen vorangehenden Dienst hätten die Gesetze von 1776 niemals den Sieg davontragen können. Unser freies Menschenwort folgt nämlich dem befreienden Gotteswort. Das ist das Gesetz der Freiheit. Weil die stiftenden Kolonisten das geglaubt, heißen sie heut Amerikaner.

Das vierte Stück

EUROPAS AMERIKA UND AMERIKAS EUROPA

Lehrjahre einer Atlantischen Gemeinschaft[1]

Mein Thema empfehle ich Ihnen als ein Thema über lebendige Zeit. Ich möchte Sie dringend warnen, es in der Geographie oder etwa in der Geopolitik zu suchen. Die Namen Amerika und Europa stehen für mich nicht auf einer Landkarte, sondern es sind Zeitkörper, die atmen, seufzen, sterben können; sie gehören auch nicht in die unvorstellbaren Zeitdimensionen der modernen Physiker, die mit Begriffen wie $^1/_{1000\,000\,000}$ sec. oder 100 000 000 Jahre umgehen, sondern in unsere eigenen Zeitvorstellungen. Wir Menschen können im Grunde nur wissen, was es heißt, dreißig oder siebzig oder auch hundert Jahre zu leben. Schon in dieser unserer eigenen Existenz werden wir von Überraschung zu Überraschung geführt. Mit Blitz, Donner, Verwandlung, wie beim Theatermärchen, verändert sich plötzlich die Szene, und man befindet sich auf einen Schlag in einer

[1] Ansprache auf einer Veranstaltung der Wipog mit dem Amerika-Haus Frankfurt und der Europa-Union am 29. März 1962 in Frankfurt am Main.

ganz neuen Umgebung, ohne zu wissen, wie man dorthin gekommen ist.

So ist es mit den Ländern; so ist es mit den Erdteilen. Daß dieser Erdteil Europa uns nach den Verwüstungen eines zweiten Weltkrieges noch alle würde beherbergen können und daß Europa sogar eine Ansicht von Amerika hat – wer hätte das im Jahre 1945 wohl geglaubt? Aber dieses »Blitz, Donner, Verwandlung« hat offenbar eine befruchtende Wirkung gehabt. Die meisten von Ihnen können sich gar nicht mehr daran erinnern, daß die Amerikaner einmal ihre Kriegsgegner gewesen sind, so wie umgekehrt die Amerikaner sich kaum noch daran erinnern, daß sie einmal ihre Männer und Söhne nach Europa in den Krieg geschickt haben. Sie fanden das sehr sinnlos.

Amerika – offenes Land

Das ist das erste, was ich vom Verhältnis zwischen Europa und Amerika sagen möchte: die Amerikaner sind immer davon ausgegangen, daß die Europäer schon da sind und daß man praktisch nichts anderes tun kann als auszuwandern. Aber ich möchte Ihnen auch zeigen, daß es bei dieser Auswanderungsbewegung nicht um eine Auswanderung von »Europa« nach »Amerika« ging.

Die Europäer hatten von Amerika zunächst ein negatives Wissen. Sie wußten, daß es noch kein Land sei. Amerika war ein offenes Gebiet, in das Menschen einströmten, und es war ein ganz anderes Gebiet als das gesamte Europa, das damals bis zum Ural reichte; denn nach den Landkarten, nach denen ich Geographie gelernt habe, gehörte Rußland bis zum Ural zu Europa; dieses Europa am Ural war gottesfürchtiger als Paris oder Braunschweig. Und was bedeutete im Jahre 1907 Amerika für Europa: eine verfolgte und fliehende Gemeinde!

»Der Amerikanische Idealismus«, schrieb damals der Europäer Maxim Gorki, »ist nichts als der übernaive Optimismus einer Menge bloßer Individuen, die noch nicht die Schauspiele und

Tragödien erfahren haben, welche in ihrer Gesamtheit als die Geschichte eines Volkes bekannt sind.«

Dieser Ausspruch zeigt, daß sich damals in Amerika noch keine einheitliche Struktur gebildet hatte, die alle Narben und alle Wunden und alle Segnungen des geschichtlichen Lebens gemeinsam auf einen durchgehenden, wachsenden Baum der Erlebnisse und der Geschichte bezieht. Ich könnte auch sagen, für Gorki war Amerika ein Gebiet, in dem zwar jeder einzelne seine Geschichte erlebte, in dem es aber eine amerikanische Geschichte noch nicht gab.

. . . *und Land der Zuflucht*

Es ist gleichfalls falsch, demgegenüber von »den Europäern« zu sprechen. Die 26 Millionen Auswanderer, die während des 19. Jahrhunderts in die Neue Welt übersetzten, sind nicht aus Europa ausgewandert, sondern aus Kornthal oder aus Niederschlesien oder aus Positano.

Die erste Schicht der Europäer, die nach Amerika gekommen ist, waren Gemeindemitglieder, die aus Glaubensgründen auswanderten. Denn Amerika gewährte den einzelnen Dörfern und Städten Religionsschutz. Die letzte dieser aus Glaubensgründen ausgewanderten Gruppen kam im Jahre 1839 herüber. Sie hatte sich der Willkür eines Friedrich Wilhelms III. entzogen. Der hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die Landeskirche von Preußen nach seinem Herzen tanzen und musizieren sollte. Diese Altlutheraner luden ihre Familien und ihre bewegliche Habe auf Spreekähne, und so machten sie sich, Kirchenlieder singend, am Berliner Schloß vorbeifahrend auf den Weg. In Buffalo gründeten sie eine neue Synode unter ihrem Führer, der dann noch dreißig Jahre lang für sie gesorgt hat. Das ist für die Amerikaner Europa.

Danach wandte sich das Blatt. Es kamen die ersten Auswanderungen nach Amerika aus wirtschaftlichen Gründen. Gerhart Hauptmann hat das in den »Webern« geschildert. Dorf um Dorf, Stadt um Stadt, Landschaft um Landschaft lösten ihre öko-

nomischen Probleme – von 1840 angefangen bis etwa 1921 – im großen durch Auswanderungen nach Amerika. Die Auswanderung war so stark, daß es zum Beispiel eine eigene Schiffahrtslinie Positano/New York gab. Und noch heute ist die Bindung dieses Ortes an Amerika fast stärker als an Norditalien, denn die Menschen in Positano hatten bis 1945 zwar verwandtschaftliche Beziehungen nach New York, aber noch keine nach Mailand oder Florenz oder Venedig.

So sieht in Wirklichkeit die Geschichte der Menschheit aus, und nicht, wie man meistens lesen kann: deutsche Geschichte – soundsoviel Tausend von Deutschland nach Amerika ausgewandert. Die Menschen sind nicht aus Deutschland ausgewandert, sondern aus ihrem Heimatort, und Deutschland mußte ihnen gleichgültig bleiben, weil es versagte. Solange man nur in großen geopolitischen Klumpen denkt, wird man die Seele Amerikas und die Seele der Auswanderer und die Seele der zurückgebliebenen Europäer mißhandeln.

Ein Jahrhundert besteht auch nicht einfach aus hundertmal 365 Tagen. Es ist das Leben der Großeltern, der Väter und Mütter und der Enkel. Mit Statistiken läßt sich das nicht erfassen. Da gibt es oberschlesische Familien, von denen wanderte ein Sohn nach Amerika aus, einer ging nach Berlin, einer kam als Bergarbeiter ins Ruhrgebiet, und alle blieben sie eine Familie und gründeten neue Familien. Die Gemeinsamkeit dieser drei Familien ist in keinem Lehrbuch zu finden, weil Bücher nach dieser toten Idee der Landkarte aufgeteilt sind. Der Raum beherrscht sie alle. Der Raum aber ist Heidentum, ist Götzendienst.

Auch in Amerika sind diese Menschen nicht in den Raum gekommen, sondern in die Freiheit. Amerika ist nicht ein Land mit großen Städten, sondern es ist ein Land der Zuflucht. Nehmen Sie also bitte die Europäer, die nach Amerika gegangen sind, nach ihren einzelnen ethnischen oder religiösen Gruppen und sagen Sie nicht: die kamen aus Europa! Das hat es gerade nicht gegeben.

Vor einem Homer der Weltkriege?

Es ist das Ereignis der letzten fünfzig Jahre, daß man erst jetzt von Amerika her anfängt, für Europa eine gemeinsame Benennung zu suchen, wo man bisher nur von Deutschen oder Schweizern oder Schweden gesprochen hat. Jetzt gibt es ein Europa. Das hat aber nicht der Marshallplan ausgelöst, sondern für die Amerikaner entstand Europa aus ihrer Verzagtheit. Sie wollten einen Erdteil, von dem sie glaubten, daß sie ihn hinter sich gelassen hätten, nicht im Stich lassen. Er enthielt ja ihre Heimat, ihren Ursprung. So ist das heutige zweite Werden Europas ein Prozeß, an dem die Europäer geringeren Anteil haben als die Amerikaner. Auch de Gaulle und Adenauer haben sich im Schatten des Titanen Amerika geeinigt.

Europa ist zwar ein alter Name; Karl der Große hat hier in Frankfurt von Europa geredet, bevor er noch Romkaiser war. Aber 1945 war der Name verwirkt. Europa hatte Selbstmord begangen. Wir sind mitten in der griechischen Tragödie, wenn Sie einmal für Christus: Agamemnon, und für Europa: Klytämnestra setzen. Es ist kein Spiel, das zu tun, denn nur poetisch überwindet unsere Seele ihre gräßlichen Erinnerungen; viel wichtiger als Gipfelkonferenzen wäre ein neuer Homer, der die beiden Weltkriege und den zwanzigjährigen Waffenstillstand zwischen ihnen besänge. Da stünden dann die Russen als der erboste Sohn Orest und Amerika als die mitleidige Schwester Iphigenie; Rächer ist der ergrimmte Sohn, weil Europa das Wehen des Weltkrieges nicht hörte. Mit ihrer »Care« aber versuchte Iphigenie die Wunden zu verbinden. Es gab einen Moment, wo Europa ermordet war und nur noch in den Herzen seiner Abkömmlinge lebte, der Russen und der Amerikaner. Soviel ich mich erinnere, war das 1945 der Fall. Der nächste Homer wird es besingen. Oder es wird kein Europa mehr geben, mit Prag, Warschau, Weimar, Chartres und Florenz.

Vom Heimweh

Das Europa, das die Amerikaner ins Leben zurückgerufen haben, ist ein neues Europa, eine Projektion aus den Tochterländern. Diese Auswanderer haben nämlich etwas gemeinsam: Aus welchen Gründen immer sie in Amerika einwanderten – ob aus wirtschaftlicher Not, oder weil sie silberne Löffel gestohlen hatten, oder weil sie ihren Glauben verteidigen wollten – sie hatten Heimweh. Sie haben etwas aufgeben müssen oder aufgeben wollen, ohne es zu verwerfen, sie fanden das, was sie zurückließen, sogar sehr schön. Das ist gar nichts Sentimentales, sondern eine ungeheuere Kraft. Dies Heimweh bedeutet nämlich, daß man das, wonach man Heimweh hat, nicht untergehen lassen kann und will. Und weil alle Amerikaner Heimweh nach Europa haben, sind sie zweimal in den Krieg gezogen. Dieses Europa sollte weiterbestehen.

Heimweh hat nun eine sehr merkwürdige Eigenschaft: es konserviert. Es soll alles so bestehen bleiben, wie man es in der Erinnerung hat. Wer Heimweh hat, antiquiert das Objekt seiner Sehnsucht, hält den Gegenstand seiner Sehnsucht dort fest, wo er ihn aufgeben mußte und erlaubt ihm nicht, sich zu verändern.

Die Europäer hingegen haben Amerika sehr oft für einen Mülleimer gehalten, aus dem ab und zu ein Scheck kommt.

Beides ist ein großes Unglück. Amerika ist kein Mülleimer, und Europa hat das Recht, seine eigenen Lebensformen zu ändern. Es ist nicht gut, wenn zuviel Heimweh von außen die unzerstört gebliebene Universität Heidelberg für das Ziel aller Wünsche erklärt. Und es ist nicht gut, wenn die Bürger Europas nur auf die Goldverluste der USA starren, so als seien wir nur wegen des Dollars interessant.

Ein großer vielstimmiger Rhythmus

Freilich schien es einen Augenblick lang so, als ob Europa die Vergangenheit repräsentieren dürfte und Amerika die Zukunft. Technisch, geistig und geographisch erwartete man von Ameri-

ka die Zukunft und begnügte sich in Europa mit der Pflege seiner Traditionen. Aber die Zeiten des Lebens lassen sich nicht aufteilen auf ein Land mit der Zukunft und ein anderes mit der Vergangenheit. Wenn Menschen, Völker, Erdteile in eine gemeinsame Geschichte eintreten, dann müssen sie in einen gemeinsamen Rhythmus des Geschehens eintreten. Denn Leben heißt, sich bewegen, atmen, Erfahrungen sammeln, heißt: gleich-zeitig werden mit allen, die uns lieben.

Seit dem ersten Weltkrieg hat ein solcher gemeinsamer Rhythmus zwischen Amerika und Europa tatsächlich bestanden, wenn auch in unerwarteter Form. In der Erinnerung hat das Jahr 1929 für den Amerikaner die gleiche Bedeutung wie für Sie das Jahr 1914 oder 1918. Im Jahre 1929 gingen mit einem Schlage zwei Drittel aller kapitalisierten Vermögen in den Vereinigten Staaten zugrunde. Man spricht in Amerika von der Zeit »before the depression« und »after the depression«, so wie es hier heißt »vor dem Krieg« oder »nach dem Krieg«. So wird dieselbe Sache, von einer anderen Seite aus gesehen, zur amerikanischen Erfahrung. Auch in Braunau hätte man die Weltwirtschaftskrise lieber nicht mit dem verlorenen Kriege zusammenbringen sollen und dann versuchen, auf Grund des verlorenen Krieges die Wirtschaftskrise zu bekämpfen. Alles Unglück entstand in Deutschland aus dem Unvermögen, beide Dinge zu trennen. Immerhin ist die Teilung in Pankow und Bonn von dem Weimarer Regime verhindert worden, und es hätte sich gelohnt, schon 1929 durch Dienste diese Einheit zu retten. Im Hitlerrausch wurde die 1918 gerettete Einheit weggeworfen. Hitler hat Deutschlands Teilung herbeigeführt, niemand anders. Den Rausch von Krieg und Sieg konnte es in Amerika gar nicht geben, weil man dort schon längst wußte, daß Siege mit militärischen Mitteln heute nicht mehr zu erfechten sind.

Die Amerikaner sind kein pazifisches Volk, sondern sie sind der Zukunft zugewandt. Da seit hundert Jahren sich die gesamten Anstrengungen der Menschheit darauf konzentrieren, die Grenzen zu überwinden und an die Stelle der agrarischen Hauswirt-

schaft des Einzelbauern eine Weltwirtschaft zu setzen, können sie auch die sogenannte Nationalökonomie nicht mehr ernst nehmen, die noch immer besagt, die Ökonomie gehört mit der Nation oder mit dem Staat zusammen. In Deutschland ist man leider noch nicht soweit, die Nationalökonomen und den Weizenpreis auszulachen.

Insofern ist der Rhythmus Amerikas ein anderer als der der Europäer. Er ist schon auf den Zusammenklang der Vielen ausgerichtet. Der amerikanische Präsident hat schneller als die europäischen Staatsmänner, die in ihrer eigenen großen Angst befangen sind, diesen neuen Rhythmus, diese Polyphonie, vernommen. Er hat es sehr schön in einer Rede in Northcarolina ausgesprochen, daß die Zeit der rein amerikanischen Lösungen vorbei sei, daß Geduld und noch einmal Geduld die einzige große Tugend sei, die heute von einem Amerikaner verlangt werde.

Die Menschen können nicht alle nach demselben Rhythmus leben. Wir sind darauf angewiesen, daß die verschiedenen Nationen ihren verschiedenen Rhythmus haben. Ohne diese Polyphonie ist der Tod unser Teil. Auch unsere Organe in unserem eigenen Leibe müssen verschieden schnell reagieren und sind nicht auf dieselbe Wellenläge angesetzt. Gewisse Reize müssen schnell und andere müssen langsam ausgetragen werden. Das Wesen des Lebens ist diese Kontrapunktik, die Gegenpoligkeit von Langsam und Schnell.

Heute sind diese Gesetze der seelischen Vielfalt noch unerforscht. Vielleicht verstehen Sie aus diesen Vergleichen aber, daß man Amerika und Europa nicht auf der Landkarte suchen soll.

Wo aber soll man sie suchen? Wo ist dieser Zusammenklang der Sphären vielleicht hörbar? Es gibt ein Gesetz, das gilt für alle Harmonie, es gilt auch für die Völker. Völker sind genau wie jeder einzelne nur lebendig, wenn sie nicht selfcentered sind, nicht den Mittelpunkt in sich selber sehen. Wenn wir aufhören, von Europa und Amerika zu sprechen und anfangen, von der Atlantis zu sprechen, wenn Amerika nicht mehr auf Europa

starren wird und Europa nicht mehr auf Amerika, dann können wir zu der erstrebten Gemeinsamkeit kommen, dann werden wir ihn finden, den unbeschreibbaren, nur hörbaren, nur fühlbaren, nur taktmäßig wahrnehmbaren Mittelpunkt.

Von der Seite Amerikas gebiert ihn das Heimweh. Was aber könnte den geistigen Hochmut der Europäer so überwinden, daß in ihnen für Amerika seelisch Raum wird? Denn sonst gibt es die atlantische Gemeinschaft nie. Nun, kürzlich starb unter ihnen ein Industrieller, der die drei machtvollsten deutschen Theologen zu Vorfahren hatte. Das waren wahre Entdecker gewesen; sie hatten nämlich neu den Zukunftscharakter des Glaubens, hatten die Eschatologie wieder entdeckt. Der Enkel hat diese Entdeckerfreude aus der Theologie ins Leben getragen. Die Amerikaner waren hart gegen ihn, aber er zeigte mir verschämt als seine Meinung die Schrift: »Kleine Liebe zu Amerika.« Den liebenswerten Kontrapunkt über die Atlantis wird es nur geben, wenn Sie aufhören zu glauben, nur Columbus habe Amerika zu entdecken gehabt. Jeder von Ihnen kann es entdecken. Die atlantische Gemeinschaft wird ins Leben treten, wenn sich Heimweh von drüben und Entdeckerfreude von hüben eines Tages die Waage halten.

Amerika hat eine zweite Stimme angestimmt. Und die Europäer haben nur dies gehört: das zweitmalige, Sie dachten: Wenn man den Amerikaner kratzt, dann kommt dahinter der Ire, der Deutsche, der Italiener wieder zum Vorschein. Liebe Leute: das müßt Ihr euch abgewöhnen. Der echte Preis, der echte Gewinn der Einwanderung in Amerika ist das, was der alte Vergil in seiner Aeneis bereits wunderschön zwischen Juno und Jupiter im XII. Buch ausgehandelt hat: Der Römer, so singt da der Sänger des Römerreichs, darf sich Trojas und Griechenlands gern als der Urheimat entsinnen. Aber die damaligen Namen sind ein für allemal erloschen. Auf dem endgültigen Namenswechsel liegt der ganze Nachdruck (XII, 823 ff.)

Für Sie, meine verehrten Zuhörer, bin ich ein Emigrant. Für mich, meine Kinder und Enkel bin ich ein Immigrant. Dieser

Name »Immigrant« existiert erst, nachdem es die Vereinigten Staaten gibt, also seit 1783. »Immigrant« ist das erste Wort, mit dem sich die Vereinigten Staaten sprachlich von Großbritannien und Irland abgesondert haben. In Europa gibt es also dies Wort nicht. Es stand 1808 in dem ersten amerikanischen Wörterbuch und wurde ausdrücklich als ein nicht-britisches Wort aufgeführt. Es ist ein gewichtiges Wort. Es ist dazu da, etwas Unwiderrufliches, etwas Geistiges, etwas Christliches zu bezeichnen: den Erwerb eines neuen Bezugssystems, eines neuen Namens. Nicht nur Päpste wechseln ihren Namen. Der Glaube tuts! In dem Duett, das wir anstimmen müssen, wenn es denn wahr sein soll, oder wahr werden soll, daß Gott Himmel und Erde geschaffen hat, müssen Sie uns unseren Namen und unsere Stimme lassen, und wenn Sie die Last Europas, seine Vergangenheit, bewältigen wollen, dann lesen Sie die Verse des Vergil. Lassen Sie das als Gleichnis gelten für die Vielstimmigkeit der atlantischen Union, aber auch für die Endgültigkeit der Namen ihrer Glieder.

EIN SPRACHENSCHOSS

UM DAS JAHR 1200:

Poesie – Wissenschaft – Prosa

›Studio unus locus principalis videlicet Parisius sufficit.‹ Fürs Studieren genügt der eine Hauptort Paris, schrieb Jordanus von Osnabrück im 13. Jahrhundert[1]. Das schuf für die Länder Europas eine heut schwer verständliche Lage. In drei Stockwerken nämlich bewegte sich das sprachliche Leben damals: Paris war das Gehirn der Welt. Die Grafschaften und Täler, die Flußebenen und die Hochebenen waren voller Dialekte des mündlichen Singens und Sagens im Gericht und an den Höfen, auf den Gassen und in den Häusern. Dazwischen aber gab es einige erste Ansätze zu einer mittleren Sprache, einem Schriftenglisch, Schriftdeutsch, Schriftfranzösisch. Der Sachsenspiegel ist ein frühes Denkmal dieses »mittleren« Geistes. Geschrieben zwischen 1224 und 1232 kommt er zustande im Brennpunkte des ostfälischen Lebens zwischen Halberstadt und Ballenstedt und Magdeburg[2]. Ein glänzender Kanonist, Johannes Semecke, hat den deutschen Schöffen Eike von Repgow mit den modernsten Texten zu den Dekretalen der Päpste und mit dem Latein der Juristen bekannt gemacht. Ein um die Verbesserung der mündlichen Rechtsprechung bedachter Gerichtsherr, Hoyer von Falkenstein, hat diesem lateinisch unterrichteten, im ostfälischen Gebiet amtenden Schöffen ein ›deutsches‹ Buch abgerungen[3]. Die Resultante, der Sachsenspiegel, hat bis zum Bürgerlichen

---

1 ed. Waitz, 1868, S. 71.

2 Ostfalens Rechtsliteratur, Weimar 1912, S. 142.

3 Hans Thieme in Die Großen Deutschen, Band I, 187 ff. hält die Schöffeneigenschaft für nicht erwiesen. Aber eine stete Rechtspraxis Eikęs wird auch von Thieme angenommen.

Gesetzbuch von 1900 in praktischem Ansehen gestanden. So ist alles, was mit seiner Entstehung zusammenhängt, auch heut der höchsten Aufmerksamkeit würdig. Zwei große Historiker des Mittelalters, Ignatz Döllinger und Heinrich Denifle, haben sich darüber gestritten, ob wohl schon im Zeitalter des Sachsenspiegels eine einheimische deutsche Hochschule im Sachsenlande zu einer einheimischen deutschen Rechtswissenschaft hätte führen können. Döllinger, der die naive Volkstumslehre und die nationale Begeisterung des 19. Jahrhunderts teilte, nahm Eikes Schrift als Beweis für diese Möglichkeit. Nur weil man keine deutsche Hochschule um 1200 gegründet habe, nur deshalb sei die Jurisprudenz römisch geblieben. Denifle bestritt das. Weshalb nun im Jahre 1200 eine »deutsche« Wissenschaft unmöglich war, dem habe ich selber in einer Schrift »Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II.« nachgesonnen[1]. Aber bis heut wird sogar die Frage, die Denifle und ich stellten, geschweige denn unsere Antworten – die ich ganz unabhängig von Denifle suchte und fand – nicht aufgenommen. Wer etwa Ernst Robert Curtius' Buch über das Mittelalter liest, findet da den selben naiven Dualismus, den Döllinger hegte. Was von beiden verwechselt wird, sind die beiden Größen »Wissenschaft« und »Prosa«. Es ist für die »Hydrographie«, für das Stromnetz der Sprache, sehr wichtig, das Auftreten von »Prosa« und das Auftreten von Wissenschaft« auseinanderzurücken. Das Entstehen der deutschen Prosa im Scheinwerferlicht einer lateinischen Universität und ihrer Wissenschaften und im Gegensatz zu den Volksepen, das ist das große Ereignis der Stauferzeit. Vor lauter Interesse an der Wissenschaft einerseits, der Volkspoesie andererseits wird das Zustandekommen einer deutschen Prosa nicht hinreichend zu einem selbständigen und großartigen Vorgang erhoben. Der Sachsenspiegel ist Prosa. Das war um 1200 eine außerordentliche Leistung. »Prosa« ist eine grundlegende Wandlung. Deutsche Prosa ist nicht schon Wissenschaft; eine »deutsche«

[1] Weimar 1912.

Wissenschaft um 1200 in Ostfalen ist unmöglich gewesen. Denn Wissenschaft ist nicht Wissenschaft, wenn sie nicht universal zu denken und zu forschen meint. Eine nationale Rechtswissenschaft ist ein hölzernes Eisen. Sie muß in Weltkriegen enden und sie hat in Weltkriegen geendet. Nein, sollte es eine echte Rechtswissenschaft geben können, so mußte sie im Mittelalter auf Roms Weltherrschaft, auf die Offenbarung der Bibel oder auf »die Natur« der Menschen sich berufen. Hier ergänze ich nun meine Schrift von 1912, um zu zeigen, wie drei Stufen zu unterscheiden sind: die einheimische Poesie, die lateinische Wissenschaft und unter dem Druck von diesen beiden Enden der Ursprung einer deutschen Prosa. In der Antike ist es zur Prosa aus Poesie ohne diese Zange – hie Poesie hie Wissenschaft – gekommen. Um so fruchtbarer ist es, dieses gewaltigen Unterschieds zwischen Antike und Mittelalter dankbar zu gedenken. Denn ohne die lateinische Wissenschaft – auf Roms Erbe, auf die Bibel, auf die Natur gegründet – hätten sich die Nationen des Abendlandes schon 1200 so zerfleischt, wie sie es 1914 bis 1945 getan haben. Von 1200 bis 1945 aber hatten sie statt dessen ein Universum des Planeten Erde um sich herumgestellt, an dem die Alpträume nationaler deutscher (oder national-slowenischer, -masurischer, -dänischer oder -flandrischer oder -belgischer oder -tschechischer) Wissenschaft glücklicherweise gescheitert sind. Der erste Band dieses Werkes hat in dem Kapitel »Ein Komma« den Ursprung der Prosa aus dem Schoße des Rhythmus bereits erörtert. Hier rollen wir das Verhältnis zwischen Prosa, Wissenschaft, Poesie nochmals auf, und zwar wiederum mit Hilfe des »trivialen« einer Prosa, die weder Poesie noch Wissenschaft zu sein hatte. Die Dialektik des Schuldenkens hat das Wichtigste, das Triviale, übersehen.

Es gibt übrigens einen Kontrollversuch für unsere Dreiteilung: Wissenschaft, Prosa, Poesie – und unseren Protest gegen die Antithese: Poesie oder Wissenschaft. Denn die Hochschule Paris hat Ableger, Nachbilder, Konkurrenten gefunden. Orléans, Salerno, Bologna, Toledo übernahmen einen Teil der Aufgabe

»scholastischer«, hochschulmäßig zentralisierter Belehrung des Klerus für das ganze Abendland. Aber keine einzige dieser Hochschulen tat, wie Döllinger sie heißen wollte: keine von ihnen trachtete, eine nationale Hochschule zu werden. Die Abgliederung oder Ausgliederung mehrerer Hochschulen erfolgte vielmehr nach Fächern, also nach geistigen, nicht nach geographischen Mächten. Grammatik, Jurisprudenz, Medizin, Psychologie erhielten eine jede ihre eigene »Universität«. Die Professoren des 19. Jahrhunderts, ob nun Döllinger oder Sybel, Dahn oder Treitschke, wollten nur Welt oder Nation unterscheiden. Aber dank Poesie und Prosa wird eine andere Gruppierung in Volk und Klerus geschaffen. Z. B. sind heutzutage in USA die Ärzte der Klerus; alle übrigen Amerikaner aber, einschließlich des Kirchenklerus, sind Volk und Laien in ihrer Ehrfurcht vor der Medizin. Wer das nicht weiß, versteht Amerika nicht, er versteht sogar Amerikas Außenpolitik nicht. Der Gegensatz zwischen Nation und Welt hilft uns also nichts bei der Erklärung des Aufkommens einer deutschen Prosa.

Wer der Geburt der Prosa nachsinnt, muß aus dem Gefängnis kleindeutschen Denkens ausbrechen. Der Geist, den unser Schöpfer ausgießt, ist trinitär: er gliedert sich dreifach, nach Fächern, nach Gegenden und nach Bildungsgraden. Und alle drei Kontraste geben Funken.

Wie also wurde die deutsche Prosa zwischen Pariser Wissenschaft und einheimischer Poesie möglich? Eine merkwürdige Verdoppelung öffnet uns dafür die Augen. Zweimal nämlich ist ein und derselbe Vorgang, das Hervorgehen der Prosa aus lateinischer Gelehrsamkeit und heimischer Poesie zu beobachten, an dem für den Herzog Heinrich den Löwen geschriebenen »Erleuchter« und an dem für den Grafen Hoyer von Falkenstein geschriebenen »Spiegel« der Sachsen. Die Titel »Erleuchter« und »Spiegel« dürfen nahe zusammengerückt werden. »Sichtbar machen« wollen beide. Und beide tragen lateinische Titel, »Elucidarius« und »Speculum«. Seltsamerweise hat erst die Zeit des ersten Weltkrieges den Germanisten eine Ausgabe be-

schert, auf die sie mehr als zwanzig Friedensjahre gewartet haben: in den deutschen Texten des Mittelalters[1] hat *Heidlauf* das Volksbuch Elucidarius gedruckt, das *Schorbach* 1894 zuerst wissenschaftlich untersucht hatte[2]. Wenn dieser »Erleuchter« im Mittelalter außerordentlich viel gelesen worden ist, bis tief ins Renaissancezeitalter hinein[3], so erscheint das jetzt, wo uns ein sauberer Text vorliegt, sehr begreiflich. Werden doch da in einem frischen, klaren und zugleich spannenden Zwiegespräch zwischen »Meister« und »Jünger« die Hauptgeheimnisse der christlichen Gotteslehre übersichtlich – natürlich nach lateinischen Vorbildern – erläutert. Das Buch gehört eben zu den nicht wenigen glücklichen Würfen des staufischen Zeitalters, die nicht nur ihrer Generation Genüge taten, sondern sich durch die folgenden Jahrhunderte behaupten konnten, wie die Sächsische Weltchronik, wie der Sachsenspiegel, wie von lateinischen Schriftstellern Otto von Freising, Vinzenz von Beauvais und Bartholomäus Anglicus. Dadurch ist es aber dem Lucidarius auch ergangen wie manchem dieser Werke. Seine Entstehungsbedingungen reizten das Interesse weniger als sein Inhalt. Die besondere Bedeutung, die er gerade für seine Zeit im engeren Sinne des Wortes hat, trat so sehr in den Hintergrund[4], daß es noch heute nicht überflüssig erscheinen mag, gerade seine Entstehung und die Entstehung des Sachsenspiegels einmal zu vergleichen.

Bekanntlich hat *Roethe* in eingehender Untersuchung die Reimvorreden des Sachsenspiegels literarisch bestimmt[5]. Aber er hat dabei des Elucidarius nicht weiter gedacht. Auch gilt sein Inter-

---

1 Herausgegeben von der Kgl. preuß. Akademie der Wiss. 28 (1915). Die ältesten Bruchstücke gibt auch *Wilhelm*, Münchener Texte VIII, 1914, S. 115 bis 131.

2 Quellen und Forschungen 74; vgl. dazu *Edward Schröder*, Anz. f. deutsches Alt. und Lit. 23 (1897), 107 ff.

3 *Schorbach* hat neben 42 Hds. 82 Drucke nachgewiesen.

4 So kann z. B. *Scherer*, Gesch. der deutschen Lit.[8] (1899), 267 die erste wissenschaftliche deutsche Prosa mit dem Sachsenspiegel beginnen lassen.

5 Abh. der Gött. Ges. der Wiss. II 8, 1899.

esse fast ausschließlich der zweiten Auflage des ganzen Werkes und der zweiten Vorrede. Indessen ist das Milieu des Sachsenspiegels von anderer Seite erörtert worden. *Philippi* hat das Problem des lateinischen Sachsenspiegels, wenn auch unglücklich, angeschnitten und damit *Zeumer* veranlaßt, Eikes Angaben über die Entstehung seines Werkes mit Schärfe und Genauigkeit zu erläutern[1]. *Ballschmiede*[2], vor allem aber *Zeumer* sind dem Zusammenhang von Sachsenspiegel und sächsischer Weltchronik nachgegangen[3]. Ich selbst habe dargelegt, daß die erste Nachahmung des Sachsenspiegels, als Ergänzung von Landrecht und Lehnrecht gedacht, das Weichbildrecht eines Magdeburgers, bereits zwischen 1237 und 1241, also wahrscheinlich noch zu Lebzeiten und nicht ohne Wissen Eikes entstanden ist[4]. Dieser Nachweis, von *Julius v. Gierke* in Bausch und Bogen abgelehnt, ist von *Heinrich Brunner* im wesentlichen angenommen worden[5].

Auf dem Wege verfassungsgeschichtlicher Forschung gelang es alsdann, neben den bisherigen nicht ganz zweifelsfreien einen neuen Umstand namhaft zu machen, durch den das Jahr 1220 als terminus post quem für den Sachsenspiegel festgestellt ist[6]. Erst seit diesem Jahre kommt nämlich für das zweite askanische Fahnlehen in Sachsen durch Entscheidung der Reichskanzlei die Bezeichnung in Gebrauch, die Eike verwendet.

---

1 Festschrift, Otto Gierke dargebracht, 1911.

2 Korrespondenzblatt des Gesamtvereins deutscher Gesch.-Ver. 60, 1912, S. 194 f.

3 Festgabe für Heinrich Brunner 1910.

4 Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II., 1912.

5 In der 6. Aufl. seiner Grundzüge 1913. Er setzt es zwischen 1237 und 1250. Nimmt man indessen meine Datierung überhaupt an, so erscheint die Entstehung nach 1241 wegen der Stadtrevolution dieses Jahres nicht angängig. Denn nach unserer Schrift führen die Schöffen noch das Stadtsiegel. Vgl. auch die Urk. 1241, Jan. 10, Gesch.-Quellen der Prov. Sachsen 26, Nr. 103; *Eberle*, Beiträge z. G. der Bestellung der städtischen Organe des dts. MA. I, Beilage z. Jhber. des Großh. Friedrichsgymn. in Freiburg i. Br. 1913/14, S. 13; 33.

6 Königshaus und Stämme, 1914, S. 120 ff., S, 373 Anm. 15.

Was schließlich Eikes Person betrifft, so führen uns ja die altbekannten Urkunden über ihn in das Gebiet des Ostharzes und der Mittelelbe. Beziehungen zu Quedlinburg sind urkundlich, solche zu Magdeburg urkundlich und literarisch nachweisbar. Ich habe außerdem aus einer Reihe von Gründen Halberstadt als Schulstadt Eikes und den dortigen Domschulleiter, den berühmten Kanonisten Johannes Teutonicus, ebenso unvergessen in der Rechtsgeschichte wie in der Halberstädter Ortssage, als seinen Lehrmeister angesprochen[1]. Daß eines der ausgezeichnetsten Geschichtsbücher der Zeit, die Taten Halberstadts, die in Eikes Jugend, 1210, dort entstanden sind, zufälligerweise unsere älteste Quelle für das neugebildete Kunstwort Kurfürst, Princeps Elector (für die sieben Vorwähler) sind[2], sei schließlich hier deshalb nachgetragen, weil man noch immer dem Sachsenspiegel hinsichtlich der Kurfürsten kurzerhand eigenmächtige Erfindung vorwirft.

Nicht solch unmittelbare Beziehungen ergeben sich nun zu dem Elucidarius. Er ist in Braunschweig, und schon vor 1195, dem Todesjahr Heinrichs des Löwen, entstanden. Es handelt sich bei ihm also nicht um persönliche und ebensowenig um örtliche Zusammenhänge. Rein stoffliche Vergleichspunkte sind hingegen vorhanden. So heißt es S. 8: Von Sem camen die frigen, von Jafet camen die ritere, von Kam camen die eigin liute[3]. Eine andere Stelle deckt sich in wesentlichen Punkten mit dem Weichbildrecht[4]. Auch ein Gleichnis bei der Schilderung des Jüngsten Gerichts wird den Rechtshistoriker anziehen: »der junger sprach: wie cumet got zů dem gerichte? Do sprach der meister:

---

[1] Ostfalens Rechtsliteratur III 5.

[2] Königshaus und Stämme S. 255 Anm., S. 256.

[3] Gegen diese Lehre wendet sich Ssp. III 42, 3.

[4] Zu Weichbildrecht Kap. 1 halte Luc. S. 14: von dem lande Parthia: Mesopotamia daz lant ... in deme lande ist ein stat Ninive, die ist drier dageweide wit. in dem lande lit babilonia, die zimberte ein wigant (!) der hiez nemroth; der burc mure ist funfzic elen breit unde zweihundert elen hoch und ist vierhundirt unde sibetzic milen wit. da geingen in hundert erin burgetor.

alse der keiser so er in eine stat wil, so treit men sine crone unde ander sine gezierde vor ime daz men sine zůcunft erkenne, also dut got.« [1]

Indessen ungleich tiefer greift eine Entsprechung in den allgemeinen Entstehungsbedingungen von Gotteslehre und Rechtslehre; sie ist es, die unsere genauere Betrachtung erheischt.

Dem Volksbuch geht es nämlich in der ältesten Handschrift [2], die vielleicht noch aus dem zwölften Jahrhundert stammt, eine gereimte Vorrede voraus, in der es also lautet:

got selbe hat den sin gegebin
deme herzogen der ez schriben liez.
sine capellane er hiez
die rede suchen an den schriften
und bat, daz sie ez tichten
ân rimen wolden,
wan sie ensolden
nicht schriben *wan die warheit*
als es zu latine steit.
daz taten sie willecliche
deme herzogen Heinriche,
daz er in gebot und bat.
zu brunswic in der stat
wart es getichtet und geschriben.
Ez enwere an dem meister nicht bliben,
er hette ez gerimet ab er solde.

Hier finden wir also zunächst insofern die gleiche Lagerung der Umstände, wie sie uns den Sachsenspiegel beschert haben, als beidemal weltliche Fürsten, Herzog Heinrich und Graf Hoyer von Falkenstein, Auftraggeber und Urheber eines Werkes sind, das weit aus dem üblichen literarischen Herkommen heraustritt. Handelt es sich doch um die ersten beiden Fälle selbständiger

[1] S. 68 Vgl. S. 16: an dem wilden berge springet der Rin. der rinnet durch *Osterfranken* in daz wide mer. bi dem Rine ligent creftige stete ... di stete hant alle namen von den *grozen burgen* die dar inne ligent.

[2] In Göttingen. *Pfeiffers* Germania 17, 408; *Heidlauf* S. XII.

dem Vers entzogener deutscher Prosa. Aber der Kernpunkt ist, daß in beiden Fällen eben das Formproblem bewußt und krisenhaft auftritt. Der Braunschweiger Meister befindet sich in nicht wesentlich anderer Lage als dreihundert Jahre zuvor der gelehrte Otfried von Weißenburg. Auch Otfried hat »auf Bitten von Vornehmen, mit Gottes Hilfe in deutscher Zunge Wissenschaft gedichtet«[1], und geradeso empfindet auch der Kapellan den epischen Charakter alles volkstümlichen Wissens. Das geistige Gut der deutschen Stämme wird grundsätzlich nur in gehobener Sprache, in Versen, festgehalten. Anders kann es auf kein Gehör rechnen. Wenn man Deutsches diktiert, so dichtet man; das ist für den welfischen Geistlichen die Grundvorstellung. Es bedarf des Eingreifens Heinrichs des Löwen – ez enwere an dem meister nicht bliben – um die Geistlichen aus diesem festen Herkommen zu reißen, so daß sie es unternehmen, »ohne Reime zu dichten«. Und zwar ist es das Streben nach Wissenschaftlichkeit, das die poetische Form unbrauchbar für seine gesteigerten Ansprüche findet. Otfrid hatte deutlich die Gefahr der dichterischen Hülle für sein schwieriges theologisches Thema empfunden; er weiß sich nur zu helfen, indem er bittet: »Radiert und streicht aus, wo ich etwas Unevangelisches habe einfließen lassen« – wie sich denn solche Rasuren finden![2] – »aber verwerft nicht wegen ein paar Lügen (!) mein ganzes Buch.«[3] Der Fürst des zwölften Jahrhunderts will dergleichen nicht mit in Kauf nehmen. Auch er hält es für undurchführbar, die theologischen Gedankengänge lateinischer Kunstprosa ohne Schaden für die Reinheit der Gedanken in deutsche Verse zu

---

[1] »Die Bücher sind in Kapitel eingeteilt, welche lateinische Überschriften tragen; in einer lateinischen Vorrede gibt der Verfasser Auskunft über seine Absichten und Grundsätze; kurz, die Arbeit tritt ganz als *gelehrtes Werk* auf und *Art und Inhalt entsprechen* der äußeren Erscheinung.« *Scherer* a. a. O. S. 48. Otfrieds Absicht habe ich auch in »Frankreich-Deutschland«, Berlin 1957, S. 97 f. behandelt. Für ihn gab es den Ausweg in eine deutsche Prosa nicht.

[2] *Oscar Erdmann*, Germanistische Handbibliothek V § 22.

[3] »Noh thuruh eina lugina ni firwirfit al thia redina.« Otfried V 25, 43.

gießen. Er verlangt also, daß das Kunstgesetz der Sprache zugunsten gedanklicher Nüchternheit abdanke. So kommt das erste Werk deutscher wissenschaftlicher Prosa zustande, das erste, bei dem ein wissenschaftlicher Stoff in volkstümlicher Sprache dargestellt wird, ohne daß die Sprache eigenwillige Gestaltungsansprüche erheben darf.

Ich möchte nun nicht fortfahren, die Leistung des Sachsenspiegels mit der Braunschweiger Leistung eines deutschen Prosabuchs Lucidarius zu vergleichen, ohne erst die Kluft hervorzuheben, die beide trotz der Analogie: Poetische Vorrede, prosaischer volkssprachlicher Text auseinanderhält. Es ist der von Heinrich dem Löwen erbetene theologische Aufriß ja an eine wahrscheinlich in Regensburg entstandene lateinische Schrift gekettet. Hier im Irenkloster des Benediktinerordens scheint der sogenannte Honorius von Autun in jugendlicher Frische um 1110 sein lateinisches Büchlein, das Elucidarium, verfaßt zu haben. Dieses Büchlein ist, unbekümmert um alle Fortschritte der Theologie zwischen 1100 und 1400, dreihundert Jahre lang die theologische Laienlektüre geblieben und für die Ortspriester das tägliche Brot.[1] Es wurde schon vor 1200 auch ins Französische mindestens von vier verschiedenen Übersetzern übertragen und, was unmittelbar zu unserer Frage: Poesie und Prosa gehört, der eine dieser Übersetzer hat dem französischen Prosatext auch einen Reimprolog vorgesetzt:

A ceste Comenchaille
Pri a eu qu'il me vailhe
e al saint esperit
qu'il m'otroit que n'i failhe
ne hors de voie n'en ailhe
de quanque ci est escrit.[2]

Hier wird also nur um die Treue der Übersetzung gebetet. Aber

[1] Bernhard Geyer, Die Patr. und Schol. Philosophie, in Überwegs Grundriß, 1928, S. 204, M. Manitius, Gesch. der lat. Lit. des MA. III, 1931, 364 ff.

[2] L'Elucidarium et Les Lucidaires, par Yves Lefévre, Bibl. des Ecoles Françaises, Fascicule 180 (Paris 1954), p. 280.

die stilistische Gesetzmäßigkeit, daß eine Reimvorrede der Prosa voraufgeht, ist auch hier am Werke, obwohl das lateinische Original von solcher Ordnung nichts weiß.

Jetzt können wir Eikes Leistung noch besser gerecht werden. Denn er ist ja sein eigener »Honorius« gewesen. Er selber hat die originale lateinische Leistung vollbracht. Und verglichen mit dem Elucidarium von 1110, das aus Anselm von Canterburys Schule schöpft, ist Eikes lateinische Leistung eine vollkommen originale. Es ist schwer, sich ein Gefühl dafür zu erwerben, daß in seinem Falle zwei originale Leistungen übereinanderliegen, deren erste, der Urfaust sozusagen, uns schon helle Bewunderung abnötigen würde, wenn wir ihn noch sehen dürften. Sein Stoff ist aus Sprache und Verfassung seines Stammes geschöpft; dazu hat er zeitgenössische kanonistische Schriften und Reichsgesetze, diese beiden in Latein, benutzt und also hier schon zwei getrennte Quellen zur Einheit verschmolzen. Dabei handelt es sich um Darstellung dessen, das aus Form, Formel und Formularen besteht, um das Recht, dessen Sprache am wenigsten Bequemlichkeit, Tagesjargon oder Lässigkeit des Ausdrucks verträgt. Wie das Gesetz das höchste an Bestimmtheit, Treffsicherheit, Prägnanz leisten muß, so das Rechtsbuch. Aber das Gesetz wird durchgesprochen, durchberaten und abgewogen im Rate und auf der Tagung, wo viele Interessen laut werden. Beim Sachsenspiegel wird die Vielstimmigkeit in des Einzelnen Brust verlegt. Bis zu Eike hat der Einzelne auf deutsch im Reim und Rhythmus Anhalt und Schutz gesucht und gefunden. Diese Ermutigung ist die Ursache für die Wahl der poetischen Form durch den Einzelnen, der Gültiges durchsetzen soll, da wo sonst nur ein vielköpfiges Gremium geltendes Recht festsetzen darf. Das *Polyphonwerden des Einzelnen* steckt hinter der Vollmacht zur Prosa. Denn prosaische Wahrheit muß auf Debatte, Beratung, bewährte Lehre aufruhen.

Sie ist also durch eine Entzweiung hindurchgegangen, um glaubwürdig zu wirken. Wahrheit in Prosa ist immer sozusagen beratschlagte Vielstimmigkeit, also überindividuell. Die

unten S. 333 abgedruckte Stelle aus der Kölner Königschronik empfehle ich der Aufmerksamkeit der Leser, weil sie diesen Weg des Gesetzwerdens für 1235 aufzählt. Angestrengt strebt Eike nach dieser ehernen, lauteren Wahrheit. Er ist stolz darauf, nur echtes verbürgtes Recht aufzuzeichnen. Aber gerade dies Bemühen setzt sich bei ihm um in – – lateinische Prosa! »erz an latin hatte bracht ane helfe und ane lere.« Lange Jahre nachdem er auf die Lateinschule gegangen ist, ohne Unterstützung, entschließt er sich trotzdem zu einer lateinischen Ausarbeitung. Also wie der Braunschweiger Meister wissenschaftlichen Stoff der lateinischen Kultur in Verse gießen zu müssen glaubt, um ihn zu verdeutschen, so hüllt umgekehrt Eike einen Stoff des Volkstums in lateinische Prosa, um ihn unbezweifelbar formulieren zu können. Für beide Schriftsteller gibt es mithin nur zwei Möglichkeiten: für Volkstümliches greifen sie zu deutschen Reimen, für einen überpersönlichen Zweck hingegen zu lateinischer Prosa. So ist es nur ein äußerer Unterschied gegen den Lucidarius, daß Eike die ihm sich aufdrängende, das ist die lateinische Form, auch tatsächlich zu Papier brachte. Uns Heutige bedünkt ja nun gerade sie ebenso unzweckmäßig wie fehlerhaft, wo es doch galt, lauter Kunstausdrücke des Stammesrechts festzuhalten. Aber wenn es noch in der goldenen Bulle heißt, der Wahleid der Kurfürsten solle in deutscher Sprache geleistet werden, trotzdem aber das Formular dieses Eides auf lateinisch folgt[1], so tritt zutage, wie angemessen den Zeitgenossen solch ein lateinisches Speculum Saxonicum schien.

Indessen alsdann ergeht es Eike wie dem Braunschweiger Meister. Anders wie der Schriftsteller beurteilt der Graf von Falkenstein die Lage, nämlich nicht von den Mitteln, sondern vom Bedürfnis aus. Wie der Herzog wirft er sich zum Anwalt des Publikums auf, das nicht nur aus schriftkundigen Lesern, sondern mehr noch aus Hörern bestehen soll[2]. Trotzdem aber gerade

[1] Vgl. *Zeumer*, Sav.Z.R.G. 23 (1903), 73.

[2] Die meisten damaligen Richter waren ja des Lesens unkundig (*Zeumer* a. a. O.). Wenn also z. B. nach dem bairischen Landfrieden von 1256 c. 32

diese Rücksicht auf die lateinunkundige Hörerschaft den Erfolg des Buches erst entscheidet, wird gerade sie dem Verfasser von außen aufgedrängt, und Eike selbst schildert uns ausführlich sein inneres Widerstreben:

Nu danket algemeine
deme von Valkensteine,
der greve Hoyer ist genant,
daz an dusch ist gewant
ditze buch durch sine bete;
Eyke von Repgowe iz tete.
Ungerne erz aber an quam;
. . . . . .
Des herren libe in gar verwann
daz he des buches began,
des ime was vil ungedacht,
do erz an latin hatte bracht, –
. . . . . .
do duchte in daz zu swere,
daz erz an dusch wante.
Zu lest her doch genante
des arbeites unde tete
greven Hoyeres bete.

Zu dem bloßen Entweder–Oder des bisherigen Zustandes: deutsche Reime, lateinische Prosa, ist damit etwas Neues hinzugekommen: freie deutsche Prosa. Der Lucidarius hatte auf deutsche Verse gezielt, der Sachsenspiegel auf lateinische Prosa; beide geraten als die erste deutsche Prosa[1]. Weil die beiden Fälle von Haus aus entgegengesetzt gerichtet waren, gerade deshalb ergänzen sie sich wie Glieder eines geistesgeschichtlichen Experiments zu eindeutiger Bestimmtheit, die dem einzelnen Falle nie innewohnt. Deswegen hat man jenes Entweder–Oder, vor dem

»chain rihter an dem gerihte sitzen« sol, »er hab den frid *teusche* bi im gescriben«, so ist an Vorlesen gedacht. Denn wer damals selbst lesen kann, der kann auch Latein.

[1] *Notkers* Schulprosa ist natürlich hiervon entfernt zu halten.

Eike ursprünglich stand, bisher übersehen und sich begnügt, die »allmähliche Entwicklung« für eine so fundamentale Neuerung, wie es in jeder Literatur die freie Prosa ist, verantwortlich zu machen. Es zeigt sich aber, daß die geschichtlich noch so sehr vorbereitete Tat immer noch ächzender Mühe, inneren Kampfes und überdies heilsamen äußeren Zwanges bedarf, damals wie heut. Wenn heut in einem, vielleicht dem letzten großen Eindeutschungssturm in Schrift und Sprache der zähe Widerstand gerade der Fachleute oft nur vom Willen der unwissenden Menge bezwungen wird[1], so bedarf es auch damals eines entschlossenen Ruckes, um die Spannung zwischen der Überlieferung des Faches und der Forderung des Publikums aufzuheben. Ist es nicht merkwürdig, daß gerade diese nicht frei, sondern durch mäzenatische Einflüsse gestalteten Werke beispiellos erfolgreich und richtunggebend für die literarische Form geworden sind? Der Elucidarius beherrscht durch seine Form des Zwiegesprächs die ganze große Literatur der deutschen Mystik, während die bis dahin üblichen gereimten Physiologi, Genesis, Summen usw. aussterben. Der Sachsenspiegel kann ohne weiteres neben die lateinischen Gesetzbücher und Privilegien treten; ja, wie die gereimten Kosmologien und Theologien abkommen, so werden jetzt die lateinischen Diplome durch eine deutsche Gesetzgebung abgelöst. Schon 1235 auf dem Mainzer Tag, dem auch Fürsten beigewohnt haben, denen der Sachsenspiegel bekannt war[2], ergeht ein Reichsgesetz, das in deutscher Sprache zu Pergament gebracht wird[3], kraft besonderer Neuerung[4]. Auch beschließt man dort zugleich, eine Sammlung von Reichsurteilen,

---

1 Das Schlußstück unseres ersten Bandes, »angewandte Seelenkunde«, belegt dies.

2 Der Erzbischof von Magdeburg und vor allem Hoyer von Falkensteins Herr, Fürst Heinrich von Anhalt.

3 *Zeumer*, Sav.Z.R.G. 23 (1902), 61 ff.; derselbe, Neues Archiv 28 (1903), S. 435 ff.

4 »Pax iuratur, vetera iura stabiliuntur, nova statuuntur et Teutonico sermone in membrana scripta omnibus publicantur.« Kölner Königschronik (her. von Waitz) 207.

nach Stammesrechten geordnet, anzulegen. Und nicht minderen Anklang findet schließlich das dritte, erst durch den Sachsenspiegel möglich gewordene Werk deutscher Prosa, das erste seiner Art auf dem Felde der Geschichtsschreibung, die sächsische Weltchronik.

Aber Sachsenspiegel und Elucidarius verraten uns doch beide, daß sie im Boden des Zeitalters der Volksepen wurzeln und nur die Blüte in das neue Zeitalter hinüberreicht. Noch bedarf diese junge Prosa einer schützenden Einführung im alten Stile. Während Otfrid seinem gelehrten Sang eine lateinische Vorrede vorausschickt, finden wir bei ihnen beiden als Erbgut der Stammesliteratur die in rein volkstümlichem Tone gehaltene Reimvorrede. Sie läßt uns den Januscharakter der Schriften gut erkennen. Diese Zugehörigkeit zu zwei verschiedenen Geschichtsabschnitten sollte beim Sachsenspiegel freilich schon durch seinen Inhalt deutlich genug zutage treten. Ist er doch das letzte Rechtsbuch seit der Lex Salica, das sich vorsetzt, das Recht eines der »diutisken« Stämme des Heiligen Römischen Reiches aufzuzeichnen, und steht er doch damit in vollem Gegensatz zu allen späteren Rechtsbüchern, die nur Recht des deutsch gewordenen Reiches oder der deutschen Territorien aufzeichnen wollen. Indessen verschuldet es die falsche Benennung seines wichtigsten Nachfolgers, des Deutschenspiegels, als Schwabenspiegel, die sich leider noch heute fristet, daß die einzigartige Doppelstellung Eikes von Repgow an der Wende zweier Zeiten verdunkelt wird. Deshalb mag das Ergebnis dieses Formenvergleichs der Klarstellung aus dem Inhalt zu Hilfe kommen. Als Eike zu wirken anhebt, da klaffen Königsrecht und Stammesrecht noch auseinander, und ebenso das stammesmäßige, poetisch gestaltete Wissen und das prosaische Schulgut. In sich selbst, unter inneren Reibungen und Kämpfen, erlebt er die Verschmelzung. Dieser eigentümliche Fortschritt wird durch den Vergleich mit dem Elucidarius erläutert. Das Entstehen einer Prosa hat die Sprachen des Abendlandes emanzipiert; aber die Wissenschaft brauchte den Universalismus des Latein noch auf Jahrhunderte.

Die Entstehung der Prosa in Elucidarius und Sachsenspiegel gibt sich durch die Reimvorreden als eine Gemeinschaftstat zu erkennen. Man wird an Shakespeare und seine adligen Schützer, an Homer und die Aeneasdynastie gemahnt, an Scipio und Laelius, die dem Teyrenz beisprangen. Die mündlichen Gespräche zwischen dem Fürsten und dem Autor in der deutschen Sprache sind ja doch die ersten Prosasätze, auf denen die darnach geschriebenen Texte aufruhen. Wir zerschneiden Schrift und Rede freilich so radikal, daß uns diese Gespräche zwischen Gönner und Schriftsteller tief unter dem Range der Literatur erscheinen. Sie werden nie als formendes Element herangezogen. Ist das denn angebracht? Goethe hat in einem herrlichen Kapitel von Dichtung und Wahrheit bekannt, er sei nur aus Mangel an Gelegenheit aus einem geborenen mündlichen Erzähler und Unterhalter und Volksredner der Erste deutsche Schriftsteller geworden! Sollten Literaturprofessoren ihre romantischen Gefühle über »das Volk«, das da singe und sage und über den einzelnen Gebildeten, die dichten oder schreiben, vielleicht einmal umstülpen, und dann hinter Volk und Autor den Sprachenschoß entdecken? Ist nicht der beglückte, der vollkommene Sprecher und Sänger der Einzelne, aber das verschüchterte »Volk« auf die schlechtesten Texte oder Drucke nur, weil sie geschrieben stehn, angewiesen? Also gerade das »Volk« hat die Schriften gebraucht, der große Einzelne hat gesungen und gesagt. Die Relation zwischen Einzelnem und Masse ist von der Romantik auf den Kopf gestellt worden, und das tragende Element hat sie ausgelassen. Aus dem beherzten Geiste des Einzelnen bricht das lebendige Wort, das dann zum Sprichwort und zur Redensart im Munde der Schwachen erstarrt.

Aber zwischen die vielen, die den Text nachbeten – Elucidarius und Sachsenspiegel sind vier Jahrhunderte in Geltung geblieben beim Volke, den Fortschritten der Gelehrten in diesen vier Jahrhunderten zum Trotz – und die Autoren tritt ein Freundeskreis, ein Hof, ein »Gremium«, wie man lateinisch wunderschön für den Sprachenschoß sagt, aus dem eine Prosa ins Deutsche ge-

drungen ist. Das Zeugnis für dieses Gremium wird noch gesungen, d. h. gereimt. Die Reimvorreden besingen also jenen freundschaftlichen Zusammenstoß, aus dem erst die Prosa dann von dem Geist des Autors Besitz ergriff.

In der Antike wird dem Griechen Pherekydes von Syrus »das Fußvolk« der Prosa zugeschrieben. Wir haben von ihm nur geringe Fragmente. Aber Pherekydes hatte nicht die Vorschule einer Antike vor sich. Seine Schrift zerfällt nicht in Versprolog und Prosatext. Sondern diese griechische Vorwärtswendung aus dem ewig wieder in Kreise trabenden Rhythmus der Verse in den weiter, weiter, weiter, rückenden Marschtritt des »Proversum«, der Prosa des Fußvolkes also[1], hat bei Pherekydes den Text nicht entpoetisiert. Aus seinen Fragmenten schließe ich vielmehr, daß nur die Verse fortfielen; der Inhalt aber blieb poetisch. Das ist um 1200 im deutschen Abendlande ganz anders. Die Prosa reinigt den Inhalt: Er wird prosaisch. Die Reimvorrede unterstreicht diese Absicht und diese Leistung. Die Fascisten, besonders in der Person ihres Hauptphilosophen Gentile[2], haben den Unterschied zwischen Poesie und Prosa geleugnet. Ich habe bereits im 1. Band dieses Werkes anläßlich der Untersuchung des Kommas gezeigt, daß die Prosa zwar eine geologische Stufe sei, daß sie indessen von der Poesie Elemente beibehalten muß, um noch Sprache zu sein. Aber für um so wahrer gilt mir die Unterscheidung zwischen Poesie und Prosa. Wie Horus und Seth, wie Romulus und Remus, wie Winter und Sommer darf man nur nie mit der einen oder der anderen auszukommen wähnen. Poesie und Prosa sind uns beide unverzichtbar. Die Reimvorreden zur Prosa der beiden gelesensten Volksbücher des hohen Mittelalters sollten nie ohne die Prosa, die ihnen folgt, die Prosa nie ohne die Reimvorreden in uns aufleben. Denn nur dann erzeugen sie in den Nachfahren die Ehrfurcht vor dem Gremium, vor dem Sprachenschoß; ihm aber zum Unterschied

---

[1] Diels-Kranz, Vorsokratiker, I, 7. Aufl., S. 44.

[2] Gentile selber hat diese Lehre in der Enciclopedia Italiana XXVII, 590 verkündet.

vom Mutterschoß verdankt unser Geschlecht seine Wiedergeburt. Die Mütter gebären. Aber dem Sprachenschoß, wie Athena dem Haupte des Zeus, entspringt »jeder Gedanke des Lichts«.

Das Entscheidende über dies Gremium hat Goethe im Wilhelm Meister geschrieben: »O mein Freund, ein guter Mensch verspricht durch seine Gegenwart immer zu viel. Das Vertrauen, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnung, die er erregt, sind unendlich. Er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wissen.«

Mit großer Zartheit umschreibt Goethe hier Glaube, Liebe, Hoffnung. Uns, die es bewegt, daß im Herzen die Neigung, in der Kehle der Glaube, in den Augen die Hoffnung ihr Ansatzorgan haben, wird von Goethe wunderbar der Druck handgreiflich dargestellt, unter den uns eine in anderen erregte Erwartung setzt. Je mehr diese anderen auf uns angewiesen sind, desto mehr Macht gewinnen sie über unsere sprachliche Leistung. Es ist mir nicht bekannt, daß dem Zitat aus Wilhelm Meister von Theologen, Philosophen, Literaturkritikern, Lehrern je nachgesonnen worden ist. Mir scheint, daß Goethes Sätze die Grundlage abgeben können, um Prosa und Wissenschaft deutlich zu trennen. In der Wissenschaft erregen wir die Erwartung von Mitforschern: aber in der Prosa werden wir, oder wird unsere Schrift von Nichtforschern erbeten. So würde die Distinktion zwischen Poesie, Prosa, Wissenschaft nicht von der theoretischen Absicht eines Denkers, sondern von der gesellschaftlichen Atmung einer Gruppe bestimmt. Geist heißt: gemeinsam atmen. Wieviel wäre schon gewonnen, wenn dies vom Hochmut der Gebildeten ausgewählte Schlagwort des deutschen Geistes oder des Pariser Esprit in ein Gemeinschaftsleben zurückgeleitet würde; niemand hat Geist, es sei denn sein Herz, seine Kehle, seine Augen seien erwärmt, erweitert, erleuchtet, um zusammen zu leben und zusammen zu leiden.

Die Gespräche zwischen Herzog und Autor, Graf und Verfasser, haben in unserer »amtlichen« Gelehrsamkeit über die Entste-

hung der Literatur keine genügend wichtig nehmende Benennung. Aber ihre liebevolle Analyse wäre notwendig, um in die Metanomik oder die Biblionomik tiefer einzudringen. Das »Tiefurter Journal« muß der kennen, der Goethes erste Jahre in Weimar verstehen will. Die Wahrheit, daß der alte Goethe Mariannes Verse verschlimmbessert und ihre Verfasserschaft unkenntlich gemacht hat, muß der herausheben, der dem »Diwan« gerecht werden möchte. Erasmus von Rotterdam hat dem jugendlichen Karl V. ein Buch über den Fürsten gewidmet, in dem genau das steht, was Karl V. 1556 getan hat. Aber kein Werk über Erasmus erwähnt das. Umgekehrt steht bei Shakespeare genau das in Dramengestalt, was zwischen 1593 und 1608 seinem Gönner William Derby zugestoßen ist. Der Verschlingungen im vorliterarischen Austausch von Sprache, im Gespräch sind Legion. Ich weiß, wie wenig sie uns im einzelnen zugänglich sind. Dennoch müssen wir sie zu benennen lernen. Denn Eike, Shakespeare, Erasmus, Goethe sind vom Gespräch bezwungen worden, damit sie schrieben. Der Zwang wird also im Zwischenreich persönlichen Verkehrs *vor* der Niederschrift ausgeübt. Deshalb verdient dieser autoritäre Sprachenschoß, der Poesie und Prosa und Wissenschaft und jede von einem Autornamen gedeckte Produktion hervorruft, ein achtungsvolles Bedenken.

Die Philologen sind einer deutlichen Erfassung des Schoßes eines Werkes um so mehr ausgewichen, als sie das Wort »Schoß« rein poetisch faßten, etwa so[1]: »Nicht der große Einzelne, eine Gesamtheit gab den schaffenden Schoß ab.« So läßt sich dem Geheimnis des Schoßes nicht beikommen. Volk und Einzelner sind nicht die Faktoren der Sprachkraft. Jeder von uns ist plastisch und das heißt formbar und lauschkräftig, und er ist Former und gestaltungsmächtig. In jedem von uns walten beide Mächte, die in der Romantik auf zwei Träger aufgeteilt wurden[2]. Eben des-

[1] Schneider bei Karl Hauck, Zur germanisch-deutschen Heldensage, 1961, S. 327.

[2] Siehe »Das Haupt beim Sprechen« in Band I.

halb ist das Gremium, der Sprachenschoß, kein völkisches Geheimnis, sondern vertrautes, anheimelndes, zum Aufbruch und zum Bekanntmachen williges Gruppendasein. Schon im alten Rom konnte man davon reden, daß ein Schüler »in gremio praeceptoris« sich befinde. Wie in dem richterlichen Gremium war also schon in der Antike »gremium« ein soziales Gebilde. Sprechen lernen und sprechen lehren geschieht eben immer innerhalb des öffentlichen und geschichtlichen Lebens als ein offenes oder öffentliches Geheimnis. »Der schaffende Schoß« und die Muttersöhnchen und die Muttersprachenvorstellungen des Historismus der Hermann Schneider haben nur deshalb zu dem Mord und Totschlag der Goebbels geführt, weil der immer offene Charakter des Sprechens dabei unterdrückt wird zugunsten eines privaten und ungeschichtlichen Daseins. Wer aber spricht oder gehorcht, gehört ins Recht, in die Religion und in die Geschichte. Religion ist nie Privatsache. Einen Namen zuerkannt erhalten, ist immer ein öffentliches Ereignis. Das Maul aufmachen und reden ist immer ein geschichtliches Ereignis. Der Sprachenschoß ist durch die Gymnasiastenwelt der kleinen Moritze und der großen Wilamowitze in den unseligen Dualismus hinuntergezerrt worden, wo es heißt:

Volk und Einzelner
Gemüt und Verstand
Poesie und Prosa.

Alle solche Dualismen führen zu Mord und Totschlag, sei es im Fascismus, sei es im Kommunismus. Die deutschen Fascisten sind durch diese schülerhaften Dualismen von der Weisheit der alten Romantik abgelenkt worden in eine verblödende Dialektik von »Individuum« und »Gemeinschaft«. In der Sprache gibt es keine solchen Zweiheiten. Das Mediale der uns umspülenden Meeresflut des Sprechens und Hörens ist vielmehr ein Medium, aus dem wir abwechselnd passiv oder aktiv hervorgehn. Drei- und vierfach wandelt sich unsere Haltung im Kreuz der Wirklichkeit. Das Wort vom Sprachenschoß ist also nur ein unter

mehreren Worten sich darbietendes Hilfswort, um die Quintaner aus der Philologie herauszuhalten.

Friedrich Panzer und Theodor Frings haben den Mut gehabt, auf die russischen Quellen für die Brautwerbung der Brunhilde hinzuweisen. Händler, russische, jüdische, skandinavische haben die Sache tradiert. Ich habe nachweisen können, daß aus diesem selben Rußland der revolutionierende Kummet, die neue Pferdebespannung um 1100, eindrang, der wir den Bau der mittelalterlichen Steindome, Steinburgen, Steinbrücken verdanken[1]. Tradieren ist etwas wenig Feierliches. »Trade« heißt englisch der Handel[2].

Die beiden Nachweise, ganz unabhängig voneinander geführt, ergänzen einander also dahin, daß die Deutschen 1100 wie 1900 ein Händlervolk gewesen sind, so gut wie ein Rittervolk und ein Bauernvolk, wie ein frommes Volk, wie ein schlechtes Volk, wie ein künstlerisches Volk[2]. »Volk«, so habe ich in der Schrift über den Namen diutisk, deutsch, und sein Substantivum Diot, nachgewiesen, ist das Wort für die jeweils ungeformte Vielheit, für Bienenvolk, Lumpenvolk, deutsches Volk, Kirchenvolk. Weil der ausgeformte Teil in einem ungeformten schwimmen muß, bedingen sich Staat und Volk im Sinne der Verformtheit und der fertigen Gestalt auf der Seite des Staates (bis 1500 des Diot) und im Sinne des Spielraums und der Ungeformtheit auf der Seite des Volks. Die Verweisung des Wortes »Volk« in die formlose Hälfte, der Worte Staat und Diot in die formenstrenge ist die Vorbedingung für eine sinnvolle Verwendung der Worte Schoß, Deutsch und Volk. Das durch seine geographische Lage militärisch überanstrengte Volk muß in Staatlichkeit zu erstarren fürchten. So hat das Preußentum die Romantik hervorgerufen. Je mehr Staatlichkeit und Beamtentum sich ausdehnten, desto leidenschaftlicher hat das Bewußtsein sich durch

---

[1] Die Nachweise in Out of Revolution, Autobiography of Western Man, 1938.

[2] Die Handelsherren Wesendonck und Schopenhauer senior und Pinkus haben mehr für die Tradition, das Tradieren des Geistes geleistet als die meisten deutschen Adligen, von Schliemann ganz zu schweigen.

Volkstum, Volkssprache, Volksbrauch, Volksglaube zu regenerieren versucht. Da waren also nicht zwei die Sprache unter sich aufteilende Träger der Werke: der einzelne und das Volk. Nein, am Werke sind Hörer und Sprecher und Staat und Volk. Zwei dieser Elemente werden von ihrem Tun her benannt, der Staat und der Einzelne. Zwei werden von ihrer Empfänglichkeit her betitelt: das Volk und der Hörer. Im 19. Jahrhundert hieß der hörende, gehorchende Einzelne respektlos der Untertan; ihm stand der Racker Staat gegenüber. Im seelischen Gegenstoß sangen die Seelenträger vom Volk und seinen Dichtern und seinen Denkern.

Das sind also vier, nicht zwei Urelemente des Sprachvorgangs. Ich kann diese beliebig vermehren. Aber ich darf bei Strafe des politischen Wahnsinns nie unter diese vier hinuntergehen. Bleibe ich diesem von mir in der Soziologie durch zwei dicke Bände hindurch auf die Probe gestellten Kreuz der Wirklichkeit gehorsam, dann wird der Sprachenschoß ein deutlich bestimmbares Gebilde: Bevor und nachdem ein einzelner stimmhaft wird, muß er wie ein Instrument gestimmt werden, in Liebe oder Haß, in Abwehr oder in Zuneigung. Eine Spur »Protoplasma« Volk muß am Zellkern Staat bleiben, damit etwas zur Sprache kommen könne. Das künftige Publikum eines Autors, sei es Hoyer von Falkenstein, sei es der Hof in Weimar, sei es »auch nur eine Seele, die sein ist auf dem Erdenrund«, muß *vor*gesprochen, *vor*gefragt, *vor*geflüstert haben, ehe die literarisch reife, zur Selbständigkeit fähige Einzelstimme so laut wird, daß sie nun die Zeitenstraße der Überlebensdauer beschreiten kann. Der Hörer lebt dem begnadeten Sprecher vorauf! In Goethes mitsprechender Hörerin Marianne von Willemer ist dies Verhältnis zwischen ihrem sprechenden Hören und seinem lauschenden Sprechen auf einen Höhepunkt gekommen. Deshalb kann hier das Mysterium der Sprechkommunion ehrfürchtig wahrgenommen und maßgeblich für alle Wortwerdung studiert werden. Dann zeigt sich, daß der nationalistische Sprachenschoß sich von dem echten Sprachenschoß so sehr unterscheidet wie

Asphalt von Gartenerde. Marianne und Wolfgang: Ackererde, ungeheuerste Verwandtschaft von aktivem Geistesblitz und harrendem Anreiz bis zur Hin- und Herverwandlung beider Liebender in Eines wie das Andere. Um so deutlicher wird die mediale menschliche Haltung freier Seelen vor ihrer Auslieferung an die fertigmachende Wortwerdung und der endgültigen Gestalt.

Der Sprachenschoß ist jener Moment der Unentschiedenheit, ohne den das Wort nicht in die Tiefe eintauchen wird, in der ein Sprecher seines Tageskleides entkleidet wird, entkleidet werden muß, um original zu werden.

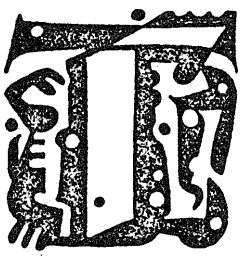
Das Original-werden, das Ursprünglich-werden, passiert eben entgegen der herkömmlichen Volksverherrlichung und Schoßverklärung später als das Alltägliche. Eike von Repgow hatte »Kollegen«, als er sein scholastisches speculum lateinisch schrieb. Denn lateinische »specula« gab es auf anderen Gebieten wie Sand am Meere. Er wurde originell, d. h. ganz einsam und ganz ursprünglich, als er der Freundesstimme nachgab. Diese Stimme konnte ihn so tief ursprünglich machen, weil sie ihn, Eike, mit freundschaftlicher Ausschließlichkeit anredete und bat. Liebe ist immer Zuchtwahl, Auslese, sonst ist sie keine Liebe. Wer für alle schreibt, verdankt sogar dann noch der nur ihm zugewandten Bitte, daß sein Werk den einzigartigen Charakter erwerben darf. Auch die Herrenworte sind inmitten der liebenden eifersüchtigen Jüngerschar aufgesprungen. Kein Sprachenschoß ohne die Selektion eifersüchtiger Liebe. Der Sprachenschoß ist demnach ein sehr fruchtbarer Begriff. Er beläßt den künftigen Sänger, Denker, Literaturriesen, bis zum letzten Augenblick in der freien Vertauschbarkeit der Rollen, die unsere Seele braucht, um nicht im Fach, der Eigenart, der Berufsrolle der alltäglichen Routine stecken zu bleiben, sondern in die ungeahnten Tiefen hinuntergetaucht zu werden, aus denen wir neugeboren mit unserem besten Auftrag herauftauchen. Bildung ist wiedergewonnene Naivität. Der romantische Irrtum ist nur gewesen, die Ursprünglichkeit vor die Alltäglichkeit zu datieren. Es ist aber

umgekehrt. Freundschaft und Liebe taufen uns. Die Taufe ist durchaus nicht nur eine Erfindung aus der Zeit Johannis des Täufers, sondern sie ist der vorbereitende Akt, um zu der uns verliehenen Originalität hinunterzutauchen. Nur die Liebe vermag die Siegel zu lösen, unter denen das mir anvertraute Wort des Tages seiner Berufung harrt. Auf dem Umwege über das Wort »Sprachenschoß« werden also die Urelemente der Wiedergeburt der Sprache sichtbar. Nicht der »Infante«, der sprachlose Säugling, spricht am ursprünglichsten. Das ist der Irrglaube der zoologisch orientierten Entwickler, der Evolutionisten. Die Liebe muß von oben teilnehmen, bevor der Urlaut in der Tiefe aufbricht. Was so alt ist wie das Schöpfungswerk, wie die Welt, nur das ist original, sagt Hölderlin und sagt Paulus in dem seltsam unbekannten zweiten Kapitel des Ersten Briefes nach Korinth. Vorausbestimmt vor allen Wechseln der Zeitalter liege in der horchenden Seele die Wahrheit, die sie durch die Tagesmächte hindurch, hindurch also durch die Nebelschwaden bloßen Geschwätzes mit der Gewalt des Für immer aussprechen darf. Der bloße Eigenwillen verstrickt ihn sogar dann noch in Irrtum, wenn er bereits ganz nah seinem anvertrauten Schatze, in Eikes Falle, seinem Rechtswissen sich befindet. Die liebende Bitte eines Nahestehenden ist dem künftigen Autor notwendig, um jenen einen Schritt zu tun, durch den er seinen eigenen Vorstellungen über sich und über seine eigene Stellung in der geistigen Welt entrissen wird. Man bedenke doch, daß Goethe zuerst durchaus nicht nur angenehm berührt war, als ihm in Marianne eine ebenbürtige Sprecherin zur Seite trat. Eike war durchaus nicht angenehm berührt, aus der Ebenbürtigkeit mit lateinisch schreibenden Kanonisten, wie seinem Lehrer Johannes Semecke in Halberstadt, herausgerissen und auf die Banausenseite geschleudert zu werden. Nur dem Grafen Hoyer zuliebe hat er sich überwunden. Diese letzte Überwindung, dies Abschuppen der eigenen Lieblingsklassifikation meiner selber ist aber die strenge Bedingung der Einkehr in meine eigentlichste Ursprünglichkeit. Autor, auctor, Urheber ist also ein stren-

ges Wort. Um zum Urheber aus einem Erben zu werden, muß mir die Liebe die sozialen Gewänder, die gesellschaftlichen Kleider vom Leibe reißen, die mich mir selber verhüllen, und die Blindheit des Homer, die Verbannung des Dante Alighieri sind nur die äußeren Zeichen eines tieferen Sprachzwanges. Auch wir selber müssen zu unserer höchsten Berufung gezwungen werden. Denn wir sind immer blind gegen unsere originellste Berufung. Erst die Liebe entreißt uns unserem Vorurteil.

ALPHABET UND HIEROGLYPHEN

1. Hieroglyphs from Letters



He following text dates from the darkest of the dark centuries, the tenth of our era. It is preserved on the last page of a manuscript which is now labelled 36 in the Library of Bern, Switzerland.

As it is tucked away at the end of another book, so it also is tucked away in print. Heinrich Keil published in the middle of the nineteenth century six volumes of texts on Latin Grammar written by the ancient Romans themselves.

In 1870, Herman Hagen added a supplement to these six volumes in which he specifically printed some of the writings of the Irish monks who recivilized the continent between 700 and 900; these writings, too, deal with grammar. At the end of this supplement, Hagen printed this spirited hieroglyphical interpretation of the Alphabet.

Being written on the last page of an old manuscript, and being printed as the appendix to a supplement, our text probably never has been appreciated much.

As it has given myself and some friends pleasure, I have tried to edit it in its best available text and to translate it in a legible manner.

If the serious reader is shocked by its mirth and its unhistorical character, unhistorical because our letters certainly are in existence from another theology than the Christian, he may comfort himself by an impeccable consideration. We learn the fundamentals of the Christian Faith, from the interpretation of the monk who composed our text, in the manner in which they were alive exactly one thousand years ago.

Prophets and Apostles, the Old and the New Testament, the creation of a new people out of Jews and Gentiles, the universality of the Church, the conquest of the highest by the greatest lowliness, all the central truths of the faith must have been so alive with this author that nothing second rate or devious entered his mind while he worked over this work of love.

There is nothing "dark" in this page from the darkest moment of our era. It seems full of light, of certainty, and of incisiveness, and so simple that it well can strengthen our faith. And this is all the more true, I venture to suggest, as the old monk does not make more of his ideas than they are worth, and solely claims that he has not left the orbit of the rule of Charity. *Non exorbitare de regula Caritatis,* this phrase alone should make him memorable. It is the golden rule of all mental creations.

The Christian Spirit of the Letters of the Alphabet

(from a manuscript, 36, in Bern, Switzerland, tenth century)

Litterarum figuras congruis aptare sensibus non incongruum credimus, quia hoc facientes de regula caritatis non exorbitamus. We do not exorbitate outside the rule of Charity when we adapt the configuration of the letters to theier corresponding meanings.



Simplicitas elementi huius figurae triplicitate linearum ducta sanctae Trinitatis simplicitatis triplum figurare potest sacramentum, quia de patris substantia ante omnia tempora genitus et spiritus sanctus ab utrisque procedens non naturae est mutabilitas, sed personarum concordantissima diversitas.

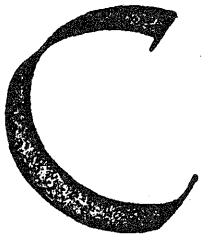
The simplicity of the element of this letter's figure may stand, by the triplicity of its strokes, for the triple sacrament of the Holy Trinity; in it, the Son from the Father's substance begot-

ten before there were any times, and the Holy Ghost proceeding from both, do not betray a mutability of God's nature, but express in their diversity the completest unity of heart and soul (Acts 4, 32).



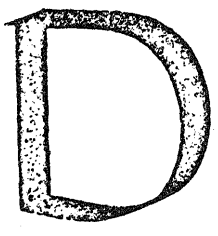
Ex veritatis rectitudine duorum testamentorum processio figuratur ac per hoc prior biculata ductio est contractior, quia littera legalis servitutem generat, subterior autem ideo est productior, quia ubi spiritus Domini, ibi libertas.

Out of the rectitude of thruth the two testaments unfold in the figure; for this reason, then, the upper of the two bows is the narrower as the letter of the law begets slavery, and the lower is drawn larger because where the Spirit of the Lord is, there is freedom (2 Cor. 3, 17).



Sinuata huius litterae tractio gremialem ecclesiae susceptionem figurare potest ex omnibus gentibus in se congregatis, ut est similitudo sagenae (fishing net) *missae in mare.*

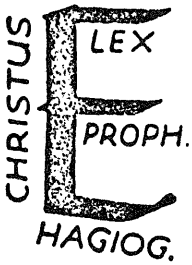
The bosomlike stroke of this letter may be taken to mean the receptive attitude of the Church by which she gathers to her bosom all men out of all nations; it (also) has a similarity to a net thrown into the ocean by a fisherman.



In his duabus lineis missa praedicatio Christi in omnem latitudinem orbis adverti potest, ut dictum est; »Ite in mundum universum, praedicate evangelium omni creaturae.« Cuius evangelii sicut initium sic finis est Christus.

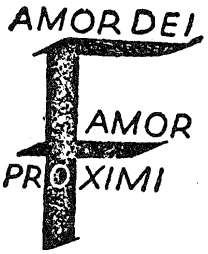
In thes two strokes we may observe how the preaching of Christ is sent out over the whole width of the earth as it is said: Go into the whole world, preach the gospel to every creature

(Mark. 16, 16). Of this gospel Christ is as He is the beginning so the end.



In tripertitione litterarum tripertitium omne vetus testamentum in lege, prophetis et hagiographis adverti potest, quorum si causa perquiritur, Christus invenitur.

In the triple division of the three horizontal strokes the triple division of the Old Testament into the Law, the Prophets and Hagiographers may be recognized. However when their cause is sought, Christ is found.



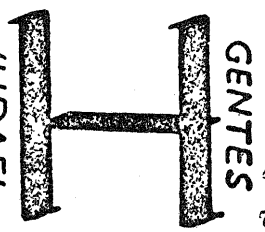
De spiritu sancto gemina procedit dilectio, sed superior, quae est divina, semper debet esse productior.

From the Holy Spirit twin streams of love come forth. But the upper one which is the divine, should always be larger.



Omnis praedicatio de regno Dei ad regnum procedere debet caritatis, quamcumque in partem mittatur.

Every preaching of the kingdom of God, in whatever direction it is sent, must proceed to the kingdom of Charity.



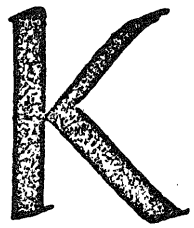
Adunationem duorum populorum ex diverso venientium esse in Christo nemo dubitat.

The Union of the two peoples coming from opposite directions is in Christ. Who can doubt it?



Semita Iusti recta est et rectus callis Iusti ad ambulandum.

The path of the Just is straight and the narrow way straight for his walking.



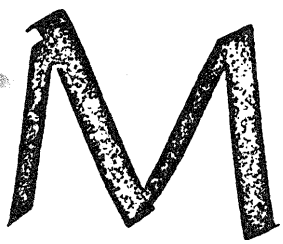
Suscipiunt a Deo montes pacem, ut vivant ex fide colles.

The mountains receive peace from God so that the hills may live by faith (Psalm 71, but altered).



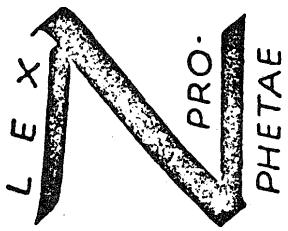
Humiliatio figuratur virtutis Christi, de qua dicit Apostolus: Qui cum in forma Dei esset, semet ipsum exinanivit formam servi accipiens in similitudinem hominis factus et habitu inventus ut homo.

The humiliation of the power of Christ is figured of which the Apostle says: "Who when He was in the form of God, emptied Himself and took on the form of a slave and became like a man in appearance and condition (Philipp. 2, 6–8).



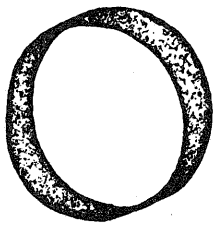
Praedicatio de Christo nunc caelos attingit, cum divinitas eius, nunc terram, cum praedicatur humanitas, ac sic unde quod dictum est: videbitis angelos Dei ascendentes et descendentes super filium hominis.

The preaching of the Christ now touches the heavens whenever His divinity, then again the earth whenever His humanity is preached. Hence it could be said: You shall see the angels of God ascend and descend over the Son of Man (1 Moses 28, 12 together with Matthew 4, 11).



Haec figuratio consummatio est legis et prophetarum.

This figure shows the fulfillment of the Law and the Prophets.



Ovile designat Christi, quia ecclesia per totum orbem diffusa unum est ovile, quia unus est pastor.

The sheepfold (*ovile*) stands for the Christ, since the Church, spread over the whole earth, is one single sheepfold since there is but one Shepherd.



Vis evangelica de spiritu sancto valida ad se.

The force of the gospel rising out of the holy Spirit is self-sufficient.



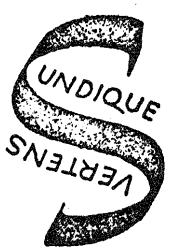
De ecclesia namque haeretici et schismatici exeunt, quod non mirari debemus, quoniam si essent ex nobis, permansissent, utique nobiscum testante Apostolo, quod haec portendere videtur figuratio.

For from the Church the heretics and schismatics depart which we should not wonder at since if they were of us they would stay with us as the Apostle bears witness. The figure seems to signify this (1 Corinth. 11, 19).



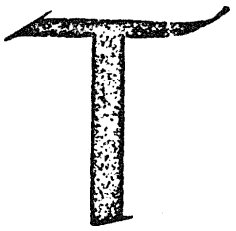
Ecclesia nunc per contemplationis vitam caelestia amplectitur, nunc per actualem terrestribus occupatur.

The Church now by her life of contemplation embraces the heavenly, then again by the active life is occupied with the earthly.



Vita Sanctorum undique provida isto designari videtur charactere.

The life of the Saints a testimonial to God's providence from all sides seems to be signified by this character.



Extensio bracchiorum Christi totum ad se colligit orbem ipso dicente: Cum exaltatus fuero a terra, omnia traham ad me ipsum.

The extension of the arms of Christ gathers the whole world to Him as He Himself says: when I am lifted up, I shall draw all towards me (John 12, 32).



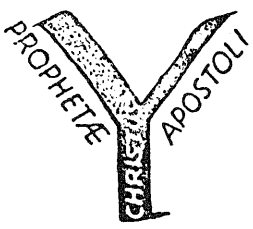
Quam lata et spatiosa via est, quae ducit ad mortem, et quam arcta et angusta via est, quae ducit ad vitam; quocirca prosperior ea noscitur, quae est dexterior hac in figuratione.

How wide and spacious is the road which leads to death, and how narrow and straight the road that leads to life. So in this figure, the more prosperous is the one which in this letter's shape is more to the right.



Crux Christi in omnes protenditur mundi partes.

The Cross of Christ stretches out to all parts of the world.



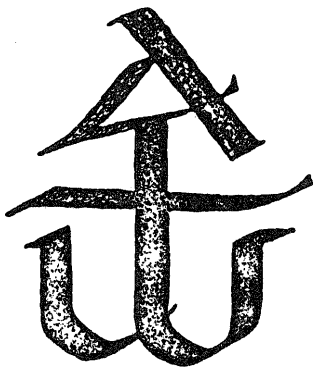
Fundamentum aliud nemo potest ponere, quam quod positum est, quod est Christus Jesus. Hoc namque, prophetarum et apostolorum est fundamentum, in quo omnis aedificatio constructioque crescit in templum sanctum in Domino.

No one can lay any other foundation than that which already has been laid in Jesus (1 Corinth. 3, 11) as the Apostle says:

This is the foundation of the prophets and the apostles in which all building and construction grows into the Holy Temple in the Lord.



Per incarnationem Christi terrestria coelestibus sociata fuisse nemini fidelium dubitare licebit.
By Christ's Incarnation earthly affairs have become associated with heavenly affairs. None of the faithful has the right to doubt this.



2. Buchstabe aus Hieroglyphe

Von 400–1100 unserer Zeitrechnung hatte unser heutiges Schulalphabet kein Monopol im Abendlande. Sondern es gab auch das aus 23 Zeichen bestehende Futhark[1]. Im Futhark konntest du das englische th mit einem einzigen Zeichen schreiben; der gleiche Vorteil bot sich für das nasale ng in Endung, Hoffnung, Bemalung. Aber ob Futhark oder lateinisches Alphabet, wer konnte denn noch schreiben? Schon das Zeitalter des letzten Gotenkanzlers Cassiodorus war so analphabetisch geworden, daß er in seinem 92. Lebensjahre nur noch um die richtigen Interpunk-

[1] W. Krause, Göttinger Gelehrte Nachrichten, 1956, S. 105.

tionszeichen mit seinen Kopisten rang. Sie malten die Buchstaben, ohne den Text zu verstehen. Das war zur Zeit des Chlodwig zwischen 500 und 600.

Da berief der Herrgott die Iren zu Zionswächtern der Kirche[1], und sie vor allem haben bis 1100 den Geist des Christentums im Westen am Leben erhalten. Auch die hier abgedruckte Abhandlung über das Alphabet geht wohl auf einen irischen Mönch zurück, der auf dem Festland ähnlich wie Fridolin, Columban, Gallus und Pirmin tätig war. Seine Meditation zeichnet und ruft die Buchstaben ohne den Text zu Trägern einer Art Enzyklopädie des Heiligen Geistes aus. Sie behandelt also die Buchstaben wie Hieroglyphen! Ums Jahr 900 war allerdings im Abendlande eine Anfangslage gegeben, die der Zeit um 3000 vor Christi im Niltal ähnelte. Die letzten römischen Steinbrücken und Bauten waren um 900 nach Christi zerfallen. Der Zusammenhang mit dem römischen und griechischen Altertum war unterbrochen. Gebiete, die niemals römischer Stadtkultur ausgesetzt gewesen waren: Irland, Sachsen, Island im Westen, Arabien im Osten kamen an die Spitze und sie waren immer romfrei gewesen. Die Aufgabe einer Stadtkultur mit Gewerben und Bibliotheken stellte sich also noch einmal wie etwas Neues und Erstes vor diese Menschheit. Und die Christenheit wendete sich, als sei es ein Urbeginn, dieser Aufgabe zu. Die Erlebnisse der Kreuzzüge entsprachen daher etwa dem Erlebnis der Griechen im Trojanischen Kriege. Lesen und Schreiben war eine ausnahmsweise, eine geheimnisvolle und einer neuen Rechtfertigung bedürftige christliche Kunst. Im Aufbau einer priesterlichen, geweihten Civitas Dei wurde diese Rechtfertigung gesucht. Also 1500 Jahre nach der Aufnahme der Schrift im alten Latium riefen die lateinischen Buchstaben nach einer erneuerten Heiligung. Als Pharao seinen eigenen Leib von den Ätzrunen der Tätowierung reinigte und seine Göttergespräche auf den Stein

---

1 St. Patrick war in Irland von 456 bis 493. James Carney, The Problem of St. Patrick, Dublin 1961.

der Tempelwände schrieb, mag die Stimmung dem Geiste verwandt gewesen sein, der aus unserer vorhergehenden irisch-lateinischen Abhandlung spricht. Freilich blieb ein riesiger Unterschied zwischen dem flüchtigen Versuch innerhalb unserer Zeitrechnung und den pharaonischen, durch Jahrtausende fortgehenden heiligen Schreibkünsten: Diese Priester von Memphis tappten im Dunkeln eines allerersten Males. Hingegen das irische Mittelalter und das ganze christliche Abendland erhob sich im Lichte eines klaren Ziels, einer endgültigen Bestimmung, der Aufgabe einer geeinigten Menschheit. Diese Aufgabe fehlte 4000 Jahre zuvor. Der Ire aber war Christ. Viele Akademiker haben vergessen, daß alle Schrift bis hin zur Bibelübersetzung und zur Literatur der Romantik kirchlicher Herkunft war und stolz auf diese Herkunft aus der gemeinsamen Bestimmung unseres Geschlechts pochte. Die Schrift war nicht französisch oder polnisch. Dadurch blieb ein Teil des nationalen Geistes immer christlich: nämlich seine Schrift. Die Chinesen führen sie heut bei sich ein. Das wird ein gutes Stück »Taufe« mit sich bringen. Sie war die vom Klerus den Laien mitgeteilte Schrift, die schon dem Pontius Pilatus gedient hatte. Aus der Berner Handschrift lernt sich, daß die Schrift um 900 unserer Zeitrechnung noch mehr leisten sollte. »Romas rostige Riesenkette« war endgültig gesprungen. Das neue abendländische Reich der Christenheit sollte daher die freigesetzte Schrift einsingen. Die Buchstaben ihrer stadtrömischen Herkunft ledig, sollten überpflanzt werden auf den Acker des Himmelreiches. Die Ewigkeit des Evangeliums sollten sie schon als Buchstaben ausdrücken. Es ist das ein Streben, das nicht in Erfüllung gehen durfte – die heilige Nüchternheit kehrte zurück und stieß erst die Buchstaben und am Ende auch Kaiser und Reich ins Diesseits der Welt – und das doch unendlich viel Wertvolleres uns zu sagen hat, als das, was die Schulkinder heut aus dem Alphabet entnehmen. An den Hieroglyphen von 900 bleibt wahr, daß wir uns in unsere Zukunft hineinschreiben, nicht in unsere Abkunft. Weil Geschichte rückwärts gewendet Prophetie ist, so liest sich dieser

Versuch von 900, an der Schwelle der nochmaligen Reichsbildung[1] aus den Stämmen der Wanderzeit, auch wie ein Kommentar zur Sinologie und Ägyptologie: in dieser Reiche Schriftzeichen ist die halb spielerische Intention des Iren unseres Mittelalters voller Ernst gewesen und ist wahr geworden. Die Priester am Nil haben ihren neuen Schriftzeichen den Charakter verliehen, den unser Anonymus den alten Schriftzeichen nachträglich und mit einer Entschuldigung mitteilte. So haben wir hier eine Art Propädeutik über den Sinn heiliger Schrift, und ich wünsche mir, der Atem des Lesers reiche von diesem Kapitel bis zu den Briefen nach Kairo am Ende dieses Teils. Denn es kann ihm den Zugang zu den Hieroglyphen erleichtern.

[1] Über diesen Neubeginn bei festgehaltener Bestimmung, den Rudolf Sohm, Oswald Spengler, H. St. Chamberlain und ich selber untersucht haben, siehe meine »Europäischen Revolutionen« und meine »Vollzahl der Zeiten« und »Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 911 und 1250«, erschienen 1914, neu gedruckt 1964.

DAS ERSTE KLASSISCHE KOSTÜM:

Der Furor Teutonicus

Ein klassischer Philologe hat 1951 eine Abhandlung veröffentlicht, der er diese Worte vorausschickte: »Das ganze Dunkel in der Suche nach den antiken Teutonen kommt daher, daß die Forscher nur von einer Frage besessen gewesen sind: Waren die Teutonen Kelten oder Germanen? Solange die Diskussion von dieser Frage beherrscht wird, ist eine vernünftige Forschung unmöglich.« Er selber werde diese Frage beiseite lassen[1].

Er hat damit den nationalistischen Geisteszustand zwischen 1800 und 1950 für ungeeignet zur Erforschung der Wahrheit über die Teutonen der Alten Welt entlarven wollen. Solcher Geisteszustand hat auch andere Fragen verfälscht. Z. B. ist der Streit über die Italienzüge der Kaiser deutscher Nation zwischen Sybel und Ficker so ausgefochten worden, als ob »Canossa« eine nationale Angelegenheit gewesen sei. (Die neue Schrift von Steinens »Canossa« erwähnt die nationale Streitfrage nicht mehr; so unwirklich ist sie ihm geworden.) Bei diesem Streit haben die Einsichtigen allmählich gelernt, daß es die Professoren- und Literaturnationen des 19. Jahrhunderts um 1200 nicht gegeben hat und daß die Normannen in Sizilien, die Kelten in Galatien, die Teutonen in der Provence, die Langobarden in Italien, die deutschen Orden in Preußen, die Vandalen in Afrika, die Hetiter bei König David, die Philister in Palästina, der Russe Tito in Jugoslawien, die Engländer in Massachussets, die schwäbischen Welfen in Sachsen und Toscana »normal« sind, und daß daher gegen einen Barbarossa in Mailand und Venedig nichts zu erinnern ist. Aber noch immer umwittert den Sprachgebrauch

[1] Konrad Kraft, Hermes 85 (1951) 307 ff.

»Teutonen« für das werdende »deutsche« Volk wegen des Furor Teutonicus ein Geheimnis. Hat vielleicht auch hier die falsche Fragestellung des 19. Jahrhunderts die Geister in Bann geschlagen?

Schon in meiner Schrift »Frankreich–Deutschland« habe ich angedeutet, daß die neue Verwendung der Vokabel teutonicus, Teutones für das Deutsche seit 869 sich vielleicht einfacher erkläre, als die Forschung wahrhaben wolle. In jenem Buch habe ich aber erst einmal die Hauptwahrheit sichern müssen, nämlich den Sinn des Wortes deutsch selber, für das erst hundert Jahre nach seinem Auftreten im Jahre 763, nämlich 869, die antike Vokabel »Teutones« eingesetzt worden ist. Diese Hauptwahrheit aber, so zeigte ich, ergibt sich aus dem englischen Wort »diet« für den deutschen Reichstag, aus dem italienischen »Tedeschi«, aus Otfried von Weißenburgs Wechsel zwischen »Frankisgon« und »Theodiscon zungon«, aus den Ortsnamen Detmold, Doué, Dietfurt, Frankfurt und aus dem Sprachgebrauch »theotisce« 763 und 788 für die Kommandosprache und das hochfränkische Gericht des karolingischen Heeres.

Aber schon im Lauf jener Untersuchung enthüllte sich mehr. Denn die Quellen zeigten ein Ringen um die richtige Bezeichnung des Gebiets, in dem Mainz lag. Diese Stadt lag auf dem linken Rheinufer, also in »Gallia«. Sie war aber der Metropolitansitz für ein Dutzend Bistümer auf dem rechten Rheinufer, also in »Germanien«. So mußte sowohl Gallien wie Germanien für Mainz ein schlechter Landesausdruck sein. Und im 9. Jahrhundert wurde es ebenso unpassend, sie als eine Stadt Frankens zu bezeichnen. Denn die Franzosen, die romanisierten Bewohner des Westreichs, nannten ihr Land mit Betonung »Frankreich«, und wir haben ihnen das ja bis heute nachgesprochen. Auch wir reden von Frankreich und wollen doch weder Aachen, noch Trier, noch Saarbrücken nach Frankreich tun. Dem lateinischen Francia fehlte also nach der Teilung von Verdun die Kraft, eine so wichtige Stadt wie Mainz zu umhüllen. Wer waren die Mainzer also? Kein Wunder, daß wir da um 850 eine deutliche Un-

sicherheit wahrnehmen. Und hierin ist der Ursprung des neuen Sprachgebrauchs »teutonicus« zu finden.

Geben wir dem Gezeter: »Germanen oder Kelten?« also einmal den Abschied und sehen wir uns die Lage im Mainzer Sprengel und im Ostreich Ludwigs des Deutschen nach der Teilung von Verdun 843 und erst recht nach der von Mersen 870 unbefangen an.

Jener klassische Philologe hat die Streitfrage »Gallier oder Germanen?« für die antiken Teutonen beiseite geschoben. Unser Verfahren entspreche seiner Abkehr. Wir sagen: *Der antike Name der Teutonen war im 9. Jahrhundert willkommen, weil man ein Volk zu bezeichnen hatte, das sowohl in Gallien wie in Germanien saß.* Also um 850 war die Lage die entgegengesetzte von 1850. Denn 1850 zerstritt man sich über die Frage: Waren die Teutonen Germanen *oder* Gallier (= Kelten)? Aber 850 suchte man auch eine Völkervokabel in dem antiken, klassischen Sprachschatz, mit der sich ein neues Reichsvolk benennen ließ, das sowohl auf gallischem wie auf germanischem Provinzialboden saß.

Gegen das »Entweder-Oder« von 1850 stelle ich das »Sowohl-als-Auch« für teutonicus im Jahre 850. Denn es war der Vorteil dieses Namens, daß er die Frage: Germania oder Gallia? beiseite schob und für beide Ufer des Rheins gelten konnte. Wenn die im Heer und Gericht des Hochfränkischen geeinten Völker nun neben theotisci Teutonen hießen, dann war man nicht gezwungen, sie unter die unpassenden Vokabeln »Römer« (im Blick auf das Kaisertum), »Gallier«, »Germanen« oder »Franken« zu pressen. Romani: so hießen die ladinisch redenden Volksgruppen in den Alpen (wie noch heute die der romanischen Schweiz); »Galli«, wie zur Zeit Martins von Tours und wie der Papst sich noch 824 helfen wollte, paßten ganz und gar nicht. Die Bezeichnung Franken wurde jeden Tag zweideutiger, und mit dem Namen Germanen verzichtete man auf Aachen, Trier, Straßburg, Kolmar, Weißenburg und Mainz selber.

Es ist richtig, daß Ermoldus Nigellius und Otfried von Wei-

ßenburg das Deutsche zwischen 830 und 850 poetisch noch mit francica lingua, franzisgon Zungon bezeichnen konnten. Aber in Prosa ging das schon zu ihrer Zeit nicht mehr[1]. Doch bevor der Leser in der Erkenntnis eines »Sowohl – als Auch« für die Wahl der Vokabel Teutonen sich zurechtfindet, muß ihm erst unterbreitet werden, was die Mönche und alle Bücherleser im 9. Jahrhundert von dem Schicksal der alten Teutonen gewußt haben, die hundert Jahre vor Christi Geburt in die Lombardei einzudringen gedachten, aber von den Römern vernichtet wurden.

Dazu genügt glücklicherweise ein Blick in die Weltchronik, die der Franke Freculph der welfischen Gemahlin Ludwigs des Frommen, Judith, im Jahre 829 gewidmet hat. In diesem Buche steht klipp und klar, es seien die Teutonen von Marius bei Aix mit Stumpf und Stil ausgerottet worden. Manlius und sein Kollege wurden gesendet: »gegen Cimbern und Teutonen, der Gallier und der Germanen Stamm... So geschah es, daß diese große, schreckliche Menge, ohne das Vergießen von Römerblut, in ihrer eigenen endgültigen Selbstvernichtung gefällt wurde. 140 000 sollen in dem Feldzug gefallen, 60 000 gefangen worden sein. Ihre Weiber aber gaben sich auf viele erbärmliche Weisen mitsamt ihren Kleinen den Tod«[2]. Das wußte man um 850 also. Darin sehe ich den vollgültigen Beweis, daß niemand im 9. Jahrhundert das Wort »teutonicus« hat verwenden können, um einen biogenetischen Blutzusammenhang zwischen den antiken Teutonen und den lebenden Deutschen auszudrücken. Vielmehr war die antike Vokabel »Teutones« vogelfrei, gerade weil es keine leiblichen Teutonen nach den Siegen des Marius mehr gab. Weil man am Hof und in der Kirche Ludwigs des Frommen das

---

[1] Für die Belege verweise ich auf die Schrift »Frankreich–Deutschland«, Käthe-Vogt-Verlag, Berlin 1957. Ich will hier wenigstens ein Beispiel aus Ermold geben: »Quos modo Brittones francica lingua vocat« III, 13.

[2] Freculph I, VI, 10 = Migne, Patrologia 106, 1062. Ich habe mit »endgültig« das lateinische »ultima« übersetzt.

wußte, deshalb war es gefahrlos, die vorhandene Vokabel einer neuen Sachnot dienstbar zu machen.

Welches aber war die Sachnot? Es war die Tatsache, daß Roms Kaiser und Kirchen seit Cäsars »De Bello Gallico« in seinen Kriegen und in seiner Verwaltung Gallien von Germanien während fünf Jahrhunderten am Rhein getrennt hatten. Für die Franken war diese Trennungslinie sinnlos, aber in den kirchlichen Sprengeln und den lateinischen Schriften wirkte sie nach. Mit der karolingischen Reinigung des verfallenen Schriftlateins wurden von 789 ab zunächst Augustin, Virgil, Cäsar, Tacitus, Lucan usw. die Muster. (Das Mosaik des Ermoldus Nigellius besteht aus Steinchen aus dem Virgil. Lucans Ausdruck »Furor Teutonicus« ist zuerst 930 ausgegraben worden, also erst nach den Tagen, die wir hier untersuchen.) Und so kamen auch »Gallia« und »Germania« erneut zu Ehren. Indessen spottete das politische Leben der eigenen Zeit Alkuins und Eginhards, Agobards und Angilberts dieses klassischen Sprachgebrauchs für die Lande am Rhein. Wenn doch Papst Leo König Karl in Paderborn oder Papst Gregor IV. das Heer bei Kolmar besuchte, so wurde es geradezu irreführend, »Gallia« und »Germania« zu unterscheiden. Hingegen wurden andere Unterscheidungen dringend gebraucht. Als 842 Ludwig der »Deutsche« dem Heer in der romanischen Sprache schwur, aber Karl der Kahle auf hochfränkisch, da fehlte Nithard für seinen lateinischen Bericht die eindeutige klassische Vokabel für »deutsch« und für »französisch«. Noch 843 scheint man mit der cäsarischen Rheingrenze des Imperium Romanum einen Versuch gemacht zu haben. Aber je mehr an der Teilung von 843 gerüttelt wurde – endgültig 870 zu Mersen –, kamen das Ostreich und das Westreich an Grenzen, die mit der Gallia oder Germania Roms an keiner einzigen Stelle des gesamten Flußlaufs etwas gemein hatten. Das Ostreich reichte rittlings über Teile Galliens so gut wie Germaniens hinüber. Wie sollten seine Bewohner, wie sollte es selber heißen?

Regnum Francorum hieß das Gesamtreich. Francia hieß schon

seit 780 das Westreich. Tedeschi nannten die Päpste die fränkischen Offiziere bestimmt schon 786. In Aachen war der Vorsänger in der Karlskapelle unter Ludwig dem Frommen ein Teutho. Und ein Virgilvers wurde auf ihn von dem gewandten Hofdichter Ermoldus Nigellius umgemünzt: »mox tuba Teuthonis clare dat ritum beatum«. Bis auf den Namen des Teutho ist das ein reines Virgilzitat! Diesen Zwang zur Klassik muß beachten, wer die Sprachnot der Karolinger begreifen will. Noch 1050 hießen Süddeutschland und Rheinland eben deshalb einmal in seltsamen Pluralis »Galliae«![1] Man mußte eben Oberdeutschland einen! Lupus, Abt von Ferrières, versuchte es mit »Germanica lingua« für das Deutsche[2]. Er ist aber damit gescheitert. Seine französischen Nachfolger schreiben »allemand«, nicht »germain«, für das Deutsche. Ein anderer Franzose wagte gleichzeitig: Suevi quos Theotici lingua sua Normanni, id est aquiloares homines vocant[3]. Dieser sprachliche Barbarismus »Theoticus« drang gleichfalls nicht durch. Der Mönch von Sankt Gallen erwiderte 884 dies wohl archaisierende Kompliment der »Theotici«, indem er den verwelschten »Franzosen« »Latinum Sermonem» zuspricht[4].

Die ganze heillose Verlegenheit, daß es für das fränkische Völkerreich nur unzutreffende lateinische Vokabeln gab, erhellt aus einem Schreiben des Papstes von 824, also noch vor den Teilungen; da wird nämlich »cunctus chorus sacerdotum nec non et omnis senatus totius gentis imperii Francorum et universa ecclesia per totam Galliam cum ceteris provinciis eidem a Deo consecrando Imperio subditis« angeredet: »Gallia und die anderen Lande« beherbergen den Gesamtchor des Volkes des Franken-

---

1 Anton Michel, Sentenzen des Kardinals Humbert 1943, 4, Anm. 4.

2 Monasterii quod Germanice Saligstot appellatur ep. 60 mon. Germaniae VI, 61 im Jahre 847! filium G. propter Germanicae linguae nanciscendam scientiam ... mittere cupio, 844, Nr. 91, S. 81.

3 Liber de compositione astri Ambaziae ed. Halphen et Poupardin, Paris 1913, Seite 20.

4 Migne 98, 1378.

imperiums! Welche Hilflosigkeit! Wer diese große Verlegenheit nachempfindet, wird die Hilfe anerkennen, die sich in der Vokabel »Teutonicus« darbot. Zählen wir ihre Vorteile auf. Es waren nicht weniger als drei: Hier war ein Wort, auf das kein lebender Einzelstamm Anspruch erheben konnte. Das war sein erster Vorteil: die Teutonen waren ausgestorben. Der zweite Vorteil war sein vornehmer Charakter. Ermoldus sang[1]: Theutrammus von Straßburg sei gewesen »nomine dignus eo«. Mit »theut« zusammengesetzte Namen hatten also einen rauschenden, königlichen Klang.

Aber der dritte Vorteil wird den Ausschlag gegeben haben: die alten Teutonen hatten sowohl rechts wie links des Rheines, sowohl in Germanien wie in Gallien gesessen! Die Zersprengung des Ostfränkischen Reiches in Gallien und Germanien wurde also mit der Wahl der antiken Vokabel »Teutonicus« umgangen, vermieden, ja sie wurde rückgängig gemacht. Vor der römischen Grenzziehung war einmal keine Grenze am Rhein verlaufen. Der Rückgriff auf die Teutonen war also eine echte Wiederbelebung einer außerrömischen Ordnung der Dinge, so wie sie seit Chlodwig von den Franken immer durchdringender aufgerichtet war und bestand. In dieser Ordnung war der Rhein keine Grenze!

Der Name »teutonicus« wurde also gewählt, damit die römische Erdansicht nicht länger die wirkliche Festlandserde verzerre, damit Cäsars Sprachgebrauch in seinem »De Bello Gallico« nicht allmächtig bleibe. Als man von Otto I., dem Sachsen, sagte, daß er das regnum Theotoniae beherrsche, da wurde ihm damit das seit 870 gebildete Ostfrankenreich zugesprochen, zu beiden Ufern des Rheins!

Die Fuldaer Annalen von 869, die zuerst den glücklichen Ausdruck Teutonicus gewählt haben, wurden von der Verlegenheit ihres Erzbistums, des Mainzers, darauf geführt, für das moderne theotiscus das antike Wort teutonicus gleichberechtigt zu ge-

[1] IV, 657.

brauchen. Aber wir dürfen diesen Ausdruck »antik« nun in seiner wahren Bedeutung kennzeichnen. Es war eine Vokabel aus der römischen Antike. Aber sie diente dazu, vor die römische Sicht von außen in das innere Leben der antiken Bewohner Mitteleuropas zurückzudringen! Die nationalistischen Velleitäten der Germanisten und Romanisten des 19. Jahrhunderts haben also die Sache auf den Kopf gestellt.

Teutonici hießen die Deutschen dem Schreiber im Erzbistum Mainz, weil sie sich weder auf Gallien noch auf Germanien reduzieren ließen und nicht reduzieren lassen sollten. Man wolle bedenken, daß der heilige Martin von Tours auch der Schutzheilige von Mainz war und daß wir eine Hymne ihm zu Ehren aus Mainz von etwa 850 besitzen. Dann wird deutlich, daß kein Mainzer Diözesan Gallien preisgeben oder Germanien bevorzugen konnte! Lupus von Ferrières konnte von »germanischer« Sprache für das Deutsche schreiben. Der Mönch von Sankt Gallen konnte die französische Sprache »lateinisch« nennen. Aber für Otfried von Weißenburg und den Erzkapellan Ludwigs des Deutschen und den Mönch von Sankt Gallen war weder der eine noch der andere Klassizismus verwendbar.

Als Befreiung von Cäsars Sprachgebrauch ist das Wort Teutonicus zu der Funktion gekommen, das fränkisch-karolingische Wort »theotisk« in noblem Latein wiederzugeben. Dem Purismus der Sprachreiniger der Karolingischen Renaissance war es peinlich, daß in ihren Texten die neue Vokabel »Theotisce« seit 763 oder 786 nötig wurde. Theotisce war für Alcuins Gymnasiasten so unschön wie Automobil für die Puristen von heute. Ein »klassischer« Ersatz für sie sollte gefunden werden. Nicht der »Furor Teutonicus«, sondern der Furor Classicus, die Leidenschaft für ein reines antikes Vokabular, hat den Deutschen den Decknamen »Teutonen« verschafft.

Epilog

Dieses Nachwort darf an die schöne Schrift eines Schweizers anknüpfen. Sie enthält Erkenntnisse, die ihm aus der Beschäftigung mit den Schriften Julius Cäsars erwachsen sind, die ihn aber als Schweizer haben tief in die Schicksale Europas hineinblicken lassen.

Es war das bisherige Ergebnis unserer Arbeit, daß die Erben Karls und Pippins sich Cäsars Einteilung ihrer Welt erwehrten, als sie »Teutonia« ein beide Ufer des Rheins verklammerndes einheitliches Gebiet zu nennen begannen. Im Mainzer Sprengel, im Elsaß und in Aachen, in Fulda und in Regensburg lebte *ein* Recht und *eine* Sprache. Und das hatte mit Germania und Gallia im Sinne des klassischen »De Bello Gallico« nichts zu schaffen. So drängten sich die ausgestorbenen Teutonen auf; auch sie hatten zu beiden Seiten des Rheins gesessen.

Nun rückt Gerold Walser in seiner Studie »Zur politischen Tendenz römischer Feldzugsberichte« (Beiheft 1 der Historia, Wiesbaden 1956) Cäsars Lehre in ein eigentümliches Licht, nämlich in das Licht einer akuten und einmaligen politischen Tendenz. Denn, so beweist Walser, auch in Cäsars Zeit entsprach seine Einteilung in ein Gallien und ein Germanien, das eine links, das andere rechts des Rheins, weder der Landeskunde der Kenner, noch dem Leben der Völker selber.

Sie entsprach nicht dem Wissen der Geographen. Die wußten, daß der Rhein keine Völkerscheide war. Sie wußten, daß Teutonen und Cimbrer weder Kelten noch Germanen genannt werden konnten. Sie entsprach nicht dem Völkerleben. Denn das lateinische Wort »Germanen« haben die Völkerschaften viele weitere Jahrhunderte hindurch niemals auf sich angewendet. Walser nennt sie »präethnisch«, also er weist ihnen die Stufe zu, die ich in meiner »Vollzahl der Zeiten« (=Soziologie Band II) den von der Reichsgründung noch nicht infizierten Stämmen zuschreibe. Das Wort Teut, Diot, Tut ist übrigens dasselbe bei Kelten, Germanen, Italikern – drei Völkernamen, die es nie ge-

geben hat und die sich der Leser gütig in die selben Anführungsstriche und Asterisken setzen wolle, mit denen jeder anständige Philologe ein unbelegtes, nur von ihm konstruiertes Urwort zu setzen gehalten ist–, Tut ist das Wort, mit dem sich ein Kriegspfad- und Sakralverband selber bezeichnete, ganz ohne Einhaltung der angeblichen Scheidung in Italiker, Kelten, Germanen, die eine papierene ist. »Germani« ist von Römern für Römer geprägt worden. Es hat keinen innerdeutschen Ursprung oder Sinn. Um seinen Rheinlandfeldzug zu rechtfertigen und um auszudrücken, daß jenseits des Rheins »auch Leute wohnten«, entwarf der römische Feldherr sein Bild der Germanen. Die übrige antike Überlieferung aber setzte Kelten und Germanen in eins; und Walser zeigt, daß Cäsar selber stellenweise sich davon lenken ließ.

Archäologie und Philologie von heute widerlegen Cäsar (Walser Seite 45 ff.). Die Taktik des Feldherrn hat in den Rhein eine »natürliche« Grenze hineingesehen; »natürlich« aber muß hier mit »geschichtlich nicht vorhanden« übersetzt werden! Kein Wunder, daß Walser von der Tragik dieses von Cäsar erfundenen Grabens ergriffen schreibt. Wir aber dürfen nun die Linien des Hintergrundes hinter den fränkischen Namen Francisci und Teutones noch schärfer ausziehen. Den Hintergrund gibt die Gewalttätigkeit ab, mit der von außen her die Sprache des Romreichs die wirkliche Völkerwiege nördlich der Alpen auf ihr Prokrustesbett gespannt hat. Von ihrer eigenen Lage ergriffen die Nordvölker erst in karolingischer Zeit selber geistig Besitz, als sie kraft eigener Namengebung Roms, oder Cäsars, literarisches Joch abschüttelten.

Hingegen die Felix Dahn und Sybel und ihre immer oberflächlicher werdenden Nachbeter gerieten geistig immer ausschließlicher in Abhängigkeit von Roms Begriffszange, je eifriger sie Teutonen, Deutsche, mit den Germanen des gallischen Krieges gleichsetzten.

Nicht aus ihrem eigenen Volkstum haben die Barrès und Maurras, die Mathilde Ludendorf und Rosenberg geschöpft. Aufge-

sessen sind sie ihren Quartanereindrücken aus Julius Cäsar. Er war ihre Quelle, und nicht die »Heilige Quelle« erfahrenen Lebens. Sie waren Gymnasiasten, und zwar auf der Unterstufe sitzen gebliebene Gymnasiasten.

Geistig unselbständig wurde der Nationalismus von 1900, und weil unselbständig, geistig unfruchtbar. Geistig selbständig hingegen haben sich die Bewohner des karolingischen Reiches gemacht aus Gegenwehr gegen das heidnische Rom, eben jener Gegenwehr, die den Prolog zur Lex Salica aus der Zeit König Pippins durchzittert. Die Franzosen und Deutsche haben seitdem zwar noch lateinisch geschrieben, aber sie haben nicht durch römische Brillen sich selber Gallier oder Germanen im Ernst genannt.

DIE ARBEITER LEHREN ZU WENIG UND DIE LEHRER LEHREN ZU VIEL

Augustins Lösung des Rätsels der Zeit

---

1. Ohne Theologie und ohne Philosophie

Dem Leser, der einen Beitrag zur Augustinusforschung erwartet, schulde ich eine Warnung. Denn die Augustinusforscher sind gewöhnlich Theologen oder Philosophen. Sie teilen daher alle Schriften Augustins in theologische oder philosophische Bücher ein. Ich kann diese Einteilung für unsere Untersuchung nicht gelten lassen. Ja, aber was sonst kann Augustinus denn geschrieben haben? wird die Gegenfrage lauten. Ich will zunächst mit einem Beispiel zu antworten suchen. Vor einiger Zeit hat Étienne Gilson darauf hingewiesen, daß Anselm von Canterbury weder ein scholastischer Theologe noch ein scholastischer Philosoph war. Ja, aber er gilt doch wegen seines Gottesbeweises als der Vater der Scholastik? Im Streit mit katholischem und protetantischem Übereifer ist Gilson dabei geblieben, Anselm sei trotzdem etwas Drittes; als Historiker müsse er, Gilson, der Wahrheit die Ehre geben. Ich habe ihm dann mit der Entdeckung beispringen können, daß der Abt und Erzbischof, der Anselm ja war, aus dem großartigen Beichtspiegel »De vera et falsa poenitentia« auf seinen Gottesbeweis geführt worden ist[1]. Dieser Beweis hatte nichts mit Weltweisheit, mit Philosophie zu tun. Kant hat freilich Anselms Gottesbeweis deshalb zerzaust, weil er besage: »Gott ist größer als alles, was ich mir denken kann. Also muß es dies größere auch wirklich geben. Denn ich kann es ja

---

[1] Es ist dies eine fälschlich in die Werke des Augustinus eingereihte Schrift aus der Zeit der Papstrevolution, Migne, Patrologia 40, 1129.

denken.« Das allerdings wäre scholastische Logik, und schlechte dazu. Aber Anselm las im Beichtspiegel: »Der Sünder ist oft so zerknirscht, daß er weint: Gott kann mir meine Sünde unmöglich vergeben. Dann sollst du ihm sagen: dein Begriff von Gott ist zu klein gedacht. Gott ist größer als alles, was du dir unter Gott vorstellst!« Anselm tritt also als Beichtvater zu Beichtvätern und wiederholt ihnen das machtvolle Wort: Dann sollt ihr ihnen sagen: Gott ist größer als eure Begriffe von ihm. Anselm »denkt« demnach nicht wie ein Philosoph über die Welt oder wie ein Theologe über Gott nach. Nein, Anselm spricht. *Er heißt andere denken.* Deren Gedanken werden durch ein verantwortliches Gebot niedergerufen und berichtigt. Er hat Unterredner. Und diese Unterredner ihrerseits müssen zu verzweifelnden Seelen Worte der Kraft sprechen. Diese Kraft flößt ihnen Anselm ein: Schmeißt die eingeschnürten, eingeengten Gottesvorstellungen der Angsthasen in Scherben, könnte er gesagt haben. Anselm waltet also eines neu notwendig werdenden Amtes in der Kirche, wenn er scheinbar solipsistisch beweisführt. Anselm hat das scholastische Denken ermöglicht, ist aber selber nicht Denker, sondern Lehrer von Beichtvätern und Kanonisten[1]. Er begreift nicht, sondern er *ermutigt* zu einer »höheren Begattung« des Geistes.

Dieses Beispiel erläutere unsere Behandlung Augustins. Sie postuliert für Augustinus eine Zukunft als Gründer einer künftigen Heilsökonomie oder Soziologie. Er liefert uns ein neues Organon. Wir treten an ihn heran, nicht weil er Denker der Welt oder Denker der göttlichen Geheimnisse war. In diesen beiden Eigenschaften hat er seine Wirkung bereits getan. Als Denker der Welt hat er nämlich auf Luther und Descartes seinen Einfluß geübt. Denn Augustinus hatte das Denken gezwungen, die Seele des Menschen aus der Welt frei zu lassen. Die Seele ist nicht von dieser Welt. Wegen seines ultra-radikalen Augusti-

[1] Es ist eine Schande, daß wir heute mit einer Dummheit geplagt werden – »groß« als Quantität – die Anselm nie gedacht hat.

nismus schreibt Cartesius den Tieren keine Seele zu. So stand Augustinus Pate bei aller modernen reinen Weltphilosophie und ihrer Mathematisierung der Welt. Vorher hatte bereits Augustins Denken über Gott die Scholastik angefeuert. Anselms Leitsatz: Credo ut intelligam (ich glaube, damit ich alsdann zu begreifen vermag) stammt ja aus Augustinus. Die Logik der Scholastik, daß zwei geistige Prozesse, Glauben und Wissen, zur Deckung streben, ist augustinisch. Wir Heutigen aber haben in Augustinus unsern Gewährsmann für eine dritte Grundwissenschaft, nach Dialektik und Mathematik. Wir brauchen eine neue Methode, weil wir ein neues Thema bearbeiten müssen. Denn weder von Gott (wie das Credo ut intelligam) noch von der Welt (wie in der Objektivierung der Welt zum bloßen Gegenstand), nein, von der Zeit, von uns als Mitmenschen und von den Gezeiten des Menschengeschlechts handelt unsere kommende Wissenschaft; ohne sie sind wir verloren. Aber Augustinus hat sie vorbereitet. Es ist allgemein bekannt, daß niemand vor Augustinus so Tiefes über die Zeit geäußert hat wie er. Dieser Tiefsinn kommt aber aus dem Munde eines Augustinus, weil er dabei weder als Theologe noch als Philosoph – beides im heutigen Sinne – redet. Die Zeit verkümmert nämlich unter den Händen sowohl der Theologen (die sich auf die Ewigkeit gut verstehen) wie der Philosophen (die es mit dem Raum haben). Der Graf Saint-Simon stand dem Augustinus, der vor der Zeit erschrickt, ganz nahe; denn Saint-Simon ersehnte eine Ordnung der bloßen Zeitlichkeit, des Ordre temporel. Der Augustinus, der sich da sprechend zu den Rätseln unserer Zeitlichkeit vortastet, ist kein beamteter heidnischer Hochschulprofessor, er ist auch nicht der geweihte Bischof von Hippo bei Karthago. Vielmehr können wir beweisen, daß ein dritter Augustinus spricht.

Diesem dritten Augustinus kommen wir weder als Theologen noch als Philosophen bei. Ausgestreut ist sein Same durch sein ganzes Werk. Vielleicht besonders klar tritt er uns in dem Schriftchen »De magistro« auf seiner neuen Spur entgegen, auf der Spur der in unseren Tagen so heiß umworbenen Wissen-

schaft von der Zeit. Für die Methode der künftigen Wissenschaft vom Zeitlichen Menschen wird weder scholastische Logik noch akademische Mathematik von Nutzen sein. Denn beide, Mathematik und Logik, haben bereits dem Menschen gegenüber in unserer Geschichte klar versagt. Die Ausdehnung der theologischen Logik hat zur Hexenverbrennung geführt; denn die Logik über Gott machte vor der Welt der Gegenstände zu unrecht nicht halt. Gotteswissenschaft führt zu Gotteskriegen, wenn auf die Menschen angewendet. Die Ausdehnung der Mathematik hat zur Tötung, Vergasung, Kastrierung, Züchtung, Verschikkung von Millionen Menschen geführt; denn die Mathematik der Welt weiß nicht vor den Menschen haltzumachen. Weltwissenschaft, wenn auf die Menschen angewendet, führt zu Weltkrieg. Also sind Logik und Mathematik beide unbrauchbar, wenn wir das Organon, das Werkzeug, suchen, mit dem wir die Menschen zum Frieden bringen könnten. Im Frieden können Menschen miteinander sprechen. Also muß die neue Lehre vom Miteinandersprechen der Menschen ausgehen. Bei Augustinus findet sich dies dritte Organon. Zum Sprechen bringen können wir nämlich die Menschen weder durch Zahl noch durch Logik. Zum Sprechen bringt den Menschen der Mensch durch – Sprechen. Allerdings ist dies ein Sprechen in seiner vollen Kraft der Konjugation und Deklination. Es ist Sprechen mit Vollmacht, und nicht wie die Schriftgelehrten. Aber dieses Sprechen verwandelt Krieg in Frieden, Menschen in Mitmenschen, tote Gegenstände in lebendige Gegenwart. Es behandelt uns als wechselnde Formen einer höheren Grammatik. Diese meistert die Zeiten durch Vergegenwärtigen, das heißt durch unser eigenes Eingehen in die Zeit und in den Zeitenablauf. Das kommende Organon muß uns also Sprache und Zeit neu zur Verfügung stellen, so wie uns die Zahl den Raum unterworfen hat. Die Erhebung der Zeit zu ihrer zweiten, ihrer vollen Potenz ist das Anliegen, das die Gedanken der modernen führenden Geister, Bergson, William James, Alexander, aber auch Nietzsches und Franz Rosenzweigs vorwärts treibt.

Bei Augustinus, eben in »De magistro«, ist nun der Ansatz zu dem neuen Organon, dem neuen Werkzeug der Wissenschaft gegeben, die beiden von uns eben geforderten Akte: das Zum-Sprechen-bringen des Mitmenschen und das Vergegenwärtigen der geheimnisvollen Zeit werden von Augustinus in einem und demselben Akte entdeckt, im Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn, als Augustinus ohne Amt mit seinem Sohne spricht. Der »De magistro« ist ja ein Dialog. Indem ich den »De magistro« als Dialog bezeichne, drohe ich freilich vom Regen in die Traufe zu kommen. Denn mag mir der Leser auch glauben, daß Augustinus weder immer als Philosoph noch immer als Theologe spreche, so wird er beim Stichwort »Dialog« doch gleich an die platonischen Dialoge denken. Er wird daraufhin die Philologie und die literarische Kritik zu Rat ziehen und finden, daß es sich beim Dialog ja um eine bekannte »drama-ähnliche« »Gattung« im Schrifttum handle. Der Literaturhistoriker oder der Philologe habe also das letzte Wort über diese Elemente in Augustins Werken zu sagen oder habe es schon gesagt.

Ich muß auch die Vierteilung Augustins ablehnen, ganz wie zuvor seine Zweiteilung. Sein Anliegen bleibt zwischen Philologie, Philosophie, Literaturkritik, Theologie liegen. Sein Anliegen betrifft die Sprache als die politische Macht, durch die wir Zeiten und Räume allererst begründen. Augustins Unterredner reden nicht nur zu einer Zeit und in einem Raum. Sie entdecken vielmehr, daß es erst dank der Unterredung zu Zeit und Raum kommt. Wenn nämlich Menschen sich nichts mehr oder noch nichts zu sagen haben, sind sie noch gar nicht in einer Zeit oder einem Raum. Es kann durchaus mehrere, zahllose Welträume und Weltzeiten nebeneinander geben. Die Einheit der Zeiten und die Einheiten des Raums sind Unterredungskünste; von Überredungskünsten wird schon immer gesprochen. Augustinus weckt uns auf zu der Tatsache der Unterredungskünste, dank derer sich Unterredner auf eine Zeit einlassen und in ein und dieselbe Zeit hineinbegeben. Platons Dialoge sind vielleicht »drama-ähnlich«. Aber Augustinus lehrt uns, daß alles Drama

bestenfalls »lebensähnlich« ist. Bei ihm kommen wir nicht der Kunst, sondern dem Leben bei. Und siehe da: Unterredner erst sind volle Menschen! Die Unterredung macht uns zu Menschen. Wir sind mehr Mensch, wenn wir mit unsern Mitmenschen in der höchsten Potenz sprechen, als wenn wir »denken« oder »arbeiten«. Denn im Gespräch erst werden wir in Gottes Hand eingepflanzt und empfangen uns zurück aus den durch das Gespräch in uns erregten Kräften. Diese Kräfte »grammatikalisieren« uns. Sie sind nicht so sehr »übernatürlich«, als daß sie uns erst in unsere höchste Potenz hineinreißen, nämlich in die Potenz, der Zeiten Herr zu werden. Welches sind aber diese Kräfte? Sie sind nichts Mystisches. Sie sind die Kräfte, kraft derer wir uns Zeit nehmen! Ohne Glaube bleibt der Mensch ein Stummel seiner selbst; denn die Zukunft bleibt ihm verschlossen. Ohne Hoffnung ist der Mensch von seinen Wurzeln in der Vergangenheit abgeschnitten, denn sie erregten dann in ihm keine Wünsche mehr. Und ohne Liebe ist dem Menschen sein Gegenüber ein bloßer weltlicher Gegenstand; denn er kann sich nicht zur lebendigen Gegenwart in der Einheit mit seinem Gegenüber bekennen. Der Glaube nimmt sich Zeit nach vorn, die Hoffnung Zeit nach rückwärts, die Liebe umarmt den bloßen Gegenstand, damit er ihre Gegenwart teile.

Damit werden Glaube, Liebe, Hoffnung aus »sittlichen Tugenden« im Einzelnen zu wissenschaftlich greifbaren Prozessen in der Gesellschaft. Sie begründen unser Verhältnis zur Zeit der Zukunft, der Vergangenheit und der Gegenwart. Und sie können das nur dadurch vollbringen, daß sie den Einzelnen so überwältigen, der er sich in den Reigen einer seine Mitmenschen umfassenden Zeitfolge hineinverwandeln läßt.

Mit anderen Worten: »Der« Mensch, der angeblich in Zeit und Raum drin steht, ist niemals »ein« Mensch[1]; denn niemals könten wir Zeiten oder Räume als einzelne Lebewesen wahrneh-

[1] Dazu der Aufsatz »Im Notfall« oder »Die Zeitlichkeit des Geistes« in »Neue Sammlung« III, 1963, S. 518 ff.

men. Vielmehr sind die Zeiten gerade umgekehrt die Vorgänge, durch die wir zu Gliedern einer Geschichte umgewandelt werden. Sie sind soziale Schöpfungen. Zeiten und Räume sind »unnatürliche« Umstände der Menschen. Durch sie treten wir erst in die menschliche Familie ein.

In dem Wort »der« Mensch steckt auch hier, wie in fast allen Sätzen mit »Der Mensch« als Subjekt, eine ungeheuerliche Zweideutigkeit. Gerade nicht der einzelne Mensch, sondern erst der sich mit allen andern Menschen vereint wissende Mensch wird von den Zeiten und Räumen seiner zufälligen Herkunft frei. Der Mensch a priori weiß weder von der Zeit noch vom Raume. Und der Mensch a posteriori, der über Räume und Zeiten zu siegen und zu herrschen gelernt hat, ist gerade nicht mehr »der« Mensch, sondern er ist ein Wesen geworden, das »wir« sagen kann, und dessen Sieg aus seiner Kraft, »wir« zu sagen, herrührt. Nun sind aber die Kräfte, die dir oder mir verstatten, jemals »wir« zu sagen, ausschließlich Glaube, Hoffnung und Liebe. Der Leser mag sich in der gesamten Natur umsehen. Er wird dort weder im Raum anderes als Atome noch in der Zeit anderes als Sekunden finden. Kein einziges Element ermächtigt den von Liebe, Glaube, Hoffnung abgeschnittenen Menschen, jemals jene seltsamen Behauptungen aufzustellen, die in jedem Satze stecken, der ein »wir« oder »uns« enthält.

Als Kant von Zeit und Raum mit wissenschaftlicher Überzeugung räsonierte, da glaubte er unbedingt an die Bruderschaft der gelehrten Köpfe, hoffte auf den Sieg ihrer Wissenschaft und liebte – wie er selber an einen Freund schrieb – die Schule mehr als die Welt! Für alle Gelehrten zusammen konnte er daher sein Lebenswerk mit dem Satz beginnen: »Daß all *unser* Wissen mit der Erfahrung anfängt, daran ist gar kein Zweifel«. Aber das Wörtchen »unser« in diesem Satze verrät die Bedingung, unter der allein die »Kritik der Reinen Vernunft« Sinn hat, nämlich Kants Solidarität mit allen Denkern. Solidarität aber ist Einheit mit Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart. Solidarität ist also nur ein besonderer Name für die Art, wie wir die Sekunden,

die fliehenden, vorübereilenden Momente, zu festen Zeiten zusammenschweißen.

Es galt, in dieser Einleitung zu zeigen, daß die Zeiten selber Geschöpfe, Prozesse, Hervorbringungen liebender, glaubender, hoffender Menschen, daß sie »unnatürlich« sind. Sie sind Ergebnisse der gemeinsamen Geschichte, die den Menschen miteinander geschieht.

In die Tiefe dieser »primordialen« Vorgänge dringt Augustinus weder im Haus der weltlichen Wissenschaft noch im Haus des liturgischen Gottes. Unterm freien Himmel, da wo Kierkegaards Vater Gott fluchte, wo Moses Gott im brennenden Busch wahrnahm, dort ist Augustinus die Solidarität des menschlichen Geschlechts aufgegangen, im Ringen um die Frage: Was hat ein natürlicher Vater seinem natürlichen Sohn zu sagen?

Über Zeiten und Räume ist die Wahrheit heute im Anmarsch. Aber der Rückgang auf Augustinus scheint mir dabei unerläßlich. Daß nämlich große Perioden, Epochen und Zyklen von ganzen Nationen oder Kirchen künstlich geschaffen werden, ist eine Erkenntnis, die sich allenthalben Bahn bricht. Aber Augustins kleines Fragment »De magistro« – mehr ist es nicht – hat den besonderen Wert, daß es die Wahrheit über die zeitschaffenden Kräfte für den denkbar kleinsten Fall erörtert, für die Beziehung zwischen zwei einzelnen Menschlein. Die ganze Wahrheit über die geschichtliche Menschheit als eines übernatürlichen Wesens, eines nur aus Liebe, Glaube, Hoffnung erbauten Zeitkörpers war längst proklamiert, als Augustinus auftrat. Sein Verdienst für unsere kommende Lehre vom Mitmenschen besteht darin, daß er die Gesetze jedes Zeitkörpers an dem kleinsten denkbaren Korpuskel, der Gruppe von Zweien, demonstriert. Augustinus isoliert die Elemente so säuberlich, daß wir in den Stand gesetzt werden, die Konfiguration jedes Sozialgebildes wie unter einem Mikroskop wahrzunehmen. Diese Reduktion auf das kleinste Beispiel kann aber fortan als Modell der gesamten geschichtlichen Ordnung dienen. Damit ist eine Metanomik begründet, die ebenbürtig neben die Metaphysik der

Welt und die Metalogik Gottes treten kann. Denn wie Gottes Logik eine Überlogik ist, die von 1100 bis 1500 in der Scholastik herausgearbeitet wurde, und wie in der Metaphysik eine Überphysik steckt, von der aus wir auf die physische Welt blicken, so müssen wir den Nomos der Menschen, ihre Beziehungen untereinander, wohl oder übel von einem meta-nomischen Standort aus meistern. Eben auf einen solchen Standort leitet uns Augustinus. Er ist der erste Metanomiker[1].

2. Lehren als menschliches Grundrecht

Aurelius Augustinus war der letzte lateinische Kirchenvater, der noch mit dem Heidentum in Hellas und Rom hatte ringen müssen. Zu seinen Lebzeiten wurde das letzte große heidnische Heiligtum, der Serapistentempel, geschlossen. Aber als er starb, war die Lage völlig verändert. Die Vandalen standen in Afrika. Daraufhin fiel den römischen Christen die Aufgabe zu, die bleibenden Werte der alten Zivilisation gegen die nie verstädterten Wildstämme zu retten. Die neue Schlachtfront verringerte also den Zwiespalt zwischen christlichen, römischen und griechischen Gedanken. Bald wurden die Klöster die Archive der gesamten antiken Welt.

Darum sehen wir, wenn wir Augustinus lesen, die alte »Kirche« zum letzten Male in ihrer scharfen Trennung von der alten »Welt«. Augustinus war eine feine Blüte des klassischen Altertums gewesen, und später war er länger als dreißig Jahre Bischof in dem elenden Hippo. In seinen erfolgreichen Tagen, »als er sich der Weltweisheit ergab«, hatte er alle Lehren der Philosophie gemeistert. Es ist nicht ohne Ironie, daß sogar heute gewisse Philosophen uns Augustinus als Platoniker vorführen wollen, so als könne eben ein »anständiger Mensch« nicht ohne griechische Philosophie gedacht werden. Diese Interpreten übersehen, daß Augustinus selbstverständlich die philosophi-

[1] Eine Metanomik bildet den Schluß meines Werkes »Out of Revolution – Autobiography of Western Man«, New York 1938.

schen Schulsprachen fließend sprach, daß aber der Kern seiner Erfahrung darin bestanden hat, diesen Schulsprachen zu entsagen. Das ist bis ins Äußerliche gegangen. Augustinus hat die Endworte seines Psalms gegen die Donatisten für seine Gemeinde gereimt, gegen alle Regeln der antiken Literaturen, und damit die Grundform der nachchristlichen Literaturen, eben den Reim, erfunden.

Der Versuch, Augustinus als Platoniker heute dazustellen, ist auch ein Hindernis dafür, daß er fruchtbar werde. Denn Plato hat keinen Augustinus nötig, um zu gelten. Augustinus wird also überflüssig, wenn er bloß philosophiert hat. Wir wenden uns daher lieber dem Punkte der Existenz zu, der von Augustinus so unantikisch wie möglich durchlebt worden ist. Nur damit wird Augustinus aus einem Anhängsel oder Ausläufer der heidnischen Antike jener letzte Christ, der sich mit aller Schärfe gegen sie wenden konnte.

Dieser Punkt ist Augustins Verhältnis zu Adeodatus. In seiner Studentenzeit, mit sage und schreibe siebzehn Jahren, war Augustinus zum Erzeuger dieses unehelichen Kindes geworden. Nun war der Sohn selbst beinahe zu dem gleichen Alter von siebzehn Jahren erwachsen. Als Augustinus Christ wurde, da hatte er den Sohn auch taufen lassen. Es mag dahingestellt bleiben, ob Adepdatus dabei viel zu sagen hatte. Die Legende erzählt, daß Vater und Sohn von Ambrosius das Sakrament empfingen und daß Ambrosius und Augustinus da abwechselnd den Gesang angestimmt hätten, der seitdem der Ambrosianische Lobgesang heißt.

Was immer an der Legende wahr ist, es verlohnt sich, den Wortlaut dieses Hymnus anzuführen:

> Dich, den Gott, loben wir;
> Dich, den Herrn, bekennen wir;
> Dich, den ewigen Vater, verehrt die ganze Erde.
> Heilig, heilig, heilig, Herr Zebaoth.

Denn hier ruft Augustinus, der ungesetzliche Vater, den Heiligen Herrn an, dem als ewigem gesetzlichem Vater aller irdischen Geschöpfe Verehrung geschuldet wird.

In diesem Lobgesang verkörpert sich ein ungeheurer, dem Griechen Plato ganz unzugänglicher Konflikt. Dieser Konflikt erreicht seine volle Schärfe, wenn wir uns vergegegenwärtigen, daß Adeodatus mit eigenen Ohren seinen leiblichen Vater diese ehrwürdige Vaterschaft Gottes hat ausrufen hören.

Mithin fanden sich seit Augustinus Bekehrung und bis zu dem wohl zwei Jahre später erfolgenden Tode des Sohnes diese beiden Menschen in einer Beziehung, für die es kein Vorbild unter Heiden oder Christen gab. Denn hier stand ein unehelicher Vater seinem unehelichen Sohn gegenüber. Durch ihre Bekehrung erklärten beide diese Beziehung für sündenbedingt. Durch ihre gleichzeitige Taufe entstand zwischen dem 33jährigen Vater und dem 15jährigen Jüngling eine Kameradschaft des Glaubens. Diese geistige Kameradschaft sollte den Geistesriesen und brüllenden Löwen und einen jungen harmlosen Knaben umfassen. Diese Beziehung war nicht harmonisch. Keine Logik konnte sie harmonisch finden. Sie konnte nur ertragen werden, wenn sie weiterführte.

Entsprechend hat Augustinus gehandelt. Er stürzte sich auf gerade die Aufgabe, den Sohn sich geistig ebenbürtig zu machen. Die Jahre nach der Taufe und vor der Bestellung zum Bischof sind ausgefüllt mit Augustins Plan, eine ganze Bibliothek für die Erziehung des Adeodatus zu verfassen. Den Sohn Adeodatus scheint der amtlose Augustinus sich als die Pflanzung vorgestellt zu haben, die nun Gott seinem leidenschaftlichen Herzen besonders anvertraut habe.

Dies stand im Gegensatz zum Herkommen in und außerhalb der Kirche. Der Vater war nicht der Lehrer im allgemeinen. Fleisch und Blut sollten den Geist nicht erben. Das war ein Grundsatz der Kirche; die Berufung des Paulus, der Jesus niemals im Fleisch gesehen, war sein radikalster Ausdruck. Das Dogma von der Jungfrauengeburt legte ihn fest. Die Einrichtung des Patenamtes trug ihn in jedes Christenleben. Sohnschaft und Jüngerschaft, Ehe und Priestertum waren im alten Zion zusammengefallen. Gerade deshalb wurden sie von dem neuen Zion der Kir-

che streng auseinandergehalten. Mithin befand sich Augustinus in dem Dilemma, wie der leibliche Vater zum christlichen Lehrer werden könne.

Augustinus begriff das Paradox seines Unterfangens. Er ging unverzagt auf seinen Kern los. So ist die Schrift »De magistro« die »Präambel« seines Glaubens, daß er der Lehrer seines *Sohnes* werden könne. Die Bücherei ist nie entstanden. Aber ihre Vorrede erlaubt uns, Augustins eigentümliche Lebensstation nachzuleben, auf der es galt, die von der Kirche gelehrte Trennung von Fleisch und Geist zu heilen. Dies ist auch unser eigenes Dilemma. Wir haben genau das gleiche Rätsel zu lösen. Können Eltern ihre Kinder lehren? Auf der einen Seite steht der Zerfall der Familie, auf der anderen der Ödipus-Komplex. Machtgierige Mütter, hilflose zwischen Weib und Kind hin- und hergerissene Väter, Unvermögen aller Familienglieder, Religionsfragen miteinander zu besprechen, werden täglich erwähnt.

Jedem einzelnen Elternpaar muß die Präambel seines Glaubens die Frage beantworten: Kraft welcher Autorität lehren wir die Kinder, die wir leiblich erzeugt und die gesetzlich mit einem seltsamen Worte »unsre« Kinder heißen? Denn weder der leibliche Zusammenhang noch die gesetzliche Regelung erklären den Umfang oder die Grenzen, die eines Vaters geistige Überlegenheit über seinen Sohn zu respektieren hat. Der Buchtitel »De magistro« gibt genau diesem Zweifel Ausdruck. Wollen wir den Sinn voll wiedergeben, so könnten wir schreiben: »Wer ist dein Lehrer, wenn ich, dein Vater, dem äußeren Anschein nach als dein Lehrer fungiere?«

Das Büchlein will ja den Schiedsrichter spielen zwischen den Rollen des leiblichen Vaters, geistlichen Gefährten, heldenhaften Vorbildes, geistigen Lehrers, moralischen Sünders, welche sich in Augustinus alle vereinigten und welche den Sohn zu verwirren geeignet waren. Wir wissen nicht, ob der Sohn so leidenschaftlich und hitzig war wie sein Vater. Falls ja, dann mag ihn sein vorzeitiger Tod aus unauflösbarer Wirrsal gelöst haben.

Augustinus verweilt ausführlich in seinen »Bekenntnissen« bei seiner Sünde, diesen Sohn zu erzeugen und bei der Unschuld des so Erzeugten. Solche Gedankengänge anzuhören, wäre geschmacklos für den Sohn; ja schon das Klima solcher Sätze zu wittern, ist für ein Kind ungesund. Was für ein Gewicht lastete also auf diesem Sohne als unehelichem Kinde, als Mitbekehrtem, als Schüler, als Anhänger des wahrhaft überlebensgroßen Erzeugers? Konnten die Ströme der Wahrheit wirklich durch diesen seltsamen Kanal strömen und doch noch reine Wahrheit bleiben? Diese Frage bedeutete hier offenbar keine akademische Erörterung über Lehren im allgemeinen. Sie konnte nur auf Grund einer Erforschung des Herzens beantwortet werden: Hatte dieser besondere Vater das Recht, seinen Sohn zu erziehen? Konnte das bejaht werden, dann möchte die Antwort für alle Fälle gelten. Denn kein Fall konnte ja so ungünstig liegen wie dieser. Hatte Augustinus das Recht, seinen Sohn zusammen mit sich taufen zu lassen? Und diese Frage ist mitgestellt. Augustins Tauferlebnis war einzigartig und in einer bestimmten Stunde geschehen. Adeodatus aber war nur als seines Vaters Sohn übergetreten.

Damit ist wohl der Reiz des Büchleins deutlich geworden. Es entstammt einer einmaligen Lage, der Zeit, während der Augustinus sich eine Weile zwischen Weltamt und Kirchenamt verweilt und so am ehesten mit unseren eigenen anstaltsfreien Lebensstellungen vergleichbar wird. Nur halte man literarische Vergleiche fern. Am nächsten liegt der Vergleich mit einer lebenswichtigen Korrespondenz von heute. Auch da kann es ums Leben gehen. Beider Korrespondenten Schicksal steht auf dem Spiel. Obwohl nur zwei Korrespondenten auftreten, sind wir im Bereich des Soziallebens. Eine echte Korrespondenz gehört nicht in die Literatur oder die Psychologie oder die Biographie: sie ist ein soziologisches Dokument. Merkwürdigerweise ist das bis heute nicht anerkannt. Die Praxis stellt auch die Briefwechsel zur Einzelbiographie. Ich selber habe versucht, dieses Vorurteil zu durchbrechen und so ist mein Briefwechsel mit Franz Rosen-

zweig über Christentum und Judentum als Sozialdokument gedruckt worden[1].

Am meisten scheint sich die Moderne zu zieren, wenn es um den Briefwechsel zweier Liebenden geht; sie hält ihn für Lyrik, statt ihn als das Urphänomen der Gemeinschaftsbildung zu werten. Lyrik ist nämlich gemeinschaftsbildend[2]. Der Leser möge aber diesen Schritt in sich vollziehen, er möge im Briefwechsel die Stiftungsurkunde der Gruppe erfassen. Sonst fällt ihm für »De magistro« nur eine unpassende Kategorie ein. In diesem Dialog fechten Vater und Sohn die Schlacht zwischen Vaterschaft und Sohnschaft aus. Was ist das für eine »Literatur-Gattung«? Diesen Kampf persönlich zu nennen, wäre gerade so ungenügend wie ihn als biographisch zu rubrizieren. Denn es wird gerade keine rein persönliche Lösung erstrebt. Wie jeder Briefwechsel von Wert, ist diese Unterredung auf eine endgültige, eine wahre und eben damit allgemeingültige Lösung angelegt. Den weltweit denkenden Soziologen wird es schwer eingehen, daß die Wissenschaft der Gesellschaftsvorgänge ohne diese alltäglich gelegten Grundlagen in Korrespondenz und Zwiesprache nicht existierte. Den Biographen wird es nicht einleuchten, daß Briefe und Tagebücher zu gesellschaftlicher und allgemeiner Geltung aufreichen müssen zu ihrer Krönung. Aber »De magistro« bedeutet, daß alle echten Sozialgebilde dem Kampf um das Heil wirklicher Menschen entspringen. Das gilt allerdings nur, wenn diese Menschen sich dem Kampfe stellen. In der üblichen Literatur über Erziehung wird man nicht die Stiftungsurkunden der Gesellschaft finden. Wenn der berühmte Professor der Beredsamkeit Augustinus hier sich verlautbarte oder der Bischof von Hippo, dann wäre das Ergebnis nicht das hier vorliegende, wo ein Vater über seine Vorrechte als Lehrer, Vater, Christ, Klar-

[1] In: *Franz Rosenzweig*, Briefe, Berlin 1935.

[2] Über diese Beziehung der Lyrik siehe meine Soziologie I (1956), 117, wo die Gegenseitigkeit, die Korrespondenz, als der Gemeinschaft voraufgehend erwiesen ist. Ferner wird der Leser das Kapitel »Ein Sprachenschoß« in diesem Bande zuziehen wollen.

heit brauchte. Er war also nicht in einer objektiven wissenschaftlichen Geistesverfassung. Er war vielmehr leidenschaftlich an eine bestimmte Rolle unter den Menschen gekettet. Er ächzte förmlich unter dieser Kette. Augustinus schrieb also nicht, um diese leidenschaftliche Bindung zu objektivieren, sondern um sie erträglich zu machen. Sollte gerade diese Leidenschaft vielleicht die wissenschaftlich wertvollsten Erkenntnisse erzielen?

Ein objektiver Ratgeber hätte wohl dem Augustinus geraten: »Erleichtere den Druck. Schick deinen Sohn aufs Gymnasium.« Damit hätten wir nie das Rätsel gelöst bekommen, ob ein Vater lehren soll. Augustinus beharrte auf seinem Schein: Es mag für mich besonders ungünstig liegen. Aber lehren muß ich trotzdem. Ich will, muß, kann Adeodatus lehren.

Das bringt einen neuen Ton in die Diskussion unserer Zeit. Da werden auf der einen Seite große Staatssysteme für die Erwachsenen erörtert ohne persönliche Heilskämpfe. Auf der anderen Seite wird die Erziehung der Kinder immer nur als Notwendigkeit des Erzogenen bezeichnet. Zwischen beide tritt der löwenmäßige Aurelius Augustinus: »Ich muß meinen eigenen Sohn lehren.« Und mit diesem »Ich muß lehren« setzt er zwischen die Staatslehre für Erwachsene und die Erziehungslehre für Kinder etwas störendes Drittes: Jeder Erwachsene will Kinder nach seinem Bilde formen.

Vergleichen wir dazu den großen Erzieher John Dewey. Niemals erwähnt Dewey, weshalb er sich denn gedrungen fühle, seine Bücher über Erziehung zu schreiben oder bis zum 90. Jahr andre zu belehren. Er erörtert das gesamte Erziehungswesen so, als ob es nur um der Kinder willen da sei. Daß sich Lehrer finden, gilt ihm für selbstverständlich. Ja sogar daß sich die rechten Lehrer für jede Reform finden lassen, war das Dogma des abgelaufenen Zeitalters. Daß es aber vielleicht solche Lehrer gar nicht gibt noch geben darf, das bleibt bestenfalls eine Randbemerkung. Vielleicht entspringt dieser Mangel an Rücksicht auf den Lehrer dem Gedanken, er sei ein bezahlter Angestellter und habe im Gehalt seinen Lohn dahin. Aber das wäre eine un-

haltbare Ansicht. Denn dem Fabriklöhner bedeutet die Fabrik nichts im eigenen Leben. Wenn aber der Lehrer nur durch den Lohn ans Lehren gebunden wäre, könnte er kein guter Lehrer sein. Also ist die Leistung des Lehrens nur dann begreiflich zu machen, wenn Lehren ein ebenso »primordiales« Muß in uns allen ist wie etwa Essen oder Lernen. Unsere Theorien über Erziehung, sogar die Goethesche im Wilhelm Meister, sind unwirklich, insofern sie immer nur von Schülern, Publikum, Staat, Eltern ausgehen, statt von Augustins gärender Leidenschaft: Ich muß meinen Sohn lehren.

John Rockefeller und viele seinesgleichen haben durch ihr ganzes Leben Sonntagsschule in ihrer Kirche gehalten. Das ist für das Verständnis der Pädagogik vielleicht merkwürdiger als die Tatsache, daß der sechsjährige Aloys Brennessel das Abc lernen soll. Weshalb wird aber immer nur die zweite Frage ausgedroschen? Wieder ruft uns Augustinus da zur Ordnung.

Wer nämlich nur auf die Kinder starrt, die es zu belehren gelte, der kann dicke Bücher verfassen, ohne daß die Opfer es bemerken. Die Schulkinder lesen diese Literatur nicht. Erörtere ich aber meine und deine Gier zu lehren oder den Machthunger der Professoren oder John Rockefellers Leidenschaft für den Katechismusunterricht, dann hören mir die Opfer meiner Erörterung zu. Wer will solch ein heißes Eisen anpacken? Aber Augustinus packt es an. Würden wir fragen: Muß jedermann lehren, so wie er atmen muß?, dann würde Erziehung eine politische Frage. Sie steht aber in keinem einzigen weltlichen Staatslehrbuche! Im Gegenteil, Platons Wahl einer Erziehung durch den Staat gilt als Vorbild und knebelt die Leidenschaft, die jeden Einzelnen von uns zum Lehren zwingt.

Augustinus sah, daß der Überfluß, aus dem das Lehren besteht, und der Einfluß, aus dem das Lernen besteht, ein und dieselbe Kraft seien. Und darüber begann sein großes Staunen.

3. Unsere Ungleichzeitigkeit

Wir können auf deutsch sagen: wir sind Zeitgenossen. Hingegen ist der Gegensatz dazu noch unaussprechlich[1]. Ein Einzelner kann sich »unzeitgemäß« wie Nietzsche nennen, oder Goethe konnte sagen, man müsse sich gelegentlich in die Nichtexistenz stellen, um zur Existenz zu kommen. In beiden Fällen wird wohl die Abwesenheit eines Menschen aus seiner eigenen Zeit bezeichnet. Aber die Ungleichheit zweier Menschen als Zeitungenossen, als Dis-temporarier wird nicht ausgedrückt. Und doch brauchen wir diesen neuen Begriff; denn in der Natur der Menschen liegt es, daß ein Greis, ein Mann und ein Knabe nur äußerlich Zeitgenossen, im Herzen aber »Distemporarier« sind. Sie leben nicht in derselben Zeit. Soweit wir als von »unserer Zeit« sprechen, wäre es unwahr, davon auszugehn, daß Eltern und Kinder mit »unserer Zeit« dasselbe meinen. Die Naturzeit der Astronomen, die von den Sternen her rechnet, umschließt viele verschiedene Zeiten von Menschen, die jeder ein anderes »wir« sagen. Im Grenzfall hat sogar jedermann in irgendeiner Hinsicht seine eigene Zeit.

Für eine Metanomik der Zeit ist aber der Begriff der Zeit-ungenossenschaft grundlegend. Denn sie erblickt den Geschichtsprozeß gerade darin, daß Menschen sich zu einer gemeinsamen Zeit durchkämpfen. Wir treten ja liebend in eine gemeinsame Gegenwart, wo uns vorher eine gleichgültige Welt gegenüberstand. Eine gemeinsame Zukunft wartet derer, die gleichen Glaubens sind. Und aus derselben Geschichte stammen alle die, die die gleichen Hoffnungen hegen.

Augustins Metanomik geht vom Lehrer-Schüler-Verhältnis aus. Alles Lehren gründet auf unserer Macht, durch Übertragung eine Zeitfolge herzustellen. Diese Zeitfolge ist nur möglich, falls der Lehrer als älter, der Schüler als jünger gilt. Es ist nun

---

[1] Siehe zu der »Zeitdifferenz«, die uns plagt, hauptsächlich das Kapitel darüber in der »Vollzahl der Zeiten« (= Soziologie II), S. 269 ff.

zwar die Regel, daß ein Lehrer älter ist als seine Schüler. Aber man könnte einwerfen, daß es auch Fälle gibt, in denen der Lehrer jung, der Schüler alt ist. Wird unsere Regel durch diese scheinbare Ausnahme umgestoßen? Ich glaube nicht. Denn nicht das ganze Lebensalter des Lehrers diktiert unsere Regel. Es genügt, daß alles Lehren ein Früher und ein Später voraussetzt. Mindestens eine Stunde vorher muß der Lehrer gewußt, eine Stunde später der Student gehört haben. Sonst liegt kein Lehrprozeß vor. Lehren ist ohne einen zeitlichen Vorsprung des Lehrers vor dem Schüler und ohne ein absichtliches geistiges Nachkommen des Schülers nicht sinnvoll. Also glauben beide an einen Sinn im Fortgang der Zeit, daß nämlich »alt« »jung« lehren soll.

Die Beschreibung des Lehrer-Schüler-Verhältnisses setzt also voraus, daß beide in einem sinnvollen Zeitablauf zwei Plätze innehaben, die unter sich ungleichzeitig sind. Der eine ist älter, der andere jünger. Sonst kann es zur geistigen Übertragung, zur Sukzession im Gelehrten und Gelernten nicht kommen. Das Wort Sukzession hat also hier die grundsätzliche Bedeutung wie das Wort Erbfolge im Rechte. Der Erbe ist in alter Zeit mit dem Erblasser dadurch verbunden, daß er als Lebender einem Toten nachrückt. Er rückt in eine durch den Tod gerissene Lücke ein, weil die bisher gelebte Ordnung verdient, fortzuleben. Die Alten haben alle ihre Vorstellungen von einer gemeinsamen Zeit aus dem Erbrecht entwickelt. Die gute alte Zeit sollte fortgesetzt, die Gegenwart festgesetzt, die Zukunft vorausgesetzt werden. Das gab eine kleine Ewigkeit, einen Äon. Dank des Erbrechts gab es für viele Generationen eine gemeinsame Zeit. Jeder Indianer oder Germane konnte »wir« sagen, weil er ein Erbe der Vergangenheit, ein Erblasser an die Zukunft und der Zeitgenosse seiner Stammesbrüder auf ihren Feiern war.

Das augustinische Modell reduziert die Zeiten, welche zwischen zwei Menschen verschmolzen werden müssen, zu einem Lehrgespräch. Aber im Prinzip ist auch noch die Schulstunde Sukzession eines jungen Menschen in die Zeit eines älteren. Auch sie ist Erbfolge.

Die mit der Sukzession eines jüngeren in den Geist eines älteren gesetzten Tatsachen haben Augustinus immerfort beschäftigt. »Die Zeiten werden errichtet und angeordnet, um die Ewigkeit abzubilden. Die Umläufe der Zeiten gliedern sich mit Hilfe der zahlreichen Sukzessionen zu einem Gesang des gesamten Menschengeschlechts[1].« Augustins feste Datierung beherrscht seine Gedanken so sehr, daß Guitton auf Grund der augustinischen Ausdrucksweise sagen konnte: »Der unüberschreitbare Abgrund zwischen griechischem und christlichem Denken rührt von der christlichen Wiedereinsetzung des einzigartigen Ereignisses in seine Zeit her. Die sittliche Ordnung ist für jeden philosophierenden oder griechischen Verstand allgemein und abstrakt. Im Christentum empfängt die Zeit jeder menschlichen Existenz selbst in ihren kleinsten Bruchstücken eine überlegene Qualität.«[2]

Entsprechend übersieht der griechische Verstand in seiner modernen Verkleidung auch beim Lehren das Zeitmoment. Die moderne Verkleidung des griechischen Denkens ist die akademische Welt. In dieser Welt wird die Kollegstunde, in der vom Staat oder von der Kirche gesprochen wird, behandelt, als stehe sie selber außerhalb der Zeit von Staat oder Kirche. Das besondere zeitliche Verhältnis zwischen der Zeit im Hörsaal und der Zeit im Leben bleibt unerörtert. Denn das griechische Denken geht davon aus, daß die zeitliche Ausdehnung dem Denken nicht anhafte. Alles Abstrahieren lebt von der Fiktion, denken selber koste keine Zeit. Als der idealste Gedanke gilt der, der am wenigsten Zeit kostet. Geht man von diesem Grundfehler aus an die Analyse der Schulstunde, dann erscheint ihre Ausdehnung über eine Stunde oder über ein Semester nur als ein notwendiges Übel. Daher rührt es wohl, daß der Zeit während des Studiums von acht Semestern, eines Kollegs von drei Monaten,

[1] *Migne*, Patrologia Latina, Opera Augustini I, 1179.

[2] *Guitton*, Le Temps et l'Éternité chez Plotin et Saint Augustin, Paris 1933, S. 359.

einer Stunde von 45 Minuten nie ihre Geheimnisse abgelauscht werden. Augustinus wundert sich im Kapitel 14 des »De magistro«, daß die Menschen auf diese Zeithergabe nicht achten. Er achtet auf sie. Und wir haben ihm folgend schon ein überraschendes Ergebnis über jede Schulstunde ermittelt. »Jung« und »alt« sind keine biologischen Begriffe. Sie sind geistige Vorstellungen unseres Gesellschaftslebens. Denn der jüngste Lehrer ist doch älter als der älteste Schüler, insoweit jener lehrt und dieser lernt.

Dazu kommt eine zweite, ebenso überraschende Eigenschaft aller Lehre. Während sie vor sich geht, haben ihre Teilnehmer es in der Hand, den Inhalt der Lehre zu berichtigen; später haben sie diese Freiheit nicht mehr.

Die Schulstunde, die von 9.15 bis 10.00 reicht, führt unvermeidlich unterwegs zu Mißverständnissen. Hörte die Stunde um 9.30 auf, so ginge Hänschen mit ganz falschen Vorstellungen heim, und er könnte damit draußen viel Unheil anrichten. Zum Glück ist alles Gesagte bis zum Ende der Stunde, bis 10 Uhr, frei gegeneinander verschiebbar. Der Lehrer hatte zum Beispiel um halb zehn ein Gegenbeispiel eingeschoben, dessen Sinn erst hinterher klar wird. Auch während des ganzen Studiums sind Mißverständnisse des Lehrers durch die Schüler unvermeidlich. Sie sind aber unschädlich, wenn das Studium bis ans Ende durchgehalten wird. Nur das Steckenbleiben im Mißverstand ist abscheulich; der Durchgang durch die Mißverständnisse ist hingegen eine Bedingung der Nachfolge, das heißt des Lehrerfolges. Ja, der Grad der Wichtigkeit einer Lehre hängt mit dem Grad ihrer Mißverständlichkeit zusammen. An $2 \times 2 = 4$ ist weniger mißzuverstehen als an »Europa hat Selbstmord begangen«. Aber eben deshalb ist der zweite Satz wichtiger als der erste.

Die akademische Welt behauptet von alledem das Gegenteil. Da sie keine Zeit zum Denken braucht, ist ihr das fehlerfreie Verständnis des Lernenden von 9.15 über 9.30 und 9.45 bis zu 10.00 selbstverständlich die beste Unterrichtsmethode. Sie hält eine

fehlerfreie Übertragung der Lehrergedanken auf die Schüler für möglich. Sie nimmt jenes Zeitfeld freier Berichtigung und gegenseitiger Verschiebung während der Stunde oder des Semesters nicht wahr. Sie nimmt jene merkwürdige Verfugung von alt und jung zu einer frei alle Aussagen noch abändern könnenden Gegenwart nicht ernst. Sie fingiert, daß eine neue Schülergeneration die Gedanken der Lehrer nachdenken könne. Natürlich ist das nie geschehen. Seit Plato und Aristoteles haben alle Schüler dort angefangen, wo ihre Lehrer aufgehört haben. Alle Lehrer sagen ja ihren Schüler die letzten Gedanken ihrer eigenen Zeit. Für die Schüler aber bilden diese selben Gedanken die ersten Gedanken ihrer eigenen Zeit. Bleibt das unbeachtet, dann kommt es zu dem Mißverstehen jedes Philosophen durch seine Schüler. Darin besteht ja ein Hauptelement der Geschichte der Philosophie.

Sobald wir die akademische Illusion vom zeitlosen Denken abtun, können wir aller der Fehlerquellen Herr werden, die sich aus dem Zeitablauf ergeben. Denn nun können der Lehrer und der Schüler sich ausdrücklich Zeit zum gegenseitigen Mißverstehen einräumen. Ja, der Zeitraum des Studiums wird dann geradezu der Spielraum für das unentbehrliche Noch-nicht-in-einer-und-derselben-Zeit-Leben. Während die pädagogische Methode sagt: Mißverständnisse zwischen Lehrer und Schüler sind vermeidbar, sagen wir mit Augustins »De magistro«: Je wichtiger eine Frage, desto mehr Mißverständnis muß in Kauf genommen werden.

Ein Lehrer, den seine Studenten nie mißverstanden haben, hat gewiß nichts Wichtiges zu sagen gehabt. Die Güte eines Unterrichts bemißt sich nach dem Ausmaß der Irrtümer, die in ihm überwunden werden. Und jeder Unterricht verdankt seinen Erfolg der Tatsache, daß in ihm ein Spielraum geschaffen wird, innerhalb dessen die Sätze straflos gegeneinander verschoben werden können. Bis zum Schluß einer jeden Vorlesung kann ein Professor sich selber widerlegen oder von einem Studenten widerlegt werden; bis zum Schluß ist alles erst bedingt wahr.

Ich kann ja ausdrücklich zurücknehmen, was ich gesagt habe. Schon nach der Pause kann ich das nicht mehr mit vollem Erfolg tun. Denn schon in der Pause mag mein Wort ausgekommen sein.

Mithin wird im Lehrer-Schüler-Verhältnis eine Zeitspanne gewölbt, die es in der Natur nicht gibt. In dieser Zeitspanne sind die Zeitpunkte gegeneinander vertauschbar. Es gibt da kein Vorher oder Nachher. Das 9.15 Gesagte wird vielmehr dem 9.58 Gesagten gleichzeitig, weil es in derselben Stunde gesagt wird!

Hier horchen wir auf. Denn von der Gleichzeitigkeit und Verschiedenzeitigkeit sind wir ausgegangen. Ist es also denkbar, daß wir genau in dem Grade Zeitgenossen werden, als wir zu Lehren und Lernen uns zu vereinigen wissen? Ist der Erbe früher nur deshalb fähig gewesen, den Erblasser zu beerben, weil er bei ihm in die Schule gegangen ist? Hat sich heute alle geistige Erbfolge aus den Staatsämtern und Privatbetrieben deshalb immer mehr verflüchtigt, weil dort nirgends gelehrt und gelernt wird? Gibt es Väter und Söhne, Jugendbewegte und »gewesene« Menschen deshalb so zahlreich, weil die Gleichzeitigkeit nicht erschaffen wird? Diese Fragen lassen sich leichter beantworten, wenn auf die Art geachtet wird, in der die zwei Glieder einer solchen Zeitspanne sich verfugen, damit es zum Lehrakt komme.

Um sie wahrzunehmen, gilt es noch eine letzte akademische Ketzerei abzutun: daß der Lehrer einer Kunst oder Wissenschaft im Lehren einfach diese Kunst oder diese Wissenschaft handhabe. Es lehre also der Physiker physikalisch, der Mathematiker mathematisch, der Historiker historisch, der Jurist juristisch. Aber das Lehren der Mathematik ist gerade nichts Mathematisches! Das Lehren der Jurisprudenz ist selber nicht Jurisprudenz. Doch wird das Gegenteil so oft geglaubt, daß es sich fast in alle Erkenntnis vom Lehren einschiebt. Der Leser, der das glaubt, kann unsere ganze Untersuchung nicht verstehen. Ihm ist die Lehre noch nicht als das große Modell alles zeitlichen Lebens aufgegangen. Er hält sie für einen unbequemen Anhang zu seinem Können oder Wissen. Für uns liegt es umge-

kehrt. Weil Väter, Söhne, Könige, Kronprinzen, Baumeister Lehrlinge haben, deshalb wird gelehrt. Weil gelehrt werden muß, kommt es zum Wissen. Das Lehren ist die Quelle der Wissenschaften. Ohne Lehren hören die Wissenschaften mit einem Schlage auf.

Und darum versiegt bald die eine, bald die andere Wissenschaft, sobald sie nicht mehr die erste Bedingung erfüllen kann, die zum Dasein einer Wissenschaft gehört: um der Lehre willen einen Menschen so zu begeistern, daß er zu ihrer Übertragung an einen Nachfolger sich gezwungen sieht, und um ihres Erlernens willen einen anderen so zu begeistern, daß er ihrer Übertragung von einem Vorgänger sich unterzieht.

Es liegt im Lehren mithin eine Erfahrung vor, in der zwei Personen aus demselben Geist heraus die entgegengesetzte Haltung einnehmen. Der eine lehrt, der andere lernt. Der Lehrende macht sich absichtlich alt, der Lernende macht sich absichtlich jung. Alt sein heißt, geistig eine bestimmte Gestalt annehmen, um lehren zu können; jung sein heißt, sich gestaltlos, entbildet, leer dem Gestaltungswillen auszusetzen, um lernen zu können.

Am Modell dieser Verbindung von alt und jung enthüllt sich das im Zeitalter der »Intellektuellen« verschüttete Geheimnis jeden Geistes, daß er nur weht, wo Menschen aus *einem* Geist *entgegengesetzte* Aufgaben übernehmen. Kein einzelner *»hat«* Geist. Sondern der Geist ist die Kraft, Menschen zur Arbeitsteilung zu bewegen. Es gibt einen Geist der Familie, weil Vater, Mutter, Sohn und Tochter verschiedene Rollen innerhalb einer Familie verkörpern[1]. Es weht oft kein Geist, wenn in einer Masse alle dasselbe brüllen. Aber er weht, wenn in einer Revolution der eine Barrikaden baut, der andere Proklamationen druckt, der dritte Flintenkugeln gießt und der vierte, fünfte und sechste der Polizei trotzen. An dieser Stelle zeigt sich, daß Marxens Einsicht in die Arbeitsteilung, wie tief sie auch geht, doch der Vertiefung bedarf. Dank unseres Modells aus Lehrer und Schüler

[1] Hierzu im ersten Band S. 110–118.

ergibt sich, daß der Geist wohl auch die Fabrikarbeit organisieren kann. Aber seine vornehmlichste Aufgabe ist die Verbindung von Menschen verschiedener Zeit. Weil der Marxismus die Arbeitsteilung im Raum als Großtat des Geistes erkannt hat, sieht er weiter als der Individualismus. Doch die Reihe Hegel, Marx, Lenin, Stalin selber ist keine Arbeitsteilung im Raum. Sie ist eine Arbeitsteilung durch die Zeit. Und da alles geistige Leben Zeit braucht, so muß die Arbeitsteilung durch die Zeit grundsätzlich zuerst angepackt werden, um auch die Arbeitsteilung der gleichzeitig im Raume arbeitenden Menschen zu begreifen. Marx steht im Banne der Naturwissenschaften, und da ist die Natur zuerst und vor allem die räumliche Welt. Deshalb stehen bei ihm Zeit und Raum im umgekehrten Verhältnis wie in der menschlichen Wirklichkeit. Die Diktatur des Proletariats ist die Ausgeburt dieser Umkehrung. Denn die Diktatur ist das Regiment, das keine Zeit hat und den Raum sofort bewältigen muß und keinen Aufschub duldet. Das Modell der Lehrstunde ist dieser unheilvollen Umstülpung von Raum und Zeit nicht verfallen. Hier läßt sich vielmehr rein anschauen, daß die an geistiger Arbeitsteilung Beteiligten dadurch fähig werden, die Zeit ganz ernst zu nehmen. Eines Lehrers beste Schüler sind ja auch nicht die, die bei ihm Examen machen. Es sind die, die lange Zeit auf ihn hören, längst nachdem sie studiert haben und oft, ohne je leiblich bei ihm studiert zu haben.

Zeithergabe ist die Bedingung der Lehre. Wir müssen uns Zeit füreinander nehmen, wenn wir voneinander lernen sollen. Aber die Zeiten, welche Lehrer und Schüler hergeben, sind entgegengesetzter Qualität. Und wir müssen diesen Gegensatz ernst nehmen, damit wir auf die zeitbildenden Kräfte selber stoßen.

Der Lehrende spricht zu einem Schüler, weil dieser potentiell »jünger« ist, weil er also ihn, den Lehrer, zu überleben vermag. Die sonst im Lehrenden zu Grabe getragene Wahrheit wird dadurch, daß ein Lernender sie empfängt, gegen den Tod ihres Trägers geschützt. Die Zukunft der Wahrheit wird also von

dem heutigen Dasein des Lehrers abgelöst. Dieser dringt über sich selber hinaus. Die Wahrheit wird vorwärtsgetrieben über den Lebenden hinaus. Sie wird also sozusagen »vervorwärtigt«. Der Lernende umgekehrt gewinnt Zutritt zu der im Lehrenden ihm entgegentretenden Vergangenheit. Er wird dank der Belehrung vor sein eigenes Leben zurückgeführt. Er wird »verrückwärtigt«.

Indem ich die Akte des Vervorwärtigen und des Verrückwärtigen benenne, mag sich der Leser erinnern, daß moderne Seelenärzte den Menschen den Trieb zuschreiben, bis zu ihrer Geburt, ja vor ihre Geburt zurückzugelangen. Gefällige Psychoanalytiker folgen dem Embryo zurück bis zu seiner Erzeugung. Sie übersehen, daß den Menschen aller Zeiten die Lehre vor seine Geburt zurückgetragen hat. Alle Erziehung ist immer Zurückziehung, Rückwärtigung gewesen. Der Lebende sollte das Gefühl erwerben, schon vor seiner Geburt dabei gewesen zu sein. Es steht heute wohl schlecht um die Rückwärtigung durch echte Lehre. Daraus erklärt sich vielleicht das psychoanalytische Mißverständnis; der Mensch will allerdings schon vor seiner Geburt dabei gewesen sein, aber nicht bei seiner Erzeugung, sondern ebensogut oder noch viel mehr bei der Erschaffung der Welt.

Auch ist dieser Trieb nur voll begriffen, wenn er im Gleichgewicht zum Trieb der Vervorwärtigung gesehen wird. Wie wir einmal vor die Geburt dringen möchten, so zum anderen hinter den Tod.

Lehrer und Schüler sind beide dieser gesunden Antriebe geständig. Was bedarf es des Psychoanalytikers, wenn doch das Heil der Alten und Jungen fordert, daß die Schranken von Geburt und Tod fallen? Jeder Lehrgang bezeugt diese beiden Antriebe. Sie beweisen, daß der Mensch dazu geschaffen ist, allen Zeiten anzugehören. Wer einen Menschen in die eigene Zeit einschließt, der allerdings verkrüppelt ihn. Wir wollen zu allen Zeiten dabei gewesen sein und dabei sein; eher geben wir nicht Ruhe. Durch den Lehrer kommt alles Leben vor der Geburt des Schülers auf den Schüler zu; jeder Lehrer verkörpert nicht etwa die eigene

Zeit, sondern alles Leben von Adam und Olims Zeiten her für den Lernenden. Der Lernende lernt von dem, der lehrt, nicht, was dieser denkt, sondern was dieser weiß. Und das Wissen ist die Summe aller bis auf den heutigen Tag gesehenen und eingesehenen Tatsachen. Sigmund Freud war feige. Denn er wollte die Verlobung seiner Eltern nacherleben, ihre Sprache! Statt dessen redete er sich vor, er wolle – in seiner Mutter Leib zurückkriechen.

Umgekehrt verkörpert der Schüler für den Lehrer nicht etwa die eigene Jugend, sondern die gesamte Nachwelt bis zum Jüngsten Tage. Daß er über seinen eigenen Tod hinaus gelange, ist das mindeste, was ein Mensch erhofft. Der gegenwärtige Schüler ist ihm sein Brückenkopf in alle Zeiten jenseits des eigenen Todes. Er ist sein Mindestmaß an Sicherung gegen das Gefängnis der bloß eigenen Lebenszeit. »L'Avenir est à nous«, rief der einsame Saint-Simon auf seinem Sterbebett [1]. Früher war der leibliche Erbe der Bürge dieses über den Tod vorwärts dringenden Verlangens. Heute ist es die politische Bewegung, etwa die des Proletariats, die auch jene begeistert, die sich im Dienste der Bewegung aufzehren. Am Modell der Lehrstunde enthüllt sich dieser Vorwärtigungstrieb als der Drang, über den eigenen Tod hinaus und zum Jüngsten Tage vorzudringen. Damit fällt Licht auf den vollen Sinn des Wortes Zukunft. Dies Wort »Zukunft« ist nämlich heute gründlich abgenützt. Von jeder Verlängerung einer Ordnung über heute hinaus kann gesagt werden, sie reiche in die Zukunft. Seinen vollen Klang aber erhält das Wort Zukunft nur, wenn zwischen heute und dann ein Todesfall anerkannt und angenommen wird. Nur eine solche Bruchstelle macht es nämlich lohnend, die Vorstellung »Zukunft« zu bemühen. Sie enthält ein Risiko, das Risiko, daß der Lebende selber den Eintritt der Folge in der Zukunft nicht herbeiführen kann. Er muß den Erfolg seines Tuns also anderen anvertrauen, so wie der

[1] Dazu das Kapitel »Der erste Soziologe« in »Die Übermacht der Räume«, S. 44 ff.

Lehrer die Lehre dem Lernenden anvertrauen muß und selber den endgültigen Erfolg nicht schauen kann. Denn der zeigt sich ja erst, wenn der heute junge Schüler einmal selber so alt ist wie heute sein Lehrer!

Zukunft ist also durch mindestens einen Tod der Verfügungsgewalt entrückt. Es stände besser um unsere Zukunftsvorstellungen, wenn sie aufhörten, bloße Verlängerungen aus der Gegenwart oder Vergangenheit zu sein.

Soweit haben wir ermittelt, daß Augustinus »von Adam her« lehrt, daß Adeodatus »bis zum Jüngsten Gericht« hin lernt, und daß so Augustinus den Adeodatus auf Adam zurück zieht, Adeodatus aber den Augustinus zum Jüngsten Tage vorwärts zieht. Dies also heißt das seltsame und meist mißdeutete Wort »Erziehung«, daß zwischen Vorwärtigung und Rückwärtigung die Zucht eine Gegenwart erschaffe, daß die rechte Art dieser Zucht für alt und jung den Abgrund nicht nur zwischen ihren Zeiten, nein, durch sie zwischen allen Zeiten füllt. Am Modell der Lehrstunde läßt sich einsehen, wie überhaupt Zeiten zu einer Zeit werden. Es ist wahr, daß in vielen Fällen nur gerade ein bißchen ältere Zeit und ein bißchen neuere Zeit im Unterricht verfugt werden. Aber das Prinzip ist das gleiche, ob nun der geistige Lehrer sich gerade eine Stunde vorher selbst erst unterrichtet hat oder ob er vom Ursprung des Menschengeschlechts mit der unerschütterlichen Treue des in der Kette der Geschlechter Lebenden berichtet.

Den Drang, vor die Geburt und hinter den Tod zu dringen, befriedigen wir mit den schon erwähnten sonderbaren Kräften, die Glauben und Hoffen heißen.

Oft werden Glauben und Hoffen bei der Erziehung enttäuscht. Aber gerade darin zeigt sich, daß sie unentbehrlich sind. Der Mathematiker kann also deshalb seine Mathematik nicht mathematisch lehren, weil zu allem Lehren Glaube und Hoffen erst die Zeit hergeben und bereitstellen. Denn erst aus ihrer Leistung kommt es zu dem Gebilde, das die sogenannten Rationalisten, Intellektuellen, Akademiker, Denker naiv voraussetzen,

und mit dem sie als selbstverständlich rechnen, wenn immer sie ein Buch schreiben oder eine Vorlesung ankündigen oder die Weltlage beurteilen. Dieses Gebilde ist die Bildung einer gemeinsamen Zeit, eines Zeitkörpers, der vor meine Geburt und hinter deinen Tod reicht. Dieser Zeitkörper, this body of time, wie Shakespeare ihn herrlich benennt, muß unaufhörlich neu erschaffen werden. Auch da steckt in Marxens Revolution in Permanenz eine Ahnung der Wahrheit, aber wieder rutscht er aus der Zeitbildung in den Raum ab. »Die« Zeit wird nämlich unausgesetzt von uns durch Zusammenlegen unserer einzelnen, biologischen Zeiten geschaffen, jene Zeit nämlich, die »unsere Zeit« heißen kann. Diese Zeit *gibt es nicht*, sie werde denn herbeigeführt. Und herbeigeführt wird sie durch Entäußerung von jeder besonderen Zeit. Glaube und Hoffen leisten diese Entäußerung. Sie machen uns nämlich die Schranken unserer »eigenen« Zeit durch Geburt und Tod vergessen. Aber wir dürfen die Rückwärtigung hinter die eigene Geburt und die Vorwärtigung über den eigenen Tod hinaus nicht als mechanische Verlängerungen (wie in der Geometrie die Verlängerung einer Geraden) mißverstehen. Derartige Verlängerungen der eigenen Zeit denkt sich der Kopf auf Geheiß leicht aus. Der Kopf tut ja alles, was von ihm verlangt wird; er ist rein pragmatisch bereit, für jeden ihm gestellten Zweck die Mittel auszusinnen. Der Verstand ist eine Wetterfahne. Jedem Geist, jedem Zeitwind kann er dienen. Aber uns geht es um den Ursprung dieses Zeitwindes *selber!* Denn die Macht, die dem Tun des einzelnen Kopfes Richtung, Orientierung, Ausdauer, Sinn verleiht, steht gerade dem einzelnen Träger eines Kopfes gar nicht zur Verfügung. Sie wächst ihm erst aus der Gewißheit zu, daß er in einem gemeinsamen Zeitkörper enthalten sei, und daß alles, was er nun selber denkt, für diesen ganzen Zeitkörper maßgeblich und wahr und sinnvoll sei.

Das Tier kann seinem Kopf nicht die Aufgabe stellen zu denken, weil es von diesem Zeitgebilde einer gemeinsamen Zeit nicht umschlossen wird. Hingegen kann noch der frechste menschliche

Lümmel sich es leisten, zu widersprechen oder Nein zu sagen, weil sein Widerspruch ja einem schon Gesprochenen gilt, und weil sein Nein einem bisher anerkannten Ja die Geltung abspricht. Der Lümmel redet also gar nicht, sondern er nimmt an einer Unterredung teil. Daher kann sein Kopf sich viele Gescheitheiten ausdenken. Denn dieser Kopf empfängt aus der Mitgliedschaft seines Trägers in einer Geburt und Tod überdauernden Gruppe seine Orientierung. Weder Sprechen noch Denken könnten also in einer biologischen Sonderzeit der Individuen stattfinden. Sie sind vielmehr die Akte, in denen sich die Bildung eines Zeitkörpers vollzieht, in ihm sind Alte und Junge und Menschen entgegengesetzter Art und Rolle in einem Geiste so verbündet, daß sie jeder etwas anderes sagen und Entgegengesetztes denken können; dieser Zeitkörper ist das Urbild der Dramen auf der Bühne, nicht umgekehrt. Deshalb wäre es eine Verewigung des platonischen Irrtums, das Zwiegespräch des Augustinus mit Adeodatus mit einem dramatischen Kunstwerk zu vergleichen. Es ist umgekehrt, daß alle dramatische Schauspielkunst die ursprüngliche Tat der von einem Geist beseelten Gruppe nachbildet. Platons Dialoge sind wiederum Nachahmungen der athenischen Theaterdramatik durch den schriftstellernden Philosophen. In unserer Zeit droht die Gefahr, Augustins »De magistro« für eine Nachahmung der Nachahmung (Plato) der Nachahmung (Drama) mißzuverstehen. Das ist auch geschehen; seit Plato bei uns Mode geworden ist, also seit Erasmus von Rotterdam den Sokrates heilig sprach, wird der »De magistro« kurz als »platonisch« abgefertigt[1]. Die Herrschaft Platons über das Denken der modernen Schule erstaunt ja immer wieder. Diese Herrschaft besteht aber eben darin, daß bei Plato das Verhältnis von Schein und Wirklichkeit auf den Kopf gestellt wird. Ein zeitgenössischer Platoniker kann es sich heute leisten, folgendes zu drucken, ohne daß er ausgelacht wird: »Das Weib bereitet den Mann durch die Liebe, die

[1] So zuerst 1527 von Erasmus selber: Was gut am »De magistro« sei, stehe bei Plato. Was schlecht sei, stamme von Augustinus!

sie ihm einflößt, auf das Verständnis der Kunst vor.« Solange solch haarsträubende Kopfstände gang und gäbe sind, ist eine ausdrückliche Polemik unerläßlich. Augustinus ist trotz dem Mißverständnis des Erasmus von Rotterdam nicht ein Nachahmer Platons. Er dringt vielmehr um der Liebe zu seinem Sohne willen in die Urzelle zurück, in der wir Menschen sprachfähig werden. Wir werden sprachfähig, du und ich, wenn wir uns einem gemeinsamen Geist unterstellen; wir unterstellen uns einem gemeinsamen Geiste, wenn wir der eigenen Zeit rückhaltlos vergessen und uns verhalten, als hätten wir *unendlich lange Zeit*. Die künftige Wissenschaft vom Menschen und seinen Zeiten baut auf die Unendlichkeit der Zeithingaben auf, wie einst die Physik die räumliche Unendlichkeit der Summe aller endlichen Dinge, der Natur, zusprach. Das ist die Metaphysik der Naturwissenschaft, daß sie den Widerspruch festhielt: alle Dinge sind begrenzt – die Natur ist unbegrenzt. Natura est creatura infinita. Dadurch erhielt die Natur eine Eigenschaft Gottes zugeteilt, die jedem Naturding gerade abgeht. Dem einzelnen Menschen fehlt es an Zeit. Er lebt ja nicht ewig. Alle Gruppenbildung wird nur durch das Paradox möglich, daß wir zeitdarbenden Menschen gerade unseres Zeitmangels vergessen und so handeln, als hätten wird endlos Zeit füreinander[1]. Derselbe Denker, der den modernen Naturbegriff als »creatura infinita« festgelegt hat, Nicolaus von Cues, hat daher den Menschen einen »deus finitus« genannt. Denn der Mensch wird Gott, wenn er ohne Rücksicht auf die Zeit handelt, die ihm allein und für sich genommen zur Verfügung stände. Worin besteht das Kreuz Christi? Marcion, Harnack, Bultmann, Herbert Braun machen sich einen Menschen zurecht, der nur Zeitgenossen, also Raummitmenschen habe. So begreifen sie nie, weshalb Jesus in der Wüste dieser billigen Mitmenschlichkeit entsagt hat.[2]

---

[1] Die Sprache aller gläubigen Zeiten reicht von Adam bis zum jüngsten Tag, aller Ungläubigen aber für z. B. die zwölf Jahre des Dritten Reiches. Dazu Die Europ. Revolutionen[3], S. 109 ff.

[2] Dazu Band I, 305 ff. und 653 f.

Die Kürze des Einzellebens und die unendlichen Jahrmillionen der Erdgeschichte werden uns ja heute stündlich in die Ohren gedröhnt. Die Zeit ist unendlich lang geworden. Aber diese mit der Elle erfolgte Ausweitung der Chronologie vor meine Geburt nach rückwärts ist nur eine untergeordnete gedankliche Projektion der wahren Aufgabe, einen gemeinsamen Zeitkörper zu bilden, obwohl keiner von uns Zeit hat. Und dabei ist gerade diese Aufgabe die wichtigste. Jene Projektion der Geologen und Paläontologen in die Millionen hat nichts sehr Überzeugendes; denn sie ist ohne Gleichgewicht für die Zukunft. Schon zehn Jahre nach vorwärts sind für diese selben Gelehrten, ja für die meisten unserer Zeitgenossen unausdenkbar lang. Als ich eine Vorlesung über die Ordnung unseres geistigen Lebens »von 1100 bis 2000« ankündigte, schien das ein schlechter Witz, und der Vorlesungskatalog verbesserte meine Zahlen in »1100 bis 1200«! Dabei könnte ich doch 1950 gar nichts Vernünftiges tun, wenn es nicht im Jahre 2000 erst sich auswirkte. *Aber dank Plato und der Naturforschung ist das Gleichgewicht zwischen Zukunft und Vergangenheit gestört.* Vor die Geburt wollen die Leute dringen, aber nicht mehr hinter den Tod. Alles wollen sie wissen, mit anderen Worten: nichts wollen sie glauben. Denn an die »vor-der-Geburt«-Geschichte reicht man durch Wissen heran, hingegen an das nach dem Tod Geschehende durch Glauben. Aber gemeinsam leben läßt sich nur, wenn wir ebenso hinter unsern Tod wie vor unser Leben dringen. Der Glaube an die Zukunft – zum Unterschied von den verflossenen Jahrmillionen der Geologen – mißt freilich nicht die Jahre der Zukunft im einzelnen ab. Vielmehr ist die Eigenschaft, auf deren Einsatz hin Gemeinschaft sich bildet, gerade die *Unermeßlichkeit* der Zeit; daß wir also aufhören, die Zeit zu messen, gibt ihr den Charakter der Unendlichkeit. Die geglaubte Zeit bleibt vielleicht tatsächlich begrenzt und sie endet irgendwann. Aber die gemeinsame Zeit bildet sich nicht, solange wir auf diese Begrenztheit starren oder an dies Ende denken. Wer mit seinem Rückfahrbillett in der Tasche eine Reise antritt, kann mit den Leuten,

deren Land er bereist, keine Gemeinschaft begründen. Denn er gibt ihnen nur eine von vornherein bemessene Zeit. Ebensowenig kann der Arbeiter den Betrieb patriarchalisch verehren, der ihn nur auf Stunden beschäftigt: Er übersieht ja den begrenzten Zeitraum seiner Einstellung von vornherein zu klar. »Nach neune ist alles vorbei«, sagt das Sprichwort, um allem Pathos der Zukunft die Spitze abzubrechen. Aber die Gemeinschaften der Ehe oder des Staates oder der Kirche oder der Freundschaft bedürfen eben dieses vom Volkswitz verweigerten Pathos. Sie kommen nur unter der Bedingung zustande, daß man ihr Ende nicht von vornherein ins Auge faßt. Mögen sie enden, so lassen sie sich trotzdem nur stiften, wenn wir vorgehen, als werde es nie »vorbei« sein. Mein verstorbener Freund Wagemann hat sogar physikalisch-mathematisch in einem Buch bewiesen, daß nur eine unendliche Anstrengung imstande sei, selbst die kleinste begrenzte Wirkung in der lebendigen Welt hervorzurufen; hingegen könnten die üblichen begrenzten Einsätze des Willens allerdings Wirkungen ausüben, aber nur auf die tote Welt der Gegenstände. Es gibt offenbar eine Schaffensskala: Unendlicher Einsatz schafft lebende Früchte; begrenzter Einsatz erzeugt tote Gegenstände. Schaffen und Fabrizieren verhalten sich genau wie unermeßliche Hingabe und bemessener Aufwand.

Das Menschentier kann nur zum Menschen werden, soweit er jenes selbstvergessenen und zeitvergessenen unendlichen Einsatzes fähig wird.

Wieder kehren wir zum Modell »Augustinus-Adeodatus« zurück. Im ganzen ersten Teil des Dialogs wird gespielt. Dieser erste Teil ähnelt noch am ehesten einem platonischen Geplänkel. Augustinus gibt Adeodatus beliebig Zeit, sich einzuspielen. Wieder ist es lehrreich, die Kritik von Plato bis Tourscher über diesen ersten Teil des »De magistro« zu Rate zu ziehen. Sie nehmen ihn blutig ernst, obgleich Augustinus voller Übermut einen Scherz nach dem andern macht. Er diskutiert zum Beispiel die Verneinung, jene tiefsinnige Abbildung des Todes, des Nichts, in der Sprache, und nach einigen Hinweisen eilt er weiter, »damit uns nicht

›Nichts‹ aufhalte«. Erst dann folgt der wuchtige Ernst des zweiten Teils: Um Himmelswillen, Sohn, Mitchrist, Schüler, laß dich nicht von mir erdrücken. Glaube doch nur nicht, daß ich, der sündhafte Augustinus, dein Lehrer sei. Bestenfalls wirkt durch mich die Wahrheit dessen, der das A und das O ist, der da war im Anfang, jetzt ist und sein wird in die Äonen der Äonen hinein.

So weist der Dialog jenes Gleichgewicht zwischen Vergangenheit und Zukunft auf, welches der Verschmelzung von Altlehrer und Jungschüler entspringen sollte, welches aber die Schulen so oft nicht herstellen, weil der berechtigte Anspruch des Lehrers auf die Zukunft verschwiegen wird. Denn in der ersten Hälfte gibt Augustinus dem Adeodatus nach. Dieser will spielen, weil er jung ist. Das Spiel ist endlos. Kinder haben endlos Zeit. Dieser Glaube an die Endlosigkeit der Zeit ist biologisch die Mitgift der Jugend. Dieser Glaube ist noch nicht der Glaube an die über die Lücke eines Todes, *meines* Todes, zu erspringende Zukunft. Der jugendliche Glaube ist vielmehr das bloße Noch-nicht-an-das-Lebensende-Denken, was die Amerikaner »intrepidity« nennen. Dieser Jugendglaube an die Endlosigkeit der Zeit ist sozusagen ein noch ungeprüfter, natürlicher Vorschuß auf den echten, todesüberspringenden Glauben. Er ist naiv. Er braucht nicht vorzuhalten. Aber indem Augustinus auf diese naive Zeit des Sohnes sich einläßt, bewährt er selber seinen echten, nicht mehr naiven Glauben an die den eigenen Tod überwindende Zukunft. Gerade der naive, kindisch spielende Sohn muß nämlich sein Erbe werden. Lehrte Augustinus seine Weisheiten einem hochbegabten zweiten Augustinus, dann bedürfte es dieser Spielhälfte des »De magistro« freilich nicht. Aber dann nähme Augustinus auch seinen eigenen Tod nicht ernst. Er versuchte dann, eine Schule zu bilden wie die heidnischen Gelehrten auch. Solch ein Schulhaupt will nicht in die Menschen säen, die am weitesten von allem Schulischen entfernt sind, sondern er sucht sich die schon wissenschaftlich interessierten, besonders nachdenklichen oder intelligenten Typen als seine Nachfolger

aus. So gut wird es dem Vater des Adeodatus nicht. Und so gut wird es, man achte darauf, keinem Vater. *Er muß lehren, wie immer nun dieser Adeodatus beschaffen sei.* Sicher war Adeodatus weit entfernt von all den geistigen Wegen, auf denen Augustinus gewandelt war. Aber die wahre Lehre soll nicht auf den dem Lehrer Ähnlichsten überpflanzt werden, sondern gerade umgekehrt: die Lehre bewährt sich als wahr darin, daß sie auch den Unähnlichsten ergreift. Was wäre schon das Christentum ohne Paulus? Alle die Fischer und Handwerker in Galiläa waren dem Zimmermannssohn noch zu ähnlich. Paulus bekräftigt seine Wahrheit, gerade weil er der unähnlichste von allen ist. Der Name des Sohnes, Adeodatus, zeigt ja an, daß Augustinus dieses Tatbestandes inne war. Nicht nach dem eigenen Ebenbild darf diese Gabe, die »unmittelbar von Gott ihm gegeben« ist, »erzogen« werden. Das wäre Un-zucht. Moderne Erzieher reden ganz heidnisch heute durchweg von dem Menschenbild, zu dem sie bilden oder erziehen sollen oder wollen. Einmal ist es der englische Gentleman, ein andermal die blonde Bestie. Immer steckt darin eine Anmaßung statt der Unermeßlichkeit.

Bei Augustinus ist es klar, daß die gute Zucht der rechten Erziehung um so besser gelingt, je mehr Erzieher und Erzogener ihren eigenen Bildern vom Menschen entsagen lernen. Die rechte Erziehung entzieht gerade den Bildern, die Erzieher und Erzogener etwa vom Menschen haben, ihre Gültigkeit. Denn alle solche Bilder vom Menschen werden ja fertig mitgebracht, bevor die Lehrgemeinschaft gestiftet ist, aus der die rechte Zucht erst entspringen soll. Die rechte Zucht, die Ebenbildlichkeit mit dem dreieinigen Gott, darf und kann doch erst der Erfahrung von Vater, Sohn und Heiligem Geist in der Lehrstunde selber nachfolgen. Kommt der Lehrer mit seinem fertigen Menschenbild in die Stunde, oder vergöttert der Schüler etwa den Lehrer selber als sein Vorbild, dann fehlt der Stunde zwischen beiden gerade ihre eigentümliche, eigene Gewalt; diese Gewalt soll sie entselbsten und aus der Anmaßung ihrer eigenen Bilder in die Unermeßlichkeit der unendlichen Zeit hinüberreißen.

Nein, alle rechte Erziehung beruht auf unserer Kraft, allen vorgefaßten Menschenbildern zu entsagen. Angesichts des Sohnes begibt sich gerade der Vater seiner vorgefaßten Meinungen über die Zukunft des Sohnes. Wir machen uns wohl alle Vorstellungen über die Zukunft unserer Kinder. Aber wehe uns und ihnen, wenn wir diese unsere Vorstellungen über ihre Zukunft mit ihrer *wirklichen* Zukunft verwechseln. Die wirkliche Zukunft entspringt aus der Wirksamkeit unseres Glaubens, ihrer Hoffnungen und unserer gemeinsamen Liebe. Diese gewirkte Zukunft muß unsere bloßen Vorstellungen über die Zukunft jeden Tag aufs neue aus dem Felde schlagen.

Erzieher, verbrenne dein Menschenbild! Es ist ein Götzenbild. Das steht in der blutig ernsten zweiten Hälfte des »De magistro«. Was anderes könnte da auch stehen, wo doch der Vater den Sohn emanzipieren und von sich, Augustinus selber, befreien will?

Augustinus hat mit Adeodatus zunächst gespielt. Der Knabe vertraut ihm. Dies Vertrauen könnte der Vater leicht mißbrauchen. Er könnte ihn nach seinem Bilde formen. Dann würde er die Hoffnungen des Sohnes enttäuschen, durch den Lehrer vor seine Geburt an den Ursprung aller Dinge zu gelangen. Der Vater würde nämlich die Hoffnungen des Sohnes nicht mit dem reinen Glaubensakt beantworten: »Ja, ich Augustinus, mitsamt meinen vorgefaßten Meinungen über dich, Adeodatus, soll sterben. Auch meinen Geist muß ich also aufgeben; denn dieser Geist ist noch sterblich. Nur was in dir selbst neu geboren wird, nachdem ich dich emanzipiert habe, ist als heiliger Geist durch seinen Tod mit mir und seine Auferstehung in dir erwiesen. Ich darf dir die Wahrheit nur verheißen; ich bin sozusagen als dein Lehrer dein Altes Testament, und du bist selber dein Neues Testament.« Vergessen wir doch nicht, daß neben Augustins »De magistro« auch die ganze Kirche selber steht. Denn die Kirche selber heißt Ecclesia Magistra. Und die ganze Kirche untersteht demselben Gesetze wie Augustinus. Auch sie muß auf das gelebte Leben ihres Stifters und seiner Glieder hinwei-

sen, damit dieser Hinweis in ihren Neulingen wiederauferstehe zu seiner Zeit. Auch die Kirche überträgt also in ihrer Lehre kein bestimmtes Menschenbild. Dem gerade entsagt sie. Der Herr am Kreuz ist nicht ein »Imago«, nicht unser Urbild oder Vorbild. Er starb ja gerade ein für allemal so, wie wir nicht sterben sollen, damit wir leben. Die Kirche muß wie Augustinus glauben, daß, wenn sie selbst bis auf diesen einen einzigen Täufling je erlöschen sollte, er doch gar nicht anders könne, als sie, die Kirche, am Ende heil und ganz neu aus seinen Lenden heraus zu zeugen und zu stiften. Es ist in der Tat ein alter, von Joseph Wittig, aber auch von Solovjew gern zitierter Satz, daß, solange auch nur ein einziger Christ am Leben bleibe, die Kirche in aller ihrer Herrlichkeit aus ihm wiederkommen würde.

So tritt also der Lehrer bei Augustinus in die Rolle des Verheißers. Dank seinem Glauben kann er den eigenen Tod ins Auge fassen. Und gerade umgekehrt wie beim Idealismus umfaßt dieser Glaube auch den Tod der eigenen Meinungen. Deshalb hat sogar Christus selber seinen Geist im Sterben dem Vater zurückgegeben. Sonst hätte ja sein Geist das Kommen des Heiligen Geistes verhindert. Dank Christi Verzicht auf den eigenen Geist in der Todesstunde kommt an Pfingsten der Heilige Geist auch als Gabe Christi selber auf die Jünger zurück. Dieses ist die schöpferische Kraft der Entsagung. Unser Antlitz formt seine Züge aus den Entsagungen aller, die uns je geliebt. Dafür hat Augustinus seinen Dialog geschrieben. So wie er von Adeodatus den fürchterlichen Stempel »im Ebenbilde seines Vaters Augustinus« wegriß, so entfaltet sich der Lernende dann am göttlichsten, wenn ihm der Lehrer unermeßlichen, unvorgefaßten Glauben entgegenbringt.

Der ganze zweite Teil des Dialogs ist über die These komponiert: »Ich, Augustinus, bin nicht dein Lehrer. Christus hat seinen Jüngern verboten, ihn bei Lebzeiten Lehrer zu nennen. Ich verbiete dir, Adeodatus, in mir den Lehrer zu erblicken.« Diesen zweiten Teil finden die meisten Ausleger unbedeutend. Sie mühen sich hingegen ab, die philologischen Anspielungen des ersten

Teiles auf Trivium und Quadrivium bedeutsam zu finden. Ich übergehe hier für deutsche Leser die Details der drei amerikanischen Auslegungen dieser Texte aus den letzten Jahrzehnten. Zusammenfassend darf ich von ihnen sagen: Sie bleiben im ersten Teil stecken. Aber er verblaßt vor dem Gewicht des zweiten Teils. Angesichts der kommunistischen Parteischulen, angesichts aller idealistischen Schulen und angesichts des endlosen Geredes über das Menschenbild in der Erziehung halte ich die im zweiten Teil erfolgende Lossprechung des Adeodatus von einem bestimmten Menschenbild für ein Dogma aller künftigen Erziehung. Der Christ erzieht, indem er entsagt. Die heutige Theorie klammert sich aber an solche Inhalte der Erziehung wie »Proletarier«, »Gentleman«, »Deutscher«, und mit gutem Grunde. Schiebt man nämlich diese *Absicht* der Erzieher in den Vordergrund, dann kann man sich um die demütigende Wahrheit herumdrücken, daß dem Lehrverhältnis gerade jede solche Absicht fernliegen muß! Max Scheler hat einmal gesagt, er hoffe trotz allem in den Himmel zu kommen, denn er habe sich gegen keinen einzigen seiner Schüler je »pädagogisch« benommen. Was wollte er damit sagen? Nun, er hat sich eben nie ein bestimmtes Menschenbild angemaßt, sondern er hat die Unermeßlichkeit von Glaube, Liebe, Hoffnung zwischen sich und den Schülern walten lassen. Er war mit im Schmelztiegel, in der wahren Potenz der Zeit.

Ich glaube auch, daß Scheler deswegen in den Himmel kommen wird.

Denn in der Tat, die Grundkräfte der Zeitkörperbildung sind Hoffnung beim Jungen, Glaube beim Alten und Liebe zwischen beiden.

Liebe, Glaube, Hoffnung im Zeitatom

Die Liebe schafft die Gegenwart, die beide, Lehrer und Schüler, einschließt. Von dieser Gegenwart ist bisher noch nicht viel die Rede gewesen. Das sei jetzt nachgeholt, weil erst dann auch

Glauben und Hoffen, als unsere Leben in der Zukunft und in der Vergangenheit voll durchsichtig werden.

»Liebe ist Sehnsucht und Opfer im Gleichgewicht«, hat Giuseppe Ferrari geschrieben. Wenn wir also sagen, daß Lehrer und Schüler zwischen sich die Liebe vorfinden müssen, so heißt das zweierlei. Erstens besagt es: beide sehnen sich über sich selbst hinaus; deshalb ist ja ihre Verkörperung aller Zeiten vor ihnen selbst und nach ihnen selbst ihr Anliegen. Die eigene Hülle ist zu eng. Sie wollen sie sprengen; sie wollen in die Wahrheit. Denn die Wahrheit der Lehre ist nichts Abstraktes, auch wenn die meisten Leser wohl bei Wahrheit an Lehrsätze oder Fakten denken. Die lebendigste Wahrheit ist sehr einfach die Bewährung des Menschlichen in uns. Das Menschliche aber ist unsere Vollmacht, uns zu wandeln. Die Sehnsucht reißt uns aus der Beharrung, in welche sich jeder verstößt, der bloß ein Kind seiner eigenen Zeit sein will.

Zweitens besagt die Liebe im Lehrverhältnis, daß diese Sehnsucht der beiden ohne Opfer unerfüllbar bleibt. Denn nur im Opfer unserer eigenen Zeit können wir einem Nächsten dasselbe zumuten. Seine Zeit soll er ja opfern, um uns über uns selbst hinauszureißen. Einerseits bedürfen wir seiner, um selber in die Fülle der Zeiten hineinzugeraten. Anderseits schulden wir ihm dafür Solidarität. Auch er muß mit uns in diese Fülle eingehn, sonst würde er ausgebeutet. Wir müssen aber beide zum Leben kommen. Wir müssen ihn also mitgehn heißen, so wie er uns unser bestes Leben im Lehren verheißt. Die Liebe macht das Menschengeschlecht solidarisch. Solidarisch heißt eben, daß wir einen unzerbrechlichen, unauflöslichen Zeitkörper bilden. Ach, er ist nicht etwa unzerbrechlich oder unauflöslich von Natur wegen. Ganz im Gegenteil, wir zerstoßen die Gemeinschaft täglich. Der Herr wird unausgesetzt gekreuzigt. Aber allerdings: wo zwei oder drei sich in seinem Namen versammeln, da wird auch wieder der Abgrund aller Zeiten von Adam bis zum Jüngsten Tag ausgefüllt. Unzerbrechlich heißt also, der Bruch sei immer wieder heilbar. Ein

einziges Paar kann in seiner gegenseitigen Liebe repräsentativ sie die ganze Vorzeit, er die ganze Nachwelt verkörpern und so alle Zeiten vermählen. Was Braut und Bräutigam in Sehnsucht und Opfer an liebender Vergegenwärtigung leisten, das wird im Kleinmodell der Lehrstunde auch ungeschlechtlich zwischen alt und jung vollbracht. Auch hier opfern alt und jung einander ihre eigene Zeit. Auch hier sehnen sich beide über ihre Selbständigkeit hinaus und errichten eben dadurch aus zwei Selbständigkeiten eine gemeinsame Gegenwart. Es ist seltsam, aber wahr, daß lebendige Gegenwart die Selbständigkeit von Individuen oder von Gegenständen ausschließt. Gegenstände, »Objekte«, gibt es nur als getötete Gegenwart. Gegenstand und Gegenwart verhalten sich wie Tod und Leben. Man muß also zwischen Gegenstand und Gegenwart wählen. Beides gibt es nicht zugleich, den Tod und das Leben. Planck und Einstein bilden zusammen die gegenwärtige lebendige Physik. Die Elektronen oder Quanten aber mögen der Physik Gegenstände sein; nimmermehr sind sie ihre Gegenwart.

Liebe heißt also, sich heraussehnen aus der Selbständigkeit und den Preis zahlen für diese Befreiung aus unserem Zeitgefängnis, indem wir unsere Solidarität mit denen anerkennen, die uns die fehlenden Zeiten zubringen. Mithin ist alle Gegenwart das Überschneiden mindestens zweier an sich getrennter Zeiten zu einer aussprechbaren, gemeinsamen Zeit.

Zunächst klaffen aber diese Zeiten auseinander. Diesem Überschneiden zweier Zeiten muß also erst einmal eine Kraft sich widmen. Deshalb sagt Augustinus: »Erst müssen Menschen durch das Band der Liebe unbedingt miteinander verknüpft sein, bevor sie zueinander mit Gewinn reden oder aufeinander hören können.« Das steht in demselben Buch der Bekenntnisse, wo Augustins großer Ausbruch über die Zeit steht.

Die Liebe vergegenwärtigt die zeitlich Getrennten einander. Das ist aber keine bloße Redensart. Vielmehr lebt ja der Vater schon im Ernst und der Sohn noch im Spielraum des Lebens. Also besuchen beide einander in ihrer Zeit. Das »ora et labora«

der Benediktiner ist wohl bekannt, aber es wird nie der Zeitwissenschaft zugrunde gelegt. Dennoch steckt da ein verwandtes Gesetz, freilich unausgesprochen, und es ist nur in die Gemeinschaft der Mönche sozusagen hineingeheimnist. Wo nicht geliebt wird, treffen sich nämlich die Menschen nur ad hoc, zur Arbeit oder zur Wahl oder zum Spiel oder zum Trinken. Die heutigen Vorstädter arbeiten mit einer Garnitur Menschen in der Stadt und erholen sich von der Arbeit mit einer anderen Garnitur in der Vorstadt. Lieben können sie daher beide nicht[1]. Ihre Liebe zu ihren Mitmenschen bleibt unwirksam. Die Mönche neigen sich vor Gott im Gebet und neigen sich vor der Erde in der Arbeit zusammen. Weil sie durch zwei Stadien des Lebens gemeinsam hindurchgehn, deshalb ist ihre Liebe wirksam. Wenn Eltern nur mit ihren Kindern spielen, die Kinder aber nie Ernst machen mit ihren Eltern, dann kann zwischen beiden die Liebe nicht Wurzeln schlagen. Die Liebe muß uns durch mindestens zwei Zeitweisen hindurchtragen, ehe sie sich als tragende Liebe erwiesen hat.

Dem Dialog »De magistro« ist eben dieser Wandel durch zwei Zeitweisen, Spiel und Ernst, wesentlich. Die Kommentatoren haben sich das nicht vorstellen wollen oder können. Von ihnen ist die Spielhälfte, in der Augustinus flüchtig in den Kindergarten des Adeodatus eintritt, blutig ernst genommen worden, manchmal unter direktem Mißverstehen von Augustins eigenen Worten. Denn Augustinus sagt uns, wann er spielt und wann er ernst wird. Augustinus sagt uns, daß sich das Verständnis in dem Maße ausweitet, wie sich die Unterredner freiwillig liebend aneinanderschließen. Augustinus betont, daß den meisten Menschen entgeht, wie das Denken Zeit braucht.

Ich habe in meiner Soziologie I gezeigt, wie sich jede Gruppe ihr Spielfeld schafft und im freien Hin- und Hergehen zwischen diesem geschützten innerlichen Spielraum und der Wendung in die unbehütete ernste Außenwelt erst ihrer selbst

[1] Dazu Band I, 221 ff.

sicher wird. Genauso stiftet Augustinus die Gemeinschaft mit seinem Sohn, indem sich der Dialog in zwei Räumen nacheinander abspielt, erst im Schulraum des Knaben, dann im Lebensraum des Vaters. Im Schulraum wird vieles, was der Sohn gelernt hat, kurz und spielerisch abgefragt. Im Lebensraum kommt das, was den Vater bedrängt, mit unerbittlichem Ernst zur Sprache.

Man vergleiche damit die platonischen pädagogischen und propädeutischen Dialoge. Da wird immer in einem gescherzt und ernst gedacht. Oder es wird nur gescherzt wie im Jugenddialog oder nur erst gesprochen wie im Timaios. *Denn Plato achtet nicht darauf, daß Zeiten klaffen oder daß Denken Zeit braucht.* Die Zeit ist bei ihm eben nicht erfüllt oder offenbart. Oft hat man gesagt, in der Antike sei das Böse weniger böse, das Gute weniger gut als unter dem Kreuze. Den Teufel in Reinkultur gäbe es wohl gar erst seit der Fleischwerdung des Sohnes. Die Analogie mit »De magistro« drängt sich auf. Die absolute Trennung und doch Verbindung von Spiel und Ernst, die sich in ihm findet, kennt Plato schwerlich, weil ihm gerade daran liegt, seine Jünglinge in ihrer jünglingshaften Spielerischkeit zum Ernst zu überreden. Dafür läßt er alle seine Überredungskünste spielen. Diese Absicht fehlt bei Augustinus. Er will nicht den überreden, der nur erst spielt. Sondern er besucht das Spielzimmer des Sohnes, damit der Sohn ihn auch seinerseits in seinem Lebensernst aufzusuchen wage. Augustinus unterzieht sich der Unterredung. Diese aber ist die Potenz, welche die Zeiten dann über uns gewinnen können, wenn wir in ihre wahre Fülle eingehn. Wir tun das, wenn wir ungemessen lieben, glauben und hoffen. Denn dann öffnen sich Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. In diesem Prozeß werden wir nicht etwa selber zu Künstlern wie Plato. Nein, wir werden unter der Wucht der Unterredung zu neuen Geschöpfen, zu Kunstwerken unseres Schöpfers. Hier mag der Platoniker mit uns seinen Frieden machen. Der »De magistro« ist kein Kunstwerk. Vergleicht man ihn mit dem großartigen

Werk Platons, so ist man etwas beschämt. Wie kann man sich mit einer solchen Mühseligkeit wie dem augustinischen Dialog abgeben, wo es doch Platons Kunstwerke gibt? Der einzige Unterschied zwischen diesen künstlerischen Herrlichkeiten und dem »De magistro« liegt nur darin, daß mit Hilfe dieses Dialogs Augustinus selber etwas angetan wird. Der Autor der platonischen Dialoge bleibt ihr Autor. Das ist des Künstlers Los. Ein echter Unterredner aber wird das Geschöpf seiner Unterredung. Er wird die Frucht seines und seines Unterredners Gesprächs. Jeder Erwachsenenbildner weiß, daß der schönste Vortrag nichts besagt im Vergleich zu einem rauhen Satz, der sich aus der vollen Kehle eines Teilnehmers an einer Arbeitsgemeinschaft mühsam losringt. Da ist Leben; da geschieht etwas. Aber meistens ist dieser Satz unansehnlich. Er ist unkünstlerisch. Die Platoniker haben kein gutes Haar an Augustins Dialog gelassen, weil sie es für unmöglich hielten, daß er ein Kunstwerk weder sein wollte noch nach Lage der Personen werden durfte. Das einzige nämlich, was dem bekehrten Augustinus zu schreiben verboten war, wollte er nicht den mitgetauften Sohn in die Hölle schleifen, wäre ein Kunstwerk »über« ihr Verhältnis gewesen. Man muß sich diese Verbotstafel über Augustins Schreibpult einmal ganz deutlich machen: »Mit meinem Sohn kann ich nicht in einem platonischen Kunstdialog umgehen. Ich muß vielmehr demütig selber in die Unterredung mit ihm eingehen.« Ohne dieser Verbotstafel eingedenk zu bleiben, werden die Platoniker nie den Widerspruch begreifen, daß zwar mit der christlichen Ära alle Kunst ein Dreck geworden ist gegenüber dem wirklichen Trocknen einer einzigen, wirklich geweinten menschlichen Träne, daß wir aber anderseits im Reich der Kunst Plato turmhoch über Augustins Dialog stellen. Die gesamte Einsicht in die menschliche Geschichte dreht sich heute und immer um diesen Punkt. *Die Humanisten können und wollen den Schritt unserer Zeitrechnung über Plato hinaus nicht anerkennen*, bis sie heute schließlich nicht begreifen, daß Kommunismus und Liberalismus, Weltkriege und

Weltrevolutionen dem Siege ihres Plato über Christus entspringen. Sie, die Akademiker, haben es selber angerichtet, daß Tyrannen nach einem Menschenbild zu erziehen befehlen, daß die Polis in ewigem Krieg lebt, daß die Massen den Unterschied zwischen Spielen und Sport und blutigem Ernst nicht mehr zu machen wissen, daß die Intellektuellen statt sich dem Geist zu unterstellen, selber Geist zu haben vorgeben. All das ist Platonismus. All das nährt sich an der Lektüre seiner Dialoge. Armer Plato! Er kann nichts dafür, daß seine Kunst dazu benutzt wird, die Fülle der Zeiten, die liebende Gegenwart, die geglaubte Zukunft, die erhoffte Wiedergeburt der Vergangenheit abzuwehren. Er lebte vor Christi Geburt und deshalb ist er veraltet.

Der ganze Reichtum des Humanismus wird aufgeboten, um uns zum Vernünftigen, Guten, Wahren, Schönen emporzuheben. Gegen diesen Wahnsinn muß Augustinus in seiner Erniedrigung uns beistehen. Er will ja nicht empor zu irgendwelchen Idealen. Er bittet nur um den nächsten Schritt in seinem Leben. Er will nur, weil er sonst stürbe, dank der Wahrheit, die er seinem Sohn sagt, wieder lebendig weiter atmen dürfen. Der Dialog »De magistro« ist Augustins nächster Atemzug, ohne den er nicht hätte weiter atmen können, weil er sonst den eben geschehenen Akt der Doppeltaufe nicht vollzogen, den Sohn nicht erzogen, sich selbst nicht gezüchtigt hätte.

Deswegen ist unser Dialog zwar kunstlos, und trotzdem umfaßt er die beiden Zeiten, Spielzeit und Lebenszeit. Denn diese beiden Zeiten müssen durchschritten werden, ehe der Liebe zwischen Vater und Sohn Ausdruck gegeben ist. Erst dadurch, daß weder des Sohnes Zeit, die Spielzeit, noch des Vaters Zeit, die Lebenszeit, ausschließlich herrschen dürfen, erst dadurch wird die Liebe zwischen Vater und Sohn Gegenwart. Die Liebe muß ja über die bloße Eigenzeit jedes der beiden Partner siegen; denn diese eigene Zeit verrauscht unaufhaltsam. Jeder für sich ist dem Tode verfallen. Die Liebe ist aber stark wie der Tod. Sie hätte uns also noch nicht bestärkt, wenn nur in der Zeitweise eines Gesprächspartners geredet würde. Die Liebe wird in

der Ehe »for better, for worse«, für Freud und Leid angelobt. Entsprechend muß die Liebe in der Unterredung, diesem Kleinstbaustein aller Zeitkörper, in loses Spiel und in heiligen Ernst eingehen. Sonst wäre sie nicht unendlich, unermeßlich. Denn sie hörte mit einer fest bemessenen Zeit auf. Aber was nicht unermeßlich ist, ist auch noch gar nicht Liebe! Sie hätte dann also noch nicht jene Freiheit von der Vorausberechenbarkeit, jene Freiheit, sich endlos Zeit zu nehmen, die den zeitbildenden Kräften notwendig ist, um selbständigen, sich objektiv gegenüberstehenden Leibern zu einer lebendigen, begeisternden Gegenwart zu verhelfen. Also erst wenn die Liebe mehrere Zeitweisen überlebt, treten zwei oder drei Menschen zum »deus finitus« zusammen, und verkörpern sie den in jede Zeit hineinragenden Zeitüberfluß, der dank seiner Unermeßlichkeit gegen das bloße Weglaufen oder Ablaufen der Zeit gefeit ist.

An diesem Punkte erklärt sich das Rätsel, daß jede Lehrstunde Ernst und Scherz mischen muß. Das Wort des Akademikers: »An dieser Stelle pflege ich einen Witz zu machen«, muß noch gegen den Willen seines Sprechers der Wahrheit die Ehre geben, daß Lernen oder Lehren durch Scherz und Ernst miteinanderleben heißt. Es klärt sich nun auch auf, warum alt und jung nicht leibliche, sondern soziale Begriffe sind. Denn der junge Mensch kann nur deshalb spielen, weil ihn ein Wall von ernstem Leben in seinem Spielraum schützt. Der Mensch ist jung, weil er nicht in der Front des Lebens selber steht. Er darf scherzen, weil jemand anders dem Ernst des Lebens ins Auge sieht. Und umgekehrt sind die Alten alt, soweit sie anderen das Spiel ermöglichen. Alt und jung repräsentieren also das Doppelverhalten jedes einzelnen Menschen, der immer zwischen Spiel und Ernst, Feier und Alltag, Ora et Labora soll hin und her wechseln können, um keiner einzelnen Zeit ganz zu verfallen.

Von hier ergibt sich nun die Funktion auch der beiden andern zeitbildenden Kräfte, des Glaubens und des Hoffens, bei der Erschaffung von Zeitkörpern. Natürlich sind Glaube, Liebe, Hoff-

nung untrennbar. Aber doch läßt sich nun auch noch mehr von Glaube und Hoffnung aussagen. Der volle Glaube — nicht jene bloße Unerschrockenheit des Jungen, sondern die unerschütterte Hinnahme des eigenen Todes und einer Zukunft ohne mein Selbst soll hier »Glaube« heißen —, der volle Glaube also ragt in die Zukunft hinüber. Diese Zukunft ist nicht verlängerte Gegenwart. Nein, der Weg in sie wird durch meinen Tod so unterbrochen, daß meine Gegenwart jäh abbricht. Ich kann nur »wiederkommen«, muß aber zunächst sterben. Daher ist das Verdienst des Glaubens um so größer, je bildloser er ist, je freier von vorgefaßten Vorstellungen. Augustins Glaube an die Zukunft seines Kindes reinigt sich in dem Dialog unausgesetzt; denn er verlangt immer weniger, daß Adeodatus irgendein Gepäck unmittelbar aus Augustins Vorstellungen in die Zukunft mitschleppen solle.

Die Hoffnung hingegen ist nicht bildlos. Der Mensch kann nur in bestimmten Vorstellungen hoffen. Deshalb haben Juden und Christen und Mohammedaner größere Unterschiede im Glauben als in ihren Hoffnungen. Die Hoffnung belädt uns mit bildhaften Erwartungen. Wir hoffen uns wiederzusehen, unsere Hand zu behalten, zu siegen, gesund zu bleiben. Offenbar würden wir glauben müssen, auch ohne uns wiederzusehen, auch im Exil, auch in der Niederlage oder der Krankheit. Die Evangelien kommen ohne das Wort »Hoffnung« aus, denn sie sind die Aussaat eines neuen Glaubens.

Aber die schon geschaffene Erde ist ja nicht voll Unheils. Sie ist ja eben so geschaffen, daß sie verdient, wieder gesehen, behalten und genossen zu werden. Die Hoffnung sorgt also für die historische Kontinuität. Die guten Dinge, die einmal schon geschehen sind, all die Herrlichkeiten dieser Welt dürfen wiederkehren. So will es ja in Wahrheit die Jugend. Von ihrem Glauben mußten wir sagen, daß bei der Masse der Jungen mehr ein erster Anflug des Glaubens da sei, mehr ein Wegschieben des Todes als seine ernste Annahme. Mit der Hoffnung ist es anders. Da möchte ich eher vermuten, daß die Alten schlechte Hoffer sind.

Sie sind zu oft enttäuscht worden. Sie sind selbstisch. Die Jugend aber ist wiedergeburtstrunken. *Alle Renaissancen der Urzeit gehen auf die Begeisterung von Gymnasiasten zurück.* Seit neunhundert Jahren wird die Vorzeit im Abendland durch die Schuljugend renoviert. Mit ungemessener Bildhaftigkeit unterzieht sich die Jugend der Eroberung aller Lebensprovinzen, sobald man ihr nur sagt, sie lägen vor ihrer eigenen Geburt. Rückwärtigung ist ein seltsamer Drang für die Jungen, mag man denken. Der Historismus eine Jugenderscheinung? Er ist allerdings das Opfer, mit dem sich Jugend in den Gang der Gschichte liebend gern einkauft. Wie der Glaube, so kann auch die Hoffnung sich verfehlen. Der Gedanke ist ganz fern zu halten, als seien Glaube und Hoffnung immer segensreich. Glaube allein — doch steht das ja alles im ersten Korintherbrief. Nur wird er so oft als bloßes kirchliches Produkt gelesen und als ein Glaube verkannt, den du nicht in jeder Schulstunde antriffst. Es ist aber eben der Glaube, von dem wir hier reden, der Glaube nämlich, der den Tod überwindet. Diesen Glauben isoliert die Theologie als ihr Spezialpräparat. Das Hoffen allein genommen hingegen untersteht der Philosophie. In seiner Isolierung führt dies »Sperenzchenmachen« zu den Torheiten eines grundsätzlichen Optimismus oder eines grundsätzlichen Pessimismus. An und für sich kann man aber nicht hoffen, weil man sich ja dann ausschließlich von vorgefaßten Bildern müßte leiten lassen. Wir treiben hier weder Theologie noch Philosophie. Wir reden nur von den Zeiten. Deshalb entziehen wir das Hoffen den Philosophen und den Glauben den Theologen. Nein, das Hoffen ist unsere rückwärtige Verbindung, wie der Glaube unsere vorwärtige. Das wird beim Leser noch immer Anstoß erregen. Denn er ist gewohnt, das Hoffen auf die Zukunft zu beziehen. Er übersieht die Bilderfülle des Hoffenden. Er ist ungeübt, alle seine Vorstellungen als das zu durchschauen, was sie doch sind: Vergangenheit, Erinnerungen, vorgefaßte Begriffe, die man nur in die Zukunft hinüber projiziert.

Aber rückt er die Hoffnung an ihren Platz beim Brückenschlag durch die Zeiten, so wird dieser Anstoß sich legen. Denn das Amt des Hoffens ist ehrenvoll. Die Hoffnungen erhalten den Zusammenhang alles früher Geschaffenen mit dem jungen, ungelernten Leben des Lernenden. Gegenüber freilich ans andere Ufer der Zeit, über den Tod des schon geformten, alten Lebens hinaus, des Lehrenden also, reicht nur der Glaube. Die Brücke der Gegenwart aber wölbt sich als Hingabe, in Sehnsucht und Opfer, und nur dadurch kommen Hoffnung und Glaube ins Gleichgewicht.

Die Zucht des Menschengeschlechts, seine Aufzucht und Erziehung kommt also zu Ehren, wenn alt und jung sich in den drei Kräften der Vorwärtigung, Rückwärtigung und Vergegenwärtigung in eine gemeinsame Zeit hineinversetzen lassen.

Erst dann ist Zeit gewonnen. Erst dann werden wir der Zeit ansichtig. Denn erst dann haben wir uns freiwillig zu Trägern der einen, uns allen gemeinsamen Zeit gemacht, in der Menschen verschiedenen Alters sich gegenseitig etwas zu sagen haben.

Die Situation zwischen Augustinus und Adeodatus befreit uns von dem anmaßenden Wahn der letzten Jahrunderte, daß die Gegenwart ein Naturbegriff sei. Die Gegenwart Gottes ist die geglaubte, erhoffte und ersehnte Opfertat seiner gläubigen Gemeinde. Wo die Forscher der Welt leichtfertig von »in der Gegenwart« reden, zehren sie jedesmal von christlichem Erbe. Angesichts Augustins werden wir in den Stand gesetzt, dem Aufzehrungsprozeß unseres Kapitals an Gegenwart Einhalt zu gebieten. Die Gegenwart Gottes, das heißt: das Wirken von Liebe, Glaube und Hoffnung ist die Bedingung unserer Existenz durch die Zeit. Eine Raumwissenschaft — wie alle Naturwissenschaften zusammen sind — konnte diese Bedingung übersehen. Denn sie übersah geflissentlich den Geschöpfcharakter der Zeit.

Uns wird es nicht so leicht. Die Gegenwart ist vielmehr unsere einzige Leistung, mittels derer wir hoffen können, je wieder frei

zu werden. Wir haben berichtet, daß zu einer Lehrstunde zwischen 9.15 und 10.00 alle Behauptungen reversibel und gegeneinander verschiebbar bleiben. Die Lehrstunde ist also auch das Atommodell der Sündenvergebung. Die Sünden werden ja nicht ungeschehen, wenn sie vergeben werden. Aber wir werden frei von ihnen, so, wie die falsche Behauptung in der Schulstunde zwar vorkommt, aber nicht stehen bleibt. *Die Sündenvergebung ist der Prozeß, kraft dessen die Gegenwart wieder in ihre Rechte über Vergangenheit und Zukunft eingesetzt wird.*

In seiner Übersicht über die Schriften seines Lebens, den »Retractationes«, führt Augustinus den Dialog »De magistro« nicht mit diesem Titel auf, sondern schlicht als den Absatz aus Matthäus 23: »Laßt euch nicht Rabbi nennen. Laßt euch nicht Vater nennen auf Erden. Laßt euch nicht Lehrer nennen.« Selten ist wohl eine Schriftstelle mit größerer Wucht neu zum Leben gekommen, als wenn Augustinus dem Sohn zuruft: »Ich bin nicht dein wirksamer Vater, ich bin nicht dein Meister, ich bin nicht dein Lehrer.« Hier, im Jahre 389, ist die Taufe des Sohnes von 387 erst vollwertig umgewandelt in jene Befreiung von irdischer Autorität, die ja jede Taufe sein könnte.

Sehen wir aber auf die kirchliche Umgebung Augustins, so können wir schaudernd erkennen, daß die Befreiung ihm nur in jener Mittelperiode zwischen Taufe und Bischofsamt gelungen ist. Uns ist seltsamerweise eine Predigt seines Schülers Eraclius erhalten, die er in Gegenwart des Augustinus gehalten hat. Diese Predigt schlägt allen Vorschriften des »De magistro« ins Gesicht. Es ist nichts als die ekelhafteste Schmeichelei. Eraclius sagt da unter anderem: »Alles, was dir in unserer Predigt Gefallen erregen dürfte, wirst du als dein Eigentum erkennen. Alles, was dir wirklich mißfällt, vergib mir, es ist ganz mein.« [1] Ich denke, wir müssen uns diese ja bis heute sich findende grausliche Praxis bei Augustinus selber vor Augen halten, um die Reinigung des Augustinus durch seine Hingabe an Adeodatus zu

[1] Migne 39, 1717 ff.

würdigen. Es geschieht da etwas Sakramentales. Die alte Kirche kannte ja keine Siebenzahl der Sakramente. Vielmehr bestand ihr die eigene Geschichte aus Sakramenten, die eines nach dem andern sich wunderbar als Erlösungswerk ereigneten. Noch im zwölften Jahrhundert hieß die Kreuzigung auf Golgatha das herrlichste und das erste Sakrament [1]. In dieser Reihenfolge steht »De magistro« als ein heilsgeschichtlicher Akt. Er ist biographisch und soziologisch zugleich, gemeinschaftlich und persönlich. Die Moderne sagt »autobiographisch«. Der Ausdruck wäre hier irreführend. Denn für Augustinus ist alle Geschichte der Welt persönlich. Die Geschichte ist die Autobiographie des Menschengeschlechts um so mehr, je mehr die Selbste, die »Autoi«, ihre einzelne Biographie aus der Vereinzelung herausrücken und in Glaube, Liebe, Hoffnung unter die Gegenwart Gottes rücken. Man sieht, das Wort »autobiographisch« würde beinahe das Gegenteil von dem bedeuten, was »De magistro« lehrt. Dieser Dialog bedeutete in Augustins Leben, daß seine letzte vorchristliche Bindung, die an seinen Sohn, mit der Macht eines Sakraments auf die Stufe seiner neuen Existenz hinaufgehoben wurde. Der »De magistro« brachte ihm die Sündenvergebung für die etwaige Schuld, die ihn traf, als er den Adeodatus in die Welt setzte. Deshalb ist hier kein platonischer Dialog geschrieben worden, sondern das Leben hat seinen Fortgang genommen mittels einer Unterredung, die selbst als Glied des Lebensprozesses nötig geworden war. In diesem Beispiel wird Lehre als urnotwendig für den Lehrer erwiesen. Augustinus mußte dem Sohn eben dies sagen, um vor sich selbst zu bestehen. Davon sind wir ja ausgegangen. Wir wollten sehen, ob denn der Lehrer eine käufliche Arbeitskraft sei oder ob ihn etwas im eigenen Leben zum Lehren zwinge. Wir haben nun die Antwort bei Augustinus gefunden. Sogar sein Schüler Eraclius weiß davon: »Was wir in Augustinus sehen, wird unser Eigentum, sobald wir ihn lieben.«

---

[1] Dazu die Europäischen Revolutionen, 3. Auflage 1961, S. 109.

Aus der Metanomik Augustins lernen wir also etwas, was die Psychologie hartnäckig verleugnet, daß nämlich die zeitbildenden Kräfte Liebe, Glaube, Hoffnung längst ihr Werk an jedem Menschen getan haben müssen, bevor wir ihn je als einen einzelnen Menschen abstrahieren können. Er ist die Frucht einer Gemeinschaft, in der er sprechen und widersprechen gelernt hat, weil er in ihr Zeit gewann. Sein Wille, sein Gefühl, sein Verstand, in die ihn das Heidentum aufgliedert, sind also sekundäre Einteilungen eines Menschen, der schon durch die Mitgliedschaft in einem Zeitkörper grundsätzlich umgeschaffen worden ist. Denn er hat sich durch Liebe, Glaube, Hoffnung aus einem Tier ohne Zeit in ein Mitglied des Menschengeschlechts verwandelt, dem unermeßliche Zeit zu Gebote steht.

Hüten wir uns, unsere Zeit zu verschwenden! Wer redet, steht vor der Wahl, ob er Zeit verschwende oder einen Zeitkörper neuerlich bilde. Die Sprache ist ja Unterredung. Also ist sie das Erschaffen gemeinsamer Zeit. Die Zeit erlangt ihre wahre Potenz erst dann, wenn sie durch die Hingabe von verschiedenen Menschen diese zusammenfaßt. Die volle Potenz der Zeit waltet in einer lebendigen Lehrstunde oder auch in der Gegenwart »des heutigen Standes der Wissenschaft« so gut wie in jedem echten Gespräch, weil ihr dort die Vergemeinschaftlichung ausdrücklich widerfährt. Auch die Gelehrten sitzen in dieser Zeit der zweiten Potenz, oft ohne es zu bemerken, weil sie von der schwachen, der bloß ablaufenden Zeit draußen in der Natur reden. Unachtsame Gelehrte zehren freilich diesen Überzeitkörper, innerhalb dessen sie nisten und dank dessen sie allein von »unserer Zeit« reden können, reißend schnell auf. Denn sie leugnen sie ab. Sie leugnen ja die Zeitlücken von Tod und Geburt, denen zuliebe wir uns der Sonderzeit des Tieres in uns entäußern.

Die neue Wissenschaft kann nicht auf die bisherigen Gelehrten hören, aber sie sieht ihnen auf die Finger. Die Republik der Gelehrten selber ist ihr ein Beleg für die menschliche Gewalt über die Zeit. Die Lehre von dieser Gewalt kann nicht auf den

herkömmlichen Lehren der Akademiker aufbauen. Denn diese verwechseln die schwache beobachtete Zeit und die erfüllte Zeit. Die Lehre wird statt dessen von Augustinus ausgehen müssen. Dieser Augustinus ist freilich nicht der Kirchenvater oder der Professor, sondern der um sein Seelenheil ringende und seine Schriften sich als Sakramente abringende, heilsbedürftige Vorgänger unseres eigenen Ganges durch die Zeit. Als eine schon vollendete Zeile im großen Gesang der gesamten Schöpfung des Einheitlichen Menschen bringt uns Augustinus zum Schwingen.

4. Die Korrespondenz der Zeitopfer

Der zweite Teil von »De magistro« beseitigt die Herrschaft der Lehrer über die Wahrheit. Die großen Guru in Indien und die Häupter der antiken Schulen waren Quellen der Wahrheit. Augustinus besteht auf einer Dreiecksbeziehung. Gott, der die Liebe und die Wahrheit ist, flößt dem Lehrer die Liebe, dem Schüler die Wahrheit ein.

Der moderne Leser wird sagen: »Schön, das wissen wir. Wir überschätzen den großen Lehrer nicht mehr. Wir sehen den Lehrer einfach als ein Mittel wie andere an.« Von unseren Fortschrittlern wird der Schüler bewundert, und sie raten ihm, schöpferisch zu sein. Hinter dem Kind verschwinden heute die Lehrer wie Tagelöhner, als die unpersönlichen Werkzeuge des kindlichen Wachstums.

Jedoch, wenn Augustins Analyse richtig ist, dann ist die heutige Einstellung — obgleich umgekehrt wie die der Antike — genauso fehlerhaft wie die heidnische. Weder das Kind noch der Erwachsene tragen diesen Vorgang mit Verantwortung. Sie können ihn nur in gegenseitiger Einwirkung und Abhängigkeit erleben. Und ihre Abhängigkeit dauert in dem Medium fort, das ihnen gemeinsam ist. Weder der Lehrer hat einen ausschließlichen Anspruch, die Wahrheit zu besitzen, die er entweder erlernt oder entdeckt hat, noch entdeckt das Kind die

Welt ganz allein. Wenn die Menschen sich menschliche Beziehungen ausschließlich als zweiseitige Beziehungen vorstellen: Mann und Frau, Kapital und Arbeit, Lehrer und Schüler, dann scheint es fast immer zu geschehen, daß diese Zweiheit bald von der einen Partei auf die Hälfte reduziert wird und daß die andere Partei eben dasselbe tut. Die Arbeit sagt: »Ich bin alles«, und wir haben den Kommunismus. Das Kapital sagt: »Ich bin alles«, und wir haben die Ausbeutung. Sagt der Ehemann: »Ich bin alles«, dann haben wir den Haustyrannen. Sagt die Hausfrau: »Ich bin alles«, dann haben wir – nein, ich will es lieber nicht sagen!

Nun, nachdem die Antike alles dem Guru, dem Lehrer, zugestanden hatte, hören wir auf dem Gebiete der Erziehung die Leute laut vom lernenden Genius des Kindes reden. In unserem Massenzeitalter verbirgt sich der Führer hinter den Massen, die er dirigiert; der Lehrer versteckt sich hinter den Säuglingen, die er beeinflußt. Hier, wie früher, wird die Wahrheit verdreht.

Darf ich annehmen, daß in der gesamten zivilisierten Welt jeder Dualismus in der Gefahr ist, zu einem Monismus reduziert zu werden, wenn und solange er nicht als Dreiecksverhältnis verstanden wird? Darum müssen wird die Dreiheit der Verhältnisse festhalten, wie Augustinus sie vertrat. Wenn ich »Arbeitskraft« oder »Kapitalist« bin, sind beide noch Abarten des Menschen. Aber was ist ein Mensch? Wie kann sich der Mensch behaupten, wenn ich als Lehrer, Ehemann oder Kapitalist verkleidet bin?

Der Mensch, nicht der Lehrer, ist *gebunden* an sein Gegenüber. Als Kapitalist kann oder könnte ich die Arbeitskraft ausbeuten; als Mensch darf ich es nicht. Als Lehrer kann ich bis in alle Ewigkeit argumentieren und – wie die Sophisten aller Zeiten – meine Sorte Wahrheit für Geld an den Mann bringen. Als Mensch darf ich es nicht. Ein Ausbeuter, ein Kommunist, ein Reform-Schulkind oder ein Tyrann, sie mögen das »Ich darf nicht« leugnen; vielleicht schreien sie: »In des Teufels Namen, warum soll ich nicht tun, wozu ich stark genug bin?« Ja, warum nicht? Sie alle können ihre Aufgabe in der Gesellschaft übertreiben, und wir

sehen sie sie oft mißbrauchen. Aber ist es nicht seltsam, daß dieser Mißbrauch nicht viel weiter reicht? Als Junge quälte ich meinen Vater, der nach Rußland als Treuhänder gereist war und von der Bestechlichkeit und der Verdorbenheit unter dem Zaren berichtete, mit der einen Frage: »Wie kann ein Land auf solche Weise existieren: Wie kann man wissen, daß die Bestechung die Gegenleistung erkauft? Warum nehmen nicht die Leute die Bestechung an und weigern sich einfach, die Versprechung zu erfüllen?« Ich muß diese Frage hundertmal gestellt haben, und mein Vater antwortete immer: »Es kostet dich 15 bis 25 Prozent der umstrittenen Summe; aber zu diesem Preis bist du des Ergebnisses völlig sicher. Der Mißstand ist in sich begrenzt und beschränkt auf dieses Ausmaß.«

Heute verstehe ich, was ich damals nicht verstehen konnte. Sogar der korrupte Richter, so scheint es, – und ich glaube, er ist das schlimmste soziale Unkraut – ist durch einen kleinen Anspruch gebunden: er wünscht, ein Mensch genannt zu werden. Auch Richard III. erwartet, als er beschlossen hat, ein Ungeheuer zu werden, daß er geliebt, daß er von einer Frau »Mensch« genannt werden könne. Diese schreckliche Abhängigkeit des Menschen davon, daß er Mensch genannt wird, ist der einzige Zaun, der ihn davor schützt, vor Eingebildetheit oder Verbrechen verrückt zu werden. Solange ich mich damit brüste, ein Mensch zu sein, erhebe ich zwei Ansprüche, die äußerst schwierig zu halten und zu erklären sind. Der eine ist, daß ich *existiere*, daß ich wirklich *bin*, und der andere, daß ich wirklich ein *Mensch* bin. Diese beiden Ansprüche sind genau so kühn wie der auf eine Goldmine in Mexiko, und sie sind ebenso schwer zu schützen. Unaufhörlich stoßen mich andere beiseite, als hätte ich keine wirkliche Bedeutung und – das bedeutet dasselbe – keine Existenz. Und all das Geschwätz der Leute legt außerdem Breschen in meinen Anspruch, Mensch zu sein.

Wenn aber ein Mensch einen Namen beansprucht, dann entsteht eine algebraische Gleichung von einer Exaktheit wie $2 + 2 = 4$. Ich nenne mich selbst A; dann will ich auch von anderen »A«

genannt werden. Die Anrede ist ein strenger Zwang. Sie ist auf die goldene Regel gegründet, daß der Name, den ich gebrauche, auch von anderen angewandt werden soll. Wenn ich »A« sage, beginne ich eine mathematische Rechnung in meiner Gesellschaft. Ich strebe nach einer algebraischen Gleichung und bestehe auf meinem Namen »A«, und die Rechnung dauert solange an, bis sich die Gesellschaft zu meiner Namensgebung bequemt. Dann lautet die Gleichung: Mein »A« ist gleich eurem »A«. Oder ich kann meinen Anspruch fallen lassen und mit dem Namen B oder C zufrieden sein, der mir von der übrigen Welt zugestanden wird. Aber in jedem Menschenleben decken sich diese Namen zeitlebens nicht.

Nun kann ich alle meine besonderen Namen preisgeben: Deutscher, Christ, Lehrer, Pazifist, und doch überleben. Aber den Verlust meiner beiden Titel als »Existenz« und als »menschliches Wesen« kann ich nicht überleben. Wenn ich meinen Anspruch auf den letzten verliere, dann bin ich moralisch geächtet. Verliere ich das Recht auf den ersten, dann werde ich als hoffnungslos unwirklich in ein Irrenhaus gesteckt. Darum erhebt jeder Mensch, bis seine letzte Stunde kommt, diese beiden Forderungen: »Behandelt mich als wirkliches Wesen und als Mensch«, und er wartet auf das Ergebnis der gesellschaftlichen Rechenoperation, damit sie ihn bestätige. Alle gesellschaftlichen Einzelaufgaben sind bloße Nichtigkeiten, verglichen mit dieser wesentlichen, ewigen Aufgabe. Diese Aufgabe besteht darin, das Verhältnis jener Namen zu ordnen, die ich mir selbst gebe und die die Gesellschaft mir entweder ins Gesicht oder hinter meinem Rücken gibt. Dies Dreieck wirkt. Fehlt es, so verlieren wir unsere Existenz und unser Menschsein. Die meisten Menschen von heute halten dieses wirkende Dreieck für selbstverständlich; und erst ein Hitler mußte kommen, um ihnen zu beweisen, daß es ein ewiges Wunder ist, wenn sich dieses Verhältnis bemerkbar macht. John Dewey, geboren 1859, im gleichen Jahre, da Darwins »Kampf ums Dasein« erschien, ist so unglaublich unbeschwert vom Wissen um die wirkenden Kräfte, die in jenem

Jahre des Herrn seine Geburt umschlossen, ihm seinen Namen gaben, seine Erziehung, seinen Lebensweg, seine Freiheit und seinen Ruhm in der ganzen Welt, daß, wenn wir seine Bücher über Erziehung lesen, die Menschlichkeit des Lehrers und Schülers und ihr Sein als selbstverständlich angenommen werden. Er will nur sehen, daß sie wachsen, intelligent sind und vernünftig handeln. Aber wozu sollen sie heranwachsen? zu Chauffeuren, die bei 140 Stunden-Kilometern so frech fahren, daß sie alle Geschwindigkeitsregeln übertreten? Oder zu Frauen, die es ablehnen, Kinder zu bekommen, weil das ihrer Schlankheit Eintrag tut? Füchse sind klug, und Unkraut wächst hoch. Ist der Intelligenteste der Menschlichste?

Nirgends in der modernen Erziehung wird ein Wort über die Mächte gesagt, die dem Handeln, der Überlegung und den Vorgängen in einer Gemeinschaft vorausliegen: nämlich die Verpflichtung, wirklich und menschlich zu sein, als Forderung und Antwort, als Hoffnung der Gesellschaft, uns geliehen und von uns angenommen als Name, der uns verliehen wurde; der Ausgleich zwischen meinem Selbstbewußtsein und meiner Stelle in der Gesellschaft; die Spannung zwischen Selbsterkenntnis und Anerkennung durch die Mitmenschen und unserer gemeinsamen Erkenntnis, die das Kraftfeld unseres menschlichen Lebens bildet. Das alles wurde ganz selbstverständlich als in guter Hut angenommen, damals, im Jahre 1859, als John Dewey geboren wurde, und als man den Kampf ums Dasein proklamierte.

Aber ein Mensch kämpft nicht ums Dasein – er kämpft um seine Anerkennung. *Deshalb* erklärt ein Volk Kriege. Dies ist gerade das Gegenteil vom Kampf ums Dasein. Wir kämpfen um andere Dinge als um unser eigenes Dasein. Warum? Weil wir in dem phantastischen Anspruch beharren, daß wir wirklich sind, ob am Leben oder tot, und daß wir an einem Gespräch teilhaben, in dem wir Ansprüche stellen oder auf Ansprüche antworten, die an uns gestellt werden. Ich weiß freilich, daß heute das Dasein unserer sozialen Gruppe mit der Darwinschen Theorie erklärt wird. Aber auch dies stimmt nicht. Jedoch ist dies nicht der

Ort zu beweisen, daß kein Mensch, der in den Krieg geht, ohne diese Hoffnung kämpfen und sterben kann. Wir können uns hier mit dem Offensichtlichen begnügen. Der Mensch ist nicht in erster Linie an seinem eigenen Dasein interessiert. Keine Ehe, kein Kindbett, kein Krieg, keine religiöse Verfolgung, keine Feuerprobe, nein, nicht eines dieser Ereignisse könnte überhaupt stattfinden, wäre der Mensch vor allem um sein erleuchtetes Selbstinteresse besorgt. Wachstum und Vernunft vermögen nicht allein unser Leben zu bestimmen. Die beiden sind zu selbstsüchtig. Kein Mensch hat jemals nach ihnen gelebt, außer den Opfern der pragmatischen Erziehung. Aber wir leben in der großartigen menschlichen Verpflichtung, die jeder Arbeitsverteilung der Gesellschaft vorausgeht und die uns zum Handeln und Leiden, zum Abenteuer und Wagnis anspornt, das ganze Leben hindurch. Diese Kor-respondenz ist wie ein ewiges Gespräch, das von uns geführt wird. An anderer Stelle habe ich gezeigt, daß wir selbst dieses Gespräch nicht beginnen; was wir zuerst davon erfahren, ist der Anspruch an uns. Schon lange bevor wir antworten, werden wir angerufen. Anderseits, da dieses Gespräch uns lebendig hält, sind wir immer neugierig auf die nächste Antwort in dieser Kor-respondenz mit dem Universum. Es macht uns alle verlangen nach einem Zeugen außerhalb unsrer vergänglichen sozialen Funktion. Lehrer und Schüler möchten jemandem außerhalb der Klasse antworten, denn sie möchten sich vor dem Verlust ihrer menschlichen Wirklichkeit während dieser Stunde bewahren. Die Kor-respondenz muß sie außerhalb ihrer flüchtigen »Rollen« am Werktag in ihrem Namen erreichen. Denn dieser Name trifft sie ins Herz.

Es ist geschichtlich sehr interessant, zu sehen, wie Augustinus diese grundsätzliche Beziehung des Menschen im Lehrer und im Schüler als eine dritte, ent-sprechende Stimme darlegt. Solange der Lehrer oder der Schüler die eigene Bedeutung im Verlauf des Gesprächs überschätzen, werden sie sagen: »Ich lehre« und »Ich lerne«. Die beiden Ausdrücke beweisen noch einen Mangel an Korrespondenz. Das Medium, in dem sich die beiden »Du«,

die sogenannten zwei »Ich«, befinden, wird nicht betrachtet. Dennoch ist dieses Medium einer gemeinsamen Atmosphäre die erstaunliche und großartige Tatsache, die ihrem eigenen Tun und Handeln vorausgeht. Freilich, das Wort »Atmosphäre« stellt eine dieser wunderbaren akademischen Umgehungen der religiösen Tabus dar. »Atmosphäre« heißt ein gemeinsamer Geist, den die Leute zusammen ebensowohl ein- als auch aus-atmen. Atmosphäre aber klingt harmlos und scheint etwas Natürliches zu sein; uns aber, da der Ausdruck nichts weiter als eine Übersetzung des »Geistes« ist, wird er als ein sozialer Tatbestand deutlich. Die zwei, Lehrer und Schüler, bilden schon ein »Wir« aus zwei »Du«, ehe sie in zwei »Ich« zerfallen. Die Möglichkeit zum Miteinandersprechen überhaupt wird von diesem gemeinsamen Geist bedingt, der sie mit Bleistiften zusammenführt statt mit Flintenkugeln. Deshalb müssen die zwei »Ich« gezwungen werden, diese gemeinsame Grundlage, nämlich ihre Herkunft und die Bedingung eines einzigen Geistes, wahrzunehmen.

Augustinus führt aus dem Propheten Jesaja dasselbe Wort an, aus dem Anselm von Canterbury sein »Ich glaube, so daß ich zu verstehen vermag« entnahm, und das lautet: »Bevor du Vertrauen (Glauben) geschenkt hast, wirst du nicht verstehen können.« Augustinus sagt, der Schüler muß zuerst an den Lehrer glauben – der modernen Theorie zum Trotz – und von da ab fortfahren und in unmittelbare Berührung mit der Wahrheit kommen. Wir fangen richtig an, indem wir unseren Eltern vertrauen; weil sie uns lieben, verdienen sie unser Vertrauen. Liebe ist schlechthin ein Anspruch, Vertrauen geschenkt zu bekommen. Aber wir müssen darüber hinausgehen; denn Gott ist nicht Liebe allein. Er ist auch Wahrheit und bittet uns, ihm ebensosehr als Wahrheit zu begegnen, wie wir ihn vorher als Liebe getroffen haben können. Als Wahrheit treffen wir ihn nicht durch die Augen anderer.

Alle unsere menschlichen Eigenschaften müssen ins Spiel gebracht werden, eine nach der anderen. Der Lehrer soll nicht seine Liebe überschätzen und der Schüler nicht seinen Glauben

übertreiben. In ihre Beziehung müssen sie ihren größeren Partner, Gott, der ihre Zeiten überragt, einlassen. Damit wird das Lehren regeneriert und verwandelt und »richtig« behandelt. Beim Lehren und Lernen unterziehen sich die Partner einem Prozeß gegenseitiger Einwirkung. *Wir werden von unseren zwischenzeitlichen Beschränkungen befreit, indem der Lehrer der Zukunft opfert und der Schüler der Vergangenheit.* Damit bleiben sie menschlich, trotz dem moralischen Wagnis der Kindischkeit oder der Strenge, das beim Lehren in Kauf genommen werden muß. Der Grat der geglückten Lehrstunden ist schmal.

Die volle Wahrheit über »den« Menschen tritt also auf die Menschen erst zu, nachdem sie sich aufeinander eingelassen haben. Das kann auch so ausgedrückt werden, daß vom Menschen nie geredet werden kann, ohne daß gleichzeitig von Gott gesprochen wird; und von Gott kann nie die Rede sein, wenn nicht gleichzeitig zwei oder drei Menschen sich gegenseitig auf ihn berufen. Gott und Mensch sind zwei einander bedingende Erfahrungen. »Der« Mensch wird nur Mensch, weil ein anderer Mensch gleichzeitig Mensch wird. Und beide werden dann gleichzeitig Mensch, wenn sie einen Dritten, der größer ist als sie, über ihre getrennten Zeiten Herr werden lassen, eben den Gott, der in diese Stunde eingelassen wird und eintritt. Im ersten Bande hält der Abschnitt von »Trilemma« diese selbe Wahrheit der Rasse der abendländischen Denker entgegen.

Es gibt also keinen Weg, um logisch einem einzelnen Menschen das Dasein Gottes zu beweisen. Denn Gott bleibt nicht Gott, sondern wird ein bloßer Gegenstand, wenn ein Einsamer ihn begreifen will. Gott muß Macht haben, soll er Gott sein, und daher muß er auch, während er erwiesen wird, seine Macht behalten, soll es einen Beweis für sein Dasein geben.

Metanomisch ist dies aber tunlich. Wenn ein Mensch nämlich begriffe, daß er noch nie richtig Mensch war, bevor ihm der Zuspruch und Widerspruch anderer Menschen widerfahren ist, wenn er sich also zumutete, den Zutritt seines Nächsten abzu-

warten, damit er selber den Eingang zu seinem eigenen Menschentum finde, dann würde er erfahren, daß Gott kein Begriff ist, sondern die Macht, die ihn, das Menschentier, immer wieder zum Menschen erschaffen muß. In dieser Zumutung, auf unseren Nächsten zu harren, muten wir uns zu, an Gott zu glauben.

In diesem Sinne gibt es einen metanomischen Gottesbeweis, weil die Metanomik den Beweis erbringen kann, daß ohne diese Zumutung niemand Mensch wird. Der Beweis richtet sich also nicht auf Gott, sondern auf den Menschen. Auf dem Weg zur Menschwerdung muß »der« Mensch Gott begegnet sein. Die Begegnung ist notwendig, weil Gott nie dich oder mich allein, sondern uns in unserer Gegenseitigkeit, in unserer Korrespondenz zum Menschen erschaffen hat und erschaffen wird. Wir sind ohnmächtig, bevor wir uns gegenseitig die Zeit in ihrer wahren Potenz mitgeteilt haben. Und so erweist die Metanomik »den« Menschen kraft der Allmacht Gottes. Denn gerade dann, wenn der einzelne Mensch zu versagen droht, wird ihm sein Nächster Gott sei Dank sagen, was er leidet, und wird Gott dank seines Nächsten ihm sichtbar werden. So steht es ja klar im Neuen Testament, daß, wo zwei versammelt sind in Gottes Namen, er mitten unter sie tritt. Und Augustinus legt die Dreifaltigkeit des gegenwärtigen Gottes in »De vera religione« aus, indem er sagt, daß Liebe, Glaube, Hoffnung zum ewigen Leben hinreichen. Wo also zwei in Glaube, Liebe, Hoffnung versammelt sind, tritt Gott unter sie; er ist nicht mehr in einer Predigt in der Kirche, bloß weil etwas aus der Bibel vorgelesen wird, als in der Stunde des unehelichen Sohnes bei seinem Vater. Im Stromnetz der Sprache sind hier der leibliche Vater und der leibliche Sohn Amtsträger des Geistes.

Gottes Sohn, wie er von Ewigkeit zu Ewigkeit mit dem Vater und im Geiste waltet, umfaßt das riesige Ausmaß aller Zeiten; die eine Schulstunde ist eine Art Zeitatom; aber einer von der Stoppuhr verängstigten, pfingstlosen Menschheit darf vielleicht dies Kleinstmodell eines metanomischen Bausteins zur Wieder-

gewinnung ihres Zeitglaubens dienen. »Die Stunde« ist ein Minimum an Zeit, das Minimum angesichts der Jahrtausende, in welche die Trinität eingehen kann.

DAS DREITAGEWERK

Karfreitag, Ostersamstag, Ostersonntag 1962
(Drei Aussprachen)

Karfreitag

Ein Laie soll zu Ihnen an den drei höchsten Feiertagen der Christenheit: Karfreitag, Karsamstag und Ostersonntag sprechen. Da muß ich mich auf die Stelle, die der Laie in der Kirche einnimmt, wohl zurückbesinnen, um es richtig zu machen.
Im Längsschnitt der Zeit erinnert der Klerus der Amtspriester an jedem Feiertage und in jedem Gottesdienst an das Herkommen, an die Überlieferung, an die Perikopen der Bibel, die er zu erläutern berufen ist. Der Zeitgenosse, d.h. ja doch der Laie, nämlich der Genosse der eigenen Zeit, der irdischen Zeit, muß wohl von der Peripherie ausgehen, von dem Querschnitt durch den Zeitraum, in dem er steht, und muß Erfahrungen zur Sprache bringen und zusehen, ob er diese eigenen Erfahrungen seiner Zeit verknüpfen kann mit der langen weiten Linie, die von Christi Geburt und Christi Tod zu uns hier heute hinführt.
Das will ich auch heute versuchen und will von drei Erfahrungen ausgehen, die mir dieses Jahr widerfahren sind und die mir den Glauben an Ostern schwer erschüttert haben. Der Sieg in der Osternacht ist durch sie in Frage gestellt in meinem persönlichen Umkreis. Es ist wie eine Fastenzeit, ähnlich wie der Herr in vierzig Tagen in der Wüste versucht wurde, den Glauben an den lebendigen Gott einzutauschen gegen einen Götzendienst. So ist es mir gegangen in den letzten Wochen. In einer Unterrichtsgemeinschaft, einem Seminar, kamen wir zu reden auf den Tod des Sokrates und dann auch auf den Tod Jesu. Und siehe da, von 25 Mitgliedern dieses Seminars, Katholiken so gut wie Protestanten, wußte nicht einer anzu-

geben, weshalb Sokrates gestorben sei. Und als wir weiterfragten, stellte sich heraus, daß auch niemand anzugeben wußte, weshalb denn Christus ans Kreuz hatte gehen müssen. Wofür denn? Eine überraschende Tatsache und eine beklemmende. Das geistigste, was einer dann zu sagen wußte – statt des bloßen Verstummens – war: oh, er hat wohl den Juden bloß zeigen wollen, wie böse sie sind. Das war noch schlimmer als nichts. Und so schwiegen wir alle beklommen. Der Tod Christi ist also in der Gegenwart unverständlich geworden. Ein Tod unter anderen. Alle Menschen müssen sterben. Sokrates hatte sterben müssen, Jesus hat sterben müssen. Ich dachte erst, es seien vielleicht nur die letzten vierhundert Jahre abgelaufen. Es sind nämlich vierhundertfünfzig Jahre, daß Erasmus von Rotterdam den Tod des Sokrates und den Tod Jesu nebeneinandergestellt hat in seiner berühmten Baseler Ansprache »Sancte Sokrates ora pro nobis«. Aber nein, nicht nur daß durch den Humanismus Christus und sein Kreuz überschattet worden sind; er war auch mit dem Humanismus jetzt verschwunden. Niemand wußte mehr zu sagen, als daß sie beide gestorben sind; alle Menschen müssen sterben, weshalb nicht Sokrates? Weshalb nicht Jesus? Sie waren also zu Einzelpunkten geworden in dem langen Strom der Toten, der alles verschlingt.

An einem anderen Seminarabend kam eine andere Seite dieses selben Sterbeprozesses und Vernichtungsprozesses zutage. Wir erörterten Krieg und Frieden, und ich fragte, ob sie nicht einsähen, daß im christlichen Zeitalter nur der ein Staatsmann sei, der wisse, daß er mit seinem Feinde auch wieder Frieden schließen müsse, der dies also auch während des Krieges wisse und bedenke, und daß eben alle die ausgemerzt werden müßten aus der Geschichte als Heiden, als Vorchristen, die zwar Krieg führen könnten, aber nicht Frieden schließen, weil sie den Frieden während des Krieges total vergäßen, und das sei eigentlich der Sinn des Wortes »totaler Krieg«, daß man nicht Frieden schließen könne. Großer Protest. Meine Freunde, weiblich und männlich, meinten, das sei doch zu allen Zeiten so gewesen, die

Wilden, die Stämme, die Städte – schon im Trojanischen Kriege, meinten sie – hätten doch trotz totaler Kriege auch Frieden schließen können. Und so fragte ich sie: meint Ihr also wirklich, zwischen der christlichen Zeitrechnung und den heidnischen Ären der Pharaonen oder der Könige von Assur sei gar kein Unterschied? Nein, sagten sie, wir sehen keinen Unterschied. Krieg ist Krieg, das war von Anbeginn der Schöpfung so und wird wohl bis zum Ende der letzten Atombombe so weitergehen. So hatte also auch hier die nationale Umwelt, die vor 1914 ja das Christentum als eine grundlegende Veränderung anerkannt hatte, sich nunmehr isoliert, und wir waren zurückgesunken in die Reihenfolge Leben – Tod – Leben – Tod, politischer Krieg, politische Zerstörung, Friede, der Krieg bricht aus und richtet alles zugrunde, ob es nun der Trojanische Krieg ist oder der Weltkrieg. Ich war schon etwas beklommen über diese beiden äußeren Fehlschläge; aber dann habe ich mich selbst bei einer dritten solchen Sünde wider den Heiligen Geist ertappt.

Ich diskutierte mit holländischen Freunden die einfache Frage, ob wir die Gebete, die uns überliefert werden im Herzen der Kirche wie das Vaterunser trotz der Bultmannschen These von der Entmythologisierung denn noch weiterbeten könnten? Ich habe immer diesen Entmythologisierungsplan der heutigen Theologen für abwegig gehalten, weil ja die Bibel gegen den Mythos in die Welt gekommen ist. Wenn Sie das 10. Kapitel der Genesis lesen, so ist da eine Völkertafel gegeben, in der die Juden nicht vorkommen, das Volk Israel. So grandios ist also der Glaube der Juden an die wahre Geschichte, daß sie sich in keiner Weise in einem Mythos vom Anbeginn der Zeiten selbst untergebracht haben. Die Größe der Bibel ist wohl in diesem Kapitel am deutlichsten, wo die Träger der neuen Offenbarung darauf verzichten, in der mythischen Zeit überhaupt schon existiert zu haben. Aus dem Nichts hat Gott sie geschaffen, und deshalb wissen die Juden, daß Gott auch die Welt aus dem Nichts geschaffen hat und aus keinem anderen Grunde. Ja, sagte

ich; dann aber wurde ich in die Enge getrieben in der Unterhaltung: vielleicht müssen wir das Wort »Himmel« doch mal revidieren, »unser Vater im Himmel«, einem Kinde gesagt, macht heute keinen Eindruck, wenn der Herr Glenn nun dreimal um die Erde herumfliegt in 89 Minuten jeweils. Das Wort Himmel ist technisiert. Es ist der Schauplatz unserer eigenen Menschenkünste. Es ist eher möglich, einem Kinde sogar zu sagen, daß Gott in seiner eigenen kleinen Brust schläft und sich bewegt, als ihm deutlich zu machen, daß da draußen in dem kahlen Weltraum Gott mehr zu finden sei oder zu finden ist als bei uns. In dem Augenblick, wo ich das gesagt hatte, hätte ich's gerne in meinem Busen bewahrt, denn ich sah, daß in mir nun auch der Himmel selber eingestürzt sei. Hatte ich Christi Frieden nicht verdeutlichen können in dem Umsturz der heutigen Zeit und hatte ich für Krieg und Frieden nicht mehr eindeutig unterscheiden können, hier die christliche Ära und vorher die heidnische Zeit, so sagte ich nun einer Überlieferung ab, ohne die tatsächlich nichts mehr erkennbar, wieder erkennbar ist; wer das Vaterunser aufgibt, der gibt ja wohl die einfache und schlichte Überlieferung im Herzen des Christentums auf. Und so schwieg ich bekümmert.

Mit diesen drei Versagern war aber mehr getan als ein Austreten aus der christlichen Überlieferung. Wir waren alle zurückgeworfen zu dem Schattendasein der zum Tode verurteilten Menschheit, da alles Gewachsene endet im Nichts.

Wenn da so die Hauptsache fehlt, dann war eines klar, auch unter meinen Freunden und bei mir selber: jeder Tod war dann genauso schrecklich wie jeder andere. Und ein Christ konnte sich nicht verschanzen hinter der Schrecklichkeit des Kreuzestodes, um zu sagen, daß er über die heutigen Hinrichtungen, Tode, Zerstörungen sich hinwegsetzen könne. Jeder verdient beweint zu werden. Jeder vom Weibe geborene Mensch hat ein Recht auf unsere Tränen. Der einzelne von uns wird versagen, und er wird nicht alle beweinen können, die auf die nichtswürdigste Weise gefoltert und umgekommen sind; und doch, her-

vorheben darf der Christ nicht den Kreuzestod seines Herrn, als seien die anderen Menschen weniger beklagens- und bemitleidenswert. Und das war also die seltsame Folge dieser Abschaffung des Kreuzes als eines besonderen Sinnes; daß wir hier aufgefordert wurden, alles oder nichts in die Trauer um die sterbliche Menschheit hineinzulegen. Und wir lasen zusammen aus den »Lettere di condannati a morte della resistenza italiana« – aus den Briefen der zum Tode Verurteilten, die zwei Männer bei Einaudi in Turin 1952 veröffentlicht haben – den über den Stacheldraht geworfenen, aber in ihm hängengebliebenen Brief eines vierzehnjährigen Bauernjungen aus Galizien, der es wohl mit dem heiligen Aloisius aufnehmen kann, an seine Eltern: »Meine lieben Eltern, wenn der Himmel Papier und alle Meere der Welt Tinte wären, könnte ich Euch mein Leid und alles, was ich rings um mich sehe, nicht beschreiben.« Und nun beschreibt er die Greuelszenen, denen er in dem Nazilager ausgesetzt ist, wie sie ihn mit Stöcken bearbeiten, wie sie ihm die Schuhe wegnehmen, damit seine Füße bei der Arbeit ganz wund werden, und so schließt er: »Ich sage allen Lebewohl, liebe Mama, lieber Papa, liebe Geschwister, und ich weine.« Und so sind also diese Tränenfluten das letzte Wort. Ist der Tod unbekannt, unerfahrbar? Sind die Tränen das Letzte am Grabe? Das ist wohl so am Karfreitag. Es ist wohl ganz recht, daß wir Heutigen unseren eigenen Karfreitag nacherleben und nachvollziehen müssen. Am Karfreitag verdunkelt sich die Welt, und wir wissen es auch nicht besser, als daß alle Menschen sterben müssen, daß alle vergebens gelebt haben, daß nichts übrigbleibt als Schutt und Asche.

Diese Überzeugung von der Unausweichlichkeit der Vernichtung führt ja heute um uns herum zu den seltsamsten Äußerungen. Ich hörte neulich eine Dame sagen: »Die Hitlergrausamkeiten werden außerordentlich übertrieben. Es sind nicht sechs Millionen umgebracht worden, sondern nur zwei.« Wenn man vom Tode in Zahlen spricht, so wird er uninteressant. Die Tatsache, daß ein Mensch stirbt, ist offenbar genau so wichtig, wie

daß sechs Millionen gestorben sind. Die Bemerkung jener »Dame«, jenes verworfenen Frauenzimmers, zeugt von einer ungeheuren Herzensroheit. So etwas kann man nicht diskutieren. Angesichts des Todes versagt die Zahl. Ein Tod ist so schrecklich wie alle Tode. Daß wir sterben müssen, das reißt uns aus dem liebevollen Zusammenhang unserer eigenen Existenz. Die Menschen, die uns lieben, können uns vor dem Tode nicht retten, und wir können die, die wir lieben, nicht davor bewahren, von uns zu scheiden. Entreißen tut der Tod alles allem, d. h. er zersägt den Zusammenhang des Lebens, auf den wir das Sakrament zu nehmen bereit waren, ob es das Ehesakrament ist oder das nicht offiziell eingesetzte, aber doch so lebhafte Sakrament der Liebe zwischen Eltern und Kindern.

Wenn wir diese heutige Geschmacklosigkeit der Menschen, die mit Zahlen operieren, wenn vom lebendigen Leben und seinem Sterben die Rede ist, aber weiterverfolgen, so müssen wir zu einer grauenhaften Feststellung kommen. Ich habe selbst einen jungen Menschen schon sagen hören, daß Jesus Selbstmord begangen hat, d. h. das, was von Jesu Tod ja wohl noch übrig ist, daß er einen Sinn für uns gehabt habe, wird in diesem Worte verneint. Das war kein Deutscher, der mir das gesagt hat, es war ein junger Amerikaner. Ich rückte ihn ein wenig zurecht. Es war das vor zehn Jahren, also nicht in der Fastenzeit meines eigenen Versagens dieses Jahres und dieser Fasten. Es gelang mir wohl, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß Selbstmord ein teuflischer Ausdruck für Karfreitag sei. Aber derselbe Junge, zwanzig Jahre alt, sehr vergnügt, sehr lebenslustig, sagte dann nach kurzer Zeit: ja, eins müssen wir natürlich begreifen: »Hitler hat sich für sein Volk geopfert.« In dem Augenblicke, wo wir dem Tod seine sinnvolle Stellung im Leben absprechen, wir können es auch so ausdrücken, wo wir den Tod an das Ende des Lebens setzen, in dem Augenblick steht alles auf dem Kopf oder wird jede Äußerung gleich gut möglich wie die entgegengesetzte. Der Sinn des Todes soll nämlich unsere Urteile ordnen. Wenn aber Jesus Selbstmord begangen und Hitler sich für sein Volk ge-

opfert hat, dann haben Leben und Tod in willkürlicher Weise ihre Plätze vertauscht, – auf Vernichtung kommt's hinaus, denn der Kopf weiß nun nicht den Sinn des Geschehenden. Das sagten meine Seminaristen ja schließlich, als sie sagten: wir wissen nicht, weshalb Christus ans Kreuz gegangen ist, so wenig wie wir wissen, weshalb Sokrates im Gefängnis blieb und nicht doch weggelaufen ist und lieber woanders weitergelebt hat. Wenn Krieg und Frieden sich durch Christi Mission nicht geändert haben, dann wissen wir nicht, daß sich die Erde in unserer Zeitrechnung bestimmt und zu ihrer Bestimmung hin verändert. Und wenn ich nicht mehr vom Himmelreich und Gott im Himmel sprechen kann, dann hat die Seele ihren Himmel verloren; sie ist abgestumpft wie mein Geist und wie mein Leib. Die drei Fastenereignisse, von denen wir ausgegangen sind, bedeuten, daß der Geist, der Leib und die Seele der heutigen Menschheit nicht nur abgestumpft sind, sondern mit ihrer Abgestumpftheit sich abfinden. Der Odem des Lebens, Gott, besiegt den Tod, so haben wir's gehört. Und er besiegt den geistigen Tod, auch wenn Jesus seinen Geist aufgibt, so gibt es den Heiligen Geist. Was aber wissen wir heute am Karfreitag noch davon? Gott, der Odem des Lebens, verändert die Schöpfung, indem er sie weiterschafft, indem er Neues, das es nie gegeben hat, heute und morgen in die Welt setzt. So ist Schöpfung unerschöpflich. Aber gerade dies ist eine fromme Sage nun geworden; denn auch das heutige Neugeschaffene würde ja von seinem Tode hoffnungslos ereilt werden. Und meine Seele? Sie findet sich nirgends in einem unsterblichen oder in einem sterbelosen Raum, wie man wohl besser sagen müßte, um das in der Sprache der Bibel zu sprechen; denn die Bibel hat niemals geleugnet, daß wir sterben müssen. »Unsterblichkeit« ist kein Wort der biblischen Schriftsteller, aber dafür kennen sie den sinnvollen Tod, d.h. die *Auferstehung*. Und daß dem Tode eine Bedeutung nach vorwärts innewohnt, das war bisher jedem sicher, der Karfreitag beging. Wir müssen aber heute wohl tiefer in den Karfreitag mit unserem Herrn hinunter, in die Haltung des Unwissens, des Aus-

setzens des Lebensatems bis hinein in unsere eigenen Gehirnzellen. Einen Augenblick muß in uns selber das Alte verderben. Alles müssen wir preisgeben, bevor dieser Dämon geheilt werden kann.

Goethe hat in der Iphigenie im letzten Akt das Ereignis des Karfreitags in weltlicher Form zwischen Iphigenie und Orestes sogar noch einmal auf die Bühne gebracht, denn die geistlichen Dichter müssen ja weltlich sein, wie Hölderlin sagt, auch wenn sie im Innern geistlich geblieben sind. Und Goethe hat das christliche Erlebnis des Wahnsinnigwerdens über den Tod den Orestes noch einmal durchleben lassen, und er spricht es dann selber aus, daß die Schwester ihn zwang, noch einmal die Schlange über ihn mit ihren Klauen Herr werden zu lassen, ehe sie in die Höhle verschwinden dürfe für immer. Ist da also unsere eigene Fastenzeiterkrankung vielleicht nicht Vorbedingung für Karsamstag und Ostern?

Wir wollen morgen weitersehen.

Karsamstag

Wie hatte Orestes gesagt, als er zu Iphigenie sich wandte, seine Heilung zu verkündigen? »In deinen Armen faßte das Übel mich mit allen seinen Klauen zum letzten Mal und schüttelte das Mark entsetzlich mir zusammen. Dann entfloh's wie eine Schlange zu der Höhle.«

Ist vielleicht der Tod des Karfreitags der letzte unbrüderliche, ungeschwisterliche Tod, der gestorben worden ist? Ist alles Schutt und Asche? Wir waren zurückgetreten an den Anfang der Schöpfung, wo der Tod anfing zu regieren. Einige jüdische Ausleger der Genesis haben gesagt, daß bei der Schöpfung des Menschen es ja nicht heiße: Und Gott sah, daß es gut war, sondern Gott sah, daß es sehr gut war. »Und was bedeutet ›sehr gut‹? Sehr gut, das ist der Tod.«[1] So ist ein Geheimnis um den

[1] Ich entnehme das Franz Rosenzweigs »Stern der Erlösung«, 3. Aufl. 1934.

Tod vom ersten Tage des Schöpfungsberichtes. Was hat Gott mit dem Tode gemeint? Wie bleibt von dem Sterbenden etwas übrig? Nun, die einfachste Feststellung ist: der Segen bleibt übrig. Der Tote noch auf dem Totenbett haucht seinen letzten Atem auf die kommenden Geschlechter; ob es nun der Jacobssegen ist oder der Segen im entferntesten heidnischen Stamm: der Sterbende verschenkt seinen Atem an die Fortlebenden. Nicht nur an die Fortlebenden. Das Geheimnis des Alten Testaments ist in den Psalmen am deutlichsten ausgesprochen, wo dasselbe Wort Segen von Gott auf den Menschen ergeht und von dem Menschen, dem Ebenbilde des Schöpfers, auf Gott. Geheimnisvoll und ungeheuerlich, mögen Sie sagen, ist dieser Versuch, den Menschen zu vergöttlichen, aber es steht wirklich in den Psalmen, auch in der genauesten Übersetzung von Martin Buber, daß das Volk und der Beter Gott segnen, so wie er sie segnet.

Hören Sie den 145. Psalm: »Aller Augen warten auf Dich, ihre Nahrung gibst Du ihnen zu ihrer Frist, der Du Deine Hand öffnest und alles Lebende sättigst mit Gefallen, wahrhaftig ist Er in allen seinen Wegen, huldreich in allen seinen Werken, nahe ist Er den ihn Rufenden allen, allen, die ihn rufen in Treuen. Das Gefallen der ihn Fürchtenden wirkt Er, ihr Stöhnen hört Er, und Er befreit sie, Er hütet alle, die Ihn lieben, aber alle Frevler vertilgt Er. Seine Preisung redet mein Mund, daß alles Fleisch den Namen seiner Heiligung segne in Weltzeit und Ewigkeit.«

Hier steht es also: Wir Menschen segnen Gott. Das Benediktus geht nicht nur von Gott auf uns zu, sondern in der Kraft unseres Wortes geben wir ihm den Segen zurück. Die ganze Vorbereitung der Menschheit auf den Ostertag, sie wird hier am Karsamstag noch einmal zurückgelegt. Noch einmal faßt das Übel uns mit allen seinen Klauen und schüttelt uns das Mark entsetzlich. Aber wir müssen uns zusammenraffen und sehen, ob es nicht längst schon vorbereitet ist zu seinem Zusammenbruch, zu seiner Ermattung, zu seiner Nichtswürdigkeit. Wenn Hiob nicht

gelitten hätte, und wenn Ruth, die junge Moabiterin, nicht den Juden Boas geheiratet hätte, so hätte Christus nicht erscheinen können im Fleisch. Die Vorleiden der Frommen, was sind sie, als ihr Segen über ein Übel, über den Tod, über die Gefahr, beide ausgesprochen und damit anerkannt als Gottes Wege und deshalb gesegnet! Das Geheimnis der Vorgeschichte des Christentums ist das Vorleiden. Hätte David nicht unter König Saul gelitten, so hätte Jesus nicht, der Sprosse Davids, sein Leiden dem Saulus von Tarsus vorhalten können. »Saul, Saul, warum verfolgst du mich?« Und so ist es mit den großen zwölf Prophetien, welche die alte Kirche am Karsamstag betet. Sie beginnt mit der Weltschöpfung, und sie endet mit dem Gesang der drei Männer im Feuerofen. Ich kann diese zwölf Prophetien hier Ihnen nicht vorlesen, und Sie würden sie wahrscheinlich auch gar nicht auffassen als die notwendigen Stufen für die Überwindung des Todes, als das Sinnvollwerden des Leidens und des Schmerzes, das über uns Menschen in jedem Todesfalle kommt. Ich will nur an eine Stelle rühren, die letzte der Prophezeiungen, wie sie die alte Kirche am Karsamstag betet. In der evangelischen Überlieferung ist der Gesang der drei Männer im Feuerofen aus den Büchern Daniel verschollen. Und doch ist damit eine Geschichte verknüpft, auch wieder aus unserer Moderne, an der Sie vielleicht sehen können, wie der Tod in die Geschichte hineingeschaffen und erlöst worden ist in den Vorahnungen der Frommen bis auf Christi eigenes Kommen. Dieser Gesang der drei Männer im Feuerofen hat nämlich bei einem modernen Dichter Anklang gefunden. Er hat ihm ein Stück über Franzosen und Deutsche im letzten Weltkriege nachgedichtet. *Zuckmayer* ist der Dichter. Und er läßt da die Männer, die in dem Feuerofen umkommen, verglühen, anzünden, wie's in der Bibel steht. Nur an einer Stelle weicht er davon ab, scheinbar zwangsläufig, und Sie werden gleich sehen, daß es die entscheidende Stelle ist, die Glaube und Unglaube scheidet, Tod und Leben. Und bitte erlauben Sie mir, daß ich jetzt diesen Gesang der drei Männer im Feuerofen vorlese, und ich bitte Sie, nur auf eines zu achten,

auf die Reihenfolge, in der die drei, Hananja, Asarja und Misael, alle auffordern, den Herrn zu loben. Das Geheimnis nämlich unseres Verhältnisses zur Weltschöpfung und zum Weltuntergang steht nicht in den einzelnen Worten, mit denen sie den Herrn preisen, sondern in der Reihenfolge, in der sie die gesamte Schöpfung auffordern, den Herrn zu preisen. Ich muß es Ihnen lesen. Behalten Sie im Ohr, daß es auf die Reihenfolge ankommt und nicht auf den einzelnen Satz. So sprechen die drei Männer im feurigen Ofen:

»Gelobet seist Du, der Du sitzest auf den Cherubinen und siehest in die Tiefen. Gelobet seist Du auf Deinem herrlichen königlichen Stuhl.« Hören Sie, wie fern der Blick dieser drei Männer schweift. Dort, wo Gott unermeßlich fern und hoch sich befindet, dorthin erklingt die Stimme zuerst. »Gelobet seist Du in der Feste des Himmels. Es loben den Herrn alle seine Werke. Ihr Himmel lobet den Herrn! Ihr Engel des Herrn preiset und rühmet Ihn ewiglich! Alle Wasser droben am Himmel, lobet den Herrn, preiset und rühmet Ihn ewiglich! Alle Heerscharen des Herrn, lobet den Herrn, preiset und rühmet Ihn ewiglich! Sonne und Mond, lobet den Herrn, preiset und rühmet Ihn ewiglich! Alle Sterne am Himmel, lobet den Herrn, preiset und rühmet Ihn ewiglich! Regen und Tau, lobet den Herrn, preiset und rühmet Ihn ewiglich! Alle Winde, lobet den Herrn. Feuer und Hitze, lobet den Herrn! Schloßen und Hagel, lobet den Herrn! Tag und Nacht, lobet den Herrn! Licht und Finsternis, lobet den Herrn! Preiset und rühmet ihn ewiglich! Eis und Frost, Reif und Schnee, Blitze und Wolken, die Erde lobet den Herrn! Berge und Hügel, lobet den Herrn! Und alles, was auf der Erde wächst, lobet den Herrn! Ihr Brunnen, Meer und Wasserströme, lobet den Herrn! Walfische und alles, was sich regt im Wasser, lobet den Herrn! Alle Vögel unter dem Himmel, alle wilden Tiere und Vieh, lobet den Herrn! Ihr Menschenkinder, lobet den Herrn! Israel, lobe den Herrn, preise und rühme Ihn ewiglich! Ihr Priester des Herrn, lobet den Herrn! Ihr Geister und Seelen der Gerechten, lobet den Herrn! Ihr

Heiligen, so betrübt und elend Ihr seid, lobet den Herrn, rühmet Ihn ewiglich! Hananja, Asarja und Misael, lobet den Herrn, preiset und rühmet Ihn ewiglich! Denn Er hat uns erlöst aus der Hölle und hat uns geholfen vom Tode und hat uns errettet aus dem glühenden Ofen und hat uns mitten im Feuer erhalten. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.«

Als Zuckmayer diesen Gesang aufnahm in sein Stück aus der Gegenwart, als weltliches Benediktus, da hat er den ganzen Gesang abgeschrieben bis auf den Vers: Ihr Beter selber, Hananja, Asarja und Misael, lobet den Herrn. Denn das Geheimnis Gottes mit unserer Menschenseele, das konnte er nicht verstehen. Daß Gott nämlich in unserem Herzen zuerst auftritt, aber uns die weite Welt sehen macht, daß die Genesis geschrieben ist, die Schöpfungsgeschichte des Menschen, und zuerst von dem Himmel und der Erde spricht, die geschaffen sind, weil der Mensch erfahren hat, daß Gott ihn liebt und sein Herz neu geschaffen hat. Sie müssen also an diesen Umweg denken, um die Geschichte des Heils unter den Menschen und die Offenbarung des Todes ein wenig zu begreifen. Der weltliche Dichter läßt den Ausgangspunkt des Gebets einfach weg: Das kleine Herz von Hananja, von Asarja und von Misael, aus dem die Lobpreisung des Stromes und der Himmel und der Meere und der Vögel kommt. Erst zuletzt wenden sich die Preisenden auf die Quelle des Wortes in ihrem eigenen Herzen. *Der Mensch sieht sich selber zuletzt.* Er darf anfangs auf sich keine Rücksicht nehmen. Die Menschheit hat deshalb ihre Bestimmung erst in einem langen Wanderwege erkannt. Längst wußte sie, daß Gott Himmel und Erde geschaffen hat, und längst wußte Israel, daß es als Volk von Gott geschaffen worden ist. Aber es blieb noch 1500 Jahre das unerlöste Geheimnis, daß Gott in uns leidende und sterbliche Menschen hinein die wahre Offenbarung seines Wesens hineingeheimnist hat. Der Mensch sieht sich selbst zuletzt. Das Nächste in unserem Herzen ist immer das Letzte in unserer Erkenntnis. Und das ist die ungeheure Geschichte des Karsams-

tags von der Erschaffung von Himmel und Erde bis zu dem, der seinen Geist aufgab am Kreuz, damit nun auch der Tod, den wir alle sterben müssen, sinnbegabt sei und erschaffen sei.
Clemens Brentano hat ja von der Jungfrau Maria diesen berühmten Vers gedichtet: »Die Sehnsucht, die so lange Tage nach Gott hier auf der Erde ging, als Träne, Lied, Gebet und Klage, sie ward Maria und empfing.« Bis zur Maria, die Jesus als seine Mutter ansprach und anrief, geht die Vorgeschichte der Erschaffung des Todes als Sinn der Existenz eines Menschengeschlechts als des Einen Einzigen Sohnes Gottes. Das ganze Menschengeschlecht ist ein einziges Menschenpaar.

Ostersonntag

Am Ostertage ist die Vorbereitung zu Ende. Gottes Sohn weiß nun, daß ihm die Sprache geworden ist, die Schöpfung Gottes nachzuerkennen und nachzuvollziehen. Wo Hananja, Asarja und Misael langsam stammeln und erst am Ende zu sich selber hinfinden, da beginnt der Menschensohn seinen Weg. Sein erstes Wort ist, daß Er das Wort ist. Daß Gott ihm die Möglichkeit gegeben hat, Himmel und Erde und Blitze und Wolken und Vögel und wilde Tiere anzureden, anzusprechen. Wir müssen auf den Ostersonntag warten, um zu sehen, wie aus dem Sohne Mariens Der geworden ist, von dem her Maria nun heißen kann: Mutter dieses Sohnes.
In der Ostkirche erschallt am Ostersonntag der Ruf aller Gläubigen, Priester wie Laien: Christus ist erstanden, Er ist wahrhaftig auferstanden. In der dritten Person wird hier von Gott gesprochen. Die Gläubigen versichern ihm, daß er in ihren Herzen auferstanden ist. Wie geschieht das? Am Kreuze ändert sich der Name Jesu von Nazareth. Bis zum Kreuz heißt Er im Volke der Sohn Mariens. Aber als Er am Kreuz dem Jünger, dem Lieblingsjünger Johannes, seine Mutter übergibt, da geschieht etwas Ihm selber. Von da an ist Maria die Mutter Christi. Sie ist nämlich nun *dieses* Sohnes Mutter. Vordem war sie bekannt, er un-

bekannt. Nun ist es umgekehrt! Alle sentimentale Marienverehrung und aller echte Glaube an die Kraft Christi unterscheiden sich an diesem Punkte. Wird Maria letzthin als die Mutter auch eines Sohnes verehrt, oder wird sie verehrt als die Mutter *dieses* Sohnes, deren eigene Würdigkeit erst in dem Augenblick klar ist, wo Er seinen Namen aus Jesus in Christus ändert? Die Antwort auf diese Frage hängt damit zusammen, daß ich hier einen Fehler begangen habe. Ich habe gesagt: wo Er seinen Namen ändert. Das ist nicht wahr. Nämlich so wie die Gläubigen der Ostkirche rufen: resurrexit – Er ist wahrhaftig auferstanden – so ist an seiner Namensänderung die ganze Menschheit beteiligt. Christ ist nicht Christ, es sei denn in unserem Herzen und in unserem Munde. Mit der größten Demut hat dieser Offenbarer des Todes darauf verzichtet, sich selbst auszurufen. Wir müssen ihn ausrufen. Sonst wird er nicht der Name über allen Namen.

In der Geschichte vom barmherzigen Samariter ist uns das Rezept verraten, wie dieser Tod besiegt wird, wie die einzelne, isolierte, traurig abgeschnittene Lebenssphäre des Einzelnen zu einem Gefüge des ganzen Menschengeschlechts wird, wie wir alle zusammenwachsen trotz des Todes und jenseits des Todes. Ich meine, die Geschichte vom barmherzigen Samariter ist der erste Anhaltspunkt dafür. Sie wird ja immer so falsch erzählt, als sei der Mann, der unter die Räuber gefallen, als sei er der Nächste des barmherzigen Samariters, und deswegen habe der barmherzige Samariter sich eben erbarmt und für den Kranken, den Verwundeten, den Geschändeten gesorgt. Und so wird heute in der Samariterklasse des Roten Kreuzes gedacht und gehandelt. Aber es ist längst von den Theologen eingesehen und hervorgehoben, daß die Sache anders vor sich gegangen ist. Der Mann, der unter die Räuber gefallen war, der spricht das Wort: »Der Samariter, der Verachtete, der Gehaßte, Gegner des Judentums, der ist mein Nächster.« Der Samariter empfängt seinen Namen aus fremdem Munde. Nächster –. Ich muß zum Nächsten ernannt werden! Die Selbstbestellung der wohltätigen

Frauen zur Wohltätigkeit macht sie noch keineswegs zu wohltätigen Frauen.

Ich habe einen Freund, der hat fünf Jahre in einem Zementwerk gearbeitet, und die Leute haben ihn deswegen dort alle mit »Kollege« angeredet. Er war aber außerdem Pfarrer, und langsam zog er sich in seinen Missionsdienst und seinen Pfarrdienst wieder zurück, und wie die Arbeitskollegen das merkten, da haben sie ihm den Namen »Kollege« verschämt nicht mehr erteilt. Sie wußten nicht, wie sie ihn anreden sollten. Er war doch nunmehr nicht nur Kollege, und sie wollten ihn doch achten, und sie wollten ihn nicht ohne weiteres fallen lassen, und so haben sie seine Anrede umgangen. Aber eines Tages, als er wieder mit ihnen so recht zusammen war und ein gemeinsames Leid über sie gekommen war, da hat einer von den Arbeitern angefangen, ihn Bruder zu nennen. Und dabei ist es geblieben. Und unter den Kollegen gab es also plötzlich einen, der angeredet wurde mit Bruder. Diese Ernennung kann man sich nicht selbst nehmen. Er konnte nicht sagen: ich bin doch euer Bruder. Es mußte ihm entgegenkommen. Und dies Geheimnis der Ernennung Christi durch unsere Namengebung, das ist die Geschichte des Christentums. In dem Augenblicke, als sogar Maria die Mutter *dieses* Sohnes wurde, da geschah das Wunder der Auflösung des Todes, der vorher alles verschlungen hatte. Denn sein Tod trug nun Frucht, und in der wunderlichen Äußerung des Jakobus, eines alten östlichen Patriarchen, begann »dieser geheimnisvolle Prozeß, daß die Toten in seiner Auferstehung an den Leib Christi angeschlossen werden, und indem sie ihn einatmen, heil werden«. Die ganze Vorwelt ist aufgeschlossen in Christi Tod als noch veränderlich. Wenn es heißt, daß er in die Vorhölle hinabgestiegen ist und die Patriarchen besucht hat und da heraufgeholt hat, so ist das einfach wahr. Von Christi Tod her sieht die ganze Vorgeschichte neu aus. Alles ist umgekehrt. Alles ist Sinn, wo vorher Unsinn war und namenlose Vernichtung. Denn Jesus ist der erste Mensch, der vom Ende her gelebt hat. Nicht umsonst erschallt im Weihnachtsoratorium von Bach

das »O Haupt voll Blut und Wunden« bei Weihnachten. In der Wiege das Kind vernimmt die Todesbestimmtheit und nimmt sie auf sich. Daher der Bethlehemitische Kindermord, daher die Flucht nach Ägypten. Der Tod im Leben ist die Erfahrung des ganzen Lebens Jesu. *Der Tod am Kreuz ist nur verständlich, wenn das ganze Leben als Kreuz gelebt wird.*

Sehen Sie auf das Verhältnis von Mutter und Sohn noch einmal. Jesus ist die Jungfrau, die die Apostel aus sich geboren hat. Die Jungfrauengeburt der Maria, ihres eigenen Sohnes, ist eine Projektion dieser Leistung des Herrn als Mutter seiner Apostel. Er hat verzichtet, genau wie der Samariter und genau wie mein Freund, der Kollege, der zum Bruder wurde, sich selbst zu ernennen. Er hat sich auf die Apostel verlassen. Sie haben ihn ernannt. Sie sind sein Leib, als er selbst leiblich von ihnen ging. In ihnen ist er auferstanden, und nichts würden wir je von der Jungfrauengeburt zwischen ihm und seiner Mutter hören oder wissen, wenn die Apostel nicht sich von ihm hätten in die Welt hineingebären lassen als die Träger seines Geistes und die Träger seines Amtes und die Träger seiner Berufung. Die Biologen sagen uns heute, daß der Mensch ein Nesthocker sei. Er werde neun Monate im Mutterleib ausgetragen, aber weitere dreizehn Monate in dem Sozialleib, in dem er sprechen lernt. Adolf Portmann meint, als Tiere würden wir 22 Monate lang im Mutterleib zu verharren haben. Sogar die Sprachnerven entwickeln sich erst im Säugling, wenn mit ihm gesprochen wird. Und so wird der Mensch auch leiblich erst fertiggebildet in seinen Kiefern, in seiner Gesichtshaltung, in dem, was das schöne menschliche Antlitz ausmacht, daß er uns ansehen kann und lächeln kann, nachdem er in der Gesellschaft lebt. Nur durch den Sozialleib, in den er heruntertritt, wenn die Mutter ihn ausgeboren hat, wird er Mensch statt Tier. Das Geheimnis dieses Sozialleibes aber, das ihn auszeichnet vor dem Leib, in dem die Tiere nur Tiere austragen, ist, daß er veränderlich und geschichtlich ist. In der Geschichte muß dieser selbe Nesthocker im Jahre 1900 von anderer Sprache empfangen und begrüßt und getauft

und ansprechfähig gemacht werden als im Jahre 900 und wieder anders als im Jahre 900 vor Christi. Keinem Tier widerfährt das. Es ist seltsam, daß die Biologen, die doch auf alles achten, auf diese Kleinigkeit nicht viel achtgeben, daß der Sprachleib, der Sprachentod, der Muttertod der Muttersprache zum Unterschiede von dem Schoße seiner Mutter in jeder Generation anders ist, veränderlich. Daß andere Worte, andere Sprachen, andere Gedanken durch diese neugeformten Sprachwerkzeuge in ihn eintreten und sein Antlitz bestimmen. Dieser wechselnde Glaube verlangt nämlich den Tod jedes Sozialleibes, ob durch Krieg, ob durch Revolution, ob durch Untergang, durch gewalttätige oder friedliche Beisetzung von toten Geistern; begraben muß nicht nur der Mensch werden, der leiblich stirbt, begraben muß auch genauso der Leib werden, der ihn von seinem zehnten Monat bis zu seinem dreiundzwanzigsten umfängt. Das ist die heut, wo der Mensch als Tier gilt, verkannte Leistung der Alten: Die Alten im Volk müssen den toten Sozialleib erneuern. Denn ihre eigenen Namen müssen zu Häupten des Säuglings treten, Namen, von denen weder der Mutter noch des Vaters Sprache je gehört hatten! Dadurch wird Gottes Geschichte weiter geschaffen.

Jesus hat offenbar gemacht, wie dieser Leib erneuert wird. Das Geheimnis der Kirche, das Geheimnis der Auferstehung ist das Hinübergetragenwerden jeder Generation in einen neuen Leib! Denn damit ist zu dem leiblichen Tod ein anderer Tod hinzugesetzt, nämlich der Tod dieser, der vorübergehenden Umwelt, der Geisteswelt! Genauso wie der Nesthocker leben muß, glauben muß und hoffen muß auf die Worte, die ihm da eingeflößt werden, die Namen, die wie Sternbilder seinen Weg zunächst orientieren, genauso muß er auch das Sinken dieser Sterne schon in der Morgendämmerung der eigenen selbstbewußten Seele aufgetragen bekommen, durchleiden, ausführen. Hinterlassen muß er einen neuen, den nächsten Sternenhimmel! Die Sterne seiner Jugend dürfen nicht über seinen eigenen Kindern einfach leuchten. Er muß sie sieben, er muß sie verändern, er muß über

sie entscheiden. Die Kraft Christi, so zu leben, daß genug von unserem Geist stirbt, das ist das Geheimnis des Todes Christi, und deswegen ist Er heute bei jedem Tode von uns mit anwesend.

Wir sterben nicht allein. Jesus ist der letzte Mensch, der alleine hat sterben müssen. Orestes hat noch einmal das Ungeheuer des einsamen Todes auf sich genommen, und seitdem – bei Goethe ist es die Iphigenie, bei uns ist es die Mutter Kirche – stirbt niemand allein. Jedem wird deutlich, daß sein Tod Frucht trägt, wenn er das mit hat sterben lassen, was sterblich war an der Muttersprache, dem Mutterleib, der Vatersaat der Umwelt, in die er zuerst vertrauensselig hineingebildet worden ist, und die er nun so durchbeißen muß, wie das Junge die Eierschalen. Es ist an uns also nicht nur der Leib sterblich. Das ist der seltsame und geheimste Trost des Christentums; sondern der Geist selbst ist sterblich, der uns irdisch umgibt. Und Jesus hat seinen Geist in die Hände des Vaters zurückgegeben. Das ist seine Auferstehung, oder vielmehr dies Opfer hat seine Auferstehung erzwungen. Seine Täuflinge wurden nicht mehr als Juden erzogen wie er selber. Der leibliche Tod, erinnert Euch, wir hatten das gleiche am Karfreitag gesehen: keiner entgeht ihm, niemand ist da privilegiert. Aber kein leiblicher Tod ist an sich besser als eines anderen leiblicher Tod, oder sagen wir, weniger leidvoll oder leidvoller: Da ist kein Unterschied. Vor dem Tode wird alles gleich. Aber vor Christus wird der Tod ungleich. Wir mögen im Tode alle gleich sein, aber Jesus hat den Tod ausgezeichnet für einen besonderen Tod. Er hat den Tod zum Samen gemacht. Er hat nämlich den Aposteln und den Nachfahren es überlassen, Jesus als den Gekreuzigten auszurufen, seinem Tode Sinn zu verleihen. Dieser unendliche Glaube an die Einheit des Menschengeschlechts trägt bis heute Frucht; deswegen ist der Krieg in der heutigen Zeitrechnung etwas anderes als der Krieg vorher. Es wird Friede geschlossen, weil sich zwei Staaten, zwei Stämme, zwei Familien, zwei Feinde *in seinem Namen* einigen können. Wenn der eine Chinesisch spricht und der andere Russisch, so

ist doch Friede möglich unter Christen, denn sie gehören alle einem größeren Leibe an als dem Leibe des Sprachleibes ihrer Nation. Die Sprachen sind nicht heilig. Der Geist ist heilig, der diese Sprachen erneuert und in sie hineinspricht und uns aus ihnen herausholt und herausspricht. Den Weibern und den Päpsten hat er es zuerst angetan! Es ist erst tausend Jahre her, daß eine Jungfrau, wenn sie heiratete, den Namen ihres Mannes annahm. Noch Tassilos Frau, die Tochter des Langobardenkönigs, heißt auf dem Tassilo-Becher virgo regalis; das heißt, sie kann es nicht loswerden, daß sie die Tochter eines Königs ist. Im elften Jahrhundert ändert sich das mit den Kreuzzügen. Es ist die Reform der Gregorianer, die dazu führt, daß die Frau den Namen ihres Mannes annimmt, daß man nichts von ihr mehr weiß, als daß sie nun ein Leib geworden ist mit dem Ehemann. Wie wäre es denn, wenn heute die Nationalisten und Nationalen in der Mitte ihres Lebens auch ein solches Traugelöbnis aussprechen müßten, daß nun der Sprachleib und Geistleib, in den sie hineingeboren sind und dem sie ihre erste Ordnung und Sprache verdanken, nicht der einzige sein darf, bleiben darf, in den sie hineingehören? Ich glaube, die Zeit ist gekommen, wo die Männer weiblich werden müssen in ihrer Seele und nicht bloß geistig herumstöbern mit abgewetzten Schlagworten, mit denen sie die Welt objektivieren. Die Welt, die ist Objekt, die mag verbraucht werden; aber das geistige Leben des Mannes ist genauso reichhaltig wie das Liebesleben der Frau. Wenn sie dem Manne ihren Namen gerne in der Mitte des Lebens neu verdankt, dann handelt es sich auch beim Manne heute nicht einfach um eine sogenannte Jugendweihe oder Initiation, sondern dann handelt es sich genau wie bei Jesus in der zweiten Hälfte des Lebens um den Eintritt in einen noch unbefriedeten Bereich, in dem sein eigenes Volk mit anderen Völkern zusammenfließt. In welchem Grade immer diese neue sakramentale Aufschließung des ersten Sprachleibes geschehen soll, das bleibe dahingestellt. Vielleicht muß jeder diesen Weg selber finden. Aber daß der Mann, der heute zur Schule geht und Deutsch

lernt, noch nicht geistlich geboren ist als Christ, das steht fest. Da liegen heute die Aufgaben des dritten Jahrtausends, genau wie die Mädchen vor uns wie selbstverständlich neunhundert Jahre lang den Namen ihres Mannes angenommen haben. Wie Sie wissen, weicht das heute von uns. Es gibt Frauen, die glauben nicht mehr, daß der Mann sie verwandelt. Sie heiraten glücklich, aber vertragsmäßig, auf Liebesabrede und nicht auf Liebe als Schaffensakt hinein in einen neuen Sprachleib. Aber die Krise der weiblichen Umnennung deutet gerade darauf hin, daß diesmal die Umnennung noch weiter greifen muß, nämlich sie wird uns Männer mit umfassen. Vielleicht ist da ein Unterschied in dieser Entnationalisierung von Weibern und Männern. Und vielleicht ist das der Grund, weswegen heute die Einzelehe in ihren Grundsätzen, nämlich der Umnennung der Frau, bebt, so daß die berufstätige Frau ja sehr oft ihren alten Namen weiterzuführen trachtet. Für die Kirchenchristen liegt ein Fingerzeig darin, daß erst seit der Papstrevolution von 1059 die Päpste ihren Christennamen ändern, wenn sie Papst werden.

Lächelnd kann ich jetzt zurückblicken auf meine eigene Verzagtheit am Karfreitag. Der Tod, der Himmel und der Friede, die schienen unverändert zu bleiben trotz Christus und trotz des Christentums. Wie anders das jetzt aussieht! Derselbe Name Christi, der die Sprachen umschafft zu Teilbereichen seines eigenen Namens und seines von diesem Namen beherrschten Geist-Leibes, derselbe Himmel öffnet sich nun. Ich habe keine Schwierigkeit einzusehen, daß älter als der sinnliche Himmel die Metapher Himmel ist, älter als meine Hand und mein Auge das Auge Gottes und die Hand Gottes. Wer ist denn im Himmel? *Alle die sind im Himmel, die mir noch etwas zu sagen haben. Der Himmel ist die Zukunft, die auf mich selber wartet.* Wäre niemand im Himmel, ich hätte keine Bestimmung. So aber lebe ich fröhlich dieser Zukunft entgegen. Das Himmelreich ist älter als die Astronomie. Denn im Himmel wird gesprochen und Auferstehung geschieht, wo jenseits des Todes der Gestorbene einen neuen Namen empfängt. Ob wir nun ganz sterben oder nur Teile

unserer Sünde, es gibt tot, töter und am totesten in unserer Existenz. Wir sterben nicht nur auf dem Sterbebett. Wir sterben viele Male. So wie die Jungfrau am Hochzeitstage ihren Eltern abstirbt, und wie der Mann ja Mutter und Vater verlassen muß und dem Weibe anhangen, um sein Leben zu erfüllen. Aber seit Jesus dürfen wir doch eines sagen: Er ist wahrhaftig auferstanden, denn er hat uns diese unendliche Veränderlichkeit unserer geistigen Existenz deutlich gemacht. Er hat sie uns eingekerbt, indem sie von jedem Menschen erwartet, vollzogen zu werden. Er hat uns erlaubt, ihm etwas zu verleihen. Er hat verzichtet, aus eigener Kraft zu leben. Er hängt von uns ab. Er wartet darauf, daß wir, jeder von uns, an unserem Ostersonntag sagen: Er ist wahrhaftig auferstanden!

Vierter Teil · B

Seit dem Sechstagewerk

IM PRÄGSTOCK EINES MENSCHENSCHLAGS ODER DER TÄGLICHE URSPRUNG DER SPRACHE

Der Ursprung der Sprache ist eine der am meisten verhandelten, bespöttelten und hoffnungslosen Fragen der menschlichen Geschichte[1]. Die Ursprungsfrage ist als ein schweres Problem verworfen worden, das niemals beantwortet werden kann und deshalb niemals aufgeworfen werden sollte. Man hat sie zu beantworten versucht mit dem Hinweis auf »Nachahmung«, auf Nervenreflexe (Langer), als Gestikulation des ganzen Körpers, die zu einer Bewegung der Gurgel verkürzt seien (Jousse), auf das Geschrei einer kriegführenden Menschengruppe; und all diese Erklärungen grenzen an das Lächerliche. Die meisten, die mit der Behandlung der Frage bekannt sind, sind entmutigt.

Der »Ursprung« der Sprache ist für mich selber eine so legitime Frage wie jeder andere Ursprung. Das bedeutet, daß sie an die eine, zentrale Schranke all dieser Fragen stößt: Wir müssen wissen, was wir mit »Ursprung« meinen, was wir unter »Ursprung« der Sprache verstehen. Sprache kann bedeuten: *A* eine Methode, mittels der man einem Menschen die Richtung zum nächsten Bauernhof am Wege zeigen oder eine Weise, mit der man das Schreien des Kindes besänftigen kann. Dann kommt sie mit Gesten, Lächeln und Tränen aus, und dann sind die Affen und die Nachtigallen unsere Lehrmeister. Ich zweifle nicht daran, daß in unserem täglichen Geschnatter und Geplapper unsere Sprache den selben Zwecken dient wie tierische Laute, und was den gleichen Zwecken dient, verdient als miteinander identisch an-

[1] Hierzu wolle der Leser Band I, 655 ff. zuziehen.

gesehen zu werden. Es gibt Bereiche in unserem Leben, in denen wir die Bedingungen teilen, unter denen die Tiere Töne des Verkehrs, der Warnung usw. aussenden. Und wir benutzen in diesen Bereichen Töne, welche einige Ähnlichkeit mit den Lauten aufweisen, die Tiere ertönen lassen. *B* zum anderen: Sprache kann auch die Fähigkeit bedeuten, einen Choral zu singen, eine Tragödie aufzuführen, Gesetze zu erlassen, Verse zu dichten, das Tischgebet zu sprechen, einen Eid zu leisten, seine Sünde zu bekennen, seinen Nächsten zu verleumden, eine Beschwerde entgegenzunehmen, eine Biographie zu schreiben, einen Bericht zu fälschen, eine algebraische Aufgabe zu lösen, ein Kind zu taufen, einen Heiratsantrag zu unterzeichnen, seinen Vater zu beerdigen.

Die meisten verwechseln *A* und *B*, das eine und das andere. Sie scheinen zu wähnen, daß wenn sie Wiegenlieder, Scherze oder Klatsch erklärt haben, so hätten sie damit auch die Kraft eines Traugelöbnisses erklärt.

Wir gehen daran, das eine und das andere auseinanderzulösen. Unser Vertrauen dabei gründet sich auf die Entdeckung der Ränge, die ein Wiegenlied, die der Finger, der auf meines Nachbarn Haus zeigt, die ein guter Schwatz einnehmen: Es gibt Sprache ersten, zweiten und dritten Ranges. Daher kommt es, daß wir hier einige zwanzig verschiedene Zeitwörter benutzt haben, um dem Sprechen gerecht zu werden: beantworten, nachahmen, gestikulieren, schreien, zeigen, besänftigen, schnattern, plappern, singen, aufführen, erlassen, dichten, bekennen, sich beschweren, schreiben, berichten, taufen, unterzeichnen, scherzen, verleumden, klatschen, erklären. Das kommt vom Rang, nicht vom Zufall.

1. Der entscheidende Augenblick beim Sprechen

Bitte unterscheidet zwischen Tierlauten, förmlichem und formlosem Sprechen. Die Frage, wie komme ich über diesen Bach?, ein Wiegenlied und die Kurznamen Toni und Hans gehören weder der tierischen noch der förmlichen Sprache an. Sie sind

für das erste zu genau, für das zweite zu locker gebaut. In den Vereinigten Staaten bemüht sich jeder, so locker zu reden, als habe er mit dem Präsidenten die Schweine gehütet. Man redet also gern von Mrs. Kennedy als Jackie. Eisenhower hieß zärtlich »Ike«. Aber es kostet eine wahre Anstrengung, so formlos zu werden. Daher hat das Ergebnis, daß man so tut, als könne man dem Präsidenten auf die Schulter klopfen, nichts mit dem vorformellen Zustand der Tierlaute oder des Babylallens zu tun. Denn das Pikante an der Formlosigkeit liegt darin, daß wir die Form gut kennen, die wir abschleifen. Der Aufstand gegen die Formalitäten macht nur deshalb Spaß. Formlos sein bedeutet, bereits bestehende Formen vernachlässigen. Was nicht existiert, kann nicht vernachlässigt werden. Wer also ohne Formalitäten leben und sprechen will, hat damit nicht die Geburt dieser gleichen Formalitäten erklärt. Eher erinnert er an einen berühmten Atheisten, der seinen Sohn zu einem orthodoxen Geistlichen in den Religionsunterricht bringt[1]. Der Geistliche fragt den Vater, ob das nicht ein Irrtum sei. »Nein«, sagte der Vater, »es kommt mir darauf an, daß mein Sohn irgend etwas habe, wovon er sich frei denken kann. Dazu ist Religion gerade gut!« Bestehende Formalitäten erklären also unsere Neigung zum Formlosen, nicht umgekehrt. Niemand kann daher sprechen und sagen »Mein Gott, welch schöner Tag«, wenn nicht irgend jemand vorher gesungen hat: »Die Himmel rühmen die Ehre Gottes.« Niemand kann Mutti oder Vati sagen, ehe nicht irgend jemand ehrfürchtig vorher Vater und Mutter gesagt hat. Die Linguistik hält aber die lieben Kindelein für die Saugwurzelerfinder von »Papa« und »Mama« in ihrem lieblichen Rousseau-Traum[2].

Unsere Unterscheidung teilt alle Arten des Sprechens in zwei Hälften, welche sich dauernd gegenseitig ergänzen: die förm-

---

[1] Meinem Freunde Rev. McNair in Boston, Mass., ist diese Geschichte passiert.

[2] Z. B. Roman Jakobson, Why »Mama« and »Papa«? Selected Writings, 1962, S. 538 ff.

liche und die formlose. Logisch und historisch geht die formelle der formlosen voraus; die formelle ihrerseits folgt auf die Tierlaute. Wir unterscheiden: *erstens* die unartikulierten, sozusagen prä-formalen Tierlaute, *zweitens* die formelle menschliche Sprache, *drittens* das unformale, unverbindliche Reden; dieses formlose Reden zehrt von beiden, dem vorformalen und dem formalen; es ist ein Gebräu aus beiden. Unsere Unterscheidung öffnet den Weg zu einer neuen Auffassung der Sprache: eine gewisse Art des Sprechens existiert bei den Tieren. Die Historiker der Menschheit brauchen sie nicht zu erklären, sie ist vormenschlich. *Eine andere Art von Sprache existiert nur bei den Menschen. Dies muß verstanden werden, oder die menschliche Geschichte bleibt ein Geheimnis.*

Die oben aufgeführte Liste einiger Akte der formellen Sprache vom Choral bis zum Friedensschluß begründet unsere Menschlichkeit im Unterschied zu den Tieren. Aber die Menschheit neigt zu Nachlässigkeit und Schlaffheit. Gegen jedes formelle Sprechen wird daher unablässig angerannt, bis es zu formlosem Sprechen reduziert ist, zwischen Katze und Hund, frère und cochon, wie im Kinderzimmer oder in der Kaserne. Daraus folgt: was wir mit formaler Sprache ausrichten, wenn wir sie als Mittel der Information, der Informalitäten und bloßer Anspielungen verwenden, kann nicht dazu dienen, die formale Sprache zu erklären. In der Tat zeigt sich die Tendenz, die formale Sprache aufzusaugen, auszulöschen, auszuwalzen. Die Tendenz zum Spaßigen, Legeren, Nachlässigen ist groß; um so mehr müssen wir alle unsere Neigungen zum bloßen Spaßmachen vergessen, wenn wir die Erhabenheit, die Höhe, das Frohlocken, die Würde und die Bedachtsamkeit verstehen wollen, die formales Sprechen voraussetzt.

Die formelle Sprache kann nicht innerhalb der Gruppen entstanden sein, deren ganzes Anliegen darin besteht, formlos zu leben. Die Beziehung zwischen Mutter und Kind beispielsweise muß aus dem Bereich ausgeschieden werden, innerhalb dessen förmliche Sprache entstanden sein kann. Eine Herde oder eine

Rotte junger Burschen, Soldaten oder Jäger ist ebenso wenig eine Umgebung, in der jemals menschliche formale Sprache geboren wird. Aber gerade in diesen Umgebungen hat die Wissenschaft nach Erkenntnis gesucht. Sie hat sie nicht gefunden. Innerhalb dieser Umgebung wird alle artikulierte Sprache heruntergezogen. Die Spannung läßt da nach, wo wir nachlässig daherreden. Die Nachlässigkeit vernichtet z. B. die grammatischen Endungen, sie lebt von bloßen Ausrufen und dem Zucken der Schultern. Sie ruiniert die beste Sprache. Was für eine seltsame Annahme, daß der Formenreichtum der Grammatik und der Syntax auf ein Milieu zurückgehen könnte, das den Formen so feindlich gesinnt ist! Kann ein chemisches Auflösemittel dazu dienen, die Kristallisation zu erklären? Aber das ist versucht worden, wieder und wieder, von seiten der Linguisten und der Sprachphilosophen.

Zwei Gedankenrichtungen haben dabei vorgeherrscht. Die eine wurde von der angeblichen Tatsache beeindruckt, daß die Tiere »sprechen«. Unter diesem Eindruck wurden die Abgründe zwischen der Tiersprache und der menschlichen Sprache zu bloßen Gräben von zu vernachlässigender Tiefe. Oder man erklärte sich damit einverstanden, daß die Sprache aus Vorgängen des menschlichen Alltags erklärt werde. Wenn das aber der Ausgangspunkt war, so schien es das einfachste zu sein, sich auf die Kinder zu konzentrieren. Indessen sind gerade Kinder und ihre Mutter ebenso wie Knaben in ihrer Horde die am ehesten vorgeschichtlichen Formen menschlicher Existenz; wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf diese der Natur am nächsten stehenden Gruppen unter uns richten, dann legen wir ihnen die Aufgabe bei, das am wenigsten der Natur nahestehende Ding in der Welt, die artikulierte und grammatisch durchformte Sprache, geschaffen zu haben. Wir können glücklicherweise in die entgegengesetzte Richtung blicken, weg von den Affen, von den Babies, von den Knaben und Mädchen, wenn wir den Ursprung der formellen Sprache verstehen wollen. Die formelle Sprache muß ernster Männer Werk und alter Männer Tat sein. Goethe und Bismarck

und Luther haben mehr für die deutsche Sprache getan als der gesamte Bund deutscher Mütter.

Indem wir die Richtung unserer Untersuchung radikal ändern und in die bisher nicht verfolgte Richtung blicken, geraten wir in die Gefahr, zu schnell voranzugehen. Die Psychologie des Kindes und die Tiersoziologie machen unter uns so große Fortschritte, weil sie mit ständig anwachsender Investierung von Kapital, Einrichtungen und Personen rechnen können. Diese Investierungen werden es noch auf lange Zeit hinaus nicht zulassen, daß sie für entsprechende Studien im Bereich der artikulierten Sprache verwandt werden, zumal die bisherige Praxis die Geldgeber nicht für solche Untersuchungen auf dem Felde der Religion, der Sprache, der Politik, des Rechtes, der Dichtung und des Rituals vorbereitet hat. Sie nehmen ohne Zweifel an dieser Behauptung Anstoß, daß kein Kind den Mann erkläre, sondern vielleicht der Mann das Kind. Der Erfolg allein kann darüber entscheiden, wessen Methode geeignet ist. Dieses Kapitel fordert den Leser auf, auf das Verfahren des reifen, erwachsenen und verantwortlichen Menschen in uns selbst zu achten und die Handlungsweisen der weisesten und größten Seelen aller Zeiten in bezug auf den Ursprung förmlicher Sprache ins Auge zu fassen. Die Ergebnisse werden einfach sein, aber den verbreiteten Vorurteilen werden sie widersprechen. *Sprache ist mehr als ein bloßes Werk- und Spielzeug unseres Bewußtseins.* Sie kam als tödlicher Ernst zu uns, damit uns unsere menschliche Berufung ergreifen könne. Sprechen heißt, in einen übermenschlichen Bereich eintreten und von ihm bestimmt, dauernd bestimmt werden. Wir können nun zusammenfassen. Wir können eine Folge von drei Weisen sozialer Laute unterscheiden:

1. die vorformale, prähistorische Sprache
2. die förmliche oder historische Sprache
3. die formlose, gesellige Sprache.

Die Töne der Tiere sind beredt aber vorgrammatisch. Der Erwachsenen Sprache ist artikuliert und hochsprachlich. Die Kin-

der sprechen formlos, im Dialekt oder im Slang. Von hier aus können wir weiterschreiten. Die Sprache des Menschen zielt auf etwas, worauf Affen oder Nachtigallen nicht zielen: sie strebt danach, den Hörer in ein Wesen zu verwandeln, wie es nicht existierte, bevor es angesprochen wurde. Die menschliche Sprache ist streng förmlich, und aus diesem Grunde ist sie durchgeformt und grammatisch geworden. Grammatische Formen und Beziehungen müssen als die Symptome gelten, die beweisen, daß die tierische Sprache von der artikulierten menschlichen Sprache überbaut ist. Diese Sprache kann einen Ort in Irland Tipperary nennen und ein Kind Dorothea, Gottesgabe. Das können die Tiere nicht. *Die größte Form der menschlichen Sprache sind Namen.* In der Tiersprache sind sie augenscheinlich nicht vorhanden. Was immer der Mensch mit den Affen gemein haben soll, wenn er spricht – der Affe kann Gott nicht anrufen. Der eigentliche Name Gottes bedeutet: »Der, der spricht«; oder »Der, der die Menschen so begeistert, daß sie sprechen.« Formelle Sprache verlangt nach Namen, auf welche der Mensch hören und aus deren Kraft er ernannt werden soll.

Da förmliches Sprechen sein Schwergewicht in den Namen hat, kann die formelle Sprache als nominales oder namhaftes Sprechen bezeichnet werden. Das hat einige Vorteile. Indem wir die Sprache des Menschen nominal nennen, gewinnen wir Zugang zu einem der seltensten Phänomene unserer Sprache, zu der Benutzung von Pronomen. Es gibt Sprachen ohne Fürwörter. Es ist gut, das zu bedenken. Denn uns scheinen »du«, »ich«, »mein«, »wir«, »das«, »es« die häufigsten Wörter einer Sprache. Aber sie werden an Stelle von Nomina verwandt; »pronominal« zeigen wir, anstatt das Wort »Tafel« auszusprechen, auf sie als »dies« oder »das«. Wir müssen den Unterschied zwischen Namen und Pronomen erklären; deshalb wollen wir nun die Reihe vorformal, förmlich, unformell durch die Ausdrücke pränominal, nominal, pronominal ersetzen. Wir können daher die Sprache der Affen, Vögel usw. als pränominale Sprachen ansehen, als Sprachen vor den Namen. *Die Sprache der Menschen können wir als*

nominale Sprache bezeichnen. Aber nun kommt unsere Schwierigkeit.

Die Bereiche der Tiersprache zwischen Männchen und Weibchen, Stute und Füllen, in einem Rudel von Wölfen oder Gemsen reichen auch in unsere menschlichen Beziehungen hinein. Eine Mutter und ihr Kind, ein Liebhaber und seine Geliebte, ein Offizier und seine Leute leben in Situationen, die von dem Tierreich nicht vollständig verschieden sind. Es würde falscher Stolz sein, wenn wir die Ähnlichkeiten übersehen wollten, die hinsichtlich natürlicher Kameradschaft existieren.

Wo förmliche Sprache entspringt, befinden sich die beseelten Gruppen, die den tierischen Gruppen entsprechen, zwischen zwei Einflüssen: die eine ist die pränominale, die vorformale Situation der unmittelbaren, körperlich sichtbaren und vernehmbaren Gruppe der Genossen, der Banden, von Henne und Küken; die andere ist die förmliche, grammatisch artikulierte Sprache der Namen und Ränge. Die Familie, die Mannschaft, das Paar schufen und schaffen in sich ein Kompromiß zwischen förmlicher und formaler Sprache: Sie sprechen entformt, pronominal. Mammi, Papa, Köbli, Hans sind Entformungen. Sie sind Produkte eines Schleifprozesses zwischen den beiden Mahlsteinen unserer tierischen und unserer formschaffenden Natur. Jedes im Kinderzimmer gesprochene Wort ist ein Kompromiß zwischen vorformaler und formeller Sprache: es ist logischerweise entformt; das Unformelle ist später als das Vorformale und Förmliche. Es ist ihre Synthese oder Mischung. Daraus folgt, daß Mammi und Papa nicht dazu benutzt werden können, den Ursprung der Sprache zu erklären. Weder kann meine Geste: »Dort geht euer Weg nach Tipperary« die Vollmacht des Menschen erklären, der einen Ort durch Jahrhunderte wirksam Tipperary nennt, noch die Stellung der Frage: wo ist der Weg dorthin? »Wo«, »ihr«, »das«, »es« sind alles entformte Fürworte, die gesprochen werden können, weil die Menschen ebenso unmittelbar aufeinander treffen wie Tiere, und in solcher Unmittelbarkeit genügt ihnen eine weniger förmliche Sprache als gewöhnlich. »Wo?« »ihr«,

»was?«, »es« entsprechen Papa, Mama, Hänschen. Alle diese Fürwörter sind vom gleichen Charakter: sie sind Scheidemünze für augenblickliche Verwendung; es sind die Kupferstücke von Einpfennigwert, verglichen mit der wichtigen Bedeutung eines Schecks oder einer Aktie. Die Geldexperten werden Geld nicht nur aus der Lage eines Pfennigstückes verstehen wollen. Ein Pfennig ist zu deutlich ein bloßer Bruchteil einer Mark. Das Kupferstück ist ein Kompromiß zwischen einer kurzen Verständigung in der intimen Situation zweier Nachbarn und der langfristigen und formellen Situation der Bundesbank.

Aus diesem Grunde werden »wo«, »ihr«, »was«, »es« Pronomina genannt. Diese Wörter ersetzen formale Nomina in ähnlicher Weise wie Wechselgeld den Platz wirklichen Geldes einnehmen kann.

Wenn wir den Ausdruck Pronomen nunmehr auf Wörter wie Papa, Mama und Fritz ausdehnen, wird die Gesamtbeziehung zwischen Affe, Mann und Kind offenbar. *Der Affe in uns spricht pränominal, der Mann in uns spricht durch Namen, das Kind in uns spricht pronominal,* nachdem die Namen also bereits gelten. Die Sprache des Kindes, des Menschen, stammt von seinem Vater, nicht vom Affen ab! Pränominale, nominale und pronominale Sprache sind deutlich unterscheidbar. Wo immer Menschen zusammen wohnen, essen, arbeiten und spielen an einem Ort zu gleicher Zeit, leben sie in einer vorformalen, genauer noch in einer pränominalen Situation. Sie können daher sich durch Zeichen und Töne verständlich machen wie die Tiere.

Auf der anderen Seite sind Wiegenlieder, Ammenreime, Klatsch, Geplapper, Gewisper, Propaganda, Scherze, Witze, Seemannserzählungen, Ratschläge, Koseworte nicht vorformal, sondern sie sind nachträglich. Sie sind eine Mischung des Präformalen und des Formalen. Sie begründen den Bezirk des Pronomens; sie entleeren Namen zu Koseworten. Sie sind nicht ganz präformal. Sie sind nur unformell. Sie werden zwischen den Erfordernissen der Formalität und des »commonsense«, d.h. des Selbstverständlichen, hin- und hergezerrt. Sie begründen den Be-

zirk des Pronomens. Sie entleeren die Namen durch Zeichen, Winke und Mienen. Ein Freund aus meiner Studienzeit in Heidelberg benutzte ständig den Ausdruck »irgendwie« für alle Geheimnisse des Lebens. Wir hatten den Eindruck, daß er diesen Ausdruck an Stelle des Namens Gottes gebrauchte. Und so war es in der Tat. Wo frühere Generationen vom Willen oder der Hilfe Gottes gesprochen hatten, begnügte er sich mit dieser ungewissen und unentschiedenen Geste des »irgendwie«. »Irgendwie« lebte er, statt dank der göttlichen Vorsehung, wie sein Vater das nannte. Necknamen, Kurzformen, Pronomen, Gesten kürzen ab, entleeren und machen billig. Trotzdem leisten sie auch einen positiven Dienst. Sie schützen die Namen vor dem Verschleiß. Der sehr berühmte Kuno Fischer, Professor der Philosophie, trug den stattlichen Titel »Euer Exzellenz« mit großem Stolz. Indessen übertraf eines Abends in seinem Haus ein junger Student sich selbst in der Verwendung des Titels. Es regnete »Euer Exzellenz«, woraufhin Fischer endlich sagte, »nicht so oft, nicht so oft, junger Freund. Hie und da, ab und zu!« In den Zwischenzeiten war er mit dem einfachen Pronomen »Sie« an Stelle des vollen Titels »Exzellenz« zufrieden. Denn dann strahlte »Euer Exzellenz« um so glanzvoller auf.

Die Pronomen schützen die Namen, wo ihr Gebrauch nicht am Platze ist: wir, die Ausschau halten nach dem authentischen Platz der Sprache, haben nunmehr den authentischen Platz für die pronominale Sprache gefunden, *wo die förmliche Sprache nicht am Platze ist, treten die Pronomen auf.* Nachträglich lassen sie etwas an dem Ernst der Titel und Namen nach. Die Pronomen gehören nicht der tierischen Sprache an. Sie stehen in klarer Verbindung mit den großen Namen und Titeln der menschlichen Sprache. »Es«, »er«, »mich« sind volle Formen; »Papa« ist artikuliert und bezieht sich deutlich auf »Vater« oder Pater. Die Pronomen sind weniger umständlich als die Namen. Während der letzten zweihundert Jahre haben die Männer, die sich um den Ursprung der Sprache bemüht haben, zwischen vollgültigem und entleertem Sprechen nicht unterschieden. Wenn

wir aber Wiegenlied und Erlaß, Geschwätz und Eidesleistung in ein und dieselbe Kategorie werfen, errichten wir einen unübersteigbaren Wall gegen unser Verständnis des Ursprungs der Sprache. Es ist geradezu erstaunlich, wieviel Probleme mit einem Mal einfach werden, wenn die Wiegenlieder an den ihnen gehörigen Platz, in die Kinderstube, und Geschwätz an seinen eigenen Platz, in die Schwatzbude, verwiesen werden. Weder die Kinderzimmer noch die Schwatzbuden sind die Quellbezirke der formalen Sprache. Das größte Opfer dieses Sündenfalles war der Name der Götter selbst. Die Menschen fingen an, Gott eine Idee zu nennen, aber *Ideen können nicht Götter anrufen, Namen können es.* Das Kinderzimmer und die Schwatzbude treten an die Stelle des Versammlungshauses und des Hofes und der dort gesprochenen, formalen Sprachen, wenn aus dem Bundespräsidenten und Gottvater unsere »Ideologie« wird.

Nun, nachdem wir die Kindersprache ein für allemal aus dem Wege geräumt haben, können wir mit Erfolg untersuchen, wann und wo die formale Sprache hervorgerufen wird, und was der Beitrag der Sprache einer heutzutage sprachlos gewordenen Gemeinschaft hat bedeuten müssen. Der authentische Platz und der legitime Augenblick für die Geburt der Sprache können nun entfaltet werden.

Bevor wir nicht die Situation einer menschlichen Gesellschaft ins Auge gefaßt haben, der die Sprache fehlt, werden wir die zweite Frage nicht verstehen können, warum die Hilfsmittel der Sprache in grammatische Formen gegossen wurden.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache erhält Sinn als eine Folge zweier Fragen. Zunächst: wo ist nach unserer eigenen Erfahrung neues Sprechen unentbehrlich? Und dann: wann wurde daher Sprache unentbehrlich?

Ohne einige eigene Erfahrung mit der Sprache, wie sie neu unter unseren Nasen entspringt, haben wir gewiß keinen Maßstab für die Vergangenheit.

Die Skeptiker werden sagen, das mache die Frage sinnlos. Es gebe heute kein neues Sprechen. Künstliche Sprachen gäben kei-

nen Beitrag zu unserem Problem. Esperanto könne gewiß nicht griechisch erklären. »Basic English« könnte nicht angelsächsisch erklären.

Offensichtlich haben sie recht. Das, was Sprache begründet, ist in diesen willkürlichen Plänen der Sprachmacher nicht am Werk. Aber die Skeptiker haben nicht in jedem Sinne recht. Geschichte ist nicht einfach, was vor 10000 Jahren geschehen ist; *uns geschieht auch noch Vorgeschichte.* Obgleich die künstlichen Sprachen zum Ursprung der Sprache nichts beitragen, existieren in unserer Mitte vorsprachliche Situationen. Diese vorsprachlichen oder vorgeschichtlichen Situationen spiegeln bis zu einem gewissen Grade das Kraftfeld, in dem die erste Sprache entsprang. Das Vakuum wird hier und dort von ähnlichen Polaritäten her bestimmbar. Beide Male verlangt und ruft eine vorsprachliche Situation danach, artikuliert zu werden. Menschliche Wesen ebenso wie soziale Verhältnisse warten darauf, artikuliert zu werden. *Es gibt unter uns ein Schweigen, welches darauf wartet, Sprache zu werden.* Wenn wir uns fragen, wo wir nicht sprechen oder nicht sprechen können, obgleich wir sprechen sollten, können wir die Funktion entdecken, die von der Sprache wirksam erfüllt wird. Wir werden aus der bloßen Theorie heraus sein, und wir werden nicht aus unserer geringen Kenntnis des Englischen, des Deutschen oder Lateinischen abstrahieren, was Sprache sei. Lernen werden wir von der Krankheit einer Gruppe, der die Sprache fehlt, obwohl ihre Gesundheit vom Ursprung neuer Sprache in ihrer Mitte abhängt.

Wir werden das Feld studieren – das Wort Feld hilft ja vielfach aus –, innerhalb dessen der Funke der Sprache ausgelöst wird, bevor wir die Sprache selbst studieren. Diese rückwärtige Annäherung an das Sprechen wird unsere Untersuchung über seinen Ursprung auf die feste Grundlage unserer eigenen täglichen Erfahrung stellen. Wenn eine bestimmte Eigenheit des Lebens ohne Sprache unmöglich ist, dann wird die Sprache in der Wiederherstellung oder der Schöpfung dieser gleichen Eigenheit ihren Ursprung haben. Ein Vergleich mit anderen Fächern un-

seres Wissens ermutigt uns zu unserer Methode. Die Wirtschaftswissenschaft wurde erst dann zu einer Wissenschaft, als sie die Krisen zu studieren begann, in welchen die Ordnung der Wirtschaft zerstört wurde. Der ewige »Ursprung« der Wirtschaft, ihre ständige Weiterentwicklung als wirksame Arbeitsteilung wird verständlich, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die Unordnung fixieren, die vom Mangel einer wirksamen Arbeitsteilung herrührt. Die Medizin ist eine Wissenschaft, soweit sie in das Geheimnis der Krankheit eindringt. Soziologie wird zu einer Wissenschaft, soweit sie Kriege und Revolutionen zu erklären versteht. Das Fehlen der gewohnten Ordnung, die Unordnung, dient dazu, den Ursprung der eigentlichen Ordnung zu erklären. Wenn wir eingesehen haben, warum ein Stadium der Dinge negativ ist und nicht gut, fangen wir an, den Ursprung des Guten zu verstehen.

Biologie wird zu einer Wissenschaft vom Leben an dem Tage werden, an dem der Tod verstanden wird. Im selben Sinne werden wir eine Wissenschaft vom Sprechen oder von der Sprache haben, sobald wir in die Hölle des Nichtsprechens eingedrungen sind. Wenn wir in die Dunkelheit untertauchen, in welcher der Mensch noch nicht oder nicht mehr mit seinem Menschenbruder von heute sprechen kann, werden wir uns am besten für die Antwort auf die Frage vorbereiten: *Was ist Sprache? Wie entspringt sie? Wann sprechen wir? Diese drei Fragen sind zweifellos eine und die gleiche Frage in ihren verschiedenen Aspekten.* Unter welchen Bedingungen kommt ein moderner Mensch mit seinem Bruder nicht ins Gespräch? Das ist offensichtlich nicht nur eine linguistische oder philologische Frage. Wenn die Glieder einer Familie nicht im Gespräch miteinander stehen, ist etwas faul mit der Familie. Eine moralische Frage ist angerührt. Wenn Nationen nicht miteinander im Gespräch stehen, stehen sie im Krieg miteinander. Es braucht kein Schießkrieg zu sein. Aber mit Spanien, Argentinien und anderen Ländern haben wir die erregende Entdeckung gemacht, daß ein Staat nicht zu schießen braucht und doch mit einem anderen im Kriege steht, weil

er kein Gespräch mit ihm führen kann. Der Weg, auf dem wir die Frage nach dem Ursprung der Sprache stellen, verlagert den Bereich der Frage auf das Gebiet der Politik und Geschichte. Die Frage: Wann muß der Mensch zum Sprechen kommen? ist als eine Frage erschlossen, die von anderen Autoritäten als von Lehrern des Englischen, des Arabischen oder des Sanskrit beantwortet werden muß. Ihnen geht es um Sprechen als Tatsache.

Unsere Frage bezieht sich auf Sprechen als Fragezeichen der politischen Geschichte. Wir möchten jeden nur literarisch oder grammatisch interessierten Leser warnen, noch weiter zu lesen. Denn er wird enttäuscht sein, wenn er entdeckt, daß eine neue Sprache nicht von Denkern oder Dichtern geschaffen wird, sondern durch große und bedrückende politische Nöte und religiöse Umbrüche. Unser Anliegen ist daher vorphilologisch und vorlinguistisch. Aus diesem Grunde schließt unsere neue Fragestellung eine Reihe von Antworten aus, an welchen die letzte Generation Freude oder Interesse gehabt hat. Diese Antworten gründeten sich auf das Studium der Kinderpsychologie. Kinder wurden bei ihren Sprechversuchen beobachtet. Und der Ursprung der Sprache wurde erläutert in Ausdrücken, die sich auf diese Beobachtungen bezogen. Auch Schwachsinnige waren Gegenstand solcher Beobachtungen. Diese psychologischen Versuche werden durch unsere Art der Fragestellung ausgeschlossen. Kein Kind gründet Gemeinschaft im echten Sinne des Wortes. Es lernt die Sprachen, welche bestehen und gültig sind. Das ist aber genau das Gegenteil der Frage, um was es geht, wenn die Sprache nicht funktioniert. Ich werde an diesem Punkt der Untersuchung nicht ausschließen, daß der Genius der Kinder eine Gemeinschaft erneuern kann, in der zu wenig Sprache lebt. Das enfant terrible ist ebenso wirklich wie irgendein Genius. Und Kinder handeln manchmal so gnadenvoll wie Erwachsene. Aber mein Gesichtspunkt ist der: Wenn immer Kinder eine Gruppe erneuern, der es an Sprache mangelt, dann handeln sie wie irgendein Schöpfer oder Begründer der Sprache überhaupt.

In dieser Hinsicht kann kein Unterschied zwischen jung und alt gemacht werden. So wird sogar im Falle heilender Gnade eines kindlichen Wortes nicht mittels Kinderpsychologie der Ursprung dieses Wortes erklärt. Es ist eine allgemeine und allmenschliche Möglichkeit, welche hier in einem Kinde sich verwirklicht. *Kinder an sich erfinden die Sprache nicht, aber sie können wie vollgültige Glieder handeln, die gelegentlich die ganze Gruppe wieder zurechtstellen.* Das ist die Bedeutung der Wahrheit, daß wir aus dem Munde von Kindern und Säuglingen die Sprache wiedergeboren finden. Sie handeln dann wie rechte Menschen. Und so sollten wir auch handeln. Wo also werden wir in unserem eigenen Leben durch die Abwesenheit der Sprache bedroht und betrübt? Es ist das nicht einfach die Grundsituation, in welcher die Menschen nicht ins Gespräch kommen. Der negative Aspekt des Sprachmangels ist mit einer einfachen Feststellung wie folgender nicht genügend erfaßt: »Die junge Generation der Weißen und der Schwarzen in den amerikanischen Südstaaten spricht nicht mehr miteinander.« »Du kannst mit Hitler keine Geschäfte machen.« »Meine Eltern sind so altmodisch, daß sie überhaupt nichts mehr verstehen.« »Die Soldaten an der Front verstehen die streikenden Arbeiter in der Heimat nicht.«

Wenn wir Feststellungen wie diese analysieren, so spaltet sich die negative Aussage »keine Sprache« in eine Mehrheit von »Neins« von verschiedener Bedeutung. Jedes dieser Bedeutungen ist lehrreich. Jede kann ein Wahrheitselement zu unserer Bemühung beitragen, durch Induktion zu finden, was Sprache ist, und wie sie entsteht.

2. Die vier Sprachkrankheiten

Die unterschiedlichen Neins in bezug auf die Sprache weisen auf die unterschiedlichen Funktionen der Sprache hin, durch die für gewöhnlich Sprache eine Gruppe zusammenhält. Eine Analyse der verschiedenen Mängel des Sprechens ist nicht so subjektiv oder eigenmächtig, wie der Leser vermuten könnte. Sein Ver-

dacht war solange gerechtfertigt, solange linguistische Prozesse wie der Ursprung der Sprache im Käfig der Linguistik stecken blieben. *Aber wir untersuchen den Sprachmangel als ein politisches Phänomen von heute.* Und sobald man das tut, entdeckt man zu seinem eigenen Erstaunen, daß die Menschen schon seit langem den »sprachmangelnden« Arten des Lebens Namen gegeben haben. Da ist an erster Stelle der Krieg. Menschen, die im Kriege miteinander stehen, nennen nicht die gleiche Sache gut und böse. Des einen Sieg ist des anderen Niederlage. Die Pläne jeder Partei müssen in Geheimnis gehüllt werden. In früheren Zeiten wurden sogar die Namen der Stämme und der Götter geheim gehalten, damit der Feind seine Macht nicht durch schamloses Entziffern und Evozieren dieser geheiligten Namen vermehren konnte. Der wahre und geheime Name der Stadt Rom wurde als Geheimnis im Tempel der Vesta behütet. Er scheint »Flora« gelautet zu haben.

Der Krieg verschließt also die Sprache in die auf einer Seite kämpfende Macht. Der Krieg zieht eine geographische Grenze zwischen zwei Sprecharten. Unter geschichtlichem Gesichtspunkt kann also ein Krieg eine sprachliche Einheit spalten. Ein Bürgerkrieg ruft oft den Grund für einen Dualismus des Sprechens hervor. Die südafrikanischen Engländer sprechen ein reineres Englisch als die Kanadier an der amerikanischen Grenze. Die Menschen in Chikago sprechen reineres Amerikanisch und weniger reines Englisch als die Kanadier. Ostdeutsch und Westdeutsch haben sich seit 1945 erstaunlich weit getrennt.

Aber lassen wir in diesem Augenblick den Bürgerkrieg aus dem Spiel und konzentrieren wir uns auf den Krieg selbst. Ein Krieg endet, wenn die Menschen wieder miteinander zu sprechen beginnen. Wo das nicht geschieht, ist der Krieg noch latent. Ein Friedensvertrag ist der Beginn des Sprechens zwischen territorialen Nachbarn. Menschen, die nicht in anliegenden Gebieten wohnen, mögen weder in Krieg noch in Frieden miteinander sein. Im Altertum war das wahrscheinlich die Regel in den Beziehungen der weit verstreuten Stämme und Landschaften.

Heute ist dieser Zustand der Gleichgültigkeit Ausnahme. Indessen ist auf diesem Hintergrund der Krieg besser zu verstehen. Der Krieg ist nicht Frieden, aber Friede ist mehr als der Zustand der Koexistenz in zwei Gebieten ohne irgendwelche Berührung oder Beziehung. Wir können vom Kriege her lernen, daß menschliche Gruppen nicht bloß entweder im Krieg oder im Friedenszustand miteinander sein können, sondern in einem Zustand vor allen Beziehungen, indem sie einander noch nichts zu sagen haben. In diesem Stadium existieren sie einfach nicht füreinander. Daher brauchen keine gemeinsamen Werte zum Ausdruck zu gelangen. Der Krieg aber scheidet. Hier ist die Tatsache, daß die Menschen nicht miteinander sprechen, auf die Spitze getrieben und hat zu einem Ausbruch von Gewalt geführt. Die Absicht ist, auf irgend eine Art zu Beziehungen zu kommen. Der Friede hat den Zweck, einen gesetzmäßigen Zustand zwischen den kriegführenden Parteien herzustellen. Entweder wird die eine Seite so vollständig niedergeschlagen, daß ihre Sprache verschwindet, oder ein Vertrag oder Friedenspakt richtet ein neues Gesetz auf; dann ist eine neue sprachliche Einheit geboren, welche beide Heere umschließt. Selten wird der sprachschaffende Charakter des Friedenspaktes gewürdigt.

Für die Alten war aber der Krieg nicht einfach die Abwesenheit oder der Zusammenbruch des Friedens, wie er das uns scheint. Denn es existierte eine Fülle von Möglichkeiten, daß die Menschen sich voneinander trennen und sich über die ganze Erdkugel zerstreuen konnten. Der Krieg war bereits ein Schritt zueinander hin, und der Konflikt war also, obwohl eine Komplizierung, ein Zusammentreffen zum Frieden hin. *Das Leben zieht Leiden der Gleichgültigkeit vor.* Der Krieg folgte auf das Nichtvorhandensein von Beziehungen als ein Konflikt, der Beziehungen herstellte. Wie jede Geburt mußten die Friedensschlüsse durch die Nöte einer Geburt hindurch, die Krieg genannt wurde. Für unsere Analyse ist es gut, diesen Hintergrund der Gleichgültigkeit, selbst gegenüber dem Kriege, im Auge zu behalten. Die Beziehungen zwischen den Rothäuten und den

Weißen waren augenscheinlich von diesem altertümlichen Charakter. Ein deutlicher Zustand des Nichtmiteinandersprechens war hier dem Stadium der Kriegführung vorausgegangen. Heutzutage müssen die Indianerkriege als die unvermeidlichen Geburtsnöte angesehen werden, die Weiße und Rote zusammengeschlossen haben.

Der Krieg ist das Stadium, in dem die Tatsache, daß im gleichen Raum wohnende Nachbarn nicht miteinander sprechen können, unerträglich wird. Eine Revolution ist im gleichen Sinne ein Sprachbruch. Aber sie ist nicht ein Bruch zwischen räumlichen Nachbarn. Sondern eine Revolution hört nicht mehr auf die alte Sprache des Gesetzes und der bisherigen Ordnung. Sie schafft eine junge Sprache. Das ist ganz wörtlich wahr. Trotzki konnte schreiben, daß die russische Revolution eine Anzahl von neuen, weltbekannten Wörtern geschaffen habe, wie Sowjet, Kolchose, Konsomolze, aber andere wie »Knute« habe sie vernichtet. Ein reizvolles amerikanisches Buch ist über die neue Sprache der Französischen Revolution verfaßt worden. Dieses Ereignis schuf z. B. das Adjektiv »revolutionär«. In kaum zehn Jahren wurde die französische Sprache verändert, sogar in bezug auf die Aussprache. Die Sprache des Hofes war nicht länger Gesetz. Roi, moi wurde früher nach Art der englischen Aussprache von loyal und royal ausgesprochen. Nach 1789 wurde die Pariser Weise, »Roa« und »moa« zu sagen, siegreich [1].

Aber im Anfang ist eine Revolution unartikuliert. Das unterscheidet sie vom Kriege. Im Kriege haben beide kriegführenden Parteien ihren besonderen Sprachvorrat. Zwei existierende Sprachen streiten wider einander. In einer Revolution ist die revolutionäre Sprache noch nicht bestimmt. Aus diesem Grunde werden die Revolutionäre jung genannt. Ihre Sprache muß im Prozeß der Revolution erwachsen. *Wir können sogar eine Revolution die Geburt einer neuen Sprache nennen.* Und auf dies

[1] Näheres in meinem »Out of Revolution«, Autobiography of Western Man, 1938, New York.

Geschehen hin werden alle großen Revolutionen des Westens in meinem Revolutionsbuch behandelt. Hier wollen wir zu einer Definition der Revolution im Vergleich mit dem Krieg vorschreiten. In einer Revolution wird die alte Sprache durch ein neues Rufen übertönt, welches danach verlangt, artikuliert zu werden. Die Revolutionäre machen einen schrecklichen Lärm, aber neun Zehntel ihres Geschreis werden verklingen, und die endgültige Sprache, welche der Bourgeois oder das Proletariat dreißig Jahre später sprechen wird, wird sich von diesem Anfangsschrei gereinigt haben. Während einer Revolution rühren die Leiden von dieser Tatsache her, daß die Revolution noch unartikuliert ist. Der Konflikt liegt zwischen einer überartikulierten aber toten, alten Sprache und einem unartikulierten, neuen Leben. Der Krieg streitet zwischen hier und dort, zwischen den fertigen Sprachen von Freund und Feind. Die Revolution streitet zwischen alt und neu, zwischen der Sprache von gestern und der von morgen, wobei die Sprachgruppe von morgen die angreifende, aber auch unfertige ist.

Zwei weitere Konflikte existieren. Der Gegner der Revolution ist die Tyrannei oder Gegenrevolution. In einer Gegenrevolution greifen die Alten die Jungen an, und Leute von gestern morden die von morgen, wobei die von gestern die angreifenden sind. Diese Technik ist bedeutsam. Während die junge Revolutionsgruppe schreit, weil sie noch nicht artikuliert hat, ist eine reaktionäre Konterrevolution so hyperartikuliert, daß sie heuchelt. *Die sprachliche Krankheit der Reaktion ist die Heuchelei.* Gesetz und Ordnung sind auf jedermanns Lippen, sogar wenn die Umstände dem gänzlich widersprechen. Trusts und Monopole bezeichnen sich als freie Unternehmungen. Weizenbauern, vom Staat behütet, sprechen von Vertragsfreiheit. Dekadente Familien sprechen vom Glanz der Rasse und beanspruchen Privilegien und so weiter und so fort. Die Wasserpolacken Oberschlesiesen stammen plötzlich von den Silingen ab[1]. Weil Krieg

[1] Eine wahre Begebenheit von 1932 auf meinem oberschlesischen Lager für Arbeiter, Bauern und Studenten.

und Revolution unter uns eifriger studiert worden sind als die zwei anderen negativen Situationen des Sprechens, muß eingesehen werden, daß die Tyrannei der Alten ebenso real sein kann wie die Gewalttätigkeit eines machtvollen Nachbarn in Kriegszeiten oder die Gewalttätigkeit der Jungen in Revolutionszeiten.

Die Tyrannei des Alters führt zu Degeneration. Kinder bleiben ungeboren. Die Zukunft wird nicht ins Auge gefaßt, die kleinen Gemeinschaften schwinden dahin. Keine neuen Unternehmungen geringeren Umfangs entstehen mehr. Die Quellen der Erneuerung des Lebens trocknen aus. Die Kleinstadt wird noch als die Heimat aller Tugend gefeiert. Aber dieser Lippendienst veranlaßt niemanden, auch nur ein ganzes Jahr in solch einer kleinen Stadt zuzubringen. Die Familie wird in Predigten und in Schriften idealisiert. Aber in der gleichen degenerierten Zivilisation können die Menschen auf bloß zeitlicher Basis heiraten, und Nachkommen sind ihnen nur lästig. Nur der Ausdruck »Ehe« wird heilig gesprochen, und so geht es mit Patriotismus, Freiheit usw. usf. *Lippendienst begleitete die Hitlersche Tyrannei.* Eine alte Ordnung ist Degeneration, und schändet die Zukunft des Lebens, wo immer Lippendienst den Platz des Berufens einnimmt. *Das Gleichgewicht zwischen gestern und morgen beruht auf dem Ausgleichsspiel zwischen artikulierten Namen und artikulierten Kräften.* Ich, der ich heute noch unbekannt bin, muß wünschen, morgen bekannt zu werden und mir einen Namen zu machen. Wenn eine Gesellschaft so »klischiert« und verholzt ist, daß sie den Tag der Jugend niemals anbrechen lassen will, ist sie degeneriert. Wenn die Sprache unfähig ist, zur Genüge wiedergeboren zu werden, fehlt die Sprachmöglichkeit zwischen dem alten, anerkannten Leben und dem neuen, unbekannten Leben.

Die Äußerungen des Lippendienstes unter der Tyrannei der älteren Generation oder des wilden Rufens unter der Tyrannei der Revolution machen deutlich, daß die sozialen Erkrankungen des »*Verfalls*« und der »*Revolution*« Erkrankungen des Spre-

chens und der Sprache sind. Sie erleuchten gleichzeitig das linguistische Problem des Krieges. Im Kriege schreien beide Gruppen über die Gräben und durch die Wellen der Propaganda einander zu. Aber innerhalb ihrer selbst sind sie gut artikuliert. Die Verwirrung im Kriege kommt also daher, daß die Sprache nur innerhalb eines begrenzten Bezirkes als wahr angesehen wird: »Ich sage dir die Wahrheit, mein Freund, aber gemeinsam belügen wir den Feind.«
»Ich glaube nicht, was der Feind sagt. Was er auch immer sagt, ich bekriege ihn.« Sieg im Kriege bedeutet, daß man auf den Feind nicht gehört hat! Wir könnten den Krieg im sprachlichen Sinne so definieren, daß er eine Situation ist, in der wir nicht auf den Feind hören wollen, aber sehr feinfühlig sind in bezug auf irgend ein Raunen oder Gewisper innerhalb unserer eigenen Gruppe.

Krieg:	man ist überempfindlich in bezug auf im eigenen Lager gesprochene Worte,	unempfindlich gegenüber Worten von außen.
Revolution:	man ist überempfindlich für Rufe der Jugend,	unempfindlich gegenüber den Parolen und den Gesetzen der Alten.
Degeneration:	man übt Lippendienst gegenüber überkommenen Phrasen,	unempfindlich gegenüber dem noch unartikulierten neuen Leben.

Wir haben nun den Punkt erreicht, wo wir eine vierte Krankheit der gesellschaftlichen Sprache näher bestimmen können.

Wie der Revolution die Gegenrevolution sich entgegenwirft – der weiße Terror unter der Restauration und unter Hitler zum Beispiel – so hat der Krieg seinen Gegenspieler. Man kann immun sein gegen Worte, die »innerhalb« der eigenen Gesellschaft gesprochen werden. Wenn wir uns nach dem besten Ausdruck für eine solche Situation umsehen, so können wir versuchsweise die Wörter *Krisis* oder *Anarchie* benutzen. Wenn

ein Arbeitsloser an meine Tür klopft und ich sage: »Keine Arbeit für Sie«, so scheint kein sprachliches Problem aufgeworfen zu sein. Und doch ist das der Fall. Der Arbeitslose, der nach Arbeit sucht, verlangt nämlich leidenschaftlich danach, daß ihm gesagt wird, was er tun soll. Ich neige zu dem Verdacht, daß unsere Volkswirtschaftler die Dringlichkeit dieses Verlangens als eines Verlangens nach Angesprochenwerden, übersehen! Wir verlangen danach, daß uns gesagt wird, was wir in der Gesellschaft tun sollen. Die innere Krisis einer auseinanderfallenden Gesellschaft wird durch die Tatsache begründet, daß zu vielen Menschen innerhalb dieser Gesellschaft nicht gesagt wird, was sie tun sollen. Ordnung der Gesellschaft versagt, wo da zu wenigen mitgeteilt wird.

Den meisten Menschen von heute fällt es schwer zu verstehen, daß das eine Krankheit der Sprache sein soll. Sie sind alle daran gewöhnt zu meinen, daß die Sprache eine Äußerung von Gedanken oder Ideen sei. Daher wird, wenn ein arbeitsloser Geschäftsmann den Versuch macht, einen Auftrag zu erhalten, oder wenn ein arbeitsloser Arbeiter auf eine Beschäftigung hofft, die Verbindung zwischen diesem Verlangen und der Sprache übersehen. *Indessen ist Sprache an erster Stelle Befehlsausgabe.* Wenn Eltern es vernachlässigen, ihren Kindern Befehle zu geben, hört die Familie auf, eine Familie zu sein. Sie wird zu einem Bündel von schlecht zusammengefügten Individuen. Befehle sind alle die Sätze, aus denen sich ein Befehl zusammensetzt. Der abstrakte Gebrauch des Wortes »Befehl« hat uns vergessen lassen, daß »Gesetz« und »Ordnung« die Summe aller Imperative und Befehle ausmachen, die eine lange Zeitspanne einrichten.

Ein unbeschäftigter Mann ist einer, der nach Befehlen ausschaut, und niemanden finden kann, der ihm Befehle gibt. Warum schaut er nach ihnen aus? Weil das Ausführen von Befehlen Rechte verleiht. Wenn ich eine Tonfigur mache, kann ich nicht beanspruchen, mit ihr Geld zu verdienen. Aber wenn ich den Befehl erhalte, Tonfiguren anzufertigen, so erhalte ich einen Anspruch. Befehlen zu entsprechen verleiht Rechte. Die Millionen von Ar-

beitslosen während der dreißiger Jahre hofften, daß ihnen irgend jemand sagen werde, was sie tun sollten. Genau die entgegengesetzte Zwangslage besteht im Krieg. Im Krieg sollen wir nicht auf den Feind hören; in der Krisis finden wir niemanden, der zu uns spricht, der uns Weisungen geben will. Im Krieg ist keine Bereitschaft vorhanden auf den Feind zu hören; in der Krisis sind zu wenig Menschen bereit, Befehle zu geben, d. h. mit der ursprünglichen Kraft der Sprache zu sprechen, mit der Kraft, die Richtung weist, die Vollmacht hat.

Die Liste der grundlegenden Sprachkrankheiten ist nun vollständig. Indem wir sie wiederholen, wollen wir sie unter dem Gesichtspunkt analysieren, warum sie vollständig sein muß. Und dann wollen wir daran gehen, die Lehre daraus zu ziehen, die aus diesen Krankheiten für den normalen und gesunden Zustand der Sprache folgt.

Krieg:	man hört nicht auf das, was der Feind sagt.
Revolution:	man schreit unartikuliert.
Degeneration:	man wiederholt heuchlerisch.
Krisis, Anarchie:	niemand gibt Befehle.

Die Sprache schließt Hören und Sprechen ein[1], Artikulieren und Wiederholen. Eine gesunde Sprachgruppe benutzt herkömmliche Ausdrücke für neue Tatsachen (Wiederholung), neue Ausdrücke für bisher stummgebliebene, d. h. unbestimmte Tatsachen (Artikulation), breitet sich aus zu neuen Menschen (Sprechen) und achtet jeden Sprecher (Hören). Die beiden Akte des Hörens und Sprechens erweitern ständig die räumlichen Schranken der Sprache: *Wir möchten räumlich zu allen sprechen und auf alle hören können.* Die beiden Akte des Wiederholens und Artikulierens erweitern ständig die zeitlichen Grenzen der Sprache: *Wir möchten uns mit allen vergangenen und allen zukünftigen Generationen verbinden können.*

Alle vier Akte sind mit Gefahr verbunden. Sie gelingen seltener als sie mißlingen. *Krieg, Revolution, Dekadenz und Krisis sind*

[1] Der amerikanische Kinozar Bill Hays hat seine Industrie die neue Weltsprache genannt. Aber der Widerspruch der Hörer fehlt dieser »Industrie«.

die Formen des Mißlingens. Im Kriege sperrt man die Leute aus, die meinen, daß wir auf sie hören sollten; in der Krisis sind die Menschen nicht eingeordnet, die meinen, daß wir zu ihnen sprechen sollten. In der Revolution werden Befehle, die bisher befolgt wurden, ins Lächerliche gezogen. In der Degeneration fallen Rufe, von denen man erwartet, daß sie fortreißen, tot zu Boden.

> Taubheit dem Feind gegenüber,
> Stummheit dem Freund gegenüber,
> Niederschreien der alten Artikulation,
> Stumpfsinn dem neuen Leben gegenüber

verursachen Krieg, Krisis, Revolution, Dekadenz, wenn wir sie als Sprachkrankheit analysieren. *Als Taubheit, Stummheit, Schreien und Stumpfsinn tragen sie Namen, die deutlich auf einen Sprachvorgang hinweisen.*

Der Einwand erscheint legitim, daß Krieg nicht Taubheit, Krisis nicht Trägheit ist, usw. Kanonenfeuer und Torpedos, Bankzusammenbrüche und Arbeitslosigkeit sind in sich, was sie sind. Sie sind große Übel, sogar Katastrophen von riesenhaften Ausmaßen. Sieht es nicht so aus, als wenn ich mit Pfeilen auf ein Schlachtschiff schießen wolle, wenn ich diese Katastrophen als Krankheiten im Umlauf der Sprache bezeichnen will? Die Symptome dieser Explosionen der sozialen Ordnung und unserer Diagnose auf Mängel im lebendigen Fluß der kleinen, leisen Stimme erscheinen außer allem Verhältnis.

Ich möchte gewiß nicht von dem Schauder ablenken, der in solchen Umwälzungen wach wird. Und es fällt mir nicht ein zu fordern, daß wir von solchen apokalyptischen Vorgängen der Wirtschaftskrise von 1929, der bolschewistischen Revolution, den Weltkriegen oder der Niederlage Frankreichs 1940 nicht erschüttert werden sollten.

Aber auf der Diagnose muß ich beharren. Daß die Diagnose richtig ist, kann am Heilungsprozeß ersehen werden. Ein Krieg endet mit der Unterzeichnung eines Friedens. Eine Revolution endet in einer neuen Ordnung der Gesellschaft. Die Dekadenz

Frankreichs ist durch seine gläubige, ehefreudige Jugend überwunden worden, und eine Krisis findet ihr Ende in dem wiederhergestellten Vertrauen und Kredit, z. B. der Rentenmark 1923 von einem Tage auf den andern!

Nun, all diese Heilungsvorgänge sind linguistischer oder grammatischer Natur. Wenn der Friede unterzeichnet wird, sprechen die Menschen wieder mit und hören wieder aufeinander. Die verjüngten Franzosen zeigen sich sogar willig, gemeinsam zu planen! Die bolschewistische Revolution hat eine neue Ordnung geschaffen, durch die das, was bis dahin bloßes Ergebnis von Zufällen in der Gesellschaft war, als seine erste Ursache erkannt worden ist: die Produktion. Und die Krisis von 1929 hat neuen Arten des Kredits den Weg gewiesen, und das Vertrauen der Öffentlichkeit ist durch diese neuen Weisen des Kredits wieder hergestellt worden. Friede, Kredit, soziale Ordnung, ein neuer Plan, alle tragen sie das Kennzeichen grammatischer Elemente und Erfüllungen, die durch eine bessere Ordnung des Austauschs der Sprache ermöglicht werden.

Der Friede läßt uns auf den früheren Feind hören. Kredit ist unsere sprachliche Antwort dem Manne gegenüber, der danach verlangt, mit einem Auftrag betraut zu werden [1]. Die neue soziale Ordnung bedeutet Abkühlung des revolutionären Fiebers und die Umsetzung des bolschewistischen Geschreis in hochartikulierte blaue Geldscheine für die tägliche Verwendung zwischen revolutionär und nichtrevolutionär. Die Vertretung der Jugend und der Résistance verhindert die Rückkehr zur Erstarrung der überalterten Dritten Republik. Wenn wir Krankheit und Heilung gegenüberstellen, so ergibt sich:

1. Der Krieg ist die Taubheit gegenüber dem Frieden.
2. Die Revolution ist der Ruf nach Neuordnung.
3. Die Krisis ist die Gleichgültigkeit, Befehle zu geben.
4. Die Dekadenz ist die Herrschaft der Phrase.

Es schrumpfen die apokalyptischen Katastrophen auf mensch-

[1] Über Kredit siehe »Übermacht der Räume« (Soziologie I), 178 ff.

liche Maße zusammen. Sie sind so außergewöhnlich gewaltig, solange das Fließen der Sprache versperrt ist. Wenn dieser Strom erneut zirkuliert, hört der Zustand unserer sozialen Umgebung plötzlich auf, Schauder zu erregen. Wo Friede, Kredit, Ordnung, Vertretung gut funktionieren, fühlen wir uns zu Hause und in den angemessenen Größenverhältnissen: In der Vollmacht der Nennkraft erscheint nämlich die Welt weder zu groß noch zu klein. Dies Maßgefühl geht sofort verloren, wenn die Sprache austrocknet. Dann fühlen wir uns überwältigt, ohnmächtig, entsetzt; dann heißt uns der gesellschaftliche Zustand ein Erdbeben, eine Feuersbrunst, eine Überschwemmung; in unseres Nichts durchbohrendem Gefühle fühlen wir uns verloren und klein, in einem Meer von Plagen. Stellt sich das Wort neu ein, dann fühlen wir uns Meister der Lage. Der Atem geht ruhig. Der Sturm hat sich gelegt. Die Flut, die uns zu verschlingen schien, sieht wie ein harmloser Teich aus. Dabei haben die Maße des Ereignisses, soweit ein dritter urteilen kann, sich durchaus nicht verändert. Die zwei bis drei Billionen Menschen bewohnen immer noch den gleichen Planeten. Aber weil wir wieder Kraft fühlen, jeden anzusprechen, ist das Übermaß fort. Unsere Stimme bewältigt wieder die Urvorgänge der Gesellschaft. Hieran wird deutlich, daß die vier Neins der Rede die großen Bruchstellen im Völkerleben sind. Auch in der Gegenwart, nach zwei Weltkriegen, müssen wir vom Kalten Kriege flüstern, weil kein neuer Friede, keine neue Ordnung, keine neue Vertretung und kein neues Vertrauen den Planeten überströmen. Bonn schreit oder schweigt noch 1964 gen Osten.

Wir sagen also von den vier Strömen des Ja, daß Sprache sie erschaffen und am Leben erhalten muß. Das heißt aber, daß der ewige Ursprung neuer Sprache in unserer Bedrohung durch die vier Formen des Todes entspringt: Dekadenz ist Verwesen ohne Freiheit. Revolution ist Vorlaufen ohne Wiedergeburt. Krieg ist Totschlagen ohne Gnade. Anarchie ist vor die Hunde gehen lassen ohne Mitleid. In allen vier Zusammenbrüchen verschwindet die gemeinsame Zeit: Die in diese Strudel Stürzenden hören

auf, Zeitgenossen oder Raumgefährten zu sein. Mithin wird der Ursprung aller Sprache als Sieg über diese Übel gedeutet werden müssen. Deshalb wollen wir hier den Ausgang nehmen. Trifft unsere Diagnose zu, dann sollte der Bau der Sprache ihre politischen Zwecke bezeugen. Bevor wir das prüfen, sei noch eine weitere Frage gestellt, die ebenfalls in unserer eigenen Erfahrung wurzelt. Ist jede der vier Leistungen, die für die neue Sprache aufspringt, von den anderen unabhängig zu denken? Müssen Krieg, Krisis, Revolution, Verfall als unterschiedliche Krankheiten aufgefaßt werden? Müssen vier unterschiedliche Sprachen angewandt werden – eine um Frieden zu schließen, eine um die Krisis zu wenden, eine um die Revolution zu liquidieren und eine, um den Verfall aufzuhalten? Augenscheinlich nicht.

Wenn ich einem Mann 50000 Dollar anvertraue, wenn du ihn als meinen Vertrauten ansiehst, wenn deine Söhne dein Unternehmen billigen, und wenn wir unseren Kindern gestatten, außerhalb unserer Bekanntschaft zu heiraten, müssen ich, meine Schuldner, du, unser Sohn und unsere Schwiegertochter alle eine und die gleiche Sprache sprechen. Trotzdem beseitigt mein Kredit eine wirtschaftliche Schwierigkeit, beweist dein Vertrauen in mein Handeln, daß du und ich miteinander Frieden haben, handeln unsere Söhne nach einem Grundsatz, der Achtung vor ihren Eltern bezeugt, und erweisen wir eine gesunde Achtung für die Forderung eines neuen, frisch beginnenden Lebens.

Krieg, Krisis, Revolution, Degeneration sind einseitige Erkrankungen ein und der gleichen Gesundheit: der Sprache. Eine Sprache, die sonst nirgends gesprochen wird, führt uns zum Kriege. Eine Sprache, die nicht zur Vereinigung der notwendigen Linien des Lebens innerhalb ihres eigenen Bezirkes gesprochen wird, führt zur Krisis. Eine Sprache, die gestern nicht gesprochen wurde, bezeugt die Revolution. Eine Sprache, die morgen nicht gesprochen werden kann, führt zum Verfall.

Auf vier Gesundheitswegen muß Sprache leben, wenn sie nicht sterben soll. Das gilt für unsere Tage und gilt für alle Tage der

Menschen. Es ist eine zeitlose Wahrheit. Aber nur deshalb ist sie es, weil Sprache Zeiten stiftet. *Die Sprache ist darauf gerichtet, Frieden zu schließen, Vertrauen zu geben, die Alten zu ehren und die nächste Generation frei zu machen.* Die Sprachformen müssen diesen Zwecken dienen, denn ohne sie verfällt jede menschliche Sprache. Das gilt, seit wir eine menschliche Geschichte von Jahrtausenden haben. Die Kraft der Sprache ist immer am Werke gewesen.

Wenn wir nun in die geschichtlichen Anfänge Einblick nehmen, die den Menschen zu Friede, Achtung, Freiheit und Vertrauen mittels formalen Sprechens verhalfen, sei eine weitere Schranke erwähnt, welche uns von dieser Vergangenheit trennt. Das Sprechen ist älter als das Schreiben. Die mündliche Sprache mußte daher das leisten, was uns heute Wort und Schrift gemeinsam leisten. Unsere ganze Zivilisation mit ihrer geschriebenen und gesprochenen Sprache muß ins Auge gefaßt werden mit ihren Friedensverträgen und Parlamentsreden, mit ihren Gesetzen und Paragraphen, mit ihren Moralpredigten und ihren ärztlichen und kirchlichen Heiratsattesten, mit ihren Streikgerüchten und Arbeitsverträgen und sollte verglichen werden mit der ursprünglichen, nur mündlichen Sprache eines Stammes. *Förmliche Sprache war in ihm gleichzeitig mündlich gesprochenes Wort und gedrucktes Buch.* Sie war überdies Gesang und Gespräch, Poesie und Prosa in einem. Sie war förmliche Sprache gerade aus dem Grunde, weil das Formale und das Unformale, Buch und Flüstern, Gesang und Gespräch, Prosa und Poesie, Gesetz und Liebe sprachlich noch nicht auseinandergetreten waren. Die förmliche Sprache eines Stammes von »unzivilisierten« Menschen konnte nicht Ausdrücke bilden wie »sugar daddy«, »Wer ist's?« »Bäh«, weil sie Zwecken der Kirche und des Staates im mündlichen Stadium dieser Institutionen zu dienen hatte. Der authentische Platz der Sprache ist nur dort, wo Friede, Ordnung, Vertrauen und Freiheit geschaffen werden. Diese Akte begründen die Menschlichkeit des Menschen. Die schwedische Schule der Religionswissenschaft spricht da vom »Sitz im Leben«. Aber

schon das Sitzen ist eine bloße Spezialität des »Platzes« oder des »Ortes«. Wenn wir auf die Gegenwart blicken, könnten wir einsehen, daß Katastrophen wie die bolschewistische Revolution, die Weltkriege, die Weltwirtschaftskrise, und, sagen wir, der Zusammenbruch Frankreichs 1940, Sprachlosigkeit der einen oder anderen Art besagen. Der Verlust war unterschiedlich und besonders begründet und infolge seiner konkreten Eigenart verlor er seinen blassen, allgemeinen Charakter. Die besonderen Energien werden deutlich, aus denen sich die Gesellschaft formt.

Wenn wir nun die Sprachformen der Vergangenheit ins Auge fassen, werden wir eine ähnliche Methode verwenden. Die Mängel haben jene positiven Qualitäten der Sprache erleuchtet, dank derer alle vier Verluste besiegt werden; daher werden die Formen der Stammessprache durchsichtig werden, wenn wir sie als Formen behandeln, die Beziehungen des Gruppenlebens begründen. Die Einblicke, die uns durch die modernen Katastrophen gewährt werden, erklären die Logik der Sprache, ihren authentischen Zweck und ihren logischen Ort als die Antwort auf bestimmte Nöte. Ähnliche Dienste werden uns geleistet für ihre Geschichte durch das Ritual und die Zeremonien der Stämme. Sprache kann also erst in ihrem Verhältnis zu anderen Institutionen sichtbar werden: Wenn die Sprache mit anderen Formen zusammenwirkt, dann ist es überflüssig, die Sprache mit allem und jedem in der Gesellschaft zu belasten. *Weil die Sprache auf andere Formen sich bezieht, ist sie nicht allein verantwortlich für die Leistung, die die Menschen von ihrem Gruppenleben erwarten.*

In diesem ersten Teile hat sich die formale Sprache offenbart als eine Antwort auf bestimmte Nöte. Nun bleibt uns übrig, ihre eigenen bestimmten Eigenschaften, ihre eigene authentische Gestalt aufzudecken.

3. »Kirche« und »Staat« des vorgeschichtlichen Menschen

Es ist etwas Gediegeneres als Spekulation, was wir zur Klärung der Lage beibringen, in der die Sprache förmlich und artikuliert wurde; die Tatsachen der Vorgeschichte und der Anthropologie stimmen miteinander überein. Sie beweisen, daß die Menschen sprechend wurden, um einen Übergang herzustellen zwischen dem Grab der eigenen Generation und der Initiation der nächsten. Die Sprache schuf ein Kraftfeld zwischen denen, die gelebt hatten, und denen, die einmal sterben würden. Gewöhnlich geben wir diese Tatsache wieder, indem wir irgendwelche Beziehungen zwischen den Toten und den Lebenden zugeben. Wir erklären Beisetzungszeremonien, indem wir sagen, daß der Tote noch als lebendig betrachtet wurde. Das ist aber nicht die wahre Überzeugung der Menschheit. Der Glaube der Menschheit kehrte die Beziehung zwischen Tod und Geburt um: die Toten wurden verehrt, insofern sie als Vorfahren gelebt hatten; die Lebenden wurden befreit, insofern sie bereit waren, als Nachfahren zu sterben.

Friede und Ordnung hingen von dieser Umkehr der sogenannten natürlichen Ordnung zwischen Geburt und Tod ab. Für das moderne aufgeklärte und wissenschaftliche Bewußtsein geht die Geburt dem Tode voraus. »Das Kind ist der Vater des Mannes«, so sagen wir von diesem bloß individualistischen Gesichtspunkt aus. Indessen würde das Individuum, als eine Einheit von seiner eigenen Geburt bis zu seinem eigenen Tode betrachtet, sprachlos geblieben sein. Tiere sind in der Tat sprachlos aus diesem sehr wichtigen Grunde, daß sie niemandes Vorbilder oder Nachfahrer sind. *Die Verfassung der Menschheit beruht auf der Erhebung des Grabes zum Mutterschoß.* Stämme, Reiche und Kirchen unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht. Freilich verwenden sie sehr verschiedene Methoden. Und ich würde nicht zögern zu sagen, daß die Methoden unserer Ära die »richtigen« Methoden sind und die Methoden der Stämme veraltet. Aber diese Unterscheidung ist für uns von nachträglicher Bedeutung,

wenn wir das grammatische Sprechen erklären wollen. Da spielt die Differenz zwischen veraltet und »gültig«, vor Christus und nach Christus, zunächst keine Rolle angesichts der gemeinsamen Aufgabe. Die Übereinstimmung zwischen Stamm und Kirche ist völlig im Blick auf die Beziehung zwischen uns, die wir sterben werden, und denen, die vor uns gelebt haben. Diese Beziehung wird in beiden Fällen als eine Beziehung gesehen, die der zoologischen entgegengesetzt ist. Dem Menschen wird das zoologische Recht, sich zwischen seiner Geburt und seinem Tod zurechtzufinden, dieses Recht jedes Aufklärers, bestritten. Er ist aufgerufen, sich zwischen Tod und Geburt zu verwirklichen! Beide, Stamm und Kirche, widersprechen der Methode der Wissenschaft, welche diese Begegnung so ordnet, als wenn die Geburt dem Tode voranginge. Sie beide können sagen und sagen so: »Das ist Gotteslästerung; es wirft den Menschen auf die Stufe zurück, wo ein Wolf den anderen frißt und aus der die Stämme und die Kirche mittels ihres förmlichen Sprechens den Menschen herausgezogen haben.« Wenn der Mensch die Strecke von seiner eigenen Geburt zu seinem eigenen Tode als sein Leben rechnet, dann verneint er den Fortschritt. Der Fortschritt hängt ab von der einschneidenden Qualität des Todes als des Schoßes der Zeit. Zwischen Grab und Wiege wird der zivilisierte Mensch artikuliert, wird er erleuchtet und findet Orientierung und Richtung. Der Druck vom Grabe her schafft das Gefälle, wodurch die Wasser des Lebens die Höhen einer neuen Geburt zu erreichen vermögen. Das Tier wird geboren, aber es kann vor seine eigene Geburt nicht zurückdringen. Ein dichter Vorhang schließt sein Wissen von seinen Vorfahren ab. Niemand erzählt dem Tiere von seinem Ursprung. Aber wir, die Kirchen, und seit unvordenklichen Zeiten die Stämme, haben unzählige Menschen von ihrer Abhängigkeit von bloßer Geburt befreit. Wir haben ihnen die Augen für ihren Ursprung, für ihre Vorgänger geöffnet. Wir haben ihre bloßen Geburten so umgewandelt, daß sie die Nachfolge wohlbekannter und wohlbestellter Vorfahren antreten konnten. Und wir haben ihre bloßen Todesfälle umge-

wandelt aus einem Ende in etwas mir zuliebe vorher Geschehendes, dank dessen Licht auf den Weg der Nachfahren fällt.

Der Nachfahre verdankt dem Vorfahren, daß Licht auf seinen Weg fällt. Wie denn? Weil er den Namen des Vorfahren über sich leuchten läßt. Gerade der Tod des Vorfahren stellt ja dem Nachfahren die Namen des von dem Vorfahren erworbenen Lebens noch zur Verfügung! Wir haben den Menschen über seinen Ursprung belehrt, indem wir eine Sprache für ihn hervorgebracht haben. *Der Ursprung des menschlichen Sprechens ist das Sprechen vom menschlichen Ursprung.* »Dadurch, daß der Mensch eine Sprache spricht, hat der Mensch begonnen, Mensch zu werden, und wird er weiterhin Mensch sein.« Und Vorfahren und Nachkommen machen Menschen zum Menschen. Wenn ich von meinem Ursprung sprechen gelernt habe, von den Prozessen, die meiner eigenen Geburt vorausgehen, so habe ich damit die Macht erworben, die Prozesse, die meinem Tod folgen, zu besprechen und anzukündigen. Und diese beiden Vermögen: daß ich etwas weiß von dem meiner Geburt Vorausgegangenen und daß ich Bestimmungen treffen kann für die Zeit nach meinem Leben, unterscheidet mich vom Tier. Durch das Auftreten der Sprache ist die »natürliche« Beziehung zwischen Geburt und Tod überwunden. Der ganze Grundzug unserer Sprachentwicklung, d. h. alles Sprechens, alles Singens, aller Gesetzgebung, aller Predigt, aller gedruckter Literatur liegt in der Umkehrung, dank derer der Tod der Geburt vorausgeht.

Es ist leicht, die Unterscheidung zwischen den angeblich »natürlichen« Individuen und dem historischen Menschen zu kennzeichnen, wenn wir beobachten, durch welchen Vorgang der Tod in etwas Vorhergehendes verwandelt wird. Das bloß physische Aufhören des Lebens gehört zu dem Leichnam, der ausatmet. Aber eine Beisetzung, ein Begräbnis, eine Lobrede, ein Nachruf verwandeln das in Sprache und Aufruf an die Lebenden. Und nun kommt die erstaunliche Tatsache: *Es gibt keine menschlichen Wesen, die ihre Toten nicht beisetzen.* In diesem einen Akt besiegt der Mensch seine eigene Abgetrenntheit, hört

er auf, ein Individuum zu sein, durchdringt er die Wolke seiner eigenen blinden Existenz, indem er Eltern anerkennt, die ihn erzeugten und deren Leben er aufgerufen ist fortzusetzen. Wenn wir von Gräbern anstatt von Toten sprechen[1], sind wir bereits mit dieser Umkehrung der »natürlichen« Ordnung vertraut, die der Mensch immer verfolgt hat, seitdem er die formale Sprache verwandte.

Die Beisetzung ist nicht ein Geschenk der »Natur«; sie ist eine vollständige Revolution über die Natur hinaus. Sie bezeugt eine Kenntnis voneinander, eine Bruderschaft der Menschen durch die Zeiten, die im Tierreich unbekannt ist.

Die Solidarität des Menschen zeigte sich darin, daß er den Tod in Geburt verwandelte; und das geschah, indem er Gräber baute als Schoß der Zeit. Am anderen Ende des Lebens steht die Geburt. Geburt ist Schicksal jedes Tieres. In sich selbst ist sie nicht vermenschlicht; sie hat keine spezifische Qualität für den Menschen über das hinaus, was sie auch den Tieren bedeutet. Aber die Geburt wurde doch in ihr Gegenteil verwandelt, ebenso wie der Tod. Es gibt keine menschliche Gruppe, die sich selbst nicht initiiert. Die letzte Stufe dieses universalen Prozesses ist die Taufe. Die Parallele zwischen Begräbnis und Taufe ist deutlich. Was nur meine Sache scheint, wird zu einem Ereignis im Leben der Generationen. Wir sagten, daß das Grab zum Mutterschoß gemacht wird und daß der Ursprung der Sprache das Sprechen vom Ursprung sei. Nun können wir hinzufügen; das Ziel des Sprechens ist das Sprechen vom Ziel. Dem Initiierten wird gesagt, wohin er gehen wird, und er lernt, seinen Tod vorauszunehmen. Er wird gelehrt, sein Leben so anzufassen, als ob es sich bereits über seinen eigenen Tod hinaus erstreckte. Ihm wird ein Name gegeben, der sein physisches Leben überleben wird. Er wird aufgerufen, als Brücke in eine Zeit hinein zu dienen, die nicht nach Begriffen seiner eigenen physischen Existenz bemessen wird. *Das Grab als Wiege entspricht dem Sarg in allen Ini-*

[1] Klopstocks »Die frühen Gräber« steht nicht zufällig an der Schwelle des neuen Geistesbraus, 1764!

tialriten. Die christliche Taufe knüpft an diese Universalüberlieferung an. Das Kind soll dieser Welt sterben, bevor es in ihr gelebt hat. Es wird so angeredet, daß durch die bloße Tatsache dieser Anrede es durch das Leben in den Zustand jenseits des Grabes hindurchgestoßen wird. Das Ganze unserer physischen Existenz wird in umgekehrter Ordnung durchsichtig, dank der Ordnung des Begräbnisses und der Initiation. Das Begräbnis ist eine zweite Geburt, die vorher Geschehenes setzt. Die Initiation ist ein erster Tod, der den Menschen daran denken läßt, daß er Nachfolger erwerben muß. Beide Akte liegen außerhalb der »Natur«[1]. Die Sprache kehrt das Chaos der Natur um, den Hader zwischen bloßen Individuen, ihren Mangel an Kontinuität und Freiheit. In der Natur wird jedes Wesen für sich geboren und stirbt für sich selbst. Jedes Ding ist unter Notwendigkeit. Das Schicksal gewinnt die Oberhand. Die Sprache schafft Frieden, Ordnung, Zusammenhang und Freiheit. Sie gibt dem Menschen ein Amt und einen Lebensanteil, indem sie den Umfang des Lebens erweitert. Er wird von der Vorstellung befreit, daß er der Maßstab des Lebens sei.

Das Wort Leben in modernen Diskussionen ist die Wurzel vieler Übel. Es wird unterschiedlos gleichermaßen sowohl für individuelles Leben gebraucht wie für das ewige Leben, das der Stammesmensch und das Kirchenglied erfährt, wenn sie Gottesdienst halten und besuchen. Unsere modernen Skeptiker nehmen Ausdrücken wie »ewiges Leben«, »Leben der Gemeinschaft« und »historisches Leben« die Würde, wenn sie für Vitalität und Lebensrecht schwärmen. Unentwirrbar sind in unserem Denken das Leben der Rasse und das Leben von Individuen miteinander vermischt. Im gleichen Atemzuge, mit dem unsere Enthusiasten der bloßen Natur mit der Hingabe treuer Verehrer die Lebenskraft und die Energien der Natur vergöttern, erwarten sie von uns naiverweise, daß wir alle unser eigenes Leben zwischen Geburt und Tod nicht ernst nehmen. Denn sie erwarten doch, daß

[1] Im anglikanischen Taufritus wird ausdrücklich gesagt, sie sei das, *»what nature cannot give«*. Laß die Darwinisten das widerlegen!

wir ihre Bücher kaufen, daß wir all ihren Predigten von den Naturgesetzen lauschen, wonach das Leben der Menschheit dem Leben des Individuums vorgezogen wird. Sie verlangen von den Wissenschaftlern, daß sie ihr Leben in Experimenten aufs Spiel setzen, von den Entdeckern, daß sie ihr Leben in Wüsten wagen, und von den Erfindern, daß sie dem volkstümlichen Vorurteil trotzen. In jedem Falle verlangen diese Verkünder des Preises der Natur, daß wir ihren Blickpunkt als den richtigen und einzig natürlichen anerkennen. Sie hausen also in dem zerbrechlichen Gebäude, das von unseren ersten Ahnen geschaffen wurde, mit deren Hilfe wir Menschen uns gegen die Natur wandten und ihrem Chaos, ihrer Unordnung und ihrem Zwang trotzten. Die Verehrer der menschlichen Natur hausen mit uns auf dem allgemeinen Friedhof, auf welchem wir überhaupt erst das Verehren gelernt haben. Sie zehren von unserem Kapital an Verehrungskraft, das wir erwarben, als das formale Sprechen den Schleier vor unseren Augen über unseren Ursprung und unsere Bestimmung lüftete. Aber macht es wirklich einen Unterschied, ob wir uns zwischen unsere eigene Geburt und den Tod oder zwischen den Tod und die Geburt stellen? Das moderne Bewußtsein ist so nüchtern, sich noch einzubilden, daß der vorgeschichtliche Mensch zu abergläubisch und zu erschrocken vor dem Tod gewesen sei. Auch er hätte die Dinge leicht nehmen sollen, hätte nicht sein ganzes Glück an die Begräbnisse seiner Ahnen wenden und nicht die Grausamkeiten des Leidens auf die armen initiierten jungen Menschen häufen sollen. Wenn die Sprache wirklich den Menschen dazu befähigte, 300 Gefangene und 100 Pferde zu opfern, die Witwen auf dem Holzstoß zu verbrennen, die Gesichter und Rümpfe zu tätowieren, die Jugend einzuzwängen und zu unterwerfen, so scheint sie weniger gerechtfertigt als verurteilt werden zu müssen.

Hat dieses Kraftfeld durch die Fähigkeit, vom Ursprung vor meiner Geburt zu sprechen und die Bestimmung zu bezeichnen, wirklich Frieden und Ordnung, Freiheit und Fortschritt geschaffen? Gibt es dafür einen universalen Wahrheitsbeweis?

Kein menschliches Wesen darf seine eigene Mutter heiraten. Es gibt Begrenzungen für die Heirat in jedem Stamm oder jeder Gruppe, von der wir wissen. Unsere neueste schöne Literatur rüttelt zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit an diesem ersten Ergebnis enthüllten Ursprungs, am Inzest. Romanschreiber und Analytiker stellen die Regel gegen den Inzest in Frage. Man will uns weismachen, daß die tief begrabenen Instinkte der Töchter für ihre Väter, der Söhne für ihre Mütter nicht vernachlässigt werden dürften, daß ihre »Verdrängung« dem »Individuum« schadet. Alle menschliche Gesellschaft hat in der Tat mit der Schaffung von Inseln des Friedens begonnen. Diese Inseln des Friedens waren gefeit gegen Kriegführung, Eifersucht, Raub und Anarchie. Ein Friede wurde errichtet auf Grund des Ausschlusses geschlechtlichen Wettbewerbs. Die primitivste Gruppe hat Mittel gefunden, Friede zwischen den Geschlechtern zu schaffen. Die Ehe ist eine dauerhafte Beziehung zwischen Gliedern beider Geschlechter. Innerhalb dieser Beziehung können die Perioden der Leidenschaft und der Gleichgültigkeit miteinander abwechseln, ohne daß der Zusammenhalt verloren geht. Die Formen der Ehe können wechseln zwischen Polygamie und Monogamie, zwischen zeitweiser und ständiger Treue. Aber es gibt keinen »Stamm von Wilden« ohne Ehe.

Ehe bedeutet Verzicht, Verzicht aus Respekt gegen unsere eigene Vergänglichkeit; und dieser Verzicht bedeutet Einteilung in Generationen. Die Mitglieder der Familie stehen unter einem Zwang. Die Familie, die Insel des Friedens, ist als solche umgrenzt; sie ist rein gemacht worden. Der Ausdruck Reinheit, Castitas, bezieht sich nicht auf die Sittlichkeit eines Individuums, sondern auf die Sitten innerhalb der Familie, in der das Geschlecht beruhigt und beschwichtigt war. Eine Familie als eine Gruppe war rein, wenn und insoweit kein Inzest geschah. *Reinheit ist daher der ältere Ausdruck des Menschen für Frieden.* Eine solche Insel kommt nicht durch Zufall zustande. Ehe ist ein Kampf gegen die natürlichen Geschehnisse, gegen den Inzest. Der Stamm erwarb den Frieden gereinigter Gruppen, indem er

einen Preis für diesen Frieden zahlte. Er teilte zu gewissen Gelegenheiten und gewissen Gruppen die Freiheit der Geschlechtsübung zu. Es gibt keinen Stamm ohne die Gruppentänze, die Orgien zwischen den Geschlechtern, also ohne die geschlechtliche Freiheit, durch die allein die Reinheit jeder Familie gewahrt werden konnte.

In den Diskussionen über die Ehe finde ich nirgends die einfache Tatsache erwähnt, daß in der vorgeschichtlichen Gesellschaft jede Familie, die ihre Castitas nicht bewahrte, durch Kinderinzest rasch degeneriert wäre. Diese Not ist der Quellgrund aller Eheinstitutionen. Niemand konnte daran denken, von der kleineren Gruppe oder Familie Reinheit zu fordern, wenn nicht die größere Einheit des Stammes über diesen Verlust der geschlechtlichen Möglichkeiten auf die Glieder jeder Familie wachte. Der Stamm hat die Reinheit der Familie ebenso begründet wie die Begräbnisse und die Initiationen. Dieser Friede unterteilte das blinde Leben der Geschlechter in Bezirke der Reinheit und solche der Tierheit. Die Orgien der Stämme können nicht einfach als obszön, lasziv oder lasterhaft abgetan werden; auf der anderen Seite darf man sie nicht leicht nehmen. Sie, wie alle Prostitution, sind der Preis, der für den Frieden der Familie gezahlt werden muß, wie noch der heilige Augustin in seiner »Academica« wohl wußte. Jeder Friede kostet einen gewissen Preis, seinen Zoll an das Chaos der Natur. Der Friede der Familie ist gegründet auf diesen Preis an geschlechtlicher Freiheit an den Feiertagen des Stammes. In der Tat ist die Einteilung der menschlichen Lebensperioden in Ferien und Arbeitszeiten auf diese erste Notwendigkeit gegründet, Frieden in der Familie und Orgien außerhalb auszugleichen. Der Kalender aller Menschengruppen unterscheidet nicht zufällig Festtage und Arbeitstage (Kriegspfade, Jagdzeiten). Die Menschen erkannten sich als Bruder und Schwestern nur dadurch an, daß sie Inseln des Friedens – Familien – ausklammerten, aber sich gelegentlich außerhalb dieser Inseln gesellten. Diese unvermeidlichen Gelegenheiten waren ihre Feste.

Die Ehe ist also die Organisation des Lebens zwischen Reinheit und Orgie. Die Ehe ist nicht aus sich heraus verständlich. Sie ist ein Pol in der sich wandelnden Organisation des Stammes. In der Familie vermischen sich die jungen Leute nicht willkürlich. An den Festtagen haben sie dazu Gelegenheit. Die Familie beschwichtigt, das Fest erregt. Ohne diesen Rahmenschutz des Stammes kann die Familie ihre Bestimmung nicht erfüllen. Das Zerbrechen unserer heutigen Familien rührt von der einfachen Tatsache her, daß diese Polarität verschwunden ist. Wenn man von den Menschen erwartet, daß sie ohne Fastnacht und Karneval unter sich rein bleiben, wird der Inzest zu einem schweren Problem. Dann ist der Rhythmus unterbrochen, durch den wir zuerst einen Waffenstillstand, eine Art von Frieden zwischen Mutter und Sohn, Vater und Tochter, Bruder und Schwester schlossen, weil die Orgien diesen Frieden ausglichen.

Die Inseln der Reinheit verhüllten vor den Augen des Mannes und der Frau ihre gegenseitige geschlechtliche Anziehungskraft[1]. Und sie taten das unter anderem dadurch, daß sie den Bewohnern dieser Inseln Namen gaben. Die großen Namen der Familie, Vater, Mutter, Schwester, Bruder tragen ein bemerkenswertes Kennzeichen: sie sind in ihren Ordnungen wie die Wörter: »ein anderer« oder »besser« gebildet. Der französische Sprachforscher Cuny hat diesem Symptom Aufmerksamkeit geschenkt. Die Analogie mit unseren Vergleichswörtern, unsere Endung »er« in jedem Komparativ, scheint darauf hinzuweisen, daß die Menschen ursprünglich sich nicht nur als Paare betrachteten, sondern noch intimer, indem sie sich sogar nur miteinander benannten. Nur, wo ein Vater ist, kann, genau genommen, eine Mutter sein. Eine Stute hat Junge, ein Weib kann Nachkommenschaft haben. Aber diese Tatsache machte aus ihr in der Frühzeit noch längst keine Mutter im vollen Sinne des Wortes. Mutterschaft ist zu sehr Titel für ein Amt, um vor unserer Epoche Unverheirateten zugesprochen zu werden. Das Zusammenwirken

[1] In vielen Stämmen ist es Scheidungsgrund für eine Frau, wenn ihr Mann es wagt, ihre Geschlechtsteile zu schauen.

von Vater und Mutter, Schwester und Bruder ist für uns ein ständiges Problem. Das wird am deutlichsten, wenn Ehescheidungen zahlreich werden und so die Kinder wieder ihre Eltern als Individuen, als männliche und weibliche zu sehen bekommen. Die Einrichtung der Familie verhüllte den Kindern diese Unterscheidung. Die Eltern wurden als im Amt befindlich, als Hausherr und Hausfrau, angesehen. Ihre Beziehungen als Geschlechtspartner erscheinen zweitrangig. Die Kinder dürfen nicht ihre Eltern in erster Linie als Geschlechtspartner ansehen. Die eigentliche Bedeutung der Familie wird vernichtet, wenn Karlchen den Vater als den Mann anspricht, der mit der Mama schläft. Die Namen Vater und Mutter haben genau den Sinn, die Situation in dieser Hinsicht umzukehren. Hier sind in der Tat Braut und Bräutigam. Aber der übrigen Welt müssen sie als Gatte und Weib und als Vater und Mutter erscheinen. Diese Amtsnamen Vater und Mutter verhüllen ein Innen und schafften Abstand.

Aufs neue geht uns die seltsame Tatsache auf, daß alle Menschen zu allen Zeiten die Gesetze der Natur durch Beschluß und Namen verschleiern. Wir schaffen die Naturgesetze ab. Wenn die Braut verschleiert ist, ist es der übrigen Welt verboten, sie sich als Beischläferin dieses bestimmten Mannes zu denken. Sie ist Mitglied eines Ganzen, und deshalb wird das Natürliche durch eine neue Beziehung zwischen Gatte und Weib verdrängt. Aus der Einheit heraus vertritt das Weib den Gatten und der Gatte das Weib, weil nicht eine Spur der Geschlechtlichkeit Kindern und Nachbarn sichtbar bleiben soll. Der Mann geht zu Bett, wenn sein Kind geboren ist. Diese berühmte Sitte, die Couvade, ist nur die Übersteigerung unserer Umkehrung des Naturgesetzes. In ihres Gatten Abwesenheit werden die Schlüssel vom Weibe verwaltet. Sie ist im römischen Gesetz wie eines seiner Kinder gestellt, was nur eine andere Weise ist, die Reinheit ihrer Stellung zu kennzeichnen. Sie trägt seinen Namen, sie teilt mit ihm dasselbe Schicksal. Sie sind ein Fleisch, gemäß der Kirche, die erneut die Übereinkunft des Friedens besiegelt über die Individua-

lität oder besser über ihre »dividedness« hinaus. Daß ein männliches und ein weibliches Leben der groben Klassifikation durch das Geschlecht entschlüpfen und von der Gesellschaft als Eheleute anerkannt werden konnten, ist die Frucht der Sprache. Das ist äußerst unnatürlich. Es enthüllt eine Beziehung, die nicht von der Natur gegeben, sondern durch den Glauben geschaffen ist. Die Erfahrungen der vorgeschichtlichen Gesellschaft hinsichtlich der schöpferischen Kräfte des Menschen zentrieren sich um das Grab, die Wiege und das Ehebett. Mit unserer Theologie verglichen war sein Glaube an die Götter vielleicht unsicher und schwankend, der an die Ehe unerschütterlich.

Indessen ist es schwerer an die Ehe zu glauben, als an Gott zu glauben. Der Ansturm des Naturtriebes, nach welchem jeder Mann unter 60 versuchen möchte, jede Frau unter 40 sich zu eigen zu machen, ist ein Akt, der die gleiche Qualität erfordert, den der Glaube an Götter verlangt: er erfordert Vertrauen. Vertrauen ist unsere beständige Kraft, flüchtigen Gedanken oder Erscheinungen oder Launen Widerstand zu leisten. Das Denken, dem alles in allem Männlichen männlich und im Weiblichen nur weiblich ist, liegt jeden Morgen und jeden Abend jedem normalen Mann und jeder Frau nahe. Die heutige Welt ist voll von solchem Denken. Das Vertrauen errichtet Ehen gegen dieses Denken. Keine Ehe kann ohne dieses Vertrauen existieren. Und im Fall der Ehe ist es nicht das leere Wort »Vertrauen«, das wiegt, sondern seine tagtägliche Vollkraft. Aus diesem Grunde sagten wir, daß der Glaube an die Ehe schwieriger ist als der Glaube an Gott, zumal das Wort Glaube für gewöhnlich in seiner Zusammensetzung mit vielen Wörtern degradiert ist. Nur wenn Mann und Frau Eheleute werden können, werden Tochter und Sohn in ihnen ihren Vater und ihre Mutter erblikken und werden aus diesem Grunde einander als Bruder und Schwester im Spiegel der Reinheit ihrer Eltern ansehen. Eine Gruppe, welche diese Früchte hervorbringt, hat den Lauf der Natur umgekehrt. Geschlechtlichkeit ist gewiß die stärkste Leidenschaft des Menschen in einem gewissen Alter. Aber die Spra-

che, indem sie die Titel Eheherr und Ehefrau verleiht, hat die Natur bemeistert. Sie offenbart denen, die glauben, eine neue Weise des Lebens, welche die Geschlechter aus einer Einheit heraus sich gliedern läßt.

Die Eheorganisationen bilden das Herzstück jeder frühen Gesellschaft. Aber warum ist die Ehe die Frucht der Umkehrung, die von der Sprache bewirkt wurde in der Beziehung des Menschen zu Geburt und Tod?

Ein Römer heiratete liberorum procreandorum causa. Die Sprößlinge wurden liberi (eleutheros griechisch) genannt, d. h. wörtlich Mitglieder der nachwachsenden Generation[1], Freiheit und Ehe stehen also im Wechselverhältnis miteinander. Warum sind die in der Ehe geborenen Kinder frei und die außerhalb der Ehe geborenen gewöhnlich nicht? Das ist wieder eine Frage, die durch Rousseaus Naturalismus und seine Vorliebe für Findlinge äußerst verdunkelt worden ist. Der einzige Grund dafür ist der, daß »frei« bedeutet, als Angehöriger der kommenden Generation vorhergesehen zu sein, erwartet und als geeigneter Nachfolger gewollt zu sein. Die Eltern haben als Vorfahren gehandelt, nicht als blinde Erzeuger, sondern als glaubende Vorzeuger. Der Schleier war gelüftet, und sie wußten, was sie taten, als sie diese Kinder zeugten. Die Ehe öffnet die blinde Leidenschaft des Augenblicks dem Herannahen der unsichtbaren Zukunft. Abtreibung und Konzeptionsverhütung sind deshalb unnatürlich, weil die Liebe grenzenlose Hingabe ist oder sie kann nicht Liebe sein. Abgegrenzte Hingabe zerstört die Liebe.

Die griechische Mythologie und die Mythen aller Völker vermeiden nicht, bei den Weisen des Erzeugtwerdens zu verharren, der illegitimen und der legitimen. Niemand war in jenen Tagen naiv genug zu meinen, daß geschlechtliche Verbindung auf das Eheleben beschränkt sei. Diese alberne Einbildung gehört ausschließlich unseren eigenen Zeiten an. Aber die Menschen fühlten, daß der Wettlauf zwischen Ehe und geschlechtlicher Orgie

[1] »Eleutheroi« sind die Nachkommenden. Ebenso »liberi« lateinisch, »Leute« germanisch.

wirklich ein Wettlauf zwischen Glaube und Naturtrieb sei. Der Glaube errichtete den Frieden der Ehe, der Naturtrieb verteidigte die Freibeuterei des Geschlechts. Der Konflikt zwischen Glaube und Verstand ist ewig. Wir mißverstehen ihn als einen solchen zwischen Theologie und Wissenschaft, in welcher Gestalt er seine ganze Bedeutung verliert. Aber die illegitimen Kinder des Zeus und Heras Nachkommenschaft aus ihrer Ehe waren von der größten gesellschaftlichen Bedeutung, wie jedermann sehen und greifen konnte. Der Titel der freien, der kommenden Generation konnte denen nicht verliehen werden, deren Zukunft nicht durch die freiwillige Zurückhaltung der älteren Generation und deren Vorbereitung auf ihr Kommen offenbart worden war. Zukunft und Freiheit, Freiheit und »Kommen« sind zwei Aspekte der gleichen Sache. Ohne Vorausglauben keine Freiheit. Meines Vaters Glauben ist meine Freiheit, gibt mir Freiheit[1]. Meine eigene Zukunft wird durch die Liebe der vorhergehenden Generation möglich gemacht. Die Kinder kommen eben, wo hingebend geliebt wird. Ich verstehe nicht, daß unsere Zeit das abschaffen will, ohne sich selber abzuschaffen.

Die römische Heiratsformel liberorum procreandorum causa – »Zum Herbeiführen freier Geburten«, wurde mir in meiner Jugend als schrecklich prosaisch hingestellt. Wir können ja jetzt aus Liebe heiraten, weil wir eine Anzahl von öffentlichen Institutionen vom Kindergarten bis zur Krankenversicherung zu unserer Verfügung wissen, die für unsere Brut sorgen. Indessen, ich kann nicht blind gegen die Tatsache sein, daß ursprünglich jede dieser Institutionen, einschließlich sogar der ärztlichen Versorgung, Teil der Familie war. Daher bedeutete jede Eheschließung die Begründung einer kleinen Gemeinde mit der ihr zugehörigen Achtung vor der Freiheit ihrer künftigen Bürger, der freien und legitimen Kinder. Die Eltern opferten ihre Lebenszeit und widmeten ihr ganzes Dasein in diesem Gründungsakt. Kein Wunder, daß sie die Titel des neuen Standes als Gatte und

[1] Dazu die schöne Widmung Schopenhauers an seinen Vater, abgedruckt in »Vollzahl der Zeiten« (Soziologie II), 195 f.

Weib erwarben; öffentliches Recht, nicht Privatvertrag, war die Grundlage der Eheschließung. Und die Sicherung mußte religiöser Natur sein, wenn nicht streitsüchtiger, tyrannischer Despotismus die Kinder unterdrücken sollte. Mit anderen Worten: Die Ehe war die Hauptstütze des öffentlichen Rechtes; auf der anderen Seite wurde dieses öffentliche Recht in dem Einschnitt zwischen dem Tod der einen Generation und der Geburt der nächsten verankert. Die Hochzeitsgelübde sind unverständlich, wenn sie nicht wieder auf ihren Platz gestellt werden. Sie werden geleistet, weil die Neugründer sich zwischen Vorfahren und Nachfolger gestellt sehen, als Vermittler zwischen Großvätern und Enkeln. Außerhalb dieser geschichtlichen Ordnung konnten die Gelübde nicht gesprochen werden. Und das, weil jedes ihrer Worte sie zu einem Bestandteil in der freiwilligen Verbindung zwischen Grab und Wiege machte, in einem Akt der Achtung, der gleicherweise der alten Überlieferung und der kommenden Freiheit dient.

4. Der Konflikt zwischen politischem Sinn und gesundem Menschenverstand

Jede politische Ordnung stellt die menschlichen Wesen in Zeiten und Räume hinein, die über ihre leiblichen Sinne hinausgehen. Diese Zeiten sind länger als eine individuelle Lebenszeit, und diese Räume sind größer, als daß ein Individuum allein über sie verfügen könnte.

Jede politische Ordnung dehnt sowohl die Zeiten, durch welche ein Mensch begrenzt wird, wie die Räume, die ihn umschließen, beide über die Grenzsteine seines eigenen Lebens hinaus. Diese Ausdehnung ist »unnatürlich«, »übernatürlich«, »transzendierend«. Sie geschieht nicht automatisch. Sie vollzieht sich dadurch, daß ein Mensch dieser unvorhergesehenen und nicht durch Überredung zu fordernden Aufgabe sich hingibt und sich ihr widmet. Es gibt keine Gewähr für ihre Dauer. Jede politische Ordnung kann in jeder Minute zusammenfallen, wenn nicht ihr

Bestand durch das ausdrückliche Sprechen von Menschen, die ihr Leben dafür einsetzen, erneuert wird.

Das Mittel, sowohl sie zu errichten wie sie zu erneuern, ist die förmliche Sprache. *Die formelle Sprache beruft Menschen zu »übermenschlichen« Funktionen in einer politischen Körperschaft.* Sie erweckt einen Geist, in dessen Namen alle ihre Glieder zu dienen versprechen, wie auch ihnen versprochen wird, daß reziprok ihnen gedient wird. Sie ernennt und benennt die Außenwelt, die der politischen Gemeinschaft zur täglichen Grundlage dienen soll. Deshalb muß sie die eleutheroi, die liberi, die »Kommenden« initiieren, damit sie willig diesem gebrechlichen und ständig gefährdeten Unternehmen sich anschließen.

Dank Sprache erhebt sich der Mensch über das Chaos. Das Chaos ist nichts Einfaches, sondern ein Zusammengesetztes. Seine Analyse verhilft zur Einsicht in die Vielfalt der schwierigen Aufgabe. Das Chaos kann die Bande der Kameradschaft vernichten; es führt dann aus Mangel an Vertrauen Unordnung und Anarchie herauf. Das Chaos kann aus Mangel an Feuer die Lebenskraft schwächen. Es führt dann Despotismus, Rechtsdegeneration und Stagnation herbei. Das Chaos kann aus Mangel an Achtung die Kontinuität vernichten; es erscheint dann als Rebellion und Revolution. Und schließlich kann das Chaos die mühselig errichteten neuen Grenzsteine der politischen Körperschaft vernichten. Es nimmt dann die Gestalt des Krieges an. Aber die Namen, die soziales Chaos bezeichnen, sind selbst Schöpfungen der formalen Sprache. Die Menschen, die vorher Frieden geschlossen hatten, sind nun imstande, den Krieg als einen Vorgang zu erkennen, in dem die für den Stamm geschaffenen Zeiten und Räume bedroht werden.

Die Pazifisten sind zu naiv, wenn sie den Krieg als Mord bezeichnen. Seitdem die Menschen sprechen können, standen Mord und Krieg ungefähr auf den entgegengesetzten Enden der Skala sozialer Prozesse. Der Mörder war und ist »vorstammlich«. Er richtet seinen Willen gegen den Willen eines anderen. Der Krieg verteidigt die Ordnung, in die der Krieger

einen Teil seines Willens eingeblasen hat, weil er an einen höheren, mehr als »natürlichen« Zustand, eben an den Frieden glaubt, welcher für sein Bestehen auf jeden angewiesen ist. Nicht in den Krieg ziehen, bedeutet den Frieden zerstören, den meine politische Gemeinschaft errichtet hat. Der Pazifist mordet diesen Frieden.

Die erste politische Gemeinschaft, der Stamm, wurde auf dem Frieden zwischen Familien errichtet. *Die Familien sind Unterteilungen eines Stammes.* Keine Familie kann außerhalb des Stammes bestehen. Das Gegengewicht zu dem Frieden der Familie sind die Orgien und Eheklassen des Stammes. Logischerweise geht die »Idee« des Stammes der Familie voraus. Die herkömmlichen Sätze unserer Bücher, wonach Familien zu Stämmen heranwuchsen, müssen revidiert werden. Familien wachsen nicht zu Stämmen heran, sondern gehen von Stämmen aus. Infolge der auf Namen gegründeten und genauen Hochsprache des Stammes konnten seine Familien drei Zwecke erreichen:

1. Es geht um Frieden zwischen geschlechtlichen Nebenbuhlern und Beleidigern der Reinheit. Die Wohnstätte erwirbt einen geweihten Frieden.
2. Es geht um Frieden zwischen Altersgruppen, zwischen den Generationen der Menschen. Beleidiger des Geistes der Überlieferung und Achtung werden als Waldgänger aus der Sprache herausgesetzt, werden »Wölfe«, Werwölfe. Von diesen stammen viele neue Sprachen.
3. Es geht um Friede zwischen dem Bereich der fünf Sinne und einer übersinnlichen, politischen Ordnung von Zeiten und Räumen, die den Bereich eines Einzellebens übersteigt.

Diese drei Ziele werden dadurch erreicht, daß der Wohnstätte ein Platz zugewiesen wird, der nicht von »Natur« erwächst, sondern in einer genauen Arbeitsteilung begründet ist. Die Wohnstätte empfängt eine Bedeutung, nach welcher ihre Mitglieder sich an einem Herde innerhalb des größeren Bezirkes des Stammes zusammenfinden. Das Ritual des Stammes macht aus jeder Familie eines der Zentren des common sense. Common

sense bezieht sich auf die Sinne und die Hochsprache gleicherweise, wie nachformales Sprechen sich auf vorformales und formales Sprechen bezieht, wie Pronomina sich beziehen auf Tierlaute auf der einen Seite und auf die Namen der Hochsprache auf der anderen. Heutzutage wird common sense nicht als ein geschichtliches Erzeugnis angesehen. Aber common sense ist das endgültige Produkt eines Konfliktes zwischen der tierischen Natur des Menschen und seiner namentlichen Bekleidung mit sozialen Verrichtungen. Am Herde jeder Familie sinkt die Hochsprache des Stammesgeistes zur abgekürzten Benennung herab. Auf diese Weise kommt es zum common sense, dem gesunden Menschenverstand.

Dieser common sense bildet sich in einer Familie, einer Friedensgruppe, welche auf Eifersucht, Tyrannei, Rebellion und Mord verzichtet. Er hält die Gruppe im Schatten des Stammschutzes so weit für gesichert, daß er nicht nötig hat, die hohen Worte, Gesänge, Beschwörungen, Gelübde und Formeln zu gebrauchen, welche an den Festtagen des Stammes gesprochen werden. Der common sense verläßt sich auf diesen Hintergrund; während der ganze Stamm sich explizite (formal, genau) erklären muß, kann irgend eine common sense Gruppe implizite (nachlässig, formlos) verfahren.

Alles, von dem wir gern vermuten, daß es sich von selbst verstehe, ist zunächst ausdrücklich entstanden. Das ist also die Beziehung zwischen common sense, Pronomen und formloser Sprache in der Familie auf der einen Seite und super-sense oder politischem Sinn, den Namen und Formalitäten der politischen Gemeinschaft auf der anderen. Der eine sense ist nicht ohne den anderen. Das Verlangen Rousseaus und Benjamin Franklins nach einer menschlichen Gemeinschaft aus bloßem common sense ist unsinnig. »Emile« und »Der Arme Richard« haben ihren gesamten common sense vom politischen super-sense entliehen; je mehr common sense wir haben, um so mehr politischen Verstand müssen wir schon entwickelt haben, und umgekehrt. Der Grund für diese ständige Polarität ist die Sprache. Die Sprache

geht nicht vom common sense aus, sondern von den Sinn begründenden Vätern, den Schöpfern eines neuen Aufbaus. Der gesunde Menschenverstand verschleißt die existierende Sprache; dank seiner fühlen wir uns zu Hause in der steifen, ehernen politischen Ordnung. Wir entspannen. Aber eine neue Sprache wird geschaffen unter dem Druck der Gräber hinter uns und der Wiegen vor uns, der Feinde uns gegenüber und der Uneinigkeit innerhalb unserer eigenen Reihen. Das sind Situationen, die gerade im Bereich des common sense fehlen; Situationen, welche nach expliziten bewußten, höchst formellen und höchst bestimmten Satzungen schreien. Der Schrei nach Friede und Ordnung ist ein verzweifelter Schrei. Die Rufe nach Freiheit und Rückkehr der guten alten Tage sind von äußerster Heftigkeit, die Wiegenlieder und Zuckerstangen des common sense sind nicht brauchbar für schreiende, weinende, rufende und wütende Menschen. Sie müssen etwas von dem Wunder erfahren, daß die Toten wieder zum Leben kommen, daß die Feinde zu Freunden werden, daß Zwietracht zu neuer Eintracht gelangt und Schreie neue Worte werden. Sie müssen sehen, hören und greifen, bevor sie glauben können. Die formale Sprache erzeugt genau dieses Wunder. Der Tote scheint neu zum Leben zu kommen, die Schreie werden Gebete, die Feinde finden sich zur Verhandlung bereit, und der innere Streit verwandelt sich zu harmonischem Gesang von Strophe und Antistrophe, von Dialog und Chor.

Wenn die Sprache nicht diese Wunder für die Gesellschaft verrichtete, würde sie nicht notwendig sein. Als Verständigungsmittel wird sie nur durch den common sense benutzt. Aber Zehntausende von Sprachen sind durch Tausende von Jahren hindurch ebenso oft als Mittel der Exkommunikation oder der Kommunikation gesprochen worden. Sie haben den Werwolf, den Dämon, den Despoten und den Feind ebenso verjagt, wie sie das Kind gesegnet, den Geist angerufen, dem Herrn gehorcht, den Flüchtling aufgenommen und den Feind versöhnt haben. Jeder Stamm ist beständigen Angriffen von innen und

außen ausgesetzt gewesen. Seine formale Sprache hat ihm seine Existenz als eines politischen Körpers gesichert während der Wanderungen über die Erde und über die zeitlichen Dezimierungen und Verluste hinaus. Wunderbarerweise ist sie in eine Ewigkeit verankert und spottet der Flucht von Zeiten und Räumen. Die Sprache ist die politische Verfassung einer Gruppe über die Lebenszeit und den Lebensraum jedes Individuums, über den common sense und die leiblichen Sinne hinaus.

Unser Gemälde von dem Aufquellen der Sprache würde zu rosig sein, wenn wir nicht die Unvollkommenheiten jeder stammlichen Ordnung hervorhöben. Ich habe vorher an die griechische Mythologie aus Anlaß ihres offenen Pessimismus erinnert. Verdorbene Stämme begruben ihre Toten nicht, sondern erschlugen ihre alten Menschen, wie das noch heute geschieht. Andere raubten und schändeten die Frauen. Viele kamen nicht zu den Versammlungen des Stammes. Wie in unseren Tagen war die gesellschaftliche Ordnung unvollständig. Die Berserker und die Titanen gab es wirklich. Diese Menschen rasten und sprachen nicht; sie brachen aus dem Stamm aus. Diese Tatsachen warnen uns, das Werk und die Schöpfungen der Sprache zu überschätzen. Wenn sie nicht hin und wieder versagt hätte, so möchten wir denken, daß die Sprache unfehlbar sei. Und gewiß, wenn sie ein natürlicher Prozeß wäre, würde die Sprache unfehlbar sein! Die meisten Anthropologen sind vom natürlichen Charakter der Sprache überzeugt. Sie fragen nie danach, unter welchen Bedingungen sie funktioniert. Sie setzen in all ihrer Forschung naiv voraus, daß der Mensch erst sprechen kann und dann in politische und »organisierte« Gesellschaft hineingeht. Das Gegenteil ist wahr. Der Mensch muß sprechen, wenn er eine Gemeinschaft haben will; aber sehr oft kann er nicht sprechen; er versagt und infolgedessen bricht die Gemeinschaft zusammen. »Übernatürliche« Prozesse fehlen ebenso häufig, wie sie sich ereignen. Wir sollten unseren Atem eine Minute anhalten und uns selbst fragen: werden wir noch einmal unser Chaos in Ordnung bringen können? Für den Erfolg kann nicht garantiert werden,

weil zu keiner Zeit jede Zunge oder jede sprechende Gruppe damit Glück gehabt hat, Menschen zu vertrauen und zur Freiheit aufzurufen. Einige hatten damit Glück, einige hatten es nicht. Alle Sprache muß das Wagnis auf sich nehmen, durch den common sense mißverstanden zu werden. Dieses Wagnis ist wahrhaft furchtbar. Die ganze Unwahrheit, Hinfälligkeit, Krisenhaftigkeit und Lüge vieler sozialer Beziehungen rührt von dieser Ungeeignetheit des common sense her, die volle Bedeutung der großen Formen der Sprache zu verstehen. So habe ich in einer Schrift »Zurück in das Wagnis der Sprache« diese Ungewißheit betont. Der Vater der Lüge, der Teufel, ist niemand anders als die Gesellschaft des common sense, die immer nur schwätzt und in der jedermann das eine sagt und das andere tut, »hab im Privaten deine Meinung und bekenne in der Öffentlichkeit eine andere« usw. Kein Mensch glaubt heute an die Existenz des Teufels, weil niemand für die Sprache fürchtet. Im Bezirk von Columbia/USA, müssen die Beamten jeden Monatsersten einen Eid auf die Verfassung neu schwören, zu keinem höheren Zweck, als daß sie ihr Gehalt bekommen. Der Eid ist da also eine Farce. Nun, wie der Eid in Washington, im Bezirk von Columbia, gehandhabt wird, mag er eine Farce sein; Worte mögen zu Redensarten entarten. Aber ein politischer Körper muß fähig bleiben, mit Autorität zu sprechen. Und ein Mensch muß fähig bleiben, sein Leben für einen geweihten Zweck zu opfern, auch wenn die alten Formen verdorben werden, auch wenn die Menschen nicht durch alte Worte zum Frieden kommen, auch wenn nicht neue Weisen der Formulierung, neue Formen uns mit neuem Glauben und neuer Achtung erfüllen. Der Konflikt zwischen den Formen und dem common sense führt zu den Erkrankungen der Sprache. Erkrankungen der Sprache verwandeln die Menschen in Lügner. Der Lügner ist ein Mensch, dem die Gesellschaft einen schlechten Namen gibt. Er glaubt nicht, was zu glauben von ihm erwartet wird. Das kann die Schuld der Gesellschaft sein oder seine eigene Schuld. Aber diese Unstimmigkeiten führen ins Unglück. Diese Unstimmigkeiten haben

von undenklichen Zeiten her sich gebildet. Wir leiden unter unseren eigenen Schöpfungen. Prometheus ist nicht der einzige Held, dessen Leber schmerzt, weil sein Körper an den Felsen der Zeit geschmiedet ist. Seitdem der Mensch spricht, ist er mit sich selbst uneins. Nur die Hälfte seiner Sprache ist erfolgreich und gilt. Die andere Hälfte ist entweder totes Wort oder Betrug. Gebrochene Gelübde, mißbrauchte Kredite, nicht gedeckte Bankschecks, nicht befolgte ernste Gesetze, Lippendienst beim Gebet nehmen zu.

Die wahren Wunder der Sprache sind also wie alle Wunder durch falsche Nachahmung bedroht. Jede Kirche hat ihre Agnostiker neben sich; jeder wahre Satz lädt zu falschen Sätzen ein. Rudyard Kipling behauptete in seiner Rede in St. Andrews, der erste Sprecher sei ein Lügner gewesen. Das stimmt nicht. Aber der zweite Sprecher war wohl einer.

Wir verstehen weder die Geschichte des Staates noch der Kirche durch die Zeiten, wenn wir dieser Zwangsläufigkeit der Fehlzündung nicht von Anfang an gedenken. Die Beziehung zwischen Wahrheit und Lüge beherrscht uns: sie taucht mit unserer Erschaffung als Weitersager auf. Clemenceau sagte in seiner Menschenverachtung: »Nur die Blumen lügen nicht«. Sein Wort warnt uns, daß der Mensch von Anfang an bis ans Ende mit dem Vater der Lüge zu kämpfen hat. Denn zu dieses Lügenvaters Söhnen und Töchtern mißrät jede alternde Ordnung, wie Johannes 8,44 es auch für alle ausspricht. Ganz Westeuropa erscheint so veraltet.

Der Ernst der ursprünglichen Sprache, ihre Formalität und Feierlichkeit kann nur von Betrachtern gewürdigt werden, die sich dem tragischen Aspekt der Verlogenheit öffnen. Angesichts der Lüge gibt es keinen Fortschritt. Sie lauert jeder Zeit.

5. Opfer, Gaben, Löhne

Wir modernen Menschen haben keine Angst mehr vor dem Teufel. Die Alten hatten sie. Und alles, was sie sagten, rechnete mit dieser Gefahr. Aus diesem Grunde sind die Reflexionen moderner Denker über die Sprache der alten oder wilden Völker nicht realistisch. Dr. Sigmund Freud, Herr Linton, Herr Malinowski, Herr Rank oder Pater Wilhelm Schmidt reflektieren, wenn sie ihre wissenschaftlichen Bücher schreiben. Reflexion bedeutet, daß man sich in verhältnismäßiger Sicherheit befindet; der für Reflexion in Frage kommende Raum ist ja eine Zeitspanne der Ungestörtheit und Gefahrlosigkeit. Die formelle Sprache aber wird in einem Augenblick des Chaos und der höchsten Spannung laut, wie man englisch sagt: "between the devil and the high sea". Ganz wörtlich: das hohe Meer ist das offene, wogende Chaos, und der Teufel ist die Versuchung, für die neue Not abgestandene Wörter und Beschwörungen leichtfertig zu gebrauchen. Eugen Kühnemann in Breslau wurde bestraft, weil er beim Vorbeimarsch der SA sagte: »So schnell ist das Dritte Reich vorbeigegangen.« In der Tat hat dies Indianerspiel statt tausend Jahre ganze zwölf gedauert. Ein Pariser hat 1964 diesen höllischen Zustand mit den erleuchtenden Worten beschrieben: »Nos mots n'ont pas de lendemain.« Der Scherz gilt für den Augenblick. Aber es muß *Les mots qui restent* geben, wie ein kanadisches Geschichtsbuch heißt.

Ein Amerikaner hat von Lincolns Worten her Zugang zu diesem Zusammenhang: »Vor neunzig Jahren proklamierten unsere Vorfahren: alle Menschen werden frei und gleich geboren. Neunzig Jahre wurde diese Behauptung wiederholt, aber in unserem Süden nicht befolgt.« Im Jahre 1860 befanden sich daher die Amerikaner zwischen dem Vater der Lüge und dem offenen Meer der Verwirrung. Der hohe Name der »Menschheit«, der im Jahre 1776 mit gehörigem Respekt berufen wurde, führte um 1860 zu Folgen, die der Süden nicht wahr hatte. Der Name der Menschheit und die Ausdrücke »frei« und »gleich«, die als

Verheißung erklungen waren, verlangten, daß sie durch weitere Akte des Glaubens sich rechtfertigten. Waren Neger Menschen, dann waren auch sie frei und gleich geboren.

Diese Beziehung zwischen der berühmten Erklärung vom Jahre 1776 und Lincolns Gettysburger Rede ist eine Beziehung, welche in jeder Sprachgruppe auftritt: *Denn Namen sind Verheißungen, die erfüllt werden müssen;* Christian und Hildegard, Friedrich, Alfred und Dorothea, Glaube, Liebe und Hoffnung sind Imperative. Sie fordern ihre Träger auf, der Verheißung entsprechend zu handeln, die sie enthalten. Die sogenannten »theophorischen« Namen, welche einen Gott in ihrer Zusammensetzung tragen, wie Godefroy, Ramses, Thutmoses, Diodor, Donnerstag, Sonntag, Freitag, werden heut zu bloßen Etiketten abgewertet, aber für ihre Träger sind sie keine Feststellungen, sondern Verheißungen und Befehle, Ladungen der Träger und des Geistes, der von dem Träger und von der Gemeinschaft aufgerufen wird, welche den Träger aus der Kraft dieses Geistes ruft.[1] Die Namen ursprünglicher Sprache zielen alle in drei Richtungen: sie blicken auf den Menschenkreis, dem mitgeteilt wird, die Person, die gerufen wird, und den »animus«, der angerufen wird. Die moderne Reflexion klassifiziert die Namen als uniformierte Begriffe, die man verallgemeinern könne.

Die wahre Sprache schreitet nicht von den Tatsachen zur Verallgemeinerung vor; das überläßt sie akademischer Reflexion. Die Abolitionisten und die Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung von 1776 bewegten sich nicht in dem Bezirk der Reflexion oder der höheren Kritik. Sie sprachen. Und Sprechen legt nach drei Richtungen fest: ich sage. Ich bin bereit, beim Worte genommen zu werden. Ich behaupte, es sei notwendig, dies zu sagen.

Die Sprache beginnt mit einem jeden solchen Wort, das im guten Glauben gesagt wird, daß es wahr ist, daß ich, wenn ich ange-

[1] Ich entdeckte den Verfasser des Magdeburger Weichbildrechts mit Hilfe dieses Ansatzes in »Ostfalens Rechtsliteratur«, Weimar, 1912. »Der eigene Name wirkt als Imperativ« schrieb ich damals.

griffen werde, für es gerade stehe, und daß ich die Hoffnung hege, daß die übrige Gemeinschaft mir glaubt, daß ich notgedrungen die Wahrheit sage. Die Sprache entfaltet ihr geschichtliches Leben im Handeln, in einer dramatischen Auseinandersetzung zwischen meinem Glauben an mein Volk, meinem Zutrauen zur Wahrheit und meinem Vertrauen auf mich selbst. Jeder Name, der an dem für ihn angebrachten Ort gesprochen wird, ist ein Akt des Glaubens, der Zusammengehörigkeit, des Gehorsams, des gesellschaftlichen Wirkens. Er beruht ganz und gar auf dieser Dreifaltigkeit, und ein Name, der nicht mehr diesen dreieinigen Zusammenschluß zwischen der Öffentlichkeit, dem Sprecher und dem Geist hervorbringt, ist tot und muß begraben werden.

Das tut tatsächlich unsere akademische Reflexion über Wörter und Namen: sie beerdigt und analysiert tote Namen, aus denen nicht mehr Funken schlagen zwischen dem Sprecher, dem Hörer und der Wahrheit. Die Reflexion ist der Totengräber der vergangenen Prozesse der Sprache. Sie entsteht, nachdem der eigentliche Ort der Sprache verlassen worden ist. Sie definiert daher das Wort Dorothea, als wenn es »Gottesgabe« bedeute. Diese Definition geschieht außerhalb der Gemeinschaft, in der der Name Dorothea in einer gefahrvollen Situation entstand. Hier, wollen wir annehmen, war ein Clan unter einem tyrannischen Matriarchat. Der Name Dorothea wurde gegeben, um die Mutter des Kindes unter Zwang zu stellen und der blutigen Tyrannin die Wahrheit über ihr Kind zu sagen: es sei nicht das ihrige sondern ein freies Geschenk Gottes. Der Name hatte in der Tat Tabu-Charakter: Er bedeutet einen Schutz des Kindes gegen Mißbrauch seiner Eltern. Er war eine Schutz- und Zaubergabe. Aber war er nicht ebenso eine Verpflichtung für Dorothea, ein ständiger Appell an ihren Verantwortungssinn? Und endlich, was für ein schöner Lobpreis an die Gottheit, was für eine Ehrung des Schöpfers der Menschheit! Eine dieser »Bedeutungen« des Namens Dorothea würde für seine Definition genügen. Aber keine von ihnen hat Sinn außerhalb des beständigen Zusam-

menwirkens aller drei. Der Ausdruck »Bedeutung« genügt also nicht, um die Sprache zu erklären. Die Bedeutung von »Bedeutung« wird nicht aufgedeckt, wenn wir unsere Ausdrücke definieren. Die Semantiker sind im Recht, wenn sie ihre Methode auf tote Wörter der Vergangenheit anwenden. Sie sind Totengräber. Sie sind vollständig hilflos im Blick auf die Namen, welche noch die Semantiker selbst mit ihrem Publikum im Geiste der Zusammenarbeit und des Vertrauens verbinden. Eine kurze Überlegung, die nicht vergangene Wörter, sondern die Namen betrifft, mit welchen diese Semantiker umgehen, möge diesen zentralen Punkt aller Mißverständnisse über die Sprache klären. Unsere Semantiker werden Semantiker genannt; Semantik ist eine Wissenschaft. Man erwartet von uns den Glauben, daß sie eine Wissenschaft sei und daß es eine gute Sache sei, Bücher über Semantik zu lesen, die von Semantikern geschrieben sind, bevor wir unsere Begriffe in der Öffentlichkeit verwenden. Der Ausdruck »Wissenschaft« wird in diesem Zusammenhang nicht als eine Tatsache behandelt, die existiert, sondern als ein Akt, für den man von mir, dem Leser des wissenschaftlichen Buches, die Ausgabe von dreißig Mark verlangt und von der der Verfasser seinen guten Ruf herleitet und für die er seine Zeit hergibt. Er spricht zu mir im Namen der Wissenschaft der Semantik. Ich unterwerfe mich seiner Sprache auf die Autorität hin, welche der Name »Wissenschaft« über mich ausübt. Wir wollen hoffen, daß der Semantiker selbst seine Autorität nicht wegen eines Betruges einbüßt, sondern daß er das Beste tun will, was ihm möglich ist. Aber wie weiß ich das? Wie kann ich selbst wissen, daß er Wissenschaftler »ist«? Gewiß, er hat Vorgänger, deren Methode einen Pfad zur Wahrheit gewiesen hat; er folgt ihrem Beispiel. Das ist eine große Hilfe. Schließlich verläßt er sich darauf, daß ich mich selbst in seinem Kielwasser befinde, indem ich sein Buch lese und ihm folge. Das ist die dritte Stütze in der Verteidigung der Wahrheit gegen Täuschung und Mißbrauch: Diese drei Verwahrungen verteidigen die Gesellschaft gegen falsche Sprache:

Der Sprecher ist ein Folger.
Der Sprecher spricht in einer Genossenschaft;
Der Sprecher wird nachgeprüft.

Die Semantiker existieren nur in soweit, als ihr Gedankenzug sich auf dem gebahnten Wege bewegt, der Wissenschaft genannt wird. Der Gehalt wirklicher Wissenschaft wird bestätigt durch eine Genossenschaft von Wissenschaftlern, den Berufsgenossen, und wird nachgeprüft durch jeden Kritiker und Leser in einer großen, offenen und freien Öffentlichkeit.
Stell dir statt dessen einen Sprecher vor ohne Kontakt mit dem Stande der Wissenschaft, ohne das Risiko seines Rufes und ohne die Autorität eines Gesetzgebers für seine Gefolgsleute: die Namen seiner Bücher, die er verkauft, hätten keine Vorgänger, keine Genossen, keine mögliche Kritik. Hitlers »Mein Kampf« zeigt, was geschehen muß, wenn die Wissenschaftler die wirklich machtvolle Auswirkung jedes gesprochenen Wortes als eines theophorischen Namens übersehen, durch den der Sprecher und die Öffentlichkeit miteinander sich verbinden und einen gemeinsamen Geist hervorrufen. Es gibt daher keine anderen lebendigen Namen, als theophorische; alle Namen rufen den Geist des Bundes innerhalb der Jünger eines und desselben Gottes hervor. Das wird heut geleugnet, weil der authentische Ort der Sprache in unserer Zeit so vollständig mit dem Ort der Reflexion verwechselt wird. Die Reflexion, die der Totengräber ausgespielter Wörter ist, ist nicht die Hebamme lebendiger Wahrheit. Die Alten wußten sehr genau, daß ein Mensch mit jedem Wort, das er sagte, sich als ein Folger, ein Kamerad und ein Autor zu erweisen habe und daß seinen Namen Segen oder Fluch umspüle.
Damit wir die Logik der Sprache verstehen können, müssen wir unserer eigenen Methode beim bloßen Reflektieren den Laufpaß geben. Die Logik der Sprache ist auf einem Wissen errichtet, das dem modernen wissenschaftlichen Bewußtsein nicht einmal eine entfernte Möglichkeit scheint. Die Alten wußten, daß

Wörter leicht mißverstanden, falsch ausgelegt oder vergessen würden, wenn sie nicht von Anfang an voll verstanden wurden. Sie gaben jedem Wort längere Zeit, vernommen zu werden. Sie setzten voraus, daß der Sprecher und der Hörer hoher Sprache langsam und stufenweise verstünde, was gesprochen wurde. Die Hochzeitsgelübde, ja, es kostet uns eine Lebenszeit, um zu erkennen, was wir gelobt haben. Die Sprache bedarf der Zeit, bevor sie mit Bedeutung gefüllt ist. Niemand erwartet von einem Hymnus, einem Eide oder einem Zauber, daß er etwas anderes sei als eine Verheißung auf stufenweises Verstehen. Die Namen sind nicht Verallgemeinerungen, wie unsere Philosophen denken. Verallgemeinerungen betrachteten unsere Ahnen als bloße Teufelei. Erziehung als die Kraft, Verallgemeinerungen vorzunehmen, würden sie als Gotteslästerung bestraft haben. Von den Namen, die den initiierten Jünglingen erteilt wurden, versprach man sich ein langsames Ansteigen des Verständnisses. Sie waren in Geheimnis gehüllt, nicht, weil sie nicht wahr waren, sondern weil man ihnen zutraute, daß sie wahr würden, eines Tages wahr würden. Bis dahin umhüllte sie mit Recht der Schleier des noch nicht Verstandenen.

Aber wie kamen sie zustande, diese verheißenden Namen? Augenscheinlich konnte die Würde solcher Namen nicht auf irgendeine phonetische Qualität, auf die Nachahmung der Töne des Wassers oder des Donners gegründet werden. Gewisse Wörter unserer Sprache ahmen natürliche Laute nach. *Aber diese bilden nicht den Kern der menschlichen Sprache.* In ihrem Kern befinden sich die auf lange Sicht gemeinten Namen, die ein lebendiges Leben wirklicher Menschen decken. Der Geist der Sprache und die Sprache des Geistes sind geweihtes Leben, das sich in Namen niederschlägt. »Geist« wird gewöhnlich die Macht des Namens genannt, lang vergangene und weite Bezirke des Lebens so zusammenzufassen, daß sie aktuell gelebt und erfahren werden von denen, die diesen Namen anrufen. Wenn wir die Ziffern 10, 15 oder 3 mit dem Namen von Göttern und Menschen vergleichen, so können Ziffern uns helfen, die Namen

im Gegensatz zu ihnen zu definieren. Ziffern können ohne Zeitverlust verstanden werden. Daher haben wir eine besondere Schrift für 1, 2, 3, 4, usw. erfunden. Mathematik ist die Wissenschaft, deren Tatsachen keine Zeit wirklichen Lebens in Anspruch nehmen, um verstanden zu werden. Aber Namen stehen am entgegengesetzten Pol. Alle Menschen aller Zeiten müssen gelebt haben, bevor wir Gott kennen werden; Gott ist weder eine Ziffer noch ein Wort. Gott hat einen Namen. Alle anderen Namen sind vom Namen Gottes her kurzlebig. Da diese einfachen Tatsachen heut von den Teufeln geleugnet werden, so will ich statt von Göttern und Menschen von Opfern, Geschenken und dem Arbeitslohn her das erweisen. Das geht auch. Auch die Ökonomie des Lebensunterhalts bedroht der Teufel. Der Teufel hat den Stundenlohn erfunden, auf dem die ökonomische Theorie von heut aufbaut. Sie kennt weder die Opfer im Kriege noch die Gaben.

Aber die wahre Vorstellung des Opfers verknüpft uns mit der Allmacht.[1] Da wo geopfert wird, regiert die Liebe unbeschränkt und so glauben Opfernde an die Ewigkeit. Eine Wirtschaftsordnung, die auf Opfern gründet, wie die Kriegswirtschaft, glaubt also an die Ewigkeit und Göttlichkeit. Umgekehrt glaubt die heutige weltliche Friedenswirtschaft nur an den Augenblick. Denn sie beruht ja auf dem Bezahlen auf Heller und Pfennig. Das geht aber nur für den Augenblick vorübergehender Beziehungen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer wollen sich nichts schuldig werden oder schuldig bleiben. Diese moderne Arbeitswelt war daher die Erfinderin des Stundenlohns. Sobald der Arbeiter unerwarteterweise länger als Stunden und Wochen in der Fabrik blieb, kam es sofort zum Weihnachtsbonus, das heißt zu Geschenken! Weshalb? Zwischen dem Opfer für die Ewigkeit, in der die Liebe gläubig sich hingibt, und dem Lohn, der verdient werden will, weil man damit nach Hause abziehen will, steht die »schenkende Wirtschaft« (Laum). Da regiert zwar die

---

1 Hierzu das Kapitel: »Die Namen Gottes« im ersten Band, 152 ff.

Liebe nicht, aber da regiert auch nicht der Augenblick. Denn die kleinen Geschenke *erhalten* die Freundschaft; sie sollen uns beliebt machen. Wer wirbt, freit, gefallen will, der möchte sich auf die eigene Lebenszeit Freunde erwerben. So gibt es die göttliche Haushaltsordnung der Schöpfung für die Ewigkeit; in ihr wird geopfert, weil geliebt wird. Es gibt den Haushalt der Arbeit, in der Krise auf Krise folgt, weil ja nie etwas übrig bleibt aus den momentanen Beziehungen von »Sachgütern«. Dazwischen steht drittens die Wirtschaft, die der aufbaut, der nur geliebt werden will, ohne selber zu lieben, der übliche Haushalter also, nämlich der auf Lebenszeit. Von diesen drei Ökonomien überwog im Altertum die opfernde; heut verkracht die dritte, die lohntütende. Aber alle drei bieten sich immerdar an, als Verführung und als Glaube, sei es an den ewigen Gott, sei es an das eigene Leben, sei es an die Sensation des Augenblicks. Name meint Ewigkeit, Worte meinen lebenslänglich, Zahlen meinen den Tag. Eine Volkswirtschaft, die vom Stundenlohne her bedacht wird, wird das mit furchtbaren Opfern in Kriegen auszugleichen haben. Wenn man sich die Seelen der Herren Kirdorf und von Jagow aus dem ersten Weltkrieg zu Gemüte führt, so erbricht man sich, weil sie auf Jahresbilanzen der deutschen Industrie die mörderischen Opfer von Millionen Toten aufbauten statt umgekehrt. Das hat Albert Ballin den Herren ins Stammbuch geschrieben[1].

Ewig, lebenslänglich, alltäglich sind eben die drei Zeitmaße, die Gott uns eindrückt oder einätzen will. Wir sind die Weitersager seines Schöpfungswerkes durch alle Zeiten und dafür ist kein Opfer zu groß. Wir sind die selbstgefälligen Genießer des eigenen Daseins und darum verschenken wir; denn wir brauchen Freunde. Wir sind die Kärrner des Tageslohns und dafür schufften wir. Frei ist der Opfernde, freigebig der Genießer, freiwillig der Dienende.

Für Beerdigungen ist dem alten Stamm kein Opfer zu groß, für

[1] Sein Brief ist bei Fischer, Griff nach der Weltmacht, gedruckt.

die Anwerbung von Gastfreunden ist ihm kein Geschenk zu herrlich, und für die Tagesnot ist ihm keine Arbeit zu beschwerlich. Aber wenn eine »moderne« Sozialpflegerin den armen Leuten vorreden will, sie müßten am Begräbnis und am Festtage sparen, dann regiert der Teufel der modernen Nationalökonomie; und die Anthropologen, Psychologen, Religionshistoriker, die aus diesem Geiste der heutigen Schule stammen, sind unfähig, den Geistern der Urzeit und der Ewigkeit, der Feiern und der Ehe den Sinn abzugewinnen, der ihnen entströmt: der uns zu ihren Trägern berufenden und deshalb uns ätzenden Zeit, geht es darum, uns zu tätowieren, so daß wir das Gesamtchorwerk aller Zeiten zu unserer Stunde mitsingen. Der 19. Psalm ernennt uns zu derselben Rangstufe wie Tag und Nacht, nämlich zu einer Zeile im Gesang der Schöpfung[1], und von ihm hat es Augustin weitergesagt, aber vor dem 19. Psalm hat das jeder Schamane und Häuptling auch schon gewußt. Deshalb sagt das Buch Genesis, Kap. 4, 26 von der Zeit, in der es noch keine Ägypter und erst recht keine Juden gab: »Damals begann man, den wahren Namen Gottes auszurufen!«

Opfer, Geschenk, Lohn ätzen die Gotteszeiten in uns ein. Die Opfer nennen, die Geschenke sprechen, die Löhne zahlen. Aber auch Zahlen sollen über eine lange Strecke Zeit mit Bedeutung gefüllt werden. Amerika wurde im Jahre 1492 entdeckt, im Jahre 1507 benamt und gewinnt seitdem Jahr für Jahr an Bedeutung. In diesem langsamen Prozeß kann jede Unterbrechung die früheren Schritte zunichte machen. Das Christentum kann von der heutigen Generation Amerikaner zu einem Schwindel und zu einer Täuschung gemacht werden. Denn wenn es sich nicht nach Japan ausdehnt oder nicht nach Deutschland zurückkehrt, ist es jemals zuvor wahr gewesen?

Alle Sprache ist der Schädigung und dem Mißbrauch ausgesetzt,

---

1 Es ist die schönste Stelle in Bernhard Duhms Kommentar zu den Psalmen (1899, S. 60), in der ihm das aufgegangen ist: »Tag dem Tage sprudelt zu die Sage, Nacht der Nacht überliefert die Kunde.« Die Generationen der Menschen fahren nur fort im Gesang der Geister.

weil sie zu einer ständigen Gefolgschaft aufruft. Urheber, Kameraden, Folger, werden durch die Sprache aufgerufen. Sie baut entweder eine Gesellschaft auf oder tötet sie. Das Wunder, daß wir überhaupt sprechen können, erscheint mir zuzeiten weit größer als ihre angebliche Natur. Und in der Tat war die Sprache niemals in größerer Gefahr als in den Tagen der Naturwissenschaft, wo die Methode der Reflexion, die Indikative von »es regnet« und 2 plus 2 gleich 4 als selbständige Sprache angesehen wurden. Die Indikative der Sprache sind die Konzessionen an die wissenschaftliche oder reflektierende Mentalität. Gewiß, wir können sagen: zwei plus zwei ist vier, wir können sagen: der Mississippi ist der größte Fluß der Vereinigten Staaten. Der Bücherleser und Archivar in meinem Gehirn ist zufriedengestellt. Er mag seine Aussage haben. Er ist der Bibliothekar und der Statistiker, der die Namen, die vorher in Erstarrung und Hoffnung, in Verzweiflung und Vertrauen, vom Haß und von der Liebe gesprochen wurden, aufstapelt. Der Indikativ ist indessen kein Anzeiger der schöpferischen Methode der Sprache. Horaz II, 14 macht sich lustig über diesen Spätgeborenen des Lebens, der erscheint, nachdem jedes Ding eine Tatsache geworden ist, weil es vorübergegangen ist: »Eheu, Fugaces, Postume, Postume, labuntur anni« (Ach, Du Nachgeborener, Nachgeborener, wie fliehen die Jahre). Und das Gedicht geht weiter, um von all dem »Müssen« zu sprechen, all der Zukunft, die allem Nachdenken gemäß niemals eintreffen wird. Die Sätze sind alle in Gestalt von Prophezeiungen gebaut (erimus, absumet, sequetur) oder im Gerundium, der Befehlsform »das wird sein« (enaviganda, visendus, linquenda). Die reflektierende Methode starrt auf Tatsachen, die aneinander angeglichen und definiert werden können, und Horaz verspottet sie.

6. Kleid und Sprache

Ich ging von der Voraussetzung aus, daß die Menschen über lange Zeitperioden hinweg formell gesprochen haben. Ist das nicht ganz unglaublich? Für das moderne Bewußtsein ist es das. Die Alten hielten es dafür gewiß, das Ganze der Geschichte sei ein kurzes Gespräch zwischen schöpferischen und zu erlösenden Sprechern. Ich war verblüfft, als ich entdeckte, daß Martin Luther im Jahre 1517 buchstäblich auf Behauptungen antwortete, die der Papst im Jahre 1202 aufgestellt hatte[1]. Jesus wurde der zweite Adam genannt, weil er dem Befehl Gottes wie Adam zu antworten hatte, aber selbstvergessen antwortete. Die Wechselbeziehung ganzer Nationen miteinander und die philosophische Dialektik daraus interessierten Hegel und Marx. Aber im allgemeinen ist dieser Glaube unter uns nicht gut angeschrieben. Wenn dieser »Ursprung der Sprache« als einer Reihe wechselnder Antworten einige Wahrscheinlichkeit für sich haben soll, so müssen wir unsere These durch einen anderen Beweis stützen. Dieser Beweis kann geführt werden. Unsere Vorväter fanden Wege und Mittel, um eine Stunde oder einen Tag lang zu sprechen und dabei doch ein ganzes Leben einzubeziehen. Die formale Sprache erschloß Zeitspannen in der Vergangenheit und in die Zukunft hinein von einem bis zu Hunderten von Jahren, und doch wurden die Sätze, welche diese aufeinander sich beziehenden Zeitpunkte als Verheißung und Erfüllung zusammenknüpften, in viel kürzeren Zeitperioden gesprochen und ausgetauscht. Sie fanden Hilfe in einem Mittel, das als Sprache in der Menschheit allgemein verbreitet ist: den Kleidern.

Die Kleidung bringt eine zeitlich bedingte soziale Rolle zum Ausdruck. Das Kleid kann als eine Uniform, als ein Kostüm, als Maske oder als eine Rolle angesehen werden. Sie hat Eigenschaften von diesen allen. Aber keine menschliche Gruppe ist ohne Kleid. (Sir C. F. Imthurn, »Among the Indians of

---

[1] Out of Revolution, New York 1938, S. 567 ff.

Guyana«, 1883, S. 193 f.) Und diese Kleidung bringt eine neue Stufe des Lebens zum Ausdruck. Die Kleider bedecken den Körper nicht nur, sondern ersetzen ihn auch. (E. Crawley, »Dress, Drinks and Drums«, 1931, S. 54, 73.) Ein englischer Maler, der Neuseeland bereiste, fertigte eine Anzahl von Porträts der Eingeborenen an, darunter eines von einem alten Häuptling, dessen Gesicht mit der spiralförmigen Tätowierung bedeckt war, die als typisch für seinen Rang gilt. Der Künstler zeigte sein Bild dem Modell und erwartete dessen herzlichen Beifall. Der alte Mann schaute sich das Porträt an, dann lehnte er es mit den Worten ab: »Das ist nicht, was ich bin«. Der Künstler bat daraufhin den Häuptling, sein Porträt selbst zu zeichnen. Als er es dem weißen Mann mit dem Ergebnis einhändigte »Das ist, was ich bin«, konnte der andere nichts anderes erblicken als die Tätowierung des Häuptlings, die seine Stellung im Stamme angab. (Aus »Social Psychology« von Elinberg.)

Es hat keinen Sinn, über die Illusion des Häuptlings zu lächeln, denn es ist nicht seine Illusion, sondern die Verfassung seines Clans. Sie allein befähigt den Häuptling, der Häuptling zu sein und entsprechend zu handeln. Niemand wird betrogen, niemand hat irgendeine Illusion. Er hat eine Art der Existenz erworben, die nicht in der physischen Natur existiert und doch völlig real ist.

Niemand kann Vater der Familie werden, bevor ihn jemand so genannt und ihm die Insignien eines verheirateten Mannes gegeben hat. Bei einer außergewöhnlichen Gelegenheit, der Heirat, mußte die Ehe durch ein Ritual in Kraft gesetzt werden. Der Friede des Hauses hängt, so sagten wir, von den Festfeiern des Stammes ab und der Grundlage je einer Festfeier des Stammes dient als dauerndes Zeugnis ein Kleid. Die Regeln des Lebens werden auf Ausnahmeaugenblicke gegründet; seine Zeiten werden auf Hoch-zeiten gestiftet.

Wo das übersehen wird, kommen merkwürdige Vorstellungen auf. Einer unserer ausgezeichnetsten Volkskundler, Arthur Kröber, schreibt über die Zunis, daß er die Tatsachen, die auf die

grundlegende Rolle ihrer Clanverfassung hindeuten, zugeben müsse. Aber, so ruft er ärgerlich aus, ich kann das nicht glauben. Denn das würde bedeuten, daß der Clan mit seiner Promiskuität und seinen unmoralischen Orgien älter sei als die Familie. Kröber mit seiner ganzen Schule übersieht die Rolle von Sprache und Kleidung. Natürlich stehen wir nicht vor einer Alternative zwischen ungeregeltem Clanleben und dem geregelten Familienleben, sondern das »unregelmäßige« Feiertagleben gibt dem täglichen Leben eine Regel, indem es Namen und Kleidung verleiht. Der Clan bringt die Familie zur Existenz, wie er den Männern Name und Kleidung verleiht. Die Tatsachen über den primären Charakter der Clane und Kröbers Verteidigung der ursprünglichen Rolle der Familie sind vollständig miteinander vereinbar. In der Bekleidung kommen die zeitweisen Rollen zum Ausdruck, die uns mittels der Sprache übertragen sind. Und so oft wir von einem zum andern Kostüm übergehen, so oft wechseln wir unsere soziale und politische Rolle.

Kleider haben uns wandelbar gemacht. Unser physischer Organismus muß sich in jeder Generation in neuen sozialen Formen reorganisieren. Unserer Leiber Hilflosigkeit veranlaßt uns, aus ihrem plastischen Material neue Gruppen herauszustellen in einem ständigen Strom, den wir Geschichte nennen. Geschichte ist das beständige Entstehen und Vergehen zeitweiser sozialer Ordnungen, territorial begrenzter Friedensschlüsse, definitiver Bezirke des Vertrauens artikulierter Sprachen oder Literaturen. Kleider geben den Menschen die Freiheit, ihre leibliche Natur dadurch zu vervollständigen, daß sie sich zu gegebener Zeit und am gegebenen Ort sozial organisieren. Kleidung wird angelegt und wieder abgelegt. Wir erwerben eine unterschiedliche Stellung je nachdem, ob wir die Doktor-Robe, ein Priesterkleid, die Badehose oder die Rote-Kreuz-Uniform tragen.

Diese »Vielgestaltigkeit« der Menschen ist von Anfang an ihr eigentliches Geheimnis. Der Mensch fühlte, daß er die Adlerfedern, die Löwenmähne, die Elefantenrüssel aufsetzen und dadurch zeitweise ihre Rolle in der Gesellschaft spielen müsse.

Der Darwinismus ist ja nicht deshalb falsch, weil er lehrt, daß der Mensch vom Affen abstammt. Der Zoologie fehlt nur die Erkenntnis, daß die Mehrzahl unserer Rollen uns zu Menschen macht. Homo-Humus ist eine alte Gleichung, die guten Sinn gibt, wenn wir zugestehen, daß jeder von uns der Humus für sämtliche Ämter, Charaktere, Rollen und Würden sein soll.

Gern will ich zugeben, daß ein Stück Zeug mich auch wärmt oder gegen irgendeinen Angriff schützt. Die Kleidung ist indessen nicht nur ein Stück Stoff. Nackte Indianer tragen einen Lendenschurz und tätowieren ihre Leiber, weil soziale Kostümierung und nicht die eigene Nützlichkeit der Zweck ihrer Bekleidung ist. Die Kleidung gibt Halt im Leben der Gemeinschaft. Die meisten Diskussionen hören an diesem Punkte auf, und daher bleibt die Beziehung zwischen Kleidung und Sprache dunkel. Aber bei genauerem Zusehen wird ein komplexer Zweck des Sichbekleidens deutlich. Diese Komplexität ergibt sich aus der Tatsache, daß jemand, der innerhalb einer Gruppe die Adlerfedern trägt, nicht nur selbst ausgezeichnet ist, sondern auch die Zuschauer beeindruckt. Sie erwecken in ihnen die Erwartung: »Hier ist ein Adler«, und ihre Erwartung begründet in der Tat seine Macht, den Adler zu spielen! Die dreifache Beziehung zwischen dem Träger, dem Anschauer und der Kleidung muß analysiert werden. Denn die Aufklärer von 1750–1950 analysieren jedesmal nur zwei statt alle drei Züge.

Die Belohnung mit einer sozialen Rolle verleiht Kraft. Der Häuptling erwirbt die Freiheit, als Häuptling zu handeln, durch seine Tracht, wie die Diakonisse die Freiheit hat, als Diakonisse zu handeln. Der Mensch erwirbt die Freiheit und die Kraft durch seine Einkleidung. Dem Manne, dessen Kopf von seinen Gefolgsleuten mit den Federn geschmückt wurde, wird freie Hand zugesagt. Jedes Gewand, jede Robe, die einer Person verliehen wird, öffnet eine Bahn für freies Handeln innerhalb des sozialen Bezirkes, der durch die Kleidung bestimmt ist. Die Kleidung befähigt uns, soziale Funktionen in Freiheit und Kraft durchzuführen. Die Kleidung ist im Zeitbereich das, was ein Besitz-

dokument im Bereich des Raumes bedeutet. Es ist ein legaler Titel für eine lange Heerstraße durch die Zeit.

Also, Kleidung, welche wir heute schnell wechseln, wurde ursprünglich für Lebenszeit verliehen. Diese Lebenszeit begann für gewöhnlich bei der Initiation. Das war nicht eine physische, sondern eine politische und geistige Lebenszeit. Aber in diesen Bekleidungszeremonien bekundeten die angeblich vorgeschichtlichen Menschen die Absicht und die Fähigkeit, Organe der Gesellschaft zu schaffen und so Gruppen für lange Zeitperioden zu organisieren. Kleidung und Tätowierung der Wilden stützen unsere Behauptung, daß die Menschen in ihren menschlichen Handlungen zuvorderst auf die großen Lebensperioden bedacht gewesen sind, die ganze Generationen miteinander verbinden. Die Kleidung diente nicht einigen Minuten in einem Nachtklub, sondern Ämtern der Gesellschaft, die eine Lebenszeit hindurch dauerten. Die Krönungszeremonie eines britischen Königs ist einer der letzten Reste ursprünglicher Einkleidung und formeller Sprache, die es bei uns Abendländern gibt. Hier ist beides wesentlich, die ursprüngliche Einkleidung und die strenge Sprachform.

Nun kann uns das Kleid den Schlüssel liefern für die Formung der Zeitspanne in der Sprache. Die Krönung ist Feierlichkeit, ist ein Feiertagsakt. Sie kondensiert die Aufgabe eines ganzen Lebens auf einige Stunden. Die Symbole der Krönung decken an einem kurzen Tage die gesamten Gebiete königlicher Erfahrung in Frieden und Krieg. Der König wird gekrönt als der Gesetzgeber, der gute Regent, der Befehlshaber, der Großadmiral, der Kaiser von Indien, der Verteidiger des Glaubens. Er wird »gefeiert«, und feiern bedeutet, auf einen kurzen Augenblick die Geschehnisse einer langen Zeitperiode aufhäufen und verdichten. Feiertag und Fest kommen aus der indogermanischen Wurzel für »Satzung«. Mittels der Krönung kann die Grammatik der Lebensbeziehungen gegenwärtig gemacht werden. Alle Sprache war ursprünglich Zeremonie, die in einer kurzen Zeitspanne eine Handlung zusammenfaßte, die die Bedeutung einer Lebenszeit zum Ausdruck brachte.

Ich bitte den Leser, die unzähligen Plaudereien, Singereien, und Erzählungen, die er in seinem Leben erfahren hat, auf die eine Seite eines geistigen Hauptbuches einzutragen und auf die andere Seite seine eigenen Namen, seine Familie und Besitz und alles, was sie für oder gegen ihn während der gleichen Zeitdauer bedeutet haben. Wenn er das gewissenhaft tut, kann er die vergessene Überlieferung der menschlichen Rasse wiederentdecken, die Feierlichkeiten, in denen die Namen verteilt wurden. Dein Name, Leser, hat dir einen Hintergrund verliehen mit unzähligen Leuten, die deine Eltern und die zugehörige Menschengruppe kannten, bevor du existiertest. Er hat dich in dieser oder jener Weise klassifiziert in den Ohren derer, die sich dem Namen nach kennen. Auf der anderen Seite hast du selbst deinem Namen durch deine Leistungen Bedeutung gegeben. Du hast den Hintergrund, wie er durch deinen Familiennamen umschrieben wird, verlassen und hast deinen eigenen Namen in das Buch des Lebens eingeschrieben. Aber nach beiden Richtungen hin waren die Namen da, bevor du von ihnen wußtest und ohne Rücksicht darauf, was du selbst von ihnen dachtest. Die Namen schaffen Assoziationen, weil sie auf *beide,* den Träger und das Publikum, Einfluß üben. Die Psychologie belehrt uns, daß Assoziationen ohne Vernunft und unlogisch geschähen. Die gesamte Schule, die sich dem Studium der Assoziationen widmet, schilt sie als unreif. Durch unsere umfassende Logik, die die Logik des Handelns ebenso umgreift wie die der Wissenschaft, werden wir verhindert, über Assoziationen als »bloße« Assoziationen zu lächeln. Wenn ich jemand einen Eugen oder einen Rosenstock oder einen Hüssy erwähnen höre, bin ich interessiert. Und das ist der Zweck der Namen. Sie sollen ihren Träger mit anderen Menschen assoziieren!

Was ist an einem solchen Zwecke falsch? Ich kann mit meinem Hintergrund assoziiert werden, mit meiner Familie, mit meinen Spielgenossen, oder ich kann statt dessen die gewählten Assoziationen meines späteren Lebens assoziieren. Aber assoziiert werden muß ich immer. Der Protest gegen Pseudoassoziationen

entwertet nicht die wertvollen Assoziationen. Die Geringschätzung des bloß assoziativen Charakters der Sprache während des letzten Jahrhunderts ist leicht zu erklären. Wundt, Grimm, Bopp, Durkheim und Humboldt trennten niemals die Namen völlig von den Wörtern. Wörterbuch und Grammatik kultivierten den Irrtum, daß wir mittels Wörtern sprechen. Daher wurde das Wörterbuch, dieser Friedhof der Sprache mit seinen Definitionen von Begriffen, zum normalen Ausgangspunkt der Linguisten wie der Psychologen. Die politische Rolle der Sprache wurde als etwas Sekundäres betrachtet, als sei sie auf eine bereits existierende Sprache aufgepfropft. Aber die Sprache entspringt in der Gruppe durch die Namen, mit denen ihre Glieder angeredet werden; Namen sind nicht Wörter. Mittels Wörtern sprechen wir von Dingen; mittels Namen sprechen wir zu Menschen, sprechen Menschen zu uns und von uns. Die Namen eines Volkes sind die Bausteine, die uns zwingen, ihm eine eigene Sprache zuzusprechen. Der König, der gekrönt wird, und der Präsident, der eingeführt wird, geben der Zeit ihren Namen. Ihre Regierung steht im Zeichen des einen Namens, unter dessen Autorität alle Gesetze, alle Briefmarken, alle geprägten Münzen, und alle Zeitrechnung der Schulkinder in Gang gebracht werden. Der größte Augenblick jedweder politischen Gruppe ist die Feierlichkeit, in der der »Namengeber« eingesetzt wird. Dem Chor in der »Braut von Messina« hat Schiller diese großen Wahrheiten in den Mund gelegt.

Lange bevor die Menschen Gesetzgeber wie Moses oder Solon hatten, besaßen sie Namengeber. Nomos und Onoma (Gesetz und Name) sind in vielen Sprachen verwandte Ausdrücke, augenscheinlich aus dem Grunde, daß die Führer der Zeit durch ihren Namen Richtung gaben.

Wer der Zeit seiner Menschengruppe einen Namen gibt, befähigt diese Gruppe, in einer vernünftigen und artikulierten Richtung gemeinschaftlich zu handeln. Jeder Stammeshäuptling ist der Nachfolger des Namengebers. Der heros eponymos der griechischen Überlieferung wird ausdrücklich der namen-

gebende Gründer genannt, nachdem eine Stadt sich selber nennt. Aber für gewöhnlich wird uns eine bloß sentimentale oder etymologische Bedeutung von eponymos in unseren Darstellungen des Altertums geboten. Die täglichen Wirkungen, die von einem Namengeber ausgehen, werden übersehen.

Lange bevor die Ägypter herausfanden, daß dem Himmel ein ewiger Kalender eingeschrieben ist, wußten die Menschen von Perioden. Diese Perioden waren den Menschen selbst eingeschrieben. Das Stammeshaupt empfing Kleid und Tätowierung, weil seine Amtszeit seinem Volke als Kalender diente. Die umlaufende Zeit regelt ihr Maß von der Lebenszeit des Häuptlings her. Die britische Gesetzgebung folgt noch der angelsächsischen Tradition, indem sie nach Herrscherjahren jedes Statut zitiert. Irrtümlicherweise haben Forscher schon bei den Traditionen der Clans nach dem großen astropolitischen Kalender der Reiche ausgeschaut. Die ursprünglichen Clans waren und sind völlig desinteressiert an der Astronomie. Sie haben gewiß oft die ägyptische oder babylonische Kalenderkunde genutzt. Indessen wurde diese Kunde nur nachträglich der eigenen »Zeitverfassung« nach Häuptlingen aufgesetzt und deren Bestallung mit der Kraft, der rollenden Zeit einen Namen zu geben, blieb die Grundlage von Frieden und Ordnung des Stammes. Name und Titel sind am Anfang ein und dasselbe.

Die Vollmacht wurde dem Manne gegeben, der dem Einen folgte, der sich selbst einen solchen Namen gemacht hatte, daß sein Grabmal das Volk bannte. Der Name ist ein Erfolg, wenn er selbst erworben ist. Der Name bedeutet die Freiheit des Amtes, wenn er verliehen wird. Alle Namen können zu gleicher Zeit Frucht und Last sein. Namen wurden ausgerufen und verliehen beim Klagegesang während der Beisetzung und in der Hymne bei der Inthronisation. Diese Gesänge deuten zweifellos auf einen und den gleichen Vorang unter den beiden Aspekten der Vergangenheit und der Zukunft. Diese Macht, mehr als eine Generation zusammenzubinden, findet sich nicht in der Natur. Sie kann verloren gehen. Im Jahre 1702 besagte Cotton Mather

in seiner Magnalia Dei, daß Amerika in Gefahr stünde, res unius aetatis zu werden, d. h. die Angelegenheit einer Generation, und im Jahre 1922 dachte D. K. Chesterton dasselbe über die USA. Es ist den USA immer schwer gefallen, polychron, d. h. in vielen Generationen zu leben. Dieses Verlangen, ungeachtet des Todes fortzuleben, ist aber das Zentralproblem der Politik. Deshalb war der Einschnitt, der durch den Tod des Häuptlings geschah, der Kristallisationspunkt für die formale Sprache. Wenn sein Tod überwunden werden konnte, dann war »die Gefahr, res unius aetatis zu werden« besiegt. Die Beisetzungsriten feiern diesen Sieg! In der vorgeschichtlichen Gesellschaft brechen bis zum heutigen Tage bei einem Todesfall die Frauen in Verzweiflung aus; sie errichten ein Grab, verkünden den Namen des Toten und übertragen die Macht des Namens dieses Mannes auf einen Nachfolger; Gräber und Bekleidung bedingen einander. Alle Bekleidung war die Uniform der Nachfolger von Leuten, deren Namen nach ihrem Tode oder ihrem Rücktritt vom Amte anerkannt blieben. Sie waren Namen, die Nachfolger verliehen wurden, die ein Vorher und Nachher miteinander verbanden. Cäsars Name ist nur das großartigste Beispiel; da ist aus einem »Cäsar« die Reihe der »Kaiser« weitergegangen bis nach 1900.

7. *Das Ritual*

Die Polarität von Kleid und Sprache ist die Polarität von Vorher und Nachher. Das gleiche Leben muß investiert werden, insofern es künftig ist, und insofern es vergangen ist, muß es erneuert werden: Weil wir nicht überleben, wenn wir nicht beständig uns in neue Modelle einpassen, sind Bekleidung und Bericht zwei unentbehrliche Akte unseres irdischen Lebens. Augenscheinlich muß es ständig Ausdrücke für diese Akte geben. In ihrer Vereinigung aus Kleid und Sprache nennen wir sie das Ritual. In ihrer Polarität nennen wir sie auch das Zeremoniell und die Ereignisse der Geschichte. Was ein Mann getan hat, wird beurkundet von den Denkmälern und Erinnerungen, von den

Lobreden und Nachrufen, die er hervorruft. Was jemand dürfen soll, entnehmen wir den Zeremonien und Formalitäten seiner Einweihungen. Wenn den Mann seine Geburtsumstände endgültig bestimmten, könnte er nackt gehen und bedürfte keiner Formalitäten. Weil er unbestimmt ist, bevor seine zeitlichen Organrollen im Laufe seines Lebens sich enthüllen, benötigen wir der Formen, um seine Unbestimmtheit zu Beginn seines Lebenslaufes zu schützen. Die Formen schaffen Freiheit für unsere unbestimmten plastischen Kräfte, bevor wir uns mitgeteilt haben. Und Denkmäler verleihen unserem persönlichen Beitrag zur Organisation des Lebens Nachdruck, nachdem wir uns einen Namen auf diesem Planeten gemacht haben.

Das menschliche Leben ist weder nackt noch namenlos; es ist rituell. Es vollendet sich in seinen Zeremonien und Denkmälern. Nicht mein natürlicher Leib fügt sich den sozialen Funktionen ein. Ich füge mich in die sozialen Funktionen in Gestalt der Kleidung, die einen zeitweisen Leib vorstellt.

Wenn wir diese beiden Elemente auf ihre linguistische Bedeutung hin untersuchen, erscheinen sie einander dialektisch entgegengesetzt. Der Verstorbene erwirkt bei der Totenfeier, bei der Errichtung eines Denkmals, bei dem Erscheinen seiner Biographie anderer Leute Aussagen. Die nennen seinen Namen. Seine Person wird in den Büchern, den Ansprachen oder Feierlichkeiten zur Stimme. Wer sich einen Namen gemacht hat, der nötigt andere Menschen, daß sie auf ihn zu sprechen kommen. Die Person spricht durch die ihn Nennenden zur Nachkommenschaft und Welt.

Das Entgegengesetzte vollzieht sich bei einer Ordination oder Amtseinsetzung. Die Feier, die eine Funktion, einen Grad oder eine Gewalt überträgt, ist mit Worten verbunden, die den eintretenden Kandidaten zum Zuhören veranlassen. Jedes psychologische Mittel wird verwandt, um ihn zum Zuhören zu bringen. Wo die Bekleidung so früh wie in der Taufe geschieht, werden Pate und Patin zum Zuhören aufgerufen, und eine wertvolle Gabe, ein Silberbecher oder ein goldener Ring werden in

die Wiege gelegt. Ein Kuchen würde bei der Taufe eine höchst unangemessene Gabe darstellen. Das große Wagnis des Taufens besteht in dem Versuch, eindrücklich auf das Kind im Blick auf seine ersten zwanzig Jahre einzusprechen. Es gehört einiger Mut dazu, zu glauben, wir könnten jemanden durch zwanzig Jahre hindurch zum Hören bringen; aber genau das wird mittels der Taufe versucht. Die sich vollziehende Zeremonie hat die Bedeutung, das Ohr, die Aufmerksamkeit und das Verständnis des Kindes über diese ganze Wachstumsperiode zu gestalten.

Grablegung und Taufe sind anspruchsvoll. Deshalb sind sie dem Ursprung der Sprache benachbart. Sie befassen sich mit einem beträchtlichen Vorher und Nachher. Zwanzig Jahre der Kindheit werden bei der Taufe ins Blickfeld genommen. Ein ganzes Leben spricht zur Welt aus einem Grabmal oder einem Nachruf. An diesen beiden Begehungen können wir das ursprüngliche Maß für Sprechen ablesen. Kleidung bedeutet Kreditgewährung auf Lebenszeit. Auf diese Zeitspanne richtet sich der ursprüngliche Prozeß der Sprache. Das Ritual schafft den eigentlichen Grund für die Dauerhaftigkeit der Sprache. Die menschliche, artikulierte Sprache bricht hervor, wo Menschen initiiert oder beigesetzt werden, weil diese lebenslänglichen Ordinationen die eigentlichen Aufgaben für Menschen darstellen, die den Versuch machen, Krieg, Notlage, Verfall oder Revolution zu enden. Dieser Sinn des Rituals wird durch die Fälle klar, in denen es mißbraucht wird. Das Ritual kann weder ernst genommen werden noch wird es in formaler Hinsicht vollendet sein, das auf eine zu kurze Frist abzielt. Man kann nicht die Feierlichkeit einer Ordination bemühen, um eine Woche lang in einer Fabrik zu arbeiten. Eine Hochzeitsfeier für eine Nacht wäre blasphemisch. Ein Millionär gab einen Ball und mietete einen abtrünnigen Geistlichen, der die Paare, die miteinander zu Bett gehen wollten, auf eine Nacht traute. Diese Frechheit gibt ein nicht unwichtiges Beweisstück her für unser Verständnis echten Rituals und für den Sinn des Wortes »Blasphemie«. Da die »Moderne« nichts vom Ritus hielt – diese Moderne, die einem heut

bereits total veraltet vorkommt – so leugnete sie, daß Blasphemie möglich sei. Und da die Moderne ja nicht an ihre Tochter zu denken brauchte, weil sie entweder gar nicht erst empfing oder die Frucht abtrieb, so brauchte sie nicht zu gewärtigen, daß die eigene Tochter von dem abtrünnigen Geistlichen so geschändet werden könnte.

Aber die wirkliche Tochter des Menschen wächst nur da auf, wo die Zeitwörter der Männer der Zeitbahn den Zeitbogen aus Evastöchtern in Königinnen wölben. Das geschieht, wo ein Ritus uns die volle Hingabe, die Selbstvergessenheit schenkt. Die »Moderne« hängt von ihrem Selbstbewußtsein ab, aber die selbstvergessen Liebende empfängt einen Frieden, in dem ihr Selbstbewußtsein wie das kleine Taschenspiegelchen wirkt, auf dem sie höchstens sehen kann, ob ihr Kleid richtig sitzt, aber auf dem wir von »ihr« nichts wahrnehmen können.

In unserer geschichtlichen Wirklichkeit werden überall die Riten verbilligt, weil man sie mehr und mehr auf kurze Lebensstufen anwendet. Dieser Prozeß führt jedesmal zur Entwertung. Durch ihn wurden die späteren ägyptischen Mysterien von Horus und Seth zur Farce. Durch ihn gewannen die homerischen Götter den ironischen Charakter. Das vollblütige Ritual ist trotzdem von solchen zur Farce gewordenen Überbleibseln her gedeutet worden. Das geht nicht, weil es im ältesten Vollzug des Ritus um Tod und Leben der Gruppe gegangen ist. Die Entartungen sind den Liedern und Märchen zu vergleichen, die ja auch die ursprüngliche Wahrheit nicht verfälschen, wohl aber abschwächen. Bevor der Humor sich ihrer bemächtigt, gleichen die Riten Äxten und Schwertern; denn sie reinigen lange Straßen der Zeit in die Zukunft und in die Vergangenheit hinein. Sie roden, und ohne sie sind wir untermenschlich. Wir stürzen ab, sobald wir nicht unsere Gegenwart in den gesamten Leib des Menschengeschlechts durch Ernennung und Bekenntnis einzufügen vermögen. Zeremonien und Namen aufrufende Erinnerungen verhelfen zu dieser Zusammenfügung. *Kein Ritus braucht ernst genommen zu werden, der nicht Generationen überdauern will.*

Vereinsgründungen bleiben diesseits der Geschichte. Weil im Genfer Telefonbuch die »Société des Nations« mit allen Kegelklubs und Gesangvereinen zusammen aufgeführt wurde, konnte man ihr kein langes Leben prophezeien.

Es erforderte eine besondere Kraft, Straßen auf dreißig oder vierzig Jahren zu bahnen. Es erfordert mehr Kraft, als die Psychologen der Sprache zutrauen. Denn wäre die Sprache dazu da, die Gedanken eines Menschen einem anderen zu vermitteln, brauchte sie wenig Kraft. Wenn ein Männchen mit einem Mädchen gerne ins Bett ginge, so ist das schnell verstanden. Wenn er aber diesem Mädchen klar machen möchte, daß er kraft dieses Vorganges sie auf ewig lieben werde, so bedarf das der Zeremonien und der Namengebung und der Öffentlichkeit; kurz es bedarf eines ungeheuren Hokuspokus. Dabei zeigt es sich, daß wir genau so zaubern müssen wie die alten Zauberer, und daß das Wort Hokuspokus zu Unrecht in Verruf ist. Denn das Mädchen muß am nächsten Morgen aufwachen mit einem anderen Namen. Und wenn das nicht Zauberei ist, dann weiß ich nicht, was denn sonst zaubern wäre.

Natürlich, je mehr wir unser Leben in ein gedachtes Inneres der Subjekte verlegen, um so mehr werden unsere neuzeitlichen Sprecher nahezu tonlos lispeln. Sie versuchen so wenig Geräusch wie möglich zu machen, weil sie ja glauben, es handele sich um ihre eigenen Gedanken beim Sprechen. Und wer bin ich, daß meine Meinung, Gedanken oder Ideen jemanden anders beunruhigen sollten? Das moderne Subjekt glaubt mit Kant, daß ›Zeit‹ ein gedankliches Schema sei, eine Kategorie.

Dies Kapitel hingegen ist der störenden Tatsache gewidmet, daß es Zeit nur dank Sprache unter den Menschen gibt. Wir selber binden uns in eine zusammenhängende Geschichte. Wir selber scheiden zwischen der Vergangenheit und der Zukunft. Und tun das weder um der Vergangenheit noch um der Zukunft willen, sondern wir belasten uns mit dem Kometenschweif der Vergangenheit und der Morgendämmerung einer Zukunft nur deshalb, damit wir die kläglichen Augenblicke unseres unvordenk-

lichen Daseins zu einer mächtigen Gegenwart möchten vereinigen können. Wir haben nur soviel Zeit, wie wir Namen tragen, unter denen Generationen von Menschen willens sind, trotz der Brüche in der Zeit gemeinsam zu handeln. Daher genießen wir Gegenwart, wenn wir andern Menschen aus andern Zeiten aus der Zukunft und aus der Vergangenheit, in ein und demselben Geist die Hand reichen können. *Weil Zeit dank Sprache sich ereignet, ist Sprachphilosophie wertlos. Denn philosophieren heißt, von der Zeit abstrahieren.* Die erste Gegenwart ist also der ausgedehnte Augenblick zwischen einem Namen, der vergangene Jahre erleuchtet, und einem Titel, der zukünftige Jahre gleichen Vollbringens vorweg durchleuchtet. Cäsar leuchtet lange noch zurück als der große Römer; Kaiser, als der von Cäsar abgeleitete Titel, verheißt 2000 Jahre lang das Reich der Zukunft. Mithin gibt es in der echten Zeit eine deutliche Beziehung zwischen den vergangenen und den künftigen Jahren. Je mehr wir erben, um so mehr Erwartung erahnen wir. Ein Mensch, der keine Vergangenheit hat, hat keine Zukunft. Die heutige westliche Welt hat keine Zukunft, weil sie die Vergangenheit Millionen Jahre lang gemacht hat, also einen gleichgültigen Schwindel, und an die Wand zur Zukunft nur einen Weltkrieg zu setzen weiß.

Der Häuptling, der auf den Schild seines Vorgängers erhoben wird, spricht fortan in der Autorität dieses Namens. Wenn ich aber in jemandes Namen spreche, dann spreche ich mit seiner Zunge. Es lohnt sich, darauf zu achten, daß jedesmal das neue Haupt einer Gruppe als Mutterzunge seiner Gefolgsleute zu sprechen trachtet. Die Zunge, die seit Jahrtausenden die Mutter-Zunge ist und das ›Haupt‹, das von Generation zu Generation als Herr anerkannt wird, sind Ausdrücke, dank denen dieser kurze Erdentag in einen ungeheuern Zeitraum eingesetzt wird. Denn kein leibliches Haupt und keine leibliche Zunge ist hier gemeint. Ein ständiges Amt der Namengebung erleuchtet den kurzen Augenblick und ich verlasse mich auf seinen überzeitlichen Fortbestand.

Lange haben die Anbeter des Jean Jacques Rousseau das Verständnis von ›Häuptern‹ und ›Zungen‹ voneinander getrennt. Muttersprache wurde ein sentimentaler Begriff für das angeblich unschuldige Volk. Häupter aber und Häuptlinge wurden den Spezialisten, den Anthropologen, Psychologen usw. überlassen. Aber den Frieden der Sprachen und die Macht der Häupter darfst du nicht trennen. Die Muttersprache ist die Erfahrung einer Gruppe, Namen über sich anzuerkennen, die tagaus, tagein dank der Behauptung eines Oberhauptes vor sich gehen. Wenn Mutterzunge und Vaterhaupt, d. h. wenn Kirche und Staat voneinander getrennt werden, dann werden sie zu großen Übeln. *Unser Nationalismus hat eine Mutterverehrung ohne Vaterschaft hervorgebracht.* Er hat in Nachahmung der Kirche eine Art jungfräuliche Geburt seiner eigenen Sprache zugeschrieben. Der Nationalismus mißversteht die Sprache als eine natürliche Ausstattung der Nation. Darum sehen wir heute ganze Sprachen sich auflösen. Der Übermut des deutschen Nationalismus hat dazu geführt, daß nebeneinander holländisch, flandrisch, luxemburgisch, elsässisch, Schweizerdeutsch sich breitmachen. 1945 erschien in Wien eine Zeitschrift ›Austria‹, auf deren Titelblatt stand »Diese Zeitschrift ist in der österreichischen Sprache gedruckt«. Wir haben daher Grund dazu, den Ursprung der Sprache aufzudecken. Nur dann läßt sich die heutige Unordnung gläubig ertragen. Damals, als neue Sprachen wie Pilze aus der Erde schossen – es muß an die 100 000 Sprachen gegeben haben –, war die Menschheit auch toll. Das erste Ergebnis unserer Analyse lautet: Häupter und Zungen sollen im Namen beigesetzter Helden sprechen. Die Häupter übertragen dabei feierlich die Autorität des Namengebers auf die, die es zufrieden sind, für den Leib dieses Namengebers zu gelten. Das Kleid, das diese tragen, verleiht Titel und Rang in der Gemeinschaft. Dabei mag das auf Lebenszeit oder für einen gültigen Zeitraum oder erblich geschehen. Auf diese Weise werden Perioden in das Zeitdickicht gehauen, bei einem Präsidenten z. B. auf sieben Jahre, bei einem Grafen von der Wiege bis zum

Grabe, und bei einem Arzt vom Staatsexamen solange, wie er die Praxis ausüben kann. In allen drei Fällen erwirbt die investierte Person die Freiheit, eine schon vorher anerkannte Macht nun auch ihrerseits auszuüben. Alle Freiheit ist eine aus der vergangenen Erfahrung offengelegte Straße in die Zukunft. Der Rechtstitel der Freiheit stammt aus der Not, Nachfolger für erprobte Vorgänger zu bestimmen. Wenn wir heute sagen: Jedermann ein Priester, so sagen wir damit nicht, Jesus sei nicht unser Hoherpriester. Ein vulgäres Verständnis könnte diese Meinung hervorrufen. Wir aber wollen sagen, daß zu guter Letzt jedermann die selbe Freiheit wie unser Hoherpriester erlangt haben wird. Die allgemeine Priesterschaft aller Gläubigen, das allgemeine Königtum aller Staatsbürger, die allgemeine Schaffenskraft aller Menschen rühren alle aus der vorher ausgeübten Funktion der maßgebenden Person her. Alle sind Gaben des ewigen Menschenleibes an seine künftigen Glieder.

In der Volkswirtschaft der Zukunft mag sehr bald das Schlagwort aufkommen: ›Jedermann ein Chef!‹ Dann würde das bedeuten, daß jedermann in der Fabrik notfalls ebenso Anweisungen geben könnte, wie er sie jetzt empfängt. Noch sind wir von diesem Satze ›Jedermann ein Chef‹ so meilenweit entfernt, daß weder die Angestellten, noch die Arbeiter auf dieses Schlagwort ansprechen würden.[1]

Wer die Erkenntnis gewinnt, daß heute nach langen Jahrtausenden allerdings jeder von uns geheißen ist, wie ein Priester und wie ein Genie und wie ein König zu handeln, der kennt auch die ungeheure Länge des Weges, den es zu gehen gilt, bevor die Wirtschaft dem Imperativ ›Jedermann ein Chef‹ Raum gewähren wird. Ich wünsche mir dies als letztes Ziel und habe es schon 1921 aufgestellt. Aber ich weiß auch, daß wir in der Zwischenzeit Industrie-Kapitäne nötig haben; sonst wird die Hälfte von uns dem Dschungel der Arbeitslosigkeit verfallen. Denn zunächst

[1] Einzelheiten dieses künftigen Missionsfeldes in »Der unbezahlbare Mensch«, 3. Auflage. Berlin, Käte Vogt Verlag.

muß es ja mindestens einige Chefs geben, die heute schon Befehle geben. Es gibt zu wenige. Wir suchen nach ihnen: 'The captain of my soul' darf ich in der Kirche schon sein; aber der Kapitän meines täglichen Brotes?

Die Spannung zwischen der Wirtschaftsordnung in den Großbetrieben und dem allgemeinen Stimmrecht im Staat und der Bekenntnisfreiheit in der Kirche lehren uns, korrekter über Sprache und Kleid zu denken. Nur sie verleihen uns Macht über unsere Zukunft. Kleid und Sprache verleihen Freiheiten. Wenn wir zu Erben inauguriert werden, finden Feierlichkeiten statt. Nicht die Geburt, sondern die förmliche Entgegennahme aus der Hand des Vaters schafft Erbfolge. Die Römer haben diesen Übergang mit dem großartigen Worte ›erschaffen‹ beehrt. Lateinisch sagt man vom Erben sowohl wie vom Konsul, er werde ›creiert‹. Das ist genau derselbe Ausdruck, der von der Erschaffung der Welt aus dem Nichts gilt. Die Naturforscher leugnen die Erschaffung aus dem Nichts. Aber das Amt des Naturforschers selber ist auch einmal so creiert worden. Denn in der Grenzzone zwischen Tod und Geburt entspringt die Sprache. Irgend jemand muß ›erfolgreich‹ gelebt haben, bevor er ausdrücklich einen Nachfolger haben kann. Wir haben von Cäsar gesprochen. Die Kreuzigung Christi, der Auszug aus Ägypten, die Verstoßung aus dem Paradies, die Kraft, ein Ende zu überleben, erzeugt neue Sprache.

Kein Wunder also, daß das erste und ursprünglich einzige Rechtsgebiet, das es zu regeln galt, das Erbrecht gewesen ist, das Recht auf Nachfolge. Und Strafrecht und Zivilrecht teilten sich von Anfang an auf Grund des Unterschiedes zwischen einem gewaltsamen und einem natürlichen Sterben. Daher wird die Klage vor einem Gerichtshof über einen gewaltsamen Tod und die Klage um einen natürlichen Tod, das förmliche Beweinen, in fast allen Sprachen mit einander ähnlichen Worten bezeichnet. In beinahe allen Kulturen vor Christi Geburt spaltet sich die Totenklage in wilde leidenschaftliche Schreie des blinden Gefühls und in den Bau artikulierter Heldengesänge und Lamentationen.

Heute noch gibt es bei den Juden Klageweiber, so wie es in Griechenland die Bacchantinnen gab, die das Sterben des Dionysos hinausschrien. Als die Nazis die Urzeit heraufbeschworen, schickten sie Weiber zum Jubeln an die Feststraßen. Gleichzeitig hielt Goebbels seine Festreden. Diese Arbeitsteilung scheint zu beweisen, daß wir hier vor einer Art Gesetz der Geschichte stehen. Wo immer der Abgrund des Todes überlebt werden soll, wird ein neues Ritual geschaffen, das aus zwei Hälften besteht. Das Chaos, das der Tod hervorruft und die Wiederherstellung dank neuer Sprache werden in einem Ritus nacheinander durchschritten. Deswegen sagen wir richtig, daß ein Ritus *begangen* wird. Denn die negative Situation wird ebenso zum Bestandteil des Rituals wie die positive Überwindung. Riten, deren Anlaß nicht mehr verstanden wird, setzten unser Herz nicht mehr in Bewegung. Mithin hängt die Ehrfurcht vor der Nennkraft eines Priesters, d. h. des Ritualisten, von dem Grade unserer Furcht ab, wir könnten in den vorsprachlichen Zustand zurückfallen und dem Schrecken erliegen. In der christlichen Zeitrechnung sind wir so weit alle sprachmächtig, daß die Frauen gleich den Männern siegreich sprechen dürfen. Zu Beginn unserer Geschichte und außerhalb der christlichen Zeitrechnung war das nicht der Fall. Der Hergang vom Schrei zum Spruch mußte aber von Anfang an ausgeschritten werden, weil nur so sprechen Gestalt annimmt. Unsere Wortwerdung muß täglich neu zelebriert werden. In diesem miteinander Handeln zuerst nur der Männer, später auch der Frauen und Kinder, bricht der Geist hervor. Das ist die Bedeutung des Ausdrucks vom Processus des Geistes, von seinem Hervorgehen.

Das Bewußtsein macht sich nur die Hälfte des Vorgangs klar, weil es vom Auge aus die Welt beurteilt. Es sieht das Chaos, den der Verlust des Krieges, der Tod des Häuptlings hervorruft. Wir tauchen aus dem Wasser auf, aus einem Schrecken, und da scheint das Auftauchen ein objektiver Vorgang, als ob das Element des Wassers und der aus ihm Auftauchende zwei getrennte Naturdinge seien. So ist es aber nicht unter Menschen. Nur weil das

Chaos oder die Flut der Verzweiflung in uns hinein ein Stück Flut oder ein Stück Chaos wirft, nur deshalb taucht die Artikulation aus dem Chaos oder der Flut auf. Würde nicht gewehklagt, dann könnte daraus kein Lied werden. Durch Jahrtausende waren die Verwandten eines Erschlagenen verpflichtet, seinen Leichnam vor den Richter zu bringen und durch ihr Wehklagen die förmliche Anklage aus dem Munde des nächsten Geschlechtsgenossen hervorzurufen. In diesem Dualismus wird durchsichtig, daß ein Concentus, ein Zusammenklang, unserer vormenschlichen Natur und unserer artikulierenden Geschichte erforderlich ist. Erst schreien, dann sprechen; würden wir nicht einem Trauernden mißtrauen, der in der ersten Minute eine formvollendete Trauerrede halten könnte? Das ist der Grund, daß Tränen, ja sogar Schreie und Rufe, mindestens Psalmgesänge in die Feierlichkeit eingeschlossen werden, damit sich artikulierte Sprache aus ihnen emporringe. Im Zusammenwirken zuerst von Weib und Mann, später von Laien und Priester, schließlich von Gesang und Prosa söhnten sich unsere leibliche und unsere mit einem Amt in der Geschichte bekleidete Natur aus. Paulus begann die Frau dem Manne gleichzustellen, als er ihr die unartikulierte Klage untersagte. Und so hat er sie von der Last des vorchristlichen Ritus befreit, einem Ritus, in dem sich die Frauen die Köpfe mit Asche bestreuen mußten, ihre Brüste blutig rissen und lang gezogene Schreie ausstießen. Heut brauchen wir keine Furcht mehr davor zu haben, die Weiber in der Kirche hysterisch schreien zu hören. Die abstrakte, die reine Musik ist in die Funktion der Schreie getreten. Unsere Sorge heute geht umgekehrt dahin, daß doch wenigstens manchem noch im Gottesdienst die Tränen kommen möchten. Denn sonst fehlt eben die Verbindung von Leib und Seele, von Erlebnis und Sprache, von uns als Instrumenten und von uns als Spielern der Instrumente.

Ist ein Ritus unverständlich, in welchem der Geist allmählich Macht gewinnt und in welchem wir uns erst selbst anklagen, daß wir den Sohn Gottes getötet haben? Denn das ist die

christliche Klage, daß wir Gott töten, die an die Stelle von Krimhilds Klage um Siegfrieds Tod von der Kirche gesetzt worden ist. Wenn die Verzweiflung und die Laute der Verzweiflung endgültig verschwänden, brauchten wir kein Ritual. Würden keine Kinder mehr geboren und brauchte die lebende Generation nie betrauert zu werden, weil sie unsterblich bliebe, so könnten wir jeden Ritus fallen lassen. Denn der Ritus beruht darauf, daß in jedem Todesfalle unsere gesamten geschichtlichen Errungenschaften auf dem Spiel stehen und sogar aufs Spiel gesetzt werden sollen. Denn sonst kann in den Erben und Nachkommen die Kraft der Trauer und der Verzweiflung nicht wirken. Und ohne diese Tränen der Verzweiflung, der Reue, der Sehnsucht und des Abschiedsschmerzes gibt es keine Geschichte. *Nichts in der Geschichte ist von Dauer, das nicht betrauert wird.* Sprachen werden nicht angeboren. Der Mensch lernt sprechen so wie er schreiben lernt. Wie die Schreibweise des Studenten, so wird auch die Sprache des Kindes nur durch Übertragung sein eigen. Ernst wird sie dem Kinde nur, wenn es von ihrer ganzen Macht täglich überwältigt wird. Ob wir den Ritus nun Religion, Erziehung, Sitte, Schrift oder Sprache nennen, immer muß er die Zeit so in den Neugeborenen hineinschaffen, daß er von ihr ermächtigt wird, zwischen Vergangenheit und Zukunft zu unterscheiden. Der Ritus gibt die Freiheit und die Nachfolge, gibt Ansehen und Namen dank Zeremonie und Kleid und er überliefert dank Klage und Lied. Die Sprache macht uns Eintagsfliegen zu Teilnehmern des einen großen Menschen, der durch die Zeiten reicht. Das besagt der Ausdruck Corpus Christi und das Wort, das wohl heute mehr mißverstanden wird als jedes andere, der Ausdruck Religion. Die Religion bindet uns ein in den Strom der Zeit. Die Bindekraft der Stammesreligion läßt sich leicht als grausame Fessel anklagen, Ich bin dieser Grausamkeit gegenüber nicht blind; aber die Aufklärer haben vergessen, daß immer gerade das Beste der schrecklichsten Verderbnis ausgesetzt wird. Und das Beste ist eben bei uns Menschen die Einbindung in die Zeit von Adam bis zum Jüngsten Gericht.

Dieser Bedeutung der Sprache, der formgerechten Sprache, können die Entwicklungsgläubigen nicht gerecht werden, weil sie die Sprache mit den Griechen und den Scholastikern und den Cartesianern für etwas Selbstverständliches ausgeben. In dem Falle wäre Religion überflüssig, denn dann wären wir ja von Natur sprachmächtig. Das sind wir aber nicht. Immer wieder sehen wir ganze Lebensschichten ihre Sprache verlieren. Wir sehen sie in den Bürgerkrieg zurückfallen oder in ein Stadium der Dumpfheit, wie die Fellachen. Das zwingt uns, die Sprache für äußerst schutzbedürftig zu halten. Wer die Sprachmacht, die Nennkraft, in ihrer Gebrechlichkeit kennt, der muß um sie zittern. Aus diesem Zittern geht in jedem ernsten Menschen seine Religion neu hervor. Denn dann weiß er, daß die ganze Seele jedes einzelnen Menschen, dem er begegnet, die männliche und die weibliche, an dem Prozeß der Einbindung teilnehmen muß. Das Menschengeschlecht zerfällt, wenn auch nur einer, sei es Mann oder Weib, an seiner Bildung nicht teilnimmt. Er nimmt aber nicht teil, wenn er den Tod nicht ernst nimmt und die Todesangst nicht mit durchlebt. Nur in ihr kann er den Segen des schon Erschaffenen erneuern und seine Bestimmung erfahren.

Genau diesen Charakter zeigt das Ritual. Es ist errichtet auf dem Widerstreit zweier Naturen, der weiblichen und der männlichen. Und auf dieser Basis errichtet es eine Ordnung, die den Tod zu überdauern versucht. Das Ritual erstreitet den ersten Sieg über die Sprachlosigkeit. Es beansprucht, eine dauernde Ordnung für alle Zeiten zu schaffen, indem es uns zu dem Geständnis bringt, daß alles auf dem Spiele steht, daß wir alles bisher Errungene verlieren können, daß, wie die Schilluks in Afrika es ausdrücken, »kein Land da ist«[1]; wie die Juden an Pesach zugestehn, daß sie Ausgewanderte aus dem reichen Ägypterland sind; wie die Römer sagten, daß vom 24. Februar bis 1. März, Mars und seine Verkörperung, der Rex, fehlten und daher nur

[1] Siehe meine »Vollzahl der Zeiten« über den jährlichen Untergang des Landes.

ein Interregnum bestehe[1], daß Karfreitag, wie die Christen glauben, immer wieder uns alle Hoffnung raube[2]. Die »Briefe nach Kairo« werden für Pharao dasselbe Zurückfallen in das Chaos als das Ritual des gewaltigen Neujahrs lehren. Seit 1750 wird all das verlacht; so mußte es zu dem Untergang des Abendlandes[3] kommen.

8. Gleichnis

Wenn wir die Beziehung zwischen den heiligen Stunden des Rituals und der sich lang erstreckenden Zukunft beachten, kann ein anderer heute unbegriffener Aspekt der Sprache verstanden werden.

Immer wieder denken die Leute, daß eines Tages irgendein Mensch das Haupt ›Haupt‹ und die Hand ›Hand‹ genannt habe; nachher – so meint man – geriet das Wort ins Wörterbuch, und wenn es nicht gestorben ist, so lebt es da noch heute. Das Gegenteil ist richtig. Kein Wort geriet jemals vor unserer Zeit ins Wörterbuch, wenn es nicht im Ritual verwandt wurde. Kein Wort war in jenen Tagen ein Wort, es wäre denn zunächst als ein heiliger Name eingeführt worden. Vergißmeinnichts waren keine Vergißmeinnichts, Schilfrohr nicht Schilfrohr, Eichen nicht Eichen, hätte nicht der Häuptling oder Medizinmann sie längst im öffentlichen Ritual angesprochen, bevor irgend jemand von ihnen sprach. Daher erhielten sie volle Namen und nicht Verlegenheitsbezeichnungen, weil sie in einer Gruppe zum erstenmal *angeredet* worden waren. Erst sprach zu ihnen, wer später von ihnen reden wollte. Denn alles Lebende hörte mit. Das Junge und seine Mutter können auf eine Nuß oder einen Stock zeigen und können bei ihren Spielen über dies oder das, hier

---

1 »Geheimnis der Universität«, S. 203 ff.

2 Unser Osterkapitel am Ende des Teiles: »Seit dem Dreitagewerk«.

3 Das Kapitel »Der Selbstmord Europas« im dritten Teil wolle der Leser im Lichte dieses Ritualgebotes noch einmal sich ansehen. Denn so wird ihm der Zusammenhang von Spenglers Titel »Untergang« mit dem Fortschrittsglauben und meines »Selbstmord« mit der Trauer einleuchten.

oder dort in Freude jauchzen. Sie können sich hierin und dorthin nach Nahrung, Spielzeug, Waffen umsehen. Aber kein Name ergibt sich aus all solchem Augenblicksleben. Denn dem Augenblick fehlt ja der Respekt vor dem bloß ausgerupften Vergißmeinnicht. Das Ritual ist erforderlich, um eine Sprache zu schaffen, die fünfzig oder hundertfünfzig Generationen hindurch dauern soll. Ein Ritual ist für eine solche Sprache wesentlich. Die Beziehung irgendeines Rituals zur Zeit ist die einer Stunde oder eines Tages zur ganzen Vergangenheit, die sie in ihrem Namen heraufruft, und zur ganzen Zukunft, die sie mit ihren Feiergewändern verhüllt. Wenn ein neues Element entdeckt und benannt wird, übt die heutige Menschheit noch die alte Ritualdisziplin aus. Das Ritual wurde so lange wie möglich ausgedehnt entsprechend seiner erstaunlichen Aufgabe, einen Zeitabschnitt der Verheißung und Erfüllung darzustellen. Drei Tage oder eine Woche konnte der Stamm feiern. Aber es blieb die Tatsache, daß die Zusammenkünfte sich schließlich auflösen mußten. Die Menschen mußten nach Hause gehen. Das Problem des Rituals bestand darin, diesen Verlust an Kontinuität und leiblicher Gegenwärtigkeit auszugleichen. Sprache und Kleidung wurden zu Vertretern des Rituals für die übrige Zeit, wo der Stamm nicht versammelt war.

Darin liegt das Ungenügen des Rituals; verglichen mit den Zeitspannen, welche es zu beeinflussen sucht, sind seine eigenen Zeiträume niemals lang genug. Daher erschuf es dauernde Vertretungen. Und es hatte so viel Erfolg, daß wir noch heute die Sprachen aus einer Zeit vor sechstausend Jahren sprechen. Die Sprachen sind unsterblich, weil sie auf Unsterblichkeit zielten. Aber würden wir Häuptling sagen, Zunge, Hand, Krone, Pfahl, Feuer, wenn das nur irgendein Kind zu seiner Mutter gesagt hätte? Gewiß nicht. Die Wörter, die wir heute gebrauchen, waren ursprünglich keine technischen Verständigungsmittel. Sie waren geheiligte Namen, Kräfte, Rechte und Gesetze, heilige Flüche und Segen, Helfer und Gegner. Die neuzeitlichen Wörter Führer, Krone, Hand, Zunge usw. wurden ursprünglich als

Namen innerhalb einer kurzen Festfeier ausgerufen. In dieser sollten lange Zeitabschnitte organisiert werden. Um das Recht des Nachfolgers des Helden auf dessen Volk zu übertragen, wurde er gekrönt, wurde er zu einem »Haupte« gemacht und als die »Zunge« des Helden bezeichnet. Ihm wurde eine Maske aufgesetzt. Jeder triumphierende römische General trug die rote Maske des Romulus. Er sprach mit der Zunge eines anderen und trug das Haupt eines anderen.

Diese beiden Ausdrücke wurden von Anfang an symbolisch gebraucht. Niemand benötigte einen endgültigen Namen für Haupt oder Zunge, so lange er den einen aufrecht tragen und auf den anderen mit dem Finger zeigen konnte. Aber Festfeiern benötigen Namen, weil man dabei ein körperliches Ding benützt, das auf eine politische Ordnung hindeuten soll. *Die formale Sprache entstand als heiliger Ritus.* Jedes gesprochene Wort deutete über das Physische oder »Objektive« hinaus auf seinen politischen und religiösen Sinn. Die Sprache benannte nicht die Gegenstände der Natur; sie benannte die historische Rolle von Menschen und Dingen, wie sie dem Thing oder thingus des Stammes erschienen. Die Niere wurde eine Niere genannt, und die Leber wurde eine Leber genannt und die Zunge eine Zunge, weil alle diese Ausdrücke von ihrem Ursprung her heilige Namen waren. *Der Ursprung der Sprache ist sakramental.* »Dinge«, physische Dinge, wurden verwendet, um eine neue Ordnung zum Ausdruck zu bringen, die durch die Macht der toten Führerschaft eingeführt worden war. Die Zunge war das Sakrament, mittels dessen der neue Leiter seine Autorität bezeugte, wenn er seine Stimme erhob. Die Leber war der Sitz des Geistes und des Leidens. Das Haupt war das Haupt des Stammes, wenn die große Maske dem Haupt des neuen Führers aufgesetzt wurde. Die Geschlechtsorgane zeugten für die Regeneration des Lebens. Jeder Name, ob nun eines Körperteils oder eines Geschöpfes diente als Sakrament, durch das der augenblickliche körperliche Akt eine dauernde politische Aktualität ins Leben rief!

Wir sagen für gewöhnlich, daß sieben oder neun als heilige Zahlen verwandt wurden. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie in keinem anderen Sinne als heilig verwandt wurden wie alle anderen Namen; sie waren geheiligt vom Ursprung her, weil das Ritual drei, neun oder sieben Mal gewisse Handlungen wiederholte. Der älteste Teil des persischen *Zendavesta* gibt wundervolle Beispiele für eine Sprache, in der keine Wörter existierten, sondern die sich aus Namen zusammensetzte. Butter und Wasser, Milch und Feuer, Luft und Wind – alle sind Personen, mit denen der predigende Leiter spricht. Niemals kann er wirklich in Worten von ihnen als Objekten sprechen. Sie sind für ihn realer als er selbst. Er realisiert sich selbst allein dadurch, daß er ihnen allen die richtigen Namen verleiht und sich durch sie zur selben Zeit in der richtigen Ordnung hindurchbewegt. In diesem Ritual von Namen springen für neue Handlungen ständig neue Namen auf. Auf der anderen Seite wird kein Akt von der Gemeinschaft zugelassen, ehe nicht ein Ritus erklärt, daß er geprüft und für annehmbar befunden worden ist. Die heut für unsere Arten des Kochens gebrauchten Ausdrücke (braten, dämpfen, schmoren usw.) wurden in Gebrauch genommen als spezifische Formen der Darbietung von Brandopfern im Ritual. In Arabien dürfen bis zum heutigen Tage einige Speisen nur auf Versammlungen des ganzen Stammes zubereitet werden, während andere Speisen der einzelnen Familie gestattet sind. So sehr waren die Nahrungsmittel in das politische Ritual eingeschlossen. Das ist naturgemäß so; sie betrafen Tiere. Und der Mensch war an sie gebunden. Als die Familien des Menschen Sicherheit gewannen, lernte er Bullen züchten, und er benutzte denselben Namen für den Akt der Kastration der Tiere wie für die Keuschheit in der Familie. Denn Kastration war ebenso eine religiöse Zeremonie wie die Heirat. Ich kannte eine alte gut katholische Köchin, die niemals ein Huhn schlachtete, ohne zunächst zu sagen: »Gott segne das Huhn«. Diese christliche Formel hat das priesterliche Ritual ersetzt, das wir noch auf den Tempelmauern Ägyptens für das

Schlachten von Gänsen und Enten lesen können. Unsere grammatischen Formen sind Überbleibsel des Rituals. Sogar die einfachen, geringeren Berufe des Bäckers, des Müllers, des Schmiedes bedurften des Rituals. Die technischen Vorgänge des Lichtanzündens, des Butterns, des Pflügens und Jagens, mußten die Anerkennung ihrer Namen erreichen, bevor sie als legal in den Frieden des Stammes aufgenommen wurden.

Das Ritual wiederholte sich. Es könnte als die beständigen Freiübungen der geformten sozialen Gemeinschaft bezeichnet werden. Die Mitglieder atmeten mittels Sprache, Kleidung und Begehung die Ordnung des Verbandes ein.

9. Grammatik und Ritual

Wenn unser Ausgangspunkt richtig ist, muß die Logik der Sätze der Struktur des Rituals entsprechen. In unserm ersten Band entfaltete sich die Logik als zweite Person, erste Person, dritte Person, Verbalnomen mit Hilfe von Imperativen, lyrischem Modus, Erzählformen und Urteilen. Ist das Schema

i, eamus, ierunt, ire

als ein Prozeß im Ritual erkennbar?

Es wird sofort erkennbar, wenn wir die ganze Gruppe, den Toten, die Hörer ebenso wie die Sprecher ins Auge fassen. Das Einatmen der Ordnung von seiten der Hörer durch die Sprecher hindurch von dem Toten her, bringt in der Tat die grammatischen Situationen hervor, die die Grundlage für formales Sprechen sind. Die alten Christen haben das genauso angesehen, wenn sie die Toten des Altertums durch das Einatmen des Christusleibes neu zum Leben kommen fühlten. Bei Beginn des Ritus werden die Hörer genauso wichtig genommen wie die Sprecher: sie marschieren mit tiefer Verbeugung auf, oder sie liegen ausgestreckt oder auf den Knien da. Sie werden zum Hören und Gehorchen aufgefordert. Dieser Vorgang ist so wesentlich, daß die Versammlung als Ganzes stärker durch ein erregendes Hören als durch den Sprecher bestimmt wird. Der stärkste Ein-

druck des ersten Akts eines Rituals ist für gewöhnlich, daß eine Stimme ertönt, die den Kreis anspricht. Die Gemeinde muß als die zweite Person der Grammatik erfaßt werden, die in einem eindringlichen Ritual angesprochen wird. Denn im Imperativ gibt es kein grammatisches Ich; da gibt es nur ein Du im Herzen eines jeden Hörers. Die wissenschaftliche Psychologie beginnt mit einem Ich und fügt dann irgendwelche Ers und Esse zu ihrem Inventar hinzu. *Aber die wirkliche Geschichte des menschlichen Geistes beginnt immer damit, daß wir einen neuen Imperativ assimilieren.* Wir verstehen, daß wir gemeint sind, und indem wir das tun, was unsere Mutter von uns verlangt, verwirklichen wir uns zum erstenmal als unserer Mutter, unseres Vaters oder unseres Lehrers Du. Ich bin für die Gesellschaft ein Du, lange bevor ich ein Ich für mich selbst bin. Diese eigentliche Ordnung der grammatischen Personen in der Seele findet sich in allen Riten. »Wir« als Wesen sind nicht die Sprecher, aber »ihr« werdet zum Hören aufgefordert. Das Ritual nimmt in Anspruch, daß die Macht, die irgend jemanden in der Versammlung sprechen läßt, etwas Übermächtiges ist. Das einzige Ich ist Gott. Und seitdem Stammesmenschen Gott in Augenblicken der Hilflosigkeit, in Tod und Verlassenheit erfahren, spricht der Geist des toten Mannes; die Lebenden hören. In ihrer eigentlichen Erfahrung von sich selbst sind sie also Vokative und nicht Nominative. Jede Gesundheit der Seele hängt bis zum heutigen Tage von diesem Verhältnis ab, wonach wir zunächst Hörer sind und erst dadurch Sprecher werden dürfen. In der Grammatik der Seele steht zuerst mein angerufenes Mich, also der, den jemand Dich und Du anredet; und mein Ich steht an zweiter Stelle. Jedermann kann vom Geist angesprochen werden, aber nur dadurch, daß er hört, nicht dadurch, daß er spricht, geschweige denn denkt. Vielmehr uns bestimmt der Geist; indem er uns überwältigt und inspiriert, beginnen wir zu singen, zu tanzen, zu antworten.

Sobald hier kein wissenschaftliches Dogma dem Leser den Weg versperrt, wird jeder Leser selber aus Lyrik und Ballett, Chor

und Kehrreim und aus dem eigenen Leben diesen zweiten Akt des Rituals wiedererkennen.

Nun kommt der dritte Akt. Da wird die Geschichte berichtet. Es wird vom Helden erzählt. Seine Maske wird aufgesetzt, seine Kraft verherrlicht, seine Taten besungen. So wird er begraben und beklagt. Und zwar immer wieder, so oft der große Name ertönt. Mit anderen Worten: Wiederholung setzt ein, dreimal, viermal, und noch viel öfter. Ein feierlicher Prolog, ein Herold, ein Ansager kann dazu feierlich auffordern. Ebenso wird der Schluß mit großer Sorgfalt gestaltet. Der Priester wäscht noch heute den Kelch. »Ite, missa est«, diese altertümliche Formel aus dem Schluß der Messe, verbindet uns mit dem vorgeschichtlichen Ritual. Wir dürfen sie den vierten Akt jedes Ritus nennen, denn hier tritt der Offiziant aus dem Ritus heraus und entläßt die Gemeinde.

Die Kirche und die Stämme und die Priester haben nicht erst auf Herrn Bultmann gewartet, um ihren eigenen Ritus abzuschließen, sie zu demythologisieren. Demütig haben sie selbst den Kelch wieder in den Schrank gestellt und sind in den Alltag zurückgekehrt. Der Alltag ist eben nur für die Gelehrten der normale Tag. Für alle herzhaften Menschen ist der Feiertag normal. Und weil an Feiertagen lange Lebenszeiten in Gang gebracht werden, bekamen alle Geschöpfe die Feierstunde, zu der sie aufgerufen werden konnten. Eine Vielfalt von Feiertagen wurde eingerichtet. So oft ein neuer Feiertag nötig schien, mußten Prozessionen von der Gemeinschaft sanktioniert werden, die oft dem Bisherigen entgegen zu laufen schienen. Wenn wir heute Topfscherben und Grabüberreste von Jahrtausenden ausgraben, so scheinen wir den vergangenen Alltag aufzugraben. Aber die Knochen, die wir aufstöbern, sind nicht Körperreste, die Feuersteine nicht Reste von Steinbrüchen. Die Fossilien sind nicht chemische oder biologische Fakten, sondern ausdrücklicher Rest von Sprache und Ritual. Sie sind das »Leben des Lebens«, nämlich die Ordnung, kraft der der Tod eine Geburt hervorruft und das Ende dem Beginn seinen Ursprung verleiht.

Wir leben nicht anders. Auch wir werden durch Ritus zusammengehalten. Nur heißt heute das große Ritual Kunst, Wissenschaft, Recht, Religion, Sport, Erziehung. Auch sie trachten nach dem Charakter des Originalen mindestens im Wechsel ihrer Reihenfolge. Sie bilden die große Grammatik der Gesellschaft. Und sie sollten uns durch die gleichen Phasen des Hörens, des Du-Seins, zur Lyrik der Subjektivität unserer Optative, zur Epik biographischer Geschichtserzählung und zur Arithmetik oder zahlenmäßigen Objektivität führen wie alle Menschen zu allen Zeiten.

Und wie zu allen Zeiten nehmen viele Menschen in unseren Tagen nicht voll an diesem Ritual teil. Wir sollten daran denken, daß den meisten Menschen unsere Wörter nichts anderes als Topfscherben sind. Webster's Dictionary führt 175 000 Wörter auf. Es ist ein Massengrab von Topfscherben. Alle diese Wörter, mittels derer wir über alles mögliche unter der Sonne reden können, waren einmal glorreiche Namen, die im Gebet gesungen, im Ritual verkündet wurden und den Menschen zum Handeln inspirierten. Keins von ihnen konnte geäußert werden, ohne daß es eine ganze Gesellschaft veranlaßte, sich zu bewegen, zu knien, Feuer anzuzünden, zu marschieren, zu rufen, zu töten, zu tanzen, zu umarmen und zu gehorchen.

Die uns hinterlassenen Topfscherben alter Sprache sind die Wörter, die wir benutzen können, ohne Handlungen zu unternehmen. Von unserem Gesetz, unserer Dichtung, Religion und Geschichte erwarten wir, daß sie das Leben der großen Namen betreuen. Wir streben danach, kurzärmelig wie der durchschnittliche Mensch zu leben, und kultivieren den Slang. Wer kann Tag und Nacht ernsthaft bleiben? In der Tat, wir können's nicht. Wir wollen nicht sentimental sein. Die unformale, pronominale Sprache, die durch Nase und Gurgel geht, hat die vollen Töne des hellen Gesangs aus Brust und Rumpf verdrängt, mit denen der Mensch anfänglich gesprochen hat. Wir benutzen »dies« und »das«, »irgendwie« und »was denn?« an Stelle von Recht und Unrecht, Gott und Inspiration. Aber eine kleine Geschichte von

der Bell Company kann uns an die sogar noch heute wirksame Existenz der formalen Sprache gemahnen und an ihre Wechselfälle in Ost und West.

Ein Versuch, der von der Bell-Fernsprech-Company unternommen wurde, wirft Licht auf formale und unformale Sprache. Als sie ihre Angestellten anwies, an Stelle von three langsam »thththrrreee« zu sprechen, kehrte sie, ohne es zu wissen, zum Cantus firmus, zu der formalen Sprache der Alten zurück. Um die Härte solcher formaler Töne auszugleichen, begab sich die Company auf den Weg, auf welchem die Völker des Ostens, die Chinesen, ihr tägliches Leben von dem Ernst der formalen Sprache entlastet haben: die Chinesen benutzen noch heute die Modulationen des Litaneitones in ihren leichten Tönen. Sie haben keine Pronomen, trotzdem sind sie nicht förmlich, denn sie lächeln: durch das Lächeln machen wir die Laute weich, und wer lächelt, befindet sich sozusagen in phonetischen Hausschuhen. Der Chinese ist formlos dank Lächeln, wie wir es sind, wenn wir Pronomina gebrauchen. Die amerikanische Bell-Company verlangt tatsächlich von ihren Angestellten, daß sie lächeln, wenn sie mit besonderer Genauigkeit sprechen. Auf diese Weise wurde die unformale Sprache des Ostens – die Chinesen kennen kein Pronomen – hier in Amerika wieder entdeckt.

10. Frage und Antwort

Wir haben von einer Sprachform nicht gesprochen, wie sie in vielen Grammatiken überwiegt, die für Menschen bestimmt sind, welche eine fremde Sprache lernen wollen. »Was ist dieses Ding?« – »Dieses Ding ist ein Nagel«; »Wer ist dieser Mann?« – »Dieser Mann ist mein Vater.« Das Frage- und Antwortspiel herrscht im Unterricht moderner Sprachen derart vor, daß wir den Anspruch analysieren müssen, den das erhebt. Steht es im Widerspruch zu unseren Thesen über den Sprachritus? Nicht alle Fragen sind einander gleich. In den oben gegebenen Beispielen sind Frage und Antwort, wie wir sehen werden, im

Ritual sekundärer Natur. Auf der anderen Seite gibt es dramatische Fragen, die zu irgendeinem Schwur, einem Gelübde oder einem Ordal gehören können und einen Ritualscharakter zu haben scheinen. Wenn bei der Eheschließung der Priester fragt: »Willst du diese Jungfrau zum Weibe nehmen?« und die Braut sagt: »Er will«, was meint sie mit ihrer Antwort?

Wir wollen zunächst auf die Art von Frage blicken, die unter uns gewöhnlich ist und die einfach nach Belehrung fragt. Sie wird den Aktionscharakter der Sprache aus dem Gegensatz erklären. Die Analyse wird zeigen, daß Fragen und Antworten uns für die Teilnahme an den Bewegungen der Gesellschaft vorbereiten. »Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren«, »Dieser Weg ist die Straße nach Paris«, diese Sätze können in folgende Fragen verändert werden (s. S. 542):

Alle diese Fragen verraten die Unsicherheit des Sprechers über ein Glied des Satzes. Er kann nicht den ganzen Satz aussagen, bevor er das fehlende Glied des Zusammenhangs gefunden hat. In seinem Bewußtsein steht die Aussage schon bereit; er ist gehemmt durch die Lücke eines Wortes in ihm. Die Antwort füllt diese Lücke auf. Wenn die Antwort gegeben ist, ist der Sprecher in Stand gesetzt, mit Sicherheit auszusagen: das vierte Gebot sagt: du sollst Vater und Mutter ehren. Oder, dies ist die Straße nach Paris.

Die Frage ist mithin ein vorläufiger Appell. Sie bereitet jemanden darauf vor, einen Satz zu formen. Wenn also diese Frage beantwortet ist, so ist der Frager in Stand gesetzt, an dem Gespräch in der Gesellschaft teilzunehmen. Wie die Franzosen so schön sagen: er ist nun au courant. In der Tat, er kann nun am »Verlauf« der Ereignisse teilnehmen. Sein Schiffchen ist flott gemacht. Er kann mitfahren und miterfahren. Fragen und Antworten beseitigen Stockungen.

Ein Kind, das die Zehn Gebote lernt, und ein Fremder, der sich wie ein Landesbewohner benehmen will, finden dank ihrer Fragen den Weg zum gemeinschaftlichen Leben. Die Fragen

a) (wer)
? soll Vater und Mutter ehren.
(welcher)
? Weg ist die Straße nach Paris.

b)
wirst
Du ? kannst Vater und Mutter ehren.
mußt

Pfad
Dieser ? Fluß ist die Straße nach Paris.
Gang

c)
nicht gehorchen
Du wirst ? gehorchen Vater und Mutter.
lieben

war
Dieser Weg ? die Straße nach Paris.
wird werden

d)
Großmutter
Du sollst ehren ? Schwester und Mutter.
Tochter
Onkel

eine
Dieser Weg ist ? keine Straße nach Paris.
die nächste

e)
oder
Du sollst ehren Vater ? mehr als Mutter.
nicht mehr als

die Umleitung
Dieser Weg ist ? der Paß nach Paris.
die Eisenbahn

f)
Brüder
Du sollst ehren Vater und ? Vorfahren.
Familie
Söhne

London
Dieser Weg ist die Straße nach ? New York
Versailles

setzen also das Bestehen einer Lebensgemeinschaft voraus und führen neue Mitglieder in sie ein. Sie bereiten auf Teilnahme vor. Wenn wir auf die Form dieser Fragen blicken, so wird das deutlich. Denn wir können jedes Fragen schematisch wiedergeben als das Herauspflücken jeweils eines einzelnen Satzgliedes aus einem Satzganzen.

Laß den Satz aus sechs Elementen bestehen und setze nacheinander auf jedes einzelne Element dein Fragezeichen. Nun fange an, die Liste der Fragen zu formulieren. Du wirst immer fünf Satzteile stehen zu lassen haben, aber den sechsten in Frage stellen. Daher kommt es zu dem quis, quo, quantum, ubi, quando oder griechisch zu tis, tini, ti und auf deutsch zu was und wer und wo und wann. So wird eines der Satzglieder in eine leere Hülse verwandelt, auf deren Anfüllung der Frager angewiesen ist und um deren Anfüllung er bittet. Er gibt zu verstehen, daß er für einen Teil des Satzes sich jeder Lösung offen hält. Eine Frage traut also jemandem anderen die Ergänzung zum ganzen Satz zu. Aus diesem Grunde wird der Teil, der in Frage steht, mit leiser Stimme gesprochen in einer unterdrückten und nur halb artikulierten Weise. Die Frage gleicht dem »Lalala« in einem Gesang, von dem wir den Text nicht kennen. Wir könnten die Frage nicht stellen, wenn es keinen Gesang oder keinen zu ergänzenden Satz gäbe. Aus diesem einfachen Grunde haben gewisse Fragen keinen Sinn. Man kann nicht sagen: »Warum heult die Menge?«, weil die Menschen, die dazu verdammt sind, einen Mob darzustellen, bestenfalls verlangen können, daß ihnen gestattet wird, kein Mob mehr zu sein. Im Verhalten eines Mobs gibt es kein Warum. »Was plant die Welt?« ist die Frage eines Idioten. Die Welt kann vielleicht geplant werden; aber wir benennen mit dem Worte »Welt« unseren Aspekt des Universums, nach dem sie uns als ein Objekt unseres Bewußtseins erscheint, und deshalb kann die Welt nicht planen. »Gibt es einen Gott?« ist ähnlich stupide. Gott ist sprechende Stimme, ist die Kraft zum Sprechen. Wenn ich eine Frage stelle, bin ich also bereits von Gottes Kraft ergriffen oder von seiner Macht.

Die Fragen »Was verlangen die Massen?«, »Was plant die Welt?«, »Gibt es einen Gott?« haben in sich keinen Sinn. Denn *die Massen, insoweit sie Mob sind, wissen von keinem Grunde. Die Welt, insoweit sie Welt ist, hat keinen Vorsatz. Gott, insoweit er der reine Sprachakt ist, hat keine sichtbare Existenz.* Schon vor den Fragen – »Warum heulen die Massen?«, »Was plant die Welt?«, »Gibt es einen Gott?« haben wir bereits die Aussage gehört: ein Mob ist etwas Negatives: Mob ist ohne Vernunft. Das Objektive ist die Welt: die Welt bewegt sich ohne Zweck nach Gesetzen. Wahr ist, was einen Glaubensakt verkörpert: ich traue mir als Gefäß der Wahrheit. Aus diesem Grunde sind diese Fragen als Pseudofragen entlarvt, weil sie uns nicht auf die Teilnahme am wiederhergestellten Leben der Gemeinschaft vorbereiten. Sie stellen nicht einen bereits vorher gesicherten Satz wieder her.

Aber es gibt im Ritual eine Frage anderen Charakters. Dreimal kann der Neuling aufgefordert werden, eine gewisse feierliche Frage zu beantworten, dreimal wird er sie zeremoniell zu beantworten haben. Mit diesen Fragen wird der Antworter geprüft und erprobt. Es fehlt nicht wie bei dem »la, la, la« die Ergänzung des Satzes laut Schema *a b ? d*, sondern der Antworter scheint eine Aufmunterung nötig zu haben; er muß zur vollen Gegenwärtigkeit seines Bewußtseins gebracht werden. Diese Fragen zielen darauf, den Sprecher zum vollen Bewußtsein dessen zu bringen, was der Satz besagt, der ihm auferlegt wird; diese Fragen kämpfen gegen Lippendienst. Der Eid, das Ordal und das Gelübde haben diesen Charakter, daß sie die innerste Überzeugung eines Menschen an den Tag bringen, d. h. sein dauerndes Verhältnis zu einem bestimmten Satz. Und so finden wir hier die großen Antworten mit Ja, Nein oder Amen. Wir finden Gelage, Verbrüderungen, Verpfändungen, Vergeiselungen. Sie alle machen den Versuch, die Frage zu beantworten »Meinst du das wirklich?« Man hat sehr gut gesagt: Das menschliche Leben soll eine lebendige Bestätigung der Wahrheit sein. Von Anfang an war die Sprache auf Formen angewiesen, das

ganze Leben einer Person mit der Wahrheit zu bekleiden. Die Endung der ersten Person der Einzahl im Lateinischen und Griechischen – amo, dico, lego – und im Altgermanischen – sago, gebo – ist mit einem solchen Bestätigungsausruf zusammengesetzt, wie wir ihn auch in Oh ja und Oh nein haben. Diese »erste Person« in der Haltung eines Mannes erscheint in der Grammatik unter dem Druck eines Eides, eines Ordals, eines Ehe-versprechens; sie war nicht die Voraussetzung einer abstrakten Wahrheit, sondern der klare freiwillige Entschluß zur lebenslänglichen Bewährung einer Wahrheit. Die Aussage: »Dies sind zehntausend Schafe« kann richtig oder nicht richtig sein. Wer weiß es? Aber wenn du von mir Feststellungen von dem Gewicht verlangst wie »Ich sage es«, »ich schwöre es«, »ich verspreche es«, »ich tue es«, so sind das Versprechen, die die Verantwortlichkeit eines ganzen Mannes in sich schließen. Aus diesem Grunde unterscheidet sich ihre grammatische Form so deutlich von dem Indikativ der dritten Person. Ich bin und er ist sind vollständig verschieden[1]. Im modernen Englisch hat sich der ganze Reiz der Grammatik, weil die Beugung des Zeitwortes nahezu verschwunden ist, in die Schreibweise zurückgezogen. Daher müssen wir, wenn wir die Behandlung der ersten Person verstehen wollen, die Bedeutung ihrer Schreibung beachten. Wie borrow und borough, waive und wave, root und route als verschiedene Formen leben infolge der Geheimnisse der Rechtschreibung, so existiert die erste Person Einzahl des Tätigkeitswortes moralisch weiter mit Hilfe des großen Buchstabens, der für »Ich« benutzt wird. Es ist in der Tat wichtig, daß ein Mann sein Wort für eine Wahrheit verpfänden kann. Er ist ein Gott, der sein ganzes Leben der Wahrheit widmet oder der sein Versprechen hält mit allem, was er hat. Das Ich Gottes wird dem Mann verliehen, der einen Eid leistet. Er verbindet sich mit den Göttern, wenn er seine Lippen öffnet für ein »Aber ich sage dir«. Von einem Wissenschaftler, der seine Entdeckung bekanntgibt,

[1] Ferdinand Ebner hat unendliches Gewicht auf diesen Unterschied gelegt.

erwartet man, daß er seinen ganzen Ruf an deren Wiedergabe setzt. Und was ist das Ergebnis? Daß elektrische Dynamos in einer Stadt New Jerseys hergestellt werden, die man Ampère nennt, und daß wir messen mittels Volt und Watt. Die Wissenschaft hat solche Iche hervorgebracht, die ihren ganzen Ruf auf eine Wahrheit gesetzt haben, auf die Kraft, ihrer Wahrheit wegen zu dauernden Namen zu werden. Es soll sich niemand einbilden, daß diese Namengebung durch die Wissenschaft eine wissenschaftliche Erfindung sei. Die Gewohnheiten der Wissenschaft setzen den Brauch früherer Zeiten fort. *Zu allen Zeiten fühlten sich Menschen in Verbindung mit dem Göttlichen, wenn sie Ich zu sagen wagten.* Wenn sie sich wie Sterbliche fühlen, sagen sie bescheiden: »mir« oder »mich«, nicht Ich. Eine berühmte Autobiographie hat den Titel »Mich«. Könnte er »Ich« lauten? Wir können den Schluß ziehen: Fragen, welche sich auf meinen Grad von Ernsthaftigkeit beziehen, stellen nicht einen gesicherten Satz wieder her, sondern erwecken ein neues wahrhaftes Zeugnis in der Person des Mannes, der zum Antworten aufgefordert wird. Das Zeugnis wird in die Prüfung hineingeworfen, wie ein Metall in seiner Legierung steckt. Seine Brauchbarkeit macht Gebrauch von seinem zukünftigen Verhalten, weil er für seine Worte einstehen muß.

Gibt es eine dritte Art von Fragen und Antworten? Mißtrauen wir nicht der Wahrheit? Mißtrauen wir nicht den Göttern? Man kann gewiß sehr leicht sagen, daß die Frage, ob ein Gott sei, unsinnig ist. Aber werden wir nicht herausgefordert, schreckliche und unsinnige Dinge zu sagen?

Es mag seltsam klingen, aber der authentische Ort für die eigentlichen Tantalusfragen ist das Gebet. Alles ernste Beten kommt aus dem Zweifel, der inneren Bewegung, Ausdruck- und Ratlosigkeit. Das kalte Überbleibsel des Betens wird in unseren Tagen »Forschung« genannt. Wenn sie wirklich Forschung ist, hat sie noch die Würde des Gebets, obgleich sie die letzte und abgekühlteste Weise ursprünglichen Betens darstellt. Das Gebet fragt nicht nach Teilen des Satzes wie der erste Typus, noch fragt

es nach der Teilhaberschaft des Antworters gemäß dem zweiten Typus. Es fragt nach dem Frager selbst. Das Gebet fragt: »Wer bin ich denn, daß ich mich zu fragen vermesse«. Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest? Pindar bricht aus in die Worte: »Eintagsfliege eines Schattentraumbilds ist der Mensch. Wenn aber Glanz aus Zeus auf ihn fällt, wird das Leben gleißnerisch einfach und die Lebenszeit des Menschen gesegnet.«

Es ist der Sinn des Gottesanrufs, den Frager selbst zu Kräften zu bringen und seinem Ritus die Richtung, ihm selber die höchste Statur zu verleihen. Das Gebet weist ihn zurecht, erleuchtet ihn, und macht ihn seiner Sache sicher. Priesterschaft ist also das betend erworbene Recht, so zu sprechen, daß wir den Anspruch erheben können, Folger und Gehorchende zu finden. Die Anbetung des Geistes, der mir das Recht zum Sprechen verleiht, sei es das Unbezweifelte oder das nach argem Zweifel mir wieder gewiß gewordene Recht, wird schicklicherweise durch die Einführung des Sprechers seitens eines Zeremonienmeisters ersetzt. Eine der wenigen Zeremonien in unserer unzeremoniellen Gesellschaft spiegelt noch den ursprünglichen Gottesanruf wieder: »Wer darf hier sprechen?« Diese geistvollste aller Fragen stellt eben der Vorsitzende oder der Einführende. Damit stellt er den Sprecher an den ihm zukommenden Platz, an den jeder von uns gelangen muß, bevor er erwarten kann, daß ihm zugehört wird.

Beim Geistlichen verleiht ein Wechselgespräch dem Sprecher den richtigen Geist, denn der Geistliche sagt: »Der Herr sei mit Euch!« Dankbar antwortet die Gemeinde »Und mit Deinem Geiste«; und damit erst vertraut sie sich dem an, der seine Fürsorge für sie soeben bekundet hat.

Das ist eine gereinigte Form der alten Beschwörung durch den Priester. Beim Gottesdienst, bei seinem Gebet für die Gemeinde vergißt er sich selbst in seinem Verhältnis zu seinen Hörern; denn durch die bereitwillige und freiwillige Gabe dieser Hörer ist der Geist über ihn ausgerufen. Sinnvollerweise findet diese Wechselwirkung statt, bevor er seinen Mund für den Segen

öffnet. Wenn ein Lehrer vor seine Klasse tritt, gibt es heute keine besondere Einführung mehr. Aber er steht an seinem Platz unter den Auspizien der Schule. Das bedeutet, daß die Schule als Institution seine Einsetzung unaufhörlich ersetzt. Auf den unaufhörlichen Beistand und die Unterstützung der Gemeinschaft ist jeder, der reden soll, angewiesen. Das gilt universell; ein überraschendes Beispiel kann von den Osage-Indianern angeführt werden. Da singen die berittenen: »Unsere tapferen jungen Männer haben in mir ihren Führer gefunden; ich reite voran in Gehorsam auf ihren Ruf«. Oder sie singen: »Es gibt viele wertvolle Männer, die sich besser zur Führung eignen als ich; aber mich habt Ihr dazu bestimmt. Mutig und furchtlos sind unsere Feinde, so sagt Ihr, aber ich bin es, auf den Ihr Euch verlaßt.« (Bureau of American Ethnology 101, 1939, S. 21 und 23.)

Der Ruf nach dem Führer[1], der Ruf nach dem Priester, mag er nun von der unsichtbaren oder von der sichtbaren Gemeinde ausgehen, schafft das Vertrauen. Der Eid der Treue schafft die Menschen zu wahren Hörern um. Das Suchen des Ausdrucks im Ritus, nach dem rechten Ausdruck, gibt dem endlichen Satz die Würde. Drei Wahrheiten können in Zweifel gezogen werden, so oft wir sprechen. Und alle drei Zweifel haben ihr Ritual. Wir benehmen uns seltsam, denn wir trennen die drei Bezweifelungen voneinander mit großer Strenge. Bei uns gehört

1. der Zweifel, der den Sprecher angeht, in die Religion,
2. der Zweifel, der den Hörer betrifft, in die Gesetze über Zeugenvernehmung, Eide, Pfandnahme und Geiselstellung in die Jurisprudenz,
3. den Inhalt des Satzes analysiert die Logik.

Diese Trennung ist ungehörig und sinnwidrig, denn alle drei Aspekte der Wahrheit erklären einander. Alle Subtilitäten der Logik, des Rechts und der Religion werden uns so lange nicht helfen, wie wir nicht die drei Aspekte oder die drei Zweifel zu-

[1] Mit ihm begann mein mit Joseph Wittig 1927 veröffentlichtes dreibändiges Werk »Das Alter der Kirche«.

nächst als ein und denselben Zweifel durchschauen. Denn jedes Ritual und jede wirklich ernst genommene Sprache müssen drei Dinge gewiß machen: die Autorität des Befehlenden oder Sprechers, die Vertrauenswürdigkeit seiner Hörer, die Wahrheit der Feststellungen, auf die beide, der Sprecher und seine Hörer, einzugehen haben. Mein Ausdruck »Gebet« für die Invokation des Geistes nach allen drei Richtungen kann als ein zu enger oder ein zu weiter Ausdruck kritisiert werden, aber jeder Sprecher muß anrufen, bevor er spricht und nachdem er gesprochen hat. Der Kritiker, der darin etwas Mystisches oder Unvernünftiges findet, lebt nur stückweise; denn der Geist muß die drei Elemente des Gesprächs durchbluten. Gebet ist die Loslösung vom sprachlosen Schlummer und der Übertritt des zukünftigen Sprechers und seiner Hörer in einen Zeitraum, innerhalb dessen ein Ich fordert, gehört zu werden.

Aus diesem Grunde geht Gebet jeden Sprecher an: »Welches Recht beanspruche ich überhaupt, wenn ich spreche?« »In wessen Namen beanspruche ich eure Aufmerksamkeit?« Sind Neugier, Eitelkeit, Rechtsgefühl, Freiheitssehnsucht, Wetteifer, Selbstsucht Gründe meines Sprechens? Oder ist es ein Ruf, eine Pflicht, eine Vision, ein Licht, ein Kommando, die mich zum Sprechen zwingen, und Euch zum Hören?

In den Gebetsanrufen haben wir die dritte Art von Fragen. Es geht um die Frage, die den Menschen nach sich selbst fragen läßt, wenn er nicht seiner Kraft zu sprechen verlustig gehen will.

So haben wir die drei Arten von Fragen wieder vereinigt.

Die Quis- und Quid-, die Wer- und Was-Fragen.
Die Verheißungs-, Eid- und Verpflichtungsfragen.
Die Anrufe und Gebete.

Die erste Art füllt eine Lücke in einem vorher gebildeten immer schon üblichen Satz,
die zweite stellt einen Zeugen machtvoll hinter seine Behauptung,

die dritte autorisiert den Frager, im Namen von etwas zu sprechen (der Freiheit, des Anstands, der Wissenschaft, der Dichtung, der Wahrheit usw.), das Gehorsam heischt.

Die drei Arten von Fragen beleuchten noch einmal die uns bereits bekannte Tatsache, daß jeder gesprochene Satz Licht wirft auf den Sprecher, den Hörer und die Außenwelt. Daher kann dieses Licht, wenn es in einer der drei Richtungen gedämpft wird, durch eine besondere Art von Fragen wiederhergestellt werden.

Im Ritual der Sprache haben Fragen und Antworten die Funktion, den Fluß des Sprachdramas wiederherzustellen. Sie verhelfen den Fremden, den Neulingen, den Ungebildeten, dem Unwissenden und dem Vergeßlichen, zu erfahren, was jeder wissen muß, wenn er an den Bewegungen der Gesellschaft teilhaben will.

Also der wunderbare Gewinn unserer Analyse ist eine bessere Einsicht in dieses Drama. Die drei Arten von Fragen stellen die ganze Szene wieder vor uns auf, innerhalb derer das menschliche Wesen die Fähigkeit zum Sprechen hat.

Die Frage bestätigt, daß ich von anerkannter Wahrheit abhänge. Sie verbindet einen neuen Ankömmling mit den anerkannten Äußerungsformen der Gesellschaft. Nur solche Fragen sind sinnvoll, die sich auf ein bereits begonnenes Drama, irgendeine historische Ordnung, irgendwelche Befehle der Vergangenheit, auf tradierte Gefühle oder auf alte Erzählungen beziehen, die berichtet wurden, bevor die Informationsfrage formuliert wird. Die Form »Eins« macht also nicht den Versuch, in eine natürliche Wirklichkeit einzutreten, sondern in soziale Formulierungen und Überlieferungen. Wenn wir das nicht beachten, machen wir uns zu Narren unserer selbst. Die Mehrzahl unserer Wissenschaftler ist von ihren geistigen Quellen so vollständig abgeschnitten, daß sie nicht wissen, wann sie die Frage nach dem Warum oder dem Was stellen können. Wo niemand vorher gesprochen hat, sind diese Fragen sinnlos. Die meisten Fragen des Sokrates sind sinnlos. Denn der Zerfall eines Gesprächs in bloße

Individuen ist eine Entartung. Nun zu Form Zwei. Unwissentlich verlangen sie nach einer verbindlichen Feststellung. Wenn ich aber frage: »Warum bilden Individuen eine Gemeinschaft?«, kann ich niemals eine gültige Antwort erhalten. Die Sprache, in welcher diese Frage gestellt wird, existiert nämlich erst dadurch, daß diese angeblichen Individuen sich auf das Sprachritual eingelassen haben. Damit haben sie bereits ihre individuelle Natur aufgeopfert, um an die Stelle eine »zweite Natur« zu setzen, die sie zu Mitgliedern macht. Mithin haben Individuen aufgehört zu haben, Individuen zu sein, sobald sie sprechen! (Bitte entschuldigt dies schreckliche Deutsch im Kampf gegen schreckliche Vorstellungen!)

Der gerissene Analytiker, der da fragt, warum wir das tun, geht um den Kern der Frage herum. Denn nur innerhalb einer bereits geschaffenen und anerkannten Tradition hat seine Frage Sinn. Er setzt also die ganze gemeinsame Geschichte des Lebens zwischen uns voraus, wenn er fragt. Er überschätzt die Kraft seiner Frage, denn sie gilt nur, solange er redlich die abgebrochene Unterhaltung wieder ins Fließen bringen möchte. Die Individuen werden also innerhalb eines Gesprächs bereits zu Zeugen der Zukunft. Die Wissenschaft sagt nicht voraus, sondern für die Zukunft brauchen wir Menschen, die sich bewähren. Sie müssen unsere Gesetze, unsere Hoffnungen, unsere Versprechungen garantieren. Denn alle Fragen, die bei der Konfirmation, in der Armee, bei der Eheschließung, beim Notar und vor Gericht gestellt werden, sollen zukünftige Bahnen heraufbeschwören. Der Antworter will sich beim Worte nehmen lassen und er akzeptiert ein künftiges Leben, das sich an dem von ihm ausgesprochenen Satze entzünden wird.

Die dritte Stufe oder Form der Fragestellung ist vielleicht die bedeutungsvollste. Denn sie schafft Autorität. Es kommt auf die Schaffung einer neuen Dimension heraus. Darauf ist der Leser nicht vorbereitet. In der Schule oder im philosophischen Seminar ist davon nie die Rede. Trotzdem könnte ich diese Zeilen nicht schreiben und Du, mein Leser, könntest sie nicht

lesen, gäbe es nicht diese Dimension. Wir können heute diese Dimension nicht sehen, weil wir vor lauter Bäumen den Wald, ich muß schon sagen, nicht sehen wollen. Denn, so sagen wir, jedermann kann sprechen und jedermann kann schreiben, und in der Tat, wer schreibt denn keine Bücher? Als die organisierten Missionen auf den Philippinen zusammenbrachen, sagte der Häuptling: »Je einer lehre je einen.« Seit jedermann spricht, auch Kinder und Weiber, ist es nicht leicht, die Grenzlinie zwischen dem Wald der Sprecher und den Wüsten ohne Sprache zu sehen. Aber es ist genauso eine Fiktion, daß jedermann spricht, wie es zur Zeit der Diktatur eine Fiktion ist, daß nur ein einziger spricht. Weder nur einer noch jedermann ist die Wahrheit. In Amerika geben nur ein Drittel der Wahlberechtigten gewöhnlich ihre Stimme ab. Die anderen 90 Millionen, die nicht zur Wahl gehen, müssen es sich gefallen lassen, daß das eine Drittel für sie verbindlich stimmt. Auch wenn der philippinische Häuptling durchdränge und je ein Mann je einen andern lehrte, wäre das Verhältnis noch immer nur eins zu eins. Denn jeder Sprecher benötigt einen Hörer, der glaubt, es lohne sich, ihm zuzuhören. Darum sang Nietzsche in seinem Lied: »Meine Seele ein Saitenspiel, sang sich selber ihr Lied. Hörte ihr jemand zu?« Und da niemand zuhörte, wich der Geist von ihm. Natürlich mußte der Geist weichen; denn uns schwindet unsere Sprache, wenn niemand zuhört. Und für den, der hört, und der tun will, was ihm gesagt wird, muß »der Boß« eben der Boß sein. Mag er die Überlegenheit dieses Bosses hassen, so ist sie doch die Vorbedingung dafür, daß irgendeine Zeitschrift, eine Vorlesung, ein Gericht, eine Armee, eine Regierung, eine Literatur, oder ein Theater wirken. Deshalb ist die Teilung in »hoch« und »tief« die Bedingung der menschlichen Sprache. Alle Masken der Demokratie, die Hemdsärmeligkeit, die Gemütlichkeit, die Menschlichkeit, die Nettigkeit, der Humor können den göttlichen Charakter alles Sprechens nicht zum Verschwinden bringen. Zwar hörst Du nicht auf mich, weil ich selber ein Besserer oder Überlegener wäre, sondern weil der Überlegene, der Hö-

here und der Erhabene Dich vielleicht durch mich schwaches Gefäß erreichen kann. Der Mann, der spricht, *ist* nicht höher, aber er steht höher. Eine Gesellschaft, in der ich nicht, während ich spreche, höher stehe, ist ein Mob. Zehntausend Menschen auf einem Platz ohne eine Plattform, dank derer ich mich hörbar machen kann, oder von der aus ein Grundsatz verkündet werden kann, sind eine traurige Ansammlung irdischen Drecks. Im Jahre 1944 hielt in der Zeitschrift »Nation« ein Intellektueller über einen Dichter ein Scherbengericht. Der Dichter hatte gesagt, hoch und tief seinen fundamentaler verschieden als die beliebten politischen Einteilungen in rechts und links und rosa. Der böse gewordene Intellektuelle denunzierte aber den Dichter, mithin saß gerade er oben auf dem Katheder. Er hatte einen Platz über der Menge, als er den Mann verurteilte, der genau auf diese Tatsache hinzuweisen wagte. Und der Kritiker dachte nicht daran, daß gerade um diese Zeit dem General Eisenhower von allen seinen Untergebenen gehorcht werden müsse.

Lieber Menschenwurm! Dreh Dich oder winde Dich, wohin Du willst, bevor Du ein Mensch werden kannst, mußt Du Dich auf eine Plattform stellen. Hoch und tief sind Produkte des menschlichen Glaubens an die Sprache. Darum fordert die dritte Art aller Fragen die Aufstellung von Plattformen. Vorher kann die Polarität zwischen einem, der spricht, und einem, der zuhört, sie beide nicht elektrisieren. Sobald der Sprecher die Götter demütig fragt »Wer bin denn ich?«, oder »Ich armer Teufel, daß ich heute vor Euch und sogar in Eurem Namen hier zu sprechen gezwungen bin«, oder wenn der Leiter der Versammlung auffordert: »Hört auf den Sprecher«, da wird die Unterscheidung von hoch und tief verwirklicht. Individuen und Menge sind verschwunden. Der Träger des Amts in der Gattung der Sprecher gliedert die Mitglieder eines Geisterleibes. Dies also ist die schöpferische Leistung der Sprache, wie wir sie bereits in dem »Haupt beim Sprechen« im ersten Bande kennengelernt haben. *Die Sprache stellt uns in die Geschichte, in die Zukunft und sie stellt uns hoch und tief.* In den Antworten auf die drei Fragen,

die jede Sprachtätigkeit erfragen können, werden sie jedem neu in die Gesellschaft Eintretenden eingepflanzt.

11. Entwicklung

Vis consilii expers mole ruit sua.

Die blinde Leidenschaft für den evolutionären Zeitaspekt ist wundervoll ersichtlich aus einer Chronologie der großen kulturellen Ereignisse der Alten Welt, die von einem höchst angesehenen und vertrauenswürdigen Gelehrten, Clark Wissler, im Jahre 1919 vorgelegt wurde. Er nahm für gesichert an, daß alle Kultur beschleunige und daß mehr und mehr in je einem Jahrtausend erfunden oder verändert wurde, je näher wir an unsere eigene Zeit gelangten. Daher hatte, je älter eine Erfindung ist, um so mehr Zeit zu verstreichen, bevor eine andere Erfindung folgte. Dieses Dogma sanktioniert naiverweise unsere kindliche Auffassung von der Vergangenheit. Je näher sie uns ist, um so schneller scheint sie sich zu bewegen. Das Ergebnis ist die bemerkenswerte Liste:

Benutzung von Dampfkraft	vor	200 Jahren
von Druck und Schießpulver	vor	1 000 Jahren
von Eisen	vor	3 500 Jahren
von Bronze	vor	6 000 Jahren
Zähmung von Rind und Pferd	vor	10 000 Jahren
Beginn des Ackerbaus	vor	12 000 Jahren
Benutzung von Pfeil und Bogen	vor	14 000 Jahren
von Speeren und Harpunen	vor	20 000 Jahren
Feinfeuersteinschliff	vor	25 000 Jahren
Beginn des Malens	vor	35 000 Jahren
Grabbeigaben	vor	50 000 Jahren
Benutzung des Feuers	vor	100 000 Jahren
Rohfeuersteinschliff	vor	125 000 Jahren
Vorläufer des Menschen	vor	500 000 Jahren

Der Zirkelschluß des Einteilungsgrundes liegt offen. Das Gesetz der Beschleunigung aller Entwicklung wird für sicher gehalten. Und das ermöglicht, den Trieb zur Verlängerung der Vergangenheit ohne Einschränkung und mit wissenschaftlichem Anschein zu entfalten. Aber es ist ein bloßer Trieb und nicht mehr. Es ist recht unwahrscheinlich, daß die großen Ereignisse, die von Wissler angeführt werden, *die* großen Geschichtsereignisse sind, die Epoche gemacht haben. Es gibt kein Anzeichen dafür, daß das Feuer gerade vor 100000 Jahren in Benutzung genommen worden ist. Es liegt hier bloßer Gedankenflug vor, wie er von irgendeinem Geschichtserzähler unternommen werden kann. Die einzige Regel, der er folgt, ist unsere Neigung, die Vergangenheit unbeschränkt zu verlängern. Für Marx, für den die ganze Vergangenheit eine Abfolge von Klassenkämpfen war, erschien die Geschichte wie ein Blitz, der den großen Blitz für morgen voraussagte. Für Wissler, für den die Geschichte eine von selbst laufende Abfolge von Kulturerrungenschaften ist, muß sie ein immer längeres und längeres, langsamer und langsamer tröpfelndes Rinnsal gewesen sein. Unglücklicherweise sprudelt alles Wasser an der Quelle am schnellsten. Kein heutiges Lebensbeispiel unterstützt Wisslers Regel. Nur der Aspekt, den wir »Vergangenheit« nennen, beherrscht sein Bewußtsein und schmiedet in diesem Bewußtsein die Kette der Ereignisse. Was diese Ereignisse angeht, die Wissler im Ernst als epochemachend bezeichnet, so sind sie höchst willkürlich gewählt. Es gibt viele andere. Z. B. wurden die mittelalterlichen Städte durch eine neue Beschirrung der Pferde ermöglicht. Nach dem Jahre 1100 konnten 6, 8, 10 und 12 Pferde vor einen Wagen gespannt werden[1]. Auf diese Weise wurden die Ladungen plötzlich mehr als verzehnfacht. Von daher könnten wir geneigt sein, dieses Datum als grundlegend zu bezeichnen. Aber dann finden wir die cyclopischen Mauern von Alatri, die ägyptischen Pyramiden, und sehen, daß selbst eine so große Erfindung in hohem

[1] Die Einzelheiten sind belegt in »Out of Revolution«, New York, 1938.

Maße relativ ist. Nicht die Benutzung von zehn Pferden war in der Geschichte der Macht epochemachend, aber ihre Ausnutzung durch einen Menschen war es.

In Wisslers Liste ist weder die Mühle noch das Schiff noch das Rad erwähnt. Sie waren wesentlicher als der Übergang von der Bronze zum Eisen.

Alles spricht gegen die Annahme, daß vor 50000 Jahren Grabbeigaben den Toten mitgegeben wurden, daß aber der Beginn des Malens und des plastischen Bildens 15000 Jahre auf sich habe warten lassen. Die Menschen wurden beerdigt, *weil* irgend jemand ihre Lebensaufgabe fortzusetzen hatte. Dieses sich als Fortsetzerwissen von seiten des Erben führte ihn dazu, sich das Antlitz seines Erblassers aufzusetzen. Beisetzung und Abbildung sind also zwei Aspekte des gleichen Prozesses. Einzig wenn und weil Menschen die Rolle eines toten Mannes mittels Malerei, Bekleidung oder Tätowierung auf sich nahmen, werden sie ihn beigesetzt haben. Diese beiden Riten – die Beisetzung und die Abbildung – durch 15000 Jahre voneinander zu trennen, ist nicht allein falsch; in solch einer Liste sind Irrtümer immer unvermeidlich. Es liegt hier vielmehr ein Akt evolutionären Leichtsinns vor, der sich aus dem spezifischen Zeitaspekt einer sich immer mehr ausdehnenden »Vergangenheit« ergibt.

Daß Gräber und die Benutzung des Feuers durch 50000 Jahre voneinander getrennt werden, ist ebenso ein Mangel an Einsicht wie das gleichzeitige Vergessen unzähliger wichtiger Erfindungen, wenn nicht auch hier das Dogma von der Beschleunigung dahintersteckt. Die Geschichte des Menschen auf dieser Erde scheint sehr schnell verlaufen zu sein. Wir wissen nichts, das uns zwingt, von einer menschlichen Geschichte von größerer Dauer als 10000 Jahren zu sprechen: sie kann möglicherweise länger gedauert haben. Aber es gibt keinen Beweis dafür, zumal alte und neue Lebenswege gemeinsam existieren. Eine der Steinzeit angehörige Topfscherbe kann mit dem Turm von Babel gleichzeitig sein, weil in unserer eigenen Zeit steinzeitliches Leben mit

dem Luxus der kalifornischen Universität gleichzeitig existiert. Ich beeile mich zu versichern, daß ich mich mit der Chronologie der menschlichen Geschichte selbst nicht abgeben will. Ich freue mich nur über das naive und vollständige Musterstück evolutionärer Phantasie, das sich in Wisslers Chronologie offenbart. Es ergibt sich aus seiner Natur. Es muß jeweils dann zustande kommen, wenn der Wissenschaftler der Vergangenheit sich vollständig trennt von dem Revolutionär der Zukunft und dem Subjektivisten der Gegenwart in der Art, wie die Gelehrtenschule das tut. Die Unschuld des individuellen Gelehrten ist rührend. Aber diese Unschuld ist erworben um den Preis der Blindheit seiner ganzen Kaste für das Ritual der Sprache. Die Sprache hat sich selbst in die Zweige der Wissenschaft, der Politik und der Künste aufgeteilt. Und wenn diese Zweige ihr Zusammenspiel als Aussagen im gleichen sozialen Ritual vergessen, dann muß alles falsch werden. In unseren Tagen waren die Ärzte unter allen Wissenschaftlern die ersten, die dieser gegenseitigen Abhängigkeit wieder gewahr wurden und auf eine lobenswerte Art ihre Kollegen von den anderen Wissenschaften aufgefordert haben, von ihrer lästerlichen Isolierung von Dichtung und Politik abzusehen. Die Ärzte wissen von neuem, daß sie nur in einem grammatischen Modus sprechen und daß sie die Fehler, die aus ihrer Einseitigkeit sich ergeben, vermeiden müssen. Aber ihre Kollegen von den anderen Wissenschaften halten noch immer naiv ihre Erzählungen für den einzig wahren Aspekt der Wirklichkeit. Indes die vier Arten unsrer Sprache geben nur zusammen Sinn. Wisslers Tabelle zeigt die Entartung, wenn eine Art sich selbständig macht.

12. Das »Trivium« und die Symbole

Diese Einsichten öffnen uns drei neue praktische Wege zu unserer Beschäftigung mit den »Trivialitäten« der Sprache, der Literatur und der Logik. Der eine führt zu einer besonderen Methode des Sprachenlehrens, der Muttersprache ebenso wie

fremder Sprachen. Fremde Sprachen sollten als hohe Sprachen gelernt werden, bevor die platte Unterhaltung angestrebt wird. Gesang, Gebote und Psalmen bilden einen besseren Ausgangspunkt. Das Spiel von Fragen und Antworten kann durch Imperative und Erzählungen ersetzt werden.

Ein zweiter Weg öffnet sich in die Geschichte. Die verschiedenen Schichten der Sprache bedeuten große Epochen der Geschichte. Wie wir in der Geologie von Diluvium und Trias sprechen, können wir gewiß dazu kommen, von den Epochen des Cantus firmus, der Trennung von Sprache und Schrift, der Trennung von Poesie und Prosa, der Trennung von Prosa und Logik zu sprechen. Die Versuche unserer Prähistoriker, die Perioden des historischen Menschen mittels Neo- und Paleolithicum als Eisen- und Kupferzeit zu bezeichnen, waren verdienstvoll, so lange wir diese Neolithiker und Paläolithiker nicht sprechen hörten und nicht hören konnten. Der Prähistorie schienen alle Dokumente zu mangeln, abgesehen von den ausgegrabenen Werkzeugen. Aber unsere Streifzüge durch die grammatischen Strukturen als Strukturen des Sprachbaues können die linguistische Bezeugung um einen schätzbaren Teil vermehren. (Mir sind die in dieser Richtung von Pater Wilhelm Schmidt unternommenen Versuche bekannt.) Die folgenden Kapitel dieses Buches beziehen die neuen Perioden der Spracharten auf die Geschichte.

Einen dritten Weg erschließt die Logik. Darüber ist im vorhergehenden Band I mancherlei gesagt. Eines der praktischsten Ergebnisse unserer Untersuchung war die Entdeckung, daß die rationale Sprache die Sprache der Riten voraussetzt. Wir entdeckten, daß die Logik unserer Schulen im besten Falle ein Viertel des wirklichen Feldes der Logik umfaßt. Bevor irgend etwas berechnet, kalkuliert, beobachtet, erprobt werden kann, muß es irgendwie benannt worden sein, muß ihm zugesprochen worden sein, muß mit ihm gehandelt, mit ihm Erfahrung gesammelt worden sein. Die Wissenschaft, weil sie in ihren Verallgemeinerungen und Zahlwörtern die Dinge von ihrem Namen loslöst,

kann das nicht tun mit irgend etwas, was nicht vorher mit Namen bekleidet gewesen ist. *Die Wissenschaft bedeutet eine sekundäre, sich emanzipierende Annäherung an die Wirklichkeit.* Wir müssen erst in ein benamtes Universum gebunden und in ihm verwurzelt sein, bevor wir uns emanzipieren können. Diese Übersicht zeigt, daß innerhalb der »sieben freien Künste« das sogenannte Trivium: Grammatik, Rhetorik, Logik, am meisten von unseren Bemühungen profitiert. Die Trivialitäten dieser drei propädeutischen oder einführenden Gebiete des Wissens sind durch unsere Bemühungen zum Rang vollwertiger Wissenschaften erhoben worden. Sie werden die großen Wissenschaften der Zukunft sein. Das ist eine Machterhöhung, die ihre Parallele in dem Vorgang hat, der vor vierhundert Jahren das sogenannte Quadrivium zu wissenschaftlicher Bedeutung emporhob. Vor 1500 galten allein Theologie, Recht und Medizin als die Wissenschaften von Gott, der Gesellschaft und dem Leib, während das Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie) und das Trivium (Grammatik, Rhetorik, Logik) nur dienende und aushelfende Werkzeuge waren.

Der Humanismus emanzipierte Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie und ersetzte die mittelalterliche Medizin durch ein ganzes Bündel von Wissenschaften über die physische Welt einschließlich unserer eigenen Leiber.

Seit 1800 rührte sich auch das Trivium. Aber es wurde meistens noch in der Art des Quadriviums als ein Anhängsel der physikalischen Einsichten behandelt. Wir sollten indessen die Rechtsfakultät durch eine ganze Gruppe sozialer Fächer einschließlich unserer eigenen Bewußtseinsordnung ersetzen.

Ein kurzes Beispiel für eine solche Anwendung auf unsere eigene Bewußtseinsordnung kann hier gleich gegeben werden. *Unsere eigene Bewußtseinsordnung funktioniert nur so lange, wie unser Bewußtsein auf Imperative antwortet und solange wir Gleichnisse und Symbole benutzen.* Die Wissenschaftler selbst müssen vertrauend und glaubensvoll sprechen, bevor sie analytisch denken können.

Was ist ein Symbol, was ist ein Gleichnis, daß sie des Menschen tägliches Brot sein sollten?

Symbole sind kristallisierte Sprache, und die Sprache kristallisiert in Symbole aus, weil sie in ihrem Schöpfungsstadium gleichnishaft ist.

Symbole und Metaphern beziehen sich aufeinander wie Jugend und Alter der Sprache.

Auf den ersten Blick mögen ein Ehering, ein Sarg und ein Zylinder ohne Sprache existieren können. Sind sie nicht stumm? Ach, die Sprache hat zu diesen Symbolen geführt, oder sie könnten überhaupt keine Symbole sein!

Das klingt sehr doktrinär. Aber es ist im universellen Sinn wahr. Sogar die Symbole der Logiker selbst beweisen das. Ihre Zeichen 1, —, = sind kristallisierte Sprache. Sie lassen uns auf die Logiker hören, weil ihr ursprünglicher Sprachcharakter noch transparent ist. Die Sprache muß zu Symbolen führen, Symbole entstehen aus der Sprache. Wir »hören« auf Symbole, als wenn sie Sprache wären. Wir »blicken« auf die Sprache, weil sie zu Symbolen führt.

Ist das ein bloßes Spiel mit Worten?

Das erste, was mir in einem Kohlenbergwerk auffiel, war die Bedeutung der Kopfbedeckung für den Bergmann in USA. Da stand er nackt bis zum Gürtel, verschmutzt, schwitzend. Aber er konnte seinen Hut aufsetzen, wenn man mit ihm sprach. Das schien ihm zu bestätigen, daß er ein Bürger, ein Gleichgestellter von jedem unter der Sonne ist, obwohl er wie ein stummes Tier unter der Erde arbeitet. Nicht als Schutz gegen die Sonne trug er seinen Hut, sondern als Symbol für das Bürgerrecht eines freien Mannes; im Kohlenbergwerk oder Eisenbahnbau, überall wo Menschen unter einer schwierigen handwerklichen Arbeit fronen, liegt der Hut bereit, um aufgesetzt zu werden, wenn es Zeit ist, mit einem anderen Menschen zu sprechen. Durch den Hut ist eine Gefahr vermieden, die Gefahr nämlich, daß ein vorübergehender Zustand bloßen Schuftens den freien Stand des menschlichen Fröhners ändern könnte.

Mit Hilfe der Kopfbedeckung bleibt er ein freier Bürger. Je härter die Arbeit, von um so größerem Werte die Kopfbedeckung. Millionäre und Studenten brauchen nicht an Kopfbedeckungen zu denken. Präsident Kennedy lief immer ohne Hut herum.

Denn Symbole zeigen die wirkliche oder Hauptstellung einer Person an im Unterschied zum Augenschein. Sie repräsentieren mein besseres Selbst in seiner Abwesenheit in ähnlicher Weise, wie die beiden Senatoren jedes Unionstaates ihren Staat am Sitz der Zentralregierung präsentieren.

Wo Eheringe getragen werden, wird der verheiratete Mann als solcher erkannt, obwohl er fern von zu Hause ist und obgleich im übrigen er den Eindruck eines abenteuerlichen Don Juan machen kann. Die schwarze Kleidung eines Trauernden zeigt seinen Verlust an, ungeachtet der Tatsache, daß er sich in der Öffentlichkeit wie jeder andere bewegt.

Das gibt uns den Schlüssel für den authentischen Platz der Symbole. Sie folgen den Investiturakten, durch welche sie unzerstörbare und wichtige Elemente der Wirklichkeit geworden sind. Der Ehering ist nichts wert, wenn der Gatte ihn in seine Tasche stecken kann. Er muß sich dem Akt unterwerfen, der ihn den Ring tragen heißt, oder das Symbol hört auf, ein Symbol zu sein. Die Senatoren können ihren Staat in Washington nur vertreten, solange wir an Majoritätsstimmrecht und freie Wahlen glauben. Sie müssen als symbolische Vertreter ihres Staates behandelt werden, weil sie in diese Stellung zu Hause durch das Ritual einer Wahl hineingerufen worden sind. Der Ehering kann nur getragen werden, weil er in einer ernsten Ring-Zeremonie an den Finger gesteckt worden ist. Dem Symbol geht das Ritual voraus. Wenn ein solches Ritual die Person nicht investiert hat, ist das Symbol ein bloßes lächerliches Spielzeug. Die Macht des Symbols beruht auf der Macht der Sitte in den menschlichen Beziehungen, denn es verkörpert sie in der Abwesenheit der Sitte. Die Farmer von Lexington und Concord, der bewaffnete Volkshaufen, der sich 1775 der regulären Berufsarmee der Briten gleichwertig erwies, ließ die Hüte der amerikanischen

Bürger zum Symbol der Freiheit werden. Es gibt kein wirksameres Ritual als diese Kämpfe für die Freiheit. Die in der Schlacht erworbenen Wunden sind geweiht. Die Tätowierungen der Stammesmenschen sind überlebende Symbole von Kriegspfaderprobungen. Das kann die Scheinkämpfe unzähliger Riten erklären. Sie mußten den Initiierten mit den Symbolen des Mutes bekleiden [1].

Das Symbol haftet um so besser, je ernstlicher das Ritual »gesprochen« wurde. Aber kein Symbol ohne Sprache; wie das in der Unabhängigkeitserklärung von 1776 mit Bedacht ausgesprochen wird; sie gab den Amerikanern zum erstenmal einen Charakter, sie stellte sie der Welt als Amerikaner vor; durch den feierlichen Akt der Erklärung hörten sie in den Augen der Welt auf, britische Kolonisten zu sein.

Ihre »Declaration of Independance« war mehr als ein bloß so hingesagtes Wort. Das Sternenbanner, die Dollarnoten, die eigenen Münzen bezeugten sofort die Tatsache, daß die Erklärung auf eine Wahrheit für lange Zeit zielte, und daß sie die bisherige Ordnung durch eine höhere, bessere und eindringlichere Ordnung ersetzte. Da die Symbole ihre bleibende Kraft nach der Abtrennung von der sie herbeiführenden Zeremonie am deutlichsten erweisen, so werden diese Zeremonien von Anfang an als das Eingangstor zu einer zweiten Welt verstanden. Auch die Verfassung ist ein Symbol. 1894 hat der König von Württemberg behauptet, er dürfe die Reichsverfassung untergraben; denn er habe sie nicht beschworen! Also Eid = Ritual; Verfassung = Symbol (M. Balfour, The Kaiser, London 1964, p. 184).

Mithin ist die Sprache von ihrem Sinne her metaphorisch. Nichts ist in der Sprache das, was es ist. Jedes Wort bedeutet etwas, das es an sich nicht wäre. Alle Sprache überträgt Bedeutungen. Ein Beispiel: Von dem Osage-Ritual berichtet Francis La Flesche [2]: »Der Himmel, der in diesem Ritual erwähnt wird,

---

1 Ein berühmter amerikanischer Buchtitel lautet »The Badge of Courage«.

2 Bulletin U. S. Bureau of Ethnology 101, 1939, S. 225 und 229. Oben S. 447.

ist nicht der materielle Himmel, der uns überwölbt, sondern der Himmel der Begegnung von Menschen miteinander; er kann gleich dem physischen Himmel mit gefährlichen und vernichtenden Kriegswolken bedeckt sein, er kann aber auch von Menschen durch Selbstverleugnung, guten Willen, und Diskretion beeinflußt werden; Menschen allein können die Stürme von Haß und Bosheit vertreiben und den Himmel der Begegnung klar und leuchtend machen.« »Himmel« berührt also unmittelbar Leben und Glück der Menschen. Nur durch diesen Ritus eines proklamierten Himmels konnte die Erziehung zum Frieden stattfinden. Die Sänger dieses Rituals wählen den Himmel und die Vielfalt seiner Wandlungen, um eine friedvolle Stimmung zu zeichnen; die Vögel am Himmel werden vorgeführt, um diese Lehre vom Frieden zu versinnbildlichen: »Der Vogel, der beim Sitzen wie mit roter Farbe angestrichen scheint, der ›Kardinal‹, wird den sanften Morgenwolken, die durch die aufgehende Sonne ebenfalls rot aussehen, beigesellt, weil beide einen ruhigen Tag verheißen. Der Blauhäher wird mit dem Himmel zusammengebracht, der auch im Wolkenkleide leuchtet, und wie unsere ›Schürze‹ am Himmel genügend blaue Farbe zeigt, um uns zu ermutigen. Die Scharlachprachtmeise gehört zur roten Morgendämmerung, dem unfehlbaren Vorzeichen eines prächtigen Tages. Die gefleckte Tauchente gehört mit harmlosen blauen Wolken zusammen, der große Brachvogel zu einem sonnigen Tag, den er durch seinen Ruf schon vor Sonnenaufgang voraussagt. Und der weiße Schwan gehört zu dem reinsten und friedevollsten Himmel.« Die Metapher ist hier unentbehrlich. Aber diese Not steigert sich, sobald das geordnete Leben sich gegen den Einbruch der Unordnung behaupten muß. La Flesche fährt fort: »Das Nowhonghinga ist die Ritualordnung, die von allen Mitgliedern der Büffeljagd begangen wird. Sie verlangt die Anwesenheit aller Mitglieder. Die Stellung jeder Sippe auf dem Paradeplatz kann nicht abgeändert werden, mit der einen Ausnahme, daß ein Zeremoniell manchmal nur für eine einzelne Sippe durchgeführt wird. Alsdann sitzt diese Sippe am Ostende

des Zeremonialplatzes. Alle anderen Sippen aber bleiben auch in diesem Falle am herkömmlichen Platz.«

Die Einteilung stellt Himmel und Erde dar; »Tsiszhu' steht im Norden, »Honga« im Süden. Der Himmel wird unterteilt in Tag und Nacht, die Erde in Wasser und Land. Die »Honga Uts nundsi« (Erde) ist der wichtigste Teil. (La Flesche, S. 202 ff.)

Ein neuer Sohn des ganzen Stammes wird gezeugt als eine Sicherung für Frieden und guten Willen im Rahmen einer großen Zeremonie, die die Siedlungen des Stammes zu einer neuen Harmonie vereinigt und die Kontinuität der Rasse sichert.

Empfängnis, Schwangerschaft, Geburt des neuen Honga, des kleinen Stammeskindes oder Sohnes, des neuen Friedensfürsten, werden vorgeführt. Z. B. dürfen die geweihten Flöten in den Händen der Ritualisten im vierten Gesang bei der letzten Note ihnen von den Fingern schlüpfen. Aber bevor sie den Erdboden erreichen, werden sie von zwei anderen Diensthabenden aufgefangen. Das bedeutet: das Kind ist geboren.

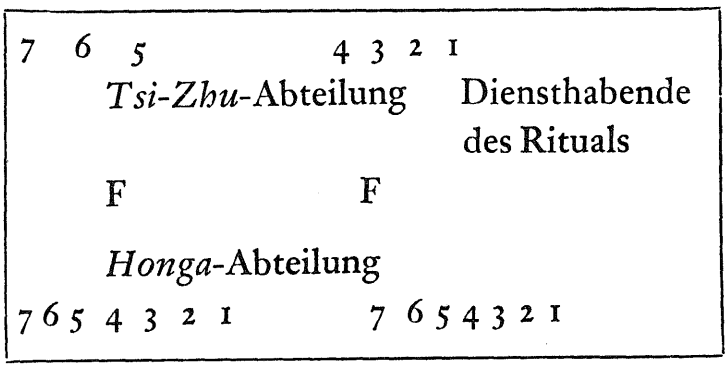
Großartig geht die Auswahl des Kandidaten vor sich. Die beiden matrimonialen Abteilungen des Stammes, Himmel und Erde, wählen vier Kandidaten aus jedem mittels Stäben, die nach den Kandidaten bezeichnet sind. Dann wählt die Frau des Mannes, der die Zeremonie vollzieht, den Stab des zukünftigen »Friedenskindes«; durch diese Wahl berechtigt die Frau ihren Gatten, das »Kind« nun als seinen Sohn und als das gemeinsame Kind seiner Gattin und seiner selbst zu betrachten (La Flesche, Bulletin 101, 1939, S. 212 ff.).

Unsere Weihnachtsgeschichte steht diesem bemerkenswerten Ritual nicht fern (vgl. Eduard Norden: Die Geburt des Kindes).

Die germanischen Stämme haben nicht anders gesprochen als die Osage, die Griechen nicht anders als die Australier. *Sprechen legt der sinnlichen Welt eine Bedeutung bei, die dem Augenschein widerspricht.* Denn unsere fünf oder sechs Sinne werden durch den Augenschein nicht hinreichend zur Geltung gebracht. Die Sprache muß also Verbindungen schaffen, die einen gemein-

Anordnung der Position 7 der Geschlechter in der Versammlung der Osage

F = Feuerstelle



Nordseite

HIMMEL

1. Sonnenleute
2. Büffelgesicht
   Ältere Sonnenträger
3. Sternenleute
   Mond
4. Frieden der Dämmerung
   Geschlecht[1]
5. Nacht
   Feuer
6. Männer des Mysteriums
   Donner
   Der Letzte
7. Büffelbulle

Südseite

ERDE

A. Trockenes Land

1. Adler
2. Schwarzer Bär
3. Puma
4. Elch
5. Krebs
6. Wind
7. Erde

B. Wasser

1. Schildkrötenträger
2. Meteorleute
   Männer des reinen Wassers
   Friedensträger
   Wasserleute
   Katzenschwanz
3. Rotwild
4. Bogenschützen
5. Nacht und Fisch
6. Rotwild
7. Hagel

---

[1] »Dämmerung« schlichtet den Krieg zwischen Tag und Nacht, im ägyptischen Ritus so gut wie hier.

samen Sinn in dem »Widersinn der Sinne« hervorrufen, von dem unser erster Teil in einem besonderen Kapitel handelt. Das, was unsere Semantiker und Logiker Gleichnis, Einbildung, assoziatives Denken, Symbol, Mystik, Allegorie nennen, das sind die stählernen Bande, die uns Zufallsmenschen durch die Zeiten hindurch mit der ganzen Weltgeschichte verknüpfen. *Wer spricht, veruneint entweder oder er schließt zusammen.* Der Trugschluß des Bewußtseins, es genüge uns, aussprechen zu können was wir denken, und auf der andern Seite, wir hätten die Vollmacht, nach Belieben uns in Gemeinschaften zu begeben, oder aus ihnen auszutreten, ist ein Trugschluß. Nur weil der Verstand annimmt, daß die Sprache uns angeboren und natürlich zustehe, übersieht er das Pulsen der Sprache als des Lebensblutes des Menschengeschlechtes. Dies Blut wird vergossen, wenn der Sprecher die Gemeinschaft, in der er spricht, leugnet. Sobald in einem Stamm die Sprache aus der politischen Ordnung hinausgetragen wird, wird sie zur Zauberei. Das ist sie heute in den meisten Fällen, wo ein altes Ritual gegen eines Nachbars Kuh in Bewegung gesetzt wird. Da wird der heilige Gesang hohl und macht die Menschen verrückt, statt ihre Handlungen auf die Zukunft der Gemeinschaft zu lenken. Die Versachlichung des Kritizismus, die in jeder menschlichen Rede, in jedem Ritual oder Symbol Aberglauben wittert, verweigert der Sprache ihre politische Funktion. Kein wahrer Wissenschaftler wird diesen Mißbrauch mitmachen. Sondern er wird die Republik der Gelehrten durch seine Beiträge kräftigen. Jede Wissenschaft ist selber eine Sprachgemeinschaft, solange sie sich nicht überhebt und die größere Gesellschaft, um derentwillen wir uns ja nur den Luxus dieser Fachwissenschaften leisten dürfen, anerkennt.

In jedem Falle muß die Wissenschaft, sogar die Mathematik der Zahlen, den Glauben an die Vollkraft der Sprache aufrechterhalten. Tatsächlich tut sie das, wie die Namen Volt, Ampère, Gauss beweisen. Hier vereint die Physik Menschen guten Willens, indem sie das Wirken einzelner Physiker zur Sinngebung

ihres gemeinsamen Arbeitsgebiets nennt oder ernennt. Die Wissenschaft baut also eine innere gesellschaftliche Welt auf und so ist sie wahrhaft symbolisch, auch wenn ihre alexandrinische Überlieferung vor dem Gedanken eines Symbolismus zurückschreckt. Nein, die Wissenschaft selber baut eine innere gesellschaftliche Welt auf gegenüber der physischen Welt und über sie hinaus. Einzig die alexandrischen Überlieferungen von Philosophie, Grammatik und Logik sind hinter dem wahren, gemeinschaftsschaffenden Symbolismus der Wissenschaft zurückgeblieben. Während die Wissenschaft in ihren Laboratorien ein neues Ritual und neue Symbole geschaffen hat, hat sich die Theorie des Denkens und der Wissenschaft noch nicht von ihren aristotelischen, stoischen und alexandrinischen Vorgängern befreit. Dank der Anthropologie ist das ja längst überfällig. Jeder Bericht aus irgendeinem Teil der Welt kann zum Ritual der Sprache Zeugnisse beibringen. Bild, Vergleich, Gleichnis und Symbol sind die Voraussetzungen menschlichen Verstehens. Keineswegs bloßer Schmuck oder poetische Verzierung waren, wie Gilbert Murray in seinen »poetischen« Übersetzungen der griechischen Klassiker annahm, die großen Worte der griechischen Tragödie. Sie waren die religiösen und Rechtsbegriffe, durch die die Griechen den gemeinschaftlichen Geist ihrer Städte bildeten und durch den die innere Welt ihrer Gesellschaft in Stand gesetzt wurde, aus dem Chaos äußerer Streitigkeiten aufzusteigen. Die Vorstellung einer »poetischen« Sprache, wie sie im viktorianischen Zeitalter lebendig war, war befremdend unwirklich. Ein Skelett rationaler und logischer Gedanken wurde phantastisch mit »Schönheit« drapiert, mit Similischmuck, altmodischen Wörtern angelsächsischen oder griechischen Ursprungs, und das hielt man für »Dichtung«. Aber das ist überhaupt nicht der Unterschied zwischen Poesie und Prosa. Das Sonderkapitel über das Komma in Band I hat den wahren Unterschied zwischen Prosa und Poesie bereits bestimmt.

In diesem Kapitel über das Ritual der Sprache ist es lediglich geboten, die viktorianischen Ideen über Poesie als einer Benutzung

von Gleichnissen und über wissenschaftliche Prosa als einer Verschmähung von Gleichnissen zurückzuweisen. Man könnte umgekehrt behaupten: alle Wissenschaft ist auf Gleichnisse gegründet; ursprüngliche Poesie benutzt keine Gleichnisse im viktorianischen Sinn.

13. Grammatische Gesundheit

Wir müssen angesprochen werden, wenn wir nicht müde oder krank werden sollen. Niemals wird ein Kind zufrieden sein, für das niemand einen besonderen Namen hat, und das niemals so angesprochen wird, als wenn es das einzige Kind auf Erden für den wäre, der es anspricht.

Die psychologischen Lehrbücher leiden an dem Irrtum, der die berühmte Psychologie von William James entstellte. James ist von ihr am Ende des Lebens selber abgerückt. Denn die gesunde Quelle des seelischen Lebens, so sagte er später, sei die Tatsache, daß wir von anderen anerkannt werden. Neuerdings steht das sogar in Lehrbüchern. Die aber bringen es beiläufig, und dann scheint es die vorhergehende Beschreibung des Selbst durch einen Herrn Selbst, eben den Psychologen, nur zu ergänzen. Aber die beiden Selbste, den Beschriebenen und den Beschreiber: Gibt es denn die wirklich? Vor über vierzig Jahren sagte mir ein alter Arbeiter, der verehrungswürdige Dreher Haasis, auf seinem Sterbebett: »Die ganze Summe der sozialen Frage ist die: Jeder Mensch möchte geliebt worden sein und geliebt haben.« Wie bezeichnend ist dies höchst persönliche Perfektum: »Geliebt worden sein!« Und Haasis fuhr fort: »Der Arbeiter als Arbeiter wird von der Gesellschaft nicht geliebt.« Nun, was William James mit dem modernen Ausweichen vor echtem Gefühl »Anerkennung« nannte, und was in des sterbenden Haasis Mund wahrheitsgemäß Liebe hieß, das ist grammatisch gesprochen immer ein Appell, der ausschließlich an Dich, an den Geliebten, gerichtet wird. Weil die Sexus-Besessenen nur an die sinnliche Liebe zu denken vermögen, haben sie die Selektion, die

Auslese, die strenge Ausschließlichkeit jeder Ansprache, die mich treffen soll, sich und uns nicht eingestanden. Dirnen kann ich numerieren. Aber schon Bekannte verlangen ihren einzigartigen Namen aus meinem Munde zu hören, ehe sie mich ernst nehmen. Die Liebe, und das ist die volle Ansprache, kann niemals von einem Menschen erfahren werden, der Angst haben muß, in die Statistik zu gehören. Entweder gehöre ich in die Statistik oder ich vermag jemandem anzugehören. Jede Vermischung dieser beiden Hörigkeiten ist ungehörig. Gerechtigkeit und Fairneß kann jeder Erzieher gleichmäßig verteilen. Mag sein, daß das nichts Geringes ist. Aber das geht doch zu weit, daß die Psychologen den Erziehern sogar einreden, sie sollten die Ausschließlichkeit verabscheuen. Ein halbes Dutzend Mütter in New York betrieben selber einen Kindergarten für ihre eigenen Sprößlinge; aber einer von ihnen schlug das psychologisierte Gewissen und sie holte eine Berufspsychologin. Die sagte: »Ihr Mütter dürft diesen Kindergarten nicht betreiben. Denn entweder bevorzugt Ihr Eure eigenen Kinder oder Ihr werdet aus lauter Gewissenhaftigkeit die fremden Kinder bevorzugen. Nehmt mich. Denn ich allein kann wirklich unparteiisch sein.« Und so geschah es.

Dagegen gilt: Wo keine Eifersucht aufblüht, da wird auch nicht geliebt. Wenn man die Eifersucht zu vermeiden wähnt, erbaut man Gefängnisse. Es hilft nicht das geringste, solches Gefängnis als Kindergarten auszugeben. Der höchste Beruf der Sprache wird vereitelt: denn die Sprache erklärt Krieg und erklärt Liebe.

Jemandem ausschließlich anzugehören ist oft wirklich schrecklich. Aber es ist trotzdem der Ursprung alles Großen. Geist besteht, richtiger entsteht und entspringt aus dem Wissen: »Niemand anders will, ich bin die einzige Person in der Welt, die sich darum kümmert; dies ist das einzige Kind in der Welt.« Wer immer diesen Geist der Ausschließlichkeit im Verhältnis zu einem andern Wesen besitzt, der hat eine grammatische Qualität, die niemand sonst hat und die unersetzbar ist. Das bloß

zivilistische Denken hat diese Qualität aus seinem Bewußtsein leider verbannt, aber wir alle leben von ihr. Es ist die grammatische Qualität, Befehle geben zu können und Befehle geben zu dürfen. Die Jurisprudenz hat den Offizier für einen Beamten ausgegeben[1]. Aber kein Beamter kann mir befehlen, in der Schlacht mein Leben aufs Spiel zu setzen. Diesen kleinen Unterschied zwischen Offizier und Beamten hat der Staatsjurist übersehen. Mir gibt er zu denken. Offenbar strömt ein Strom der Ausschließlichkeit zwischen dem Zugführer und seinen Leuten hin und her, dank dessen sie einen einzigen Leib bilden, und dank dessen es z. B. sinnvoll wird, daß wir von dem Herrn Hauptmann und dem Kapitän sprechen, so als seien sie das sprechende Haupt und ihre Untergebenen die Glieder, denen er bedingungslos Befehle geben darf.

In einem Waisenhause kann 160 Kindern der Befehl gegeben werden, schlafen zu gehen. Und ein Vormund kann darüber bestimmen, in welche Kirche sein Mündel gehen soll. Aber in beiden Fällen sind diese Befehle aus der ursprünglichen Elternkraft und Elternvollmacht abgeleitet, denn wir setzen voraus, daß Eltern die ganze übrige Welt hinter denen zurückstellen, denen sie als ihren Kindern Befehle geben. Nur deshalb lassen wir Eltern schalten und walten, weil in der Regel bei diesen Eltern die Kinder zu allererst kommen. Und ebenso kommen bei einem guten Offizier seine Leute zu aller-, allererst. Die grammatische Qualität also, die wir entdeckt haben, ist eine in den Lehrbüchern der Sprache unbekannte Voraussetzung eines ganzen Kraftfeldes von Befehl und Gehorsam. Dies Kraftfeld kann sich nur da bilden, wo der Hörende darauf vertrauen darf, daß der Sprecher wirklich *nur* an ihn, den Hörenden denkt. Vielleicht darf man von einem *Vocativus exclusivus* reden. Jedes Ehepaar legt von ihm Zeugnis ab.

Mir will scheinen, daß die Rolle des Vokativs heute ebenso wenig verstanden wird wie die des Imperativs. Es gibt wenig

[1] Gegen diese Frechheit ist mein »Kriegsheer und Rechtsgemeinschaft« 1932 gerichtet.

Leute, die darauf achten, daß alle Sprachen spezielle Vokative kennen. Wir nennen Bildungen wie Hans, Fritz, Kurt gewöhnlich Diminutiva, Kosenamen, Scherznamen. Liegt das aber nicht nur daran, daß die Grammatiker den ersten Fall, eben den des Vokativs, als einen Ausruf hinzustellen belieben? Wenn er doch ein Anruf ist, so ist seine formende Gewalt beim Namen doch wohl nicht zu unterschätzen. Der Vokativ ist eben kein Sprachluxus. Wenn man allerdings von nichtsprechenden Dingen ausgeht und vom Menschen als einer Naturtatsache, verläßt man die Zeit des Ursprungs der Sprachen. Der Name Vergißmeinnicht sollte uns doch an das tönende All erinnern, in dem niemand von einer Sache oder einem Ding oder einem Menschen sprechen konnte, es sei denn, er habe zuvor auch zu diesem Ding, dieser Sache, diesem Menschen gesprochen. Die Linguisten aber gehen vom Herbarium der Vokabeln aus, und beginnen mit dem, was doch der *Adversativ* ist – wenn wir nämlich *hinter dem Rücken* einer Kreatur reden –, und sie nennen diese Grabsteine den Normalfall des »Nominativs«. Wem das Universum aus Adversativen besteht, der muß es allerdings in Atombomben umfabrizieren. Denn das mir Entgegenstehende, das adverse, den Gegenstand, empfinde ich solange als bedrohlich, als ich ihn nicht nach meiner Willkür handhaben kann.

Die Linguistik-Welt hielt es für normal, mit ihrer Analyse der Sprache mit solchen Sätzen zu beginnen wie »Zeus regnet« oder »die Sonne scheint« oder »die Soldaten marschieren« oder, was noch schlimmer ist, mit den Adversativen Zeus, Sonne, Soldaten. Platos »Kratylos« ist das traurige Muster dieser hölzernen Art, sich der Sprache zu nähern. Wie der Autor dieses Dialogs als der Heilige der geisteswissenschaftlichen Forschung angesehen werden kann, ist ein besonderes Geheimnis. Plato hatte ganz gewiß die Berührung mit seinem Volk verloren. Denn dessen erste Annäherung bestand nicht darin, in Nominativen zu reden, sondern zu rufen »Zeus, laß es regnen!« Es muß niemand glauben, daß es mir hier um ein Spiel mit grammatischen Formen ginge. Ganze Nationen sind durch Vokative überwun-

den worden. Das größte Beispiel dafür ist die Stadt Rom. Dieser kleine Fleck innerhalb Latiums verwarf im 6. Jahrhundert den Kult des Zeus Veiovis, des kleinen Zeus in seiner Darstellung als Jüngling und als Gott der Unterwelt. Und indem Rom seine eigene Konzeption durchsetzte, konzentrierten sich die Römer auf Jupiter, den Vokativ von Vater Zeus. Durch diesen römischen Vokativ von Vater Zeus wurde der lateinische Name in den Hintergrund gedrängt, er verdorrte auf dem Lande, wo die Familie Julius Cäsars ihm noch anhing. Die Bürger Roms konnten auf diese rückständigen Bauern herabblicken. Die Römer gebrauchten niemals irgendeinen »Nominativfall« für ihren obersten Gott, Hercules ist auch ein Vokativ. Die Mamertiner wurden so genannt, weil sie Mars doppelt anriefen: »Mars, Mars, Mar – Mar.« (W. Schultzes Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft 32, S. 195, Anm. I, und in der Festschrift für Wackernagel, S. 248, Mein »Im Notfall«, »Neue Sammlung« III, 518 ff.)

Regne, Zeus, regne Jupiter!
Marschiert, Soldaten!
Scheine, Sonne!
Sei mein Weib!

bilden die erste Schicht der Sprache; in einem lebendigen Universum treten Anruf und Forderungen eher auf als Nomina. In unserer Grammatik werden die Vokative angeführt. Es wird dazu erklärt, daß durch diesen Fall angeredete Personen aufgerufen werden. Aber schon das Schwanken zwischen Ausdrücken wie anrufen, rufen, Vokativ und Appellation, Anrede, Eigenname für diesen zentralen Vorgang verrät die Unsicherheit. Ebenso wird der Ausdruck Anruf von Vokativ und Appellativ unterschieden. Aber Vokativ, Anruf und Fall gehören notwendig zusammen. Der Sprecher wirft sich selbst in sie hinein. Wir finden uns selbst in unseren Vokativen. Wie die Mutter eine Mutter wird, indem sie den Namen ihres Kindes ruft, so werden wir Offiziere, wenn wir unsern Leuten befehlen, werden Lehrer, weil unsere Schüler auf unsern Anruf aufstehen.

Die Vokative richten etwas an ihren Sprechern aus. Sie ziehen sie mit. Der französische Satz: »Je suis leur chef; il faut que je les suive«, ist mehr als ein Scherz; er ist sogar wahr. Wir sind denen unsere eigene Lebensform schuldig, deren Anrufer wir sind. Und zwar durch den Vokativ. Ich verweise dazu den Leser auf den Abschnitt über die Synonyme im ersten Bande.

Wenn Homer die Muse anruft, so spielt er nicht wie ein Dichter unseres Barocks mit einer archaischen Form. Nein, Homer verlor sich, sein eigenes prosaisches Selbst, in diesem Anruf und damit faßte er erst in dem dichterischen Bezirk der olympischen Musen Wurzel. Als Cäsar die Legionäre in seiner berühmten Ansprache als Quiriten anredete, d. h. als Zivilisten, da waren kraft dieses Anrufs Cäsar und die Soldaten in diesem Augenblicke innerhalb des Bürgerfriedens der Stadt Rom. Genauso hat sich Homer an den Olymp versetzt, um seinen Gesang in der erhabenen Stimmung eines gottbegeisterten Sängers anstimmen zu können. Es mag uns schwer fallen, Alexandriner, die wir sind, diesen Sinn seiner Invokation ernst zu nehmen. Aber wir können in die große Stunde der Geburt der Dichtung nur gelangen, wenn wir mitgehen, während Homer sich in dieses Land außerhalb seines alltäglichen Selbst wirft, das er als erstes menschliches Wesen zu entdecken berufen war. Damit wir Homers Göttin wieder glauben, ist Hölderlin als eine Gabe der Musen unter uns aufgetreten. Wenn immer unsere Vokative ursprünglich sind, so wohnen wir in unseren Vokativen oder wir siedeln uns in ihnen an. Das versteht heut kaum jemand. Die Franzosen des 19. Jahrhunderts machten einen Kult aus Hellas. Sogar als der Graf Gobineau das Mittelalter in seinem »Amadis« verherrlichte, oder wenn Clemenceau politisch beredt wurde, bei Anatole France, bei Flaubert, bei Victor Hugo und vielen anderen wird Hellas beschworen. Wie geschieht das? Ich gebe ein besonders krasses Beispiel. Gobineau gibt uns durch bloße Vokative zu verstehen, wie sehr er uns Athen als geistige Heimat aufoktroyieren möchte. Sicher ist er stolz auf den folgenden Vers gewesen:

»Et toi, Athènes, Athènes, Athènes, Athènes –«

das sind vier Vokative. Aber die Seele des Dichters betritt mit Hilfe dieser Invocatio ihre wahre Heimat. Dieser Geniestreich von Gobineau macht Athen zu einem Teil der mittelalterlichen Welt. Auch Julia handelt entsprechend, wenn sie Romeos Namen ruft, nur daß sie, die Geliebte, den Imperativ, der sie ruft, sich einbrennen läßt, wenn sie sagt:

»It is my soul that calls upon my name.«

Vokativ und Invocatio haben in der Linguistik und in der Soziologie, geschweige denn in den Politischen Wissenschaften ihren Anspruch noch nicht durchgesetzt. Sonst hätten die ersten Zeilen der Ilias und der Odyssee den Leugnern ihrer Einheit etwas mehr Achtung abgenötigt. Oh, hätten sie den Anruf der Muse als Anruf der geistigen Heimat des Sängers erkannt, dann hätten sie verstanden, wie »Zorn« und »Mann« die Länder waren, die Länder der Seele, die einen großen Dichter in das Musenland hineinrissen. Kein nachträglicher Gedanke hätte jemals den Zeitabschnitt zwischen dem ersten und dem letzten Wort der Ilias und der Odyssee so wie dieses eine einzige Wort verdichten können. Und da soll ein nachträglicher Gedanke, ein bloßes Füllsel und Zusammenstoppeln diesen imponierenden Zeitbogen zwischen Erwartung und Erfüllung des Zorns, des Mannes bloß nachträglich gewölbt haben? Von der Religion der Namen haben die Philologen von Wolf bis Wilamowitz nichts verstanden. Die Gesundheit des Sprechers, die zu dieser Übersetzung in ein poetisches Land befähigt, hieß früher die Antwort, jetzt mit einem überlasteten Worte Verantwortung. Ähnlich ist englisch aus dem »response» die lederne »responsibility« geworden. Verantwortung und responsibility haben heute den Glanz verloren. Sie werden zu aktiv aufgefaßt. »Komm, Hänschen!« ist eine sprachliche Beziehung, dank der Mutter und Kind ihre vorher bestehenden Selbste aufgeben. Sie, indem sie ihr ganzes Gewicht in den Vokativ legt, Hänschen, indem er den

Imperativ auf sich bezieht und sich auf ihn wie auf einen Fußschemel stellt, der ihn nun autorisiert. Gewiß tut die Mutter das aus ihrer Verantwortung für ihr Kind heraus. Aber verkennen wir doch nicht die Entselbstung, die dabei passiert, ihr Zur-Mutter-Werden oder Wieder-zur-Mutter-Werden, wenn das besser lautet. Niemand kann verantwortlich sein, es sei denn als Antwort. Im Handbuch der Indianersprachen, Band II, hat E. Sapir über Vokative innerhalb der Familienverhältnisse interessantes Material; Trachtenberg folgt ihm darin. Meinhof gibt an, daß in dem Korana Dialekt des Hottentottischen die Vokative ihre Geschlechtssuffixe verlieren (1930, S. 36). Die moderne Grammatik übersieht, wie zweideutig alles Leben ist. Es schwankt zwischen dem Tätigsein und dem Erleidenmüssen. Darum muß es aus einer mittleren Stimmlage sich richten und bestimmen lassen können. Verantwortlich wird niemand durch Anpredigen. Er muß zwischen Solidarität und Vereinzelung bestimmbar, sozusagen eingetaucht bleiben; dann kommt das übrige von selbst. Dem Griechischen verdanken wir mindestens die Kenntnis einer solchen Redeform, des Mediums. Aber alle heutige Heilkunde der Seele muß das uns verlorene Medium neu hervorbringen. Gott »macht« nichts; er gebiert. Jes. 42, 14; Joh. 16, 21.

Der Hauptmann, der zu seinen Leuten sagen kann: »Männer der C-Kompanie, nehmt das Dorf« läßt sie aktiv werden, indem er vertrauensvoll ist, dadurch daß er sich selbst in ihren aufgerufenen Namen wirft. Die Soldaten, die das Dorf nehmen, sind nicht im grammatischen Sinn »passiv« geworden, weil sie den Befehl ihres Hauptmanns vernommen haben. Er seinerseits ist, grammatisch gesprochen, nicht »aktiv«. Beide – der Hauptmann und seine Leute – sind zugleich aktiv und passiv. Und das ist der menschliche Normal-Zustand. Jede fraglose, unbewußte, glückliche und begnadete Gruppe lebt in der mittleren Stimme, in der die Unterscheidung zwischen Aktiv und Passiv unentfaltet bleibt und weniger wichtig ist als das Responsorium zwischen Menschen, die an ihre sie umschließende Solidarität glauben. Ohne diese Korrelation zwischen Vokativ und Imperativ

würde die Eheschließung unmöglich sein. Hier lebt der Sprecher im Vokativ. Der Hörer wird im Imperativ lebendig. Der schreckliche Mißbrauch von »Honey, wasch das Geschirr«, »Liebling, halt den Mund« können die große Wahrheit des richtigen Gebrauchs nicht widerlegen. Ein Psychologe freilich würde die Eheschließung abschaffen, weil sie möglicherweise verderblich ausgeht.

Von den Grammatikern wird die mittlere Stimme als eine Absonderlichkeit der griechischen Grammatik und der lateinischen Deponentia angesehen. Aber es ist die Sprache des Paradieses und der Unschuld, die Sprache der ungebrochenen Solidarität. Die deutsche Sprache hingegen liegt krank.

Ein weiteres Beispiel für grammatische Gesundheit kann von der geschichtlichen Sprachform genommen werden. Ein Kind, das gefragt wird: »Was habt ihr heute mittag gegessen?« wird normalerweise antworten: »Wir hatten Kohl«. Wenn es antwortet: »Ich hatte Kohl«, so können wir gewiß sein, daß irgend etwas in seinem Hause nicht stimmt. Nicht nur Speisen schaffen gemeinschaftliche Erfahrung, durch die die Nahrung geheiligt wird, indem sie die Menschen miteinander verknüpft – es scheint auch eine Tatsache zu sein, daß wir danach verlangen, vergangene Geschichte zu ver-unsern, zu »nostrifizieren« und von gesellschaftlichen Ereignissen im Plural der Majestät zu reden: wir, unser, uns. Die gleiche Mutter und das gleiche Kind, die in der in sich abgeschlossenen Situation des »Komm, Hänschen« leben, die einander aussondern und über einander die übrige Welt vergessen, werden dieselben Sätze in Ausdrücken mit »wir« erzählen. Die Mutter wird sogar mit Freude im Rückblick die Tatsache hervorheben, daß Hänschen ihrem Befehl gehorcht hat. Die Erzählung eines Ereignisses, bei welchem der Junge zunächst nicht gehorchte, wird instinktiv häufig in die Form des »Wir« gekleidet. Die Mutter wird – zumal in Hänschens Gegenwart – weder sagen »er kam« noch »du kamst«, sondern sie sagt für gewöhnlich: »Und schließlich kamen wir!«

Das »Wir« ist die Wonne der Geschichte und des Gedächtnis-

ses. Solange wie ich von meiner Vergangenheit in Ausdrücken mit »Ich« spreche, bin ich mit mir nicht ausgesöhnt. Im Rückblick versuchen wir generell zu sprechen. Ein Mann kann sagen: »Nun, ich war siebzehn, und ich nehme an, mit siebzehn handeln wir alle in dieser Weise.« Nun, ich habe keine Apriori-Theorie über irgendeine dieser grammatischen Beobachtungen. Aber ich halte sie für die großen Gesetze menschlicher Verwandlung (Transsubstantiation). Die Menschen gehen substantiell von den Aufgaben der Zukunft zu Pflichten der Vergangenheit über, indem sie vom Du der Zukunft zum Wir der Vergangenheit übergehen. Nostrifikation erlöst uns aus unserer Einsamkeit als Pioniere. Vielleicht sehnen wir uns nach Kameradschaft, und wir nehmen einen Ruf aus der Zukunft als eine Gelegenheit zu neuer Kameradschaft an. Der einsame Pionier geht allein voran. Aber würde er das tun, wenn nicht dereinst der ganze Staat Wyoming das Ergebnis seiner Pioniertätigkeit sein würde? Der erste Schritt wird allein getan. Aber im Erfolg hat die Vorsehung der Geschichte immer den Akt zu gemeinsamem Eigentum und gemeinsamem Wissen werden lassen. Das rührt daher, daß die Beziehung zwischen der eigentlichen Zukunft und der eigentlichen Geschichte die der ungewollten und allgemeinen Wiedererkennung ist, voller Gefahr und Unsicherheit; dieser substantielle Wandel kommt zum Ausdruck, wenn das Du ersetzt wird durch das Wir. Solange die Handlung im Anlaufen ist, muß der größtmögliche Druck auf die eine Person konzentriert werden, die namentlich aufgerufen ist. Die Handlung existiert nicht, und deshalb stammt alles, was existiert, aus dem Eifer des Empfängers, der die unvermeidliche Notwendigkeit dieses Aktes vollbringen muß. Alle Welt weiß, daß kein Befehl gut gegeben ist, wenn er nicht einen Menschen für seine Ausführung voll verantwortlich macht. Im Rückblick ändert sich das alles. Der befohlene Akt wird nun abgelöst von dem Vokativ des Vollbringers, weil er in der Zwischenzeit »geboren« ist, und nun die natürliche Bescheidenheit den Vollbringer wieder in eine jungfräuliche Seele zurückverwandelt. Solange die

Handlung »seine« genannt wird, ist sie durch Kameradschaft noch nicht absorbiert, und er ist noch nicht vollständig von ihr entbunden. Die Eitelkeit mag den Täter in Versuchung bringen, seinen Namen zu ausschließlich an die Handlung zu binden. Die grammatische Gesundheit wird von ihm verlangen, daß er die Tat von der ausschließlichen Bindung an sich löst, weil er entsprechend von weiterer Verantwortung oder Verantwortlichkeit frei wird. Wenn die Tat, die von ihm ausging, von jemandem anders als unsere Tat bezeichnet wird, dann ist sein Initiativantrag damit gelandet, und etwas Neues an Befehl und Auftrag kann nun in ihm aufbrechen.

Diese zwei Positionen Vokativ und Narrativ illustrieren den Ausdruck »Grammatische Gesundheit«. Wir Menschen sind so weit gesund, wie wir uns fortgesetzt durch die angemessenen grammatischen Formen hindurch wandeln lassen. Darum ist es »gesünder«, zu sich selbst zu sagen: »Sei kein Narr« als »Ich bin ein Narr«. Es ist gesünder, zu sagen »Wir haben gut getan« als »ich habe gut getan«. Es ist ebenfalls gesünder, wenn man singt: »Ich wünschte, ich wäre frei« oder »Oh, daß du mich liebtest« als »Mögen sie glücklich sein« und ähnliche fromme Phrasen.

Das religiöse, das dichterische, das gesellschaftliche und das wissenschaftliche Bewußtsein müssen alle ihre Ausdrucksweise und ihre grammatische Repräsentation in unseren Seelen haben. Wir müssen immer wieder unbeschriebene Blätter sein, auf Zuruf aber eines Gebotes Du werden, bevor wir für uns »Ichs«, »Wirs« und »Esse« sein können. Indessen müssen wir uns wandeln, und keine Form kann an uns ständig gebunden bleiben. Alle Du's in uns müssen eines Tages objektiv in uns beerdigt werden. Aber es muß da immer einen neuen Anruf geben, ein anderes Du, das noch angesprochen wird und alle zu Geschichte gewordenen und analysierten »Du's«, »Iche« und »Wirs« überlebt. Der Seelentod folgt unmittelbar dem Erlöschen des letzten Appells an die Kraft eines Menschen, sich seinem Ruf zu stellen.

Die grammatische Gesundheit ist die Gesundheit des Sich-wandeln-Könnens (transsubstantiation) der substantiellen Wand-

lung. Denn es ist wirklich unsere Substanz, die sich wandelt, wenn wir vom Vokativ zum Nominativ übergehen, vom Aufgerufenwerden (appellation) zum wissenschaftlichen Einordnen (classification). Die grammatische Gesundheit schließt sowohl das Absterben als auch das Zum-Leben-Kommen des Geistes ein. Die grammatische Gesundheit bejaht die Tatsache, daß der Geist sterben muß, um sich wieder erheben zu können.

Augenscheinlich sind mit einem solchen Stand der Dinge große Schwierigkeiten verbunden. Ganze Gemeinschaften können leugnen, daß eine spezifische Inspiration jemals stirbt. Andere Gemeinschaften können bestreiten, daß irgendeine spezifische Inspiration jemals Autorität für sich in Anspruch nehmen könne.

Die Alte Welt war verflucht mit nicht sterbenkönnenden, aber toten Geistern. Unsere mechanistische Welt ist verflucht mit ungeborenen, auf keine Empfängnis stoßenden Inspirationen. Zwei Beispiele (A und B) können das große vorchristliche Problem der nicht sterben könnenden Geister illustrieren und zwei andere (C und D) das Problem der heutigen tot geborenen Inspiration.

14. Exautorisation (Entmächtigung)

A: Alle vier Jahre wählen wir einen Präsidenten. Während der nächsten vier Jahre gestattet die amerikanische Verfassung nicht, daß der Präsident sich zum Zwecke einer neuen Vertrauenserklärung an das Volk wendet. Er hat, hält und behält seine Gewalt vier Jahre hindurch. Sollte er den Wunsch haben, zurückzutreten, würde sein Vizepräsident seine Stelle übernehmen und auf diese Weise den unmittelbaren Appell des zurücktretenden Präsidenten an das Volk verhindern. Als im Jahre 1938, unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg, der Präsident sich so unglücklich fühlte, wie er über die Neutralitätsgesetzgebung war – und sein Sekretär Hull weinte, weil der Senator Borah alle vernünftige Politik blockierte, – da konnte er nicht zurücktreten und die Einleitung einer schnellen Aufrüstung dem Lande durch eine

mutige Campagne aufzwingen. Mr. Churchill oder irgendein anderer Premierminister eines anderen Landes könnte so gehandelt haben. Mit anderen Worten: die amerikanische Verfassung ist unbeugsam; sie erlaubt einem Manne nicht, das Volk aus einer Seelenlage herauszureißen, in welche eine für vier Jahre gültige Wahl es gebracht hat. Es gibt keinen Weg, die Ergebnisse einer Wahl zu exautorisieren. Der Präsident kann nicht zurücktreten, weil der Vizepräsident sein anderes Ich ist. Körperlich kann der Präsident zurücktreten. Aber der Geist der Plattform, auf welcher er gewählt wurde, würde sich weiterhin am Leben halten in der Person des Vizepräsidenten. Es liegt nicht in der Macht des Präsidenten der Vereinigten Staaten, durch Rücktritt eine politische Umgruppierung durchzuführen, während sie die mächtigste Waffe von Männern wie Disraeli, Clemenceau oder Briand gewesen ist.

Diese Begrenzung der Macht des Präsidenten scheint in Anbetracht des kurzen Zeitabschnittes von vier Jahren nicht unbegründet zu sein. Vielleicht gab es vor 1938 keinen Augenblick, wo das Fehlen dieser Macht der Exautorisation sich überhaupt spürbar gemacht hätte. Indem wir uns vergegenwärtigen, daß sie in der von uns erlebten Weltkrisis indessen zu einer ernsten Frage geworden ist, gewinnen wir Einsicht in größere Unternehmungen anderer Zeiten. Wenn sogar wir an die Rechtmäßigkeit des Geistes so sehr glauben, daß er innerhalb von vier Jahren nicht gewandelt werden darf, vermochten die Alten ihn überhaupt nicht aufzuheben. Der Hexensabbath ist hierfür ein bezeichnender Fall. Das alte Tanzritual des Stammes wurde durch das Christentum verdrängt. Aber wie konnten diese magischen Gesänge der Fruchtbarkeitsriten jemals ihre Macht und ihre Gewalt über die Seelen der Menschen verlieren? Sie konnten das so lange nicht, als eine unmittelbare Initiation lebendig blieb. Goethes »Faust« enthält in seiner Walpurgisnacht die letzten Überbleibsel einer Tradition. Denn die Hexen, deren Verbrennung wir beklagen, glaubten kräftig daran, daß sie selbst Hexen seien. Ihre Zauberkraft stammte aus den entwurzelten,

seines Ursprungs beraubten Riten der vorchristlichen Gesellschaftsordnung.

Clyde Kluckhohn hat uns eine bemerkenswerte Monographie über die Zauberei der Navaho gegeben (Papers of the Peabody Museums XXII, 1944, 2). Mit äußerster Sorgfalt hat er die Tatsachen verzeichnet. Indessen räumt auch er ein, daß die Zerstörung des Stammesaufbaues das alte Ritual in die Hände entwurzelter Individuen gespielt habe. Zur Zauberei wurde ein Ritual, das ohne Verantwortlichkeit gehandhabt wurde, weil die Autorität erhalten blieb, während die Verantwortung geschwunden war. Die Künder der Zaubergesänge konnten nicht entmächtigt werden.

Als die Erinnyen in Athen versöhnt werden sollten mittels eines ihnen in der Stadt bereiteten Asyls, schildert Äschylos das magische Gesetz ihrer Zaubergesänge zunächst, und dann läßt er sie einen neuen, schöneren Namen erlangen. Sie werden Eumeniden genannt. Kein jemals geschaffener Zauber konnte eben vernichtet werden; er konnte mit neuen Bedeutungen überhöht werden.

Zauberei ist also das hervorragende Beispiel einer Inspiration, die nicht objektiviert und begraben werden kann, ehe die Gruppe, die ihr das Leben gab, aufhört, lebendig zu sein.

B: Das Problem des Rücktritts eines Herrschers, eines Königs oder Kaisers ist das zweite große Problem der »Exautorisierung«. In der Tat verbindet die Geschichte diesen Ausdruck ausdrücklich mit dem erzwungenen Rücktritt eines Kaisers: Ludwigs des Frommen im Jahre 834. Die heidnischen römischen Kaiser, die unmöglich wurden, mußten erschlagen werden. Aber an der Türschwelle der christlichen Welt verzichtete zum ersten Male Diokletian auf das Amt des Kaisers als »exautorisierbar«. Im Jahre 305 legte er den Purpur des »Augustus« nieder. Als sein Mitregent ihn später beschwor, zur Macht zurückzukehren, sprach er verächtlich von diesem hohen Amt: »Wenn du das schöne Gemüse sehen würdest, welches ich in Spalato ziehe,

würdest du mir das nicht vorschlagen.« In seiner religiösen Haltung ging Diokletian hinter die Tage zurück, in welchen die Cäsaren zu Göttern gemacht worden waren. Er war ein Bürger der alten römischen Republik und sagte so: »Meinem frommen und religiösen Bewußtsein scheint es so, daß die Institutionen, die durch die Gesetze Roms geschaffen sind, in Ewigkeit beachtet werden müssen. Ich zweifle nicht daran, daß die unsterblichen Götter auch in Zukunft den römischen Namen begünstigen und beschützen, wenn dieses fromme und religiöse, friedliche und edle Leben fortgeführt wird.« Kein »unsterblicher« Gott schrieb dies, sondern ein demütiger Mensch.

Durch dieses großzügige Verhalten stellte er sich praktisch außerhalb des magischen Kreises, in den die Göttlichkeit eines Cäsars eingeschlossen gewesen war. Derselbe Diokletian, der zum letzten Male die Christen verfolgte, nahm in seiner eigenen Praxis die erste Forderung des neuen Glaubens voraus: daß der Cäsar ein sterblicher Mensch sei. In diesem Sinn war Diokletian ein wirklicher Christ. Konstantin, der ihm folgte und der erste christliche Kaiser wurde, war in seiner Praxis weniger christlich. Das Tragische der diokletianischen Verfolgung liegt gerade in dieser Tatsache, daß während seiner Regierung es die Christen nach Macht gelüstete und ihn, Diokletian, nicht. Seine Feinde haben seine Geschichte geschrieben, aber sie bemerkten dieses Dilemma der Exauctoratio: »Als Diokletian sah, daß sein Name zu seinen eigenen Lebzeiten getilgt wurde – etwas, was keinem anderen Kaiser zugestoßen war –, beschloß er zu sterben« (Lactantius 42). Exauctoratio, Abdankung, ist unvollziehbar, solange man glaubt, daß die Inspiration lebendig ist. In den Vereinigten Staaten wird die Wahl als ein inspirierter Akt betrachtet. Aus diesem Grunde kann kein Präsident das Wahlergebnis nichtig machen, bevor die Zeitspanne abgelaufen ist. Aber Diokletian durchbrach den Zauber der Inspiration, der mit dem göttlichen Namen des Cäsar Augustus verbunden war, indem er sich wie ein archaischer Republikaner zurückzog; gleich einem Cincinnatus kehrte er zu seinem Acker zurück. Von hier

aus bedeutete es aufs Ganze gesehen keinen großen Schritt, wenn Konstantin schloß, daß die Cäsaren Christen werden könnten. Das große Hindernis, das seiner Taufe entgegenstand, die lebenslängliche Vergöttlichung, hatte der Christenverfolger Diokletian beseitigt. Fünfhundert Jahre nach Diokletian versuchten die Bischöfe Galliens, den allerchristlichsten Kaiser seines Ranges zu entkleiden. Sie beraubten ihn seines Schwertes und seines Kriegergürtels, sie zwangen ihn, die Erklärung der »Exauctoratio« zu unterzeichnen. Es war umsonst. Das Volk glaubte nicht, daß ein gesalbter Herrscher jemals aufhöre, der rechte Herrscher zu sein. Die Bischöfe mußten ihn wieder einsetzen. Am Ende dieses gleichen 9. Jahrhunderts brach der Hexensabbath im Papsttum selbst aus. Das bedeutet, daß der Papst sogar diesen teutonischen Prälaten so erschien, als übe er eine ewige unwiderrufliche Magie aus. Papst Formosus wurde von einem Bistum in Dalmatien herbeigerufen und hatte während einer kurzen Regierung in Rom Priester geweiht. Seine Feinde versuchten zu erweisen, daß ein Bischof nicht ohne Felonie von einem Sitz zum anderen versetzt werden könne – welche Regel in der Tat ein alter heiliger Grundsatz der Kirche war. Daher gruben sie seinen Leichnam aus dem Grabe aus, setzten ihn auf den Thron, veranstalteten eine reguläre Untersuchung gegen den Leichnam, schnitten ihm die Hand ab; und indem sie die Hand entfernten, die geweiht hatte, glaubten sie selbst, daß seine Handlungen nun null und nichtig geworden seien. So unüberwindlich erschien die Schwierigkeit, seine Autorität zu vernichten, daß er seine fleischliche Hand verlieren mußte, bevor man glaubte, daß sein Zauber gebrochen sei! Aber wir sollten einen Augenblick anhalten und den Zwiespalt achten, in dem sich diese armen Menschen befanden, wenn wir beobachten, daß die Navajo-Indianer nahe daran sind, einander mittels Zauberkraft zu töten, und die Anarchie, die aus solchen Riten sich ergeben haben würde, wenn nicht die amerikanische Regierung interveniert hätte (Kluckhohn, Peabody Museum XXII, p. 62b). Und nun wollen wir unseren Blick auf die entgegengesetzten

Schwierigkeiten unserer eigenen Welt richten: auf die der zu frühen Abspiegelung schöpferischen Handelns.

C: In meiner eigenen Erfahrung scheiterten zwei Unternehmungen, zu denen ich bestimmt schien, an zu frühem Bekanntwerden. Kein Imperativ kann wirksam werden, wenn ihm nicht einiges ihm ausschließlich geweihtes Handeln folgen kann, bevor reflektierende Erörterung und öffentliche Kritik einsetzen. Der durch einen Befehl erleuchtete »Zeitenbecher« muß von Feuer und Wärme beschützt werden, bevor die erste objektive Analyse einsetzt, oder das Kraftfeld, innerhalb dessen eine Gruppe zusammenarbeiten kann, wird sich niemals herausbilden. In einem der beiden Fälle war der kleine Mann, der unser Werk vereitelte, von uns beschworen worden, nicht zu früh über uns zu schreiben. Er hatte die Chance, durch einen Artikel über uns für die »New York Herald Tribune« dreißig Dollar zu verdienen. Dieser Artikel erschien vier Wochen zu früh, bevor wir im Gange waren. Der Kerl dachte, er könne sich helfen und den Schaden verkleinern, indem er den Präsidenten und uns lobte. Aber das Vertrauen eines stillen, unstrittigen Anfangs war zerstört. Ob man nun lobte oder kritisierte, das machte bei vorzeitiger Publizität keinen Unterschied. Salatspitzen darf man nicht mit Bogenlampen ableuchten. Aber ich will diese Erfahrung dem Leser nicht aufdrängen. Er hat sich ja gewöhnt, persönliche Erfahrungen für weniger beweiskräftig zu halten als Statistiken. Jedoch auch die große Kriegsanstrengung von USA gibt ein Muster. Im Herbst des Jahres 1944 versuchte Gouverneur Dewey die vierte Wiederwahl Präsident Roosevelts zu verhindern, indem er sagte: »Wenn Ihr mich zum Präsidenten macht, dann fängt mein Amt erst am 20. Januar 1945 an; dann ist der 2. Weltkrieg vorüber.« Er versuchte also, mit einem Argument zu siegen, das ein Jahr später in England tatsächlich Winston Churchill gestürzt hat. Ein Imperativ, wie in beiden Fällen der Zwang zur Einheit im Kriege, hört auf zu wirken, sobald wir bereits über seine Erfüllung hinübergucken können.

Sobald also das Gebot eines Zeitabschnitts erfüllt zu sein scheint, verliert es die Fähigkeit, uns zur Hingabe zu bewegen. Fünf meiner eigenen Freunde hörten in der Tat zwischen Oktober und Weihnachten 1944 mit ihrer Teilnahme am Kriege auf, jeder einzelne mit einer anderen Begründung. Gründe sind nämlich zahlreich wie Brombeeren, sobald der Zauber eines Zeitabschnittes verfliegt. Als Wahlzauber und Kriegszauber zusammenstieß, da siegte in Amerika im Herbst 1944 mit Recht noch der Kriegszauber. Die Rundstedt-Offensive stand ja noch bevor. Aber für uns hier hat der Vorfall die große Bedeutung, uns zu belehren, daß keine Gesellschaft ohne einen solchen Zauber leben kann. Und es ist besser, sie weiß um ihn.

D: Die heutige Gesellschaft hat es sehr schwer, diesen Zauber anzuerkennen, denn zwei großartige Zaubereien, Beruf und Ehe, werden heute entzaubert: der Beruf durch den endlosen Stellenwechsel – er verwandelt sich in einen Job unter vielen Jobs –, die Ehe durch die Scheidung. Schon die einfache Tatsache, daß die Ehescheidung von vornherein für möglich gehalten wird, zerstört viele Ehen. Sobald wir nämlich in den Zustand nach dieser Ehe hinübersehen, unterbleibt die letzte Anstrengung, dem Ehegelübde weiter zu vertrauen. Sobald eine Frau sich von der Veränderlichkeit ihres Mannes bedroht sieht, ist sie gezwungen, sich sehr anders als ein normales Weib zu benehmen. Eine unserer Freundinnen, die ihren Gatten leidenschaftlich liebte und zwei Kinder von ihm hatte, mußte zusehen, wie er mit einer anderen Frau fortging. Sie hatte keine Bleibe; ihr Herz verbot ihr nämlich, mit ihm in der gleichen Stadt zu bleiben. Sie ging in das Sommerlager, wo sie drei Sommer hindurch als Kind gewesen war. Das war der einzige Imperativ, den sie mangels Vorbereitung vernahm. Scharfsinnigere Frauen werden in weiser Voraussicht außerhalb des Ehebezirkes Freunde und Berufe und Gegenden pflegen, bevor das Schlimmste eintritt. Sie möchten etwas für den Notfall haben, worauf sie »zurückfallen« können. Aber eben damit fallen sie selbst vor die Ehe zurück. Sie wird zu einer Unternehmung unter vielen.

Wird die Ehe relativ, so wird sie auch von relativer Wichtigkeit und kann enden wie alle relativen Dinge. Einfach aus diesem Grunde wird sie wohl zu Ende gehen. Jeder Plural tötet das Wachstum. Das Lebendige wächst nur in unendlicher Hingabe. Was endlich erscheint, kann nicht mehr wachsen. Die Zählbarkeit ist zwar das Ziel der abkühlenden Stimmung aller unserer abstrakten Indikative. Die Zählbarkeit ist die namenlose Sprache aller Analyse: das ist es eben, ein Fall von Ehe, dies ist ein Krieg unter anderen Kriegen, dies ist ein Plan unter vielen Plänen. Für die Ehe bedeutet das, was hier ausgesprochen wird, die Sicherheit der Scheidung, für den Krieg die Wahrscheinlichkeit seines Ausbruchs, für den Plan die Gewißheit der Korruption und der Schlamperei. Wer etwas Ordentliches leisten will, darf nicht zählen, weder die Zeit, die es kostet, noch die Not, die es macht, noch die Mittel, die es verschlingt. Denn das Zählen bricht den Zauber des Zeitabschnittes, es löst die Seele aus ihrem Sprachritual und so bleibt die Seele ungeboren. Die Mehrzahl unserer jungen Arbeiter leben als ungeborene Seelen. Denn die Jobs sind ja einfach Job 23 oder Job 34. »Their souls remain unborn«, schrieb einer meiner Studenten.

Grammatische Gesundheit braucht beides, die Ehrfurcht vor gefügter Zeit und die Exautorisierung ihres Zaubers, wenn sie aus den Fugen geht. Das großartige Wort des Hamlet ist blutiger Ernst. Denn, wenn »die Zeit aus den Fugen ist«, dann ist Hamlets Oheim nicht mehr König, ist seine Mutter nicht mehr Königin. Und beide schaffen sich demgemäß aus Gewissensangst selbst aus dem Scheinleben, das sie führen. Indem Hamlet entsagt und selbst stirbt, fügt er die Zeit neu zusammen. Eine gesunde Seele spricht im Glauben von sich selbst als Du, aber in der Lyrik als ich und im sozialen Bereich oder in der Politik als wir, und in der Polemik der Wissenschaft und Technik als es und er, womöglich im Passiv: »hier nimmt man soundsoviel Pfund...« Vier Rhythmen des Vollbringens muß sie eben beachten. Bei uns gewährt man diesem Wandel nicht genügend Zeit, bei den Primitiven zuviel. Die Seelen vieler Navajo-Indianer bleiben durch

Zauber zu lange gebannt. Die Seelen der Großstädter bleiben zu lange ungeboren.

15. Die Drei Genera

Die Sprache der Menschheit ist die Sprache von Männern und Frauen über die Welt, an der mithin immer drei Elemente beteiligt sind. Zwei große Formen bezeugen dieses beständige Umwerben der Frauen durch des Mannes Kosenamen, Geschenke, das Haushaltsgeld, das den Hof-machen und das Ausüben der Hausgewalt in einem Haushalt, das Erziehen im Hause, das Ausgeben der Vorräte durch die Frauen: Die Götter und die Göttinnen der alten Religion und die Genera der Grammatik. Beide beweisen unsere Behauptung von den drei Richtungen der Sprache. Die Grammatik redet nicht vom Sexus, sondern vom Genus. Das ist nicht zufällig. Der Geschlechtsbesessene sieht den Phallus überall hinein. Aber das Genus läßt sich nicht verführen, alles und jedes für geschlechtsunterschieden anzusprechen. Es verteilt seine Gaben nach tieferen Ursachen. Auf englisch kann das Schiff und das Automobil geadelt werden, in dem es aus einem »it« eine »she« wird. Ein andermal mag das Automobil oder der Erdteil Europa ein bloßes »es« zu sein scheinen. Darum ist das Genus mehr als ein anatomischer Atlas der Geschlechtsorgane. Sondern die Regionen der Grammatik stammen nicht aus der Anatomie, sondern aus den Himmeln, wo Zeus und Gäa, Jupiter und Juno, Freya und Wodan ewig walten und von daher in die zweigeschlechtliche Menschheit hineinreichen. Wir verstehen also Genus und Götter falsch, wenn wir sie von unten nach oben konstruieren. Ein oberstes, Zeugung und Empfängnis, erweist sich der leiblichen Geschlechterteilung überlegen. Wir sind nur deshalb physiologisch Weiblein und Männlein, weil wir uns die Einheit der Schöpfung in ihrem lebendigen Widerspruch nur so zu deuten vermögen und wir nun einmal mit ihrer Deutung beauftragt sind. Denn wenn wir die Welt nicht deuten, werden wir selbst bedeutungslos und fangen an, uns selbst zu vernichten.

Mit dem Genus ist es also wie mit aller Grammatik. Die Zeremonie benutzt körperliche Dinge, genauer sie benutzt die Körper selber – das Wort »Ding« ist hier überflüssig –, um durch die Begehung des Ritus unser Bewußtsein zu verwandeln. Der Priester trägt einen Talar, der englische Richter setzt eine Perücke auf: und schon sind beide ihrem eigenen Geschlecht entwachsen und in die Sphäre der beide Geschlechter-versöhnenden Götter aufgenommen. Kronen, Guirlanden, Stäbe, Epauletten werden aufgesetzt, damit wir eine Ära betreten können, die länger dauern soll als das bißchen eigenes Leben. Im Ritus der Einweihung erreichte ein Jüngling seine Bestimmung. Deshalb legte er nunmehr ein Lendentuch um. In dem Schurz wirkt die Initiation weiter; durch ihn kann er seine dauernde Rolle nicht vergessen. Er ist für Lebenszeit zum Krieger erhoben, und – das wird leider meist vergessen – ein Krieger ist mehr als ein Mann, er ist ernannt und ihm kann das Wort erteilt werden. *Nur dem darf das Wort erteilt werden, der über seinen Geschlechtstrieb zu triumphieren gelernt hat: gerade darin besteht die Initiation!*

Ein für allemal ist Wolfsmaul oder Bärentatze zum Krieger ernannt, und solche Ernennung ist mehr, als was uns als »Name« heut erscheint. Es ist Ernennung zu dem Amt, das ihn über alle Wechselfälle des leiblichen Lebens, im Kreis der Seinen ebenso wie in der Verbannung und in Wüsteneien, bei Bewußtsein erhalten muß. Noch in der Gefangenschaft und am Marterpfahl der Feinde singt ihm sein Name sein Lied ein und umhüllt das Lendentuch seine politische Gestalt. Fünfzig Jahre und mehr wurden also durch den Namen und das Schamkleid als sein Zeitkontinuum dem Krieger herausgeschnitten. Diese Zeitbahn hatte als entscheidenden Beginn den Akt der Initiation und als entscheidendes Ende die Bestattung. Wenn ich bei den Anthropologen die Erörterungen über die Beschneidung lese, diese Enthüllung der Männlichkeit, die durch das Anlegen des Schamkleides kompensiert wurde, so wundere ich mich immer über die »Zeitfremdheit« dieses Erörterns. Ob ein Krieger bei der Mannwerdung durch die Beschneidung völlig mannbar erklärt

wurde, wie bei den Stämmen, oder ob er als Säugling nach den ersten Tagen seines Daseins beschnitten wurde, wie in Israel, das und das allein verschob den Blickwinkel auf das Leben der Krieger. Das eine Mal begann die namentliche Existenz bei der Initiation, das andere Mal in der Wiege. Eine ungeheure Kluft zwischen zwei völlig getrennten Religionen drückt sich in dieser Alternative aus. Denn unser Leben bietet materiell sehr wenige Alternativen. Atmen, essen, schlafen, zeugen, gebären, sterben – alles dies ist vorherbestimmt. Aber unser »Wann« ist die wichtigste Eigenschaft, die uns befreit oder knechten kann. Der Fastende, der Intitierte, der Heiratende, der Märtyrer –, ihnen winkt göttliche Freiheit durch die Wahl des Kairos, der Stunde. Jede Offenbarung hat die Stunden der eigenen Entscheidung zu erweitern gewußt, indem sie uns des Wanns unserer Entschlüsse umfassender Herr werden ließ. Wenn der Leser aus diesem Kapitel über die eingeätzte Zeit in die »Briefe nach Kairo« weiterliest über die »Reichsweltschrift«, so wird er da mehr über den Übergang aus Sippenzeit in Reichszeit erfahren. Da eine seltsame Epoche hinter uns liegt, in der wir Menschen für Naturvorgänge galten, so gelten Begraben, Initieren usw. für »bloße Formen«. Aber die Menschen setzten ihre Toten bei, weil in »stimmlicher« Beziehung – wir nennen das heut »gesellschaftliche« Beziehungen, ohne daß sich unsere Zeitgenossen dabei viel dächten – im Reiche der Schälle und Laute, welches wir das Reich des Geistes nennen – also weil in stimmlicher Beziehung, solange ein Name ertönt und sobald dein Name ertönt, sich Leben kundtut. Darum war das letzte Ausrufen des Namens, der an einem »Leichnam« haftete, wichtiger als das Ende des lebenden Leichnams[1]. Bei der Leichenfeier wurden die Tätowierung, die Kleidung, die Waffen beigesetzt. Die Abdankung, wie die Bestattung in der Schweiz heißt, war also auch des Toten Abdankung vom Amt, und wenn die Witwen ermächtigt wurden,

[1] Siehe hierzu das bahnbrechende Buch von J. H. van den Berg, Het Menselijk Lichaam, Nijkerk 1959.

den Witwenstuhl inne zu haben, wie die Kaiserin Agnes beim Tode Kaiser Heinrichs III., so dankte der Tote eben nicht ab![1] Die Augen vom Ahnenpfahl, später die Statuen waren Lebenszeichen (»Lipzeichen« hieß so Ottos II. Denkmal auf dem Magdeburger Marktplatz, dem der Kaiser sein Recht verliehen hatte). Denn auch zu dem, was wir naturalistisch »Lebenszeit« nennen, waren Kleid, Name, Waffe die Lebenszeichen des »eigentlichen« Lebens dieser Amtsperson. Als Woodrow Wilson völlig gelähmt auf seinem letzten Lager lag, hat Mrs. Wilson die Abdankung verhindert und in seinem Namen weiterregiert, der Himmel weiß, wie. Die Wiedergewinnung des Wortes »Lipzeichen«, Lebenszeichen, genauer: »Leib- und Lebenszeichen«, für Tracht und Tätowierung würde vielleicht hilfreich sein, um uns aus dem Banne der Aufklärung zu lösen, die leugnete, daß wir nur in bestimmten, durch die Stimmen der Gemeinschaft ausgerufenen und angerufenen Ordnungen der sind, der wir zu sein glauben. Das noch nicht angesprochene und noch nicht sprechende, Kinder, Weiber, Sklaven, Gefangene, wurde in die Genera, die Geschlechter der Sprache als »er« und »sie« hineingeholt zu ihrer Stunde.[2] Im Buche Genesis bei der Noahgeschichte spricht Gott nur zu den Männern; denn Gott nennt sich nur erst ihnen, und ernennt nur erst sie. Aber geliebt hat jedermann die Seinen auch damals schon. Daß also die Liebe schon wirkt, auch da wo Gott noch nicht frei spricht, wirft Licht auf die sprachlichen Genera, die schon im liturgischen Kapitel unseres ersten Bandes anklangen.

Darum lohnt eine Betrachtung der grammatischen Lockerheit der Geschlechtsformen in der vorchristlichen Sprache. Das Verwunderlichste scheint mir, daß nahezu jedes Wort im Griechischen, Altgermanischen, Slawischen und Hebräischen in ein

---

[1] Darüber ausführlich in meinem »Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 919 und 1250«, Leipzig 1914, jetzt Neudruck von 1964.

[2] Die fleißige Schrift Paul Forchheimers von 1953, The Category of Person in language, hätte gewonnen, wenn der Verfasser über die Schulgrammatik hinaussähe.

männliches, weibliches oder neutrales Nomen verwandelt werden kann. Das griechische Wort für Heer konnte sein στρατός, m; στρατιά, f. und στάτευμα, n.

In vielen Fällen müssen wir annehmen, daß »ursprünglich« die Unterscheidung des Geschlechts nicht für männlich, weiblich und sächlich gebraucht wurde, sondern nur »freundliche« und »feindliche« Objekte unterschied. Auf der anderen Seite ist die Regel, daß die männlichen und weiblichen Wörter ihre bezeichnende Ordnung hatten; aber die »Es«, die geschlechtslosen Worte, bilden nicht in allen Sprachen eine eigene Klasse. Oder sie wurde erst nachträglich entwickelt. In den afrikanischen Sprachen kommen mehr als drei Klassen vor; denn die Menschheit hat in irgendeinem gegebenen Horizonte jede Mannigfaltigkeit erprobt und jede Sprosse der Leiter, die aus Gottes Geist in unsere Rasse hinunterzureichen schien, ist gezimmert worden. Die Buntheit der Geschlechter ist etwas, das zu erwarten war. Aber die Notwendigkeit, überhaupt den Dual des Geschlechts grammatisch zu bezeichnen, muß von der Möglichkeit, das auf vielen Wegen zu tun, getrennt gehalten werden. Jedenfalls hat auch unser Bewußtsein das Bedürfnis, Singular, Dual, Plural seinem Denken einzudrücken. Das Genus hat nicht nur den Sinn, das Geschlechtliche zu umschreiben, sondern es braucht Ausdrücke für die Rollen in der Unterhaltung. Immer wieder muß der Leser bedenken, daß »Sprache« anfangs selber »Gespräch« bedeutet[1], daß sie also immer Sprecher, Hörer und Besprochenes, und nicht nur Mann, Weib und Kind im Genus zu benennen hatte.

Vater und Mutter – beachte ihre Endungen in »-er« –, so hat es Cuny mit Recht ausgedrückt, sind Komparative. Der eine ist mehr als der andere, was er oder was sie ist. Der Vater hört auch, und die Mutter spricht auch. Und doch wird der namengebende

[1] Zur Vorsicht wiederhole ich, daß auch »Logos« griechisch »Gespräch« bedeutet. Von sermo und verbum gilt dasselbe auf weite Strecken ihrer Geschichte. Da ich hier die Griechen Raummangels halber übergehen muß, greife der Leser für sie zu der »Vollzahl der Zeiten«.

Vater mehr vom Sprechen her bezeichnet als die Mutter. Jedenfalls ist es unzulänglich, die Genera in belebte und unbelebte Objekte einteilen zu wollen. Es handelt sich jedesmal um den Grad der Teilnahme an der Unterhaltung, und Objekte hat die alte Sprache schwerlich anerkannt, denn die Geschöpfe konnten ja alle hören, was wir von ihnen sagten. Trotz Herrn Descartes hören sie es sogar heut noch.

Im ersten Bande ist in dem Kapitel über die Liturgie und das von ihr geheilte Denken die Stufenfolge vom Schöpfer zum Geschöpf: Gott, Priester, angesprochene Gemeinde, Katechumenen als eine vierstufige Genuslehre nachgewiesen worden. Da zeigte sich, daß die Kreatur Brot und die Kreatur Wein und die Kreatur Infans (Katechumen) eben nur hören. Deshalb heißt der Leibeigene lateinisch mancipium, und griechisch andrapodon. Das sind Geschöpfe, die nur erst hören können. Diese Unterscheidung dürfen wir für fundamental erklären. Sobald die Leute die Frechheit haben, zu fragen »Was ist Gott?«, können sie höchstens nachher das Neutrum »das Göttliche« definieren, oder das göttliche »Sein«. Dies Geschwätz wird uns ja seit Jahrzehnten als die neueste Wahrheit verhökert. Wer falsch fragt, kriegt auch eine falsche Antwort. Die Analyse spricht eben von allem und jedem, als seien er und sie Dinge, die nicht zuhören können. Man möchte heute den alten Satz, »Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden«; dahin abwandeln, daß Steine werden hören müssen, sobald die Menschen nicht mehr als Zuhörer behandelt werden, wie in unseren Fabriken. Die Theologie spricht von Gott, als ob sie von ihm nicht jeden Augenblick ausgelacht werden könnte. Die selben Herren Theologen halten aber die Theologie oder die Poesie oder die Natur oder die Wissenschaft oder die Gehaltsklasse für so lebendig, daß sie hier keineswegs so wie das Göttliche nun »das« Wissenschaftliche besprechen und behandeln. Ehrfürchtig nennen sie alle diese Damen der Rasse und Klasse wie die selige Kybele, und so wird allerdings die Wissenschaft zur Hure. Was mir immer rätselhaft erscheinen wird, ist der Mut, mit der die Theologen sich von den

Zehn Geboten dispensieren und den Namen Gottes so unnütz im Munde führen. Sie sind doch alle vorchristlich oder atheistisch und ich würde ihnen viel eher glauben, wenn sie den Namen Gottes wegließen. Von Gott darf ich nur reden, solange ich fühle, daß er mich auch in diesem Augenblicke blamieren kann, oder daß ich mich vor ihm blamieren kann. Wir haben oben die griechische Dreiheit für »das« Heer, »die« Armee, »den« Diot, also dasselbe in drei Geschlechtern angeführt. Vielleicht würden wir, die Atheisten und wir dummen Gläubigen, uns besser verstehen, wenn wir auch *die* Gottheit, *das* Göttliche und *den* Herrgott zu unterscheiden anfingen. Der Diot, so hat es mein »Frankreich-Deutschland«-Buch gezeigt, ist der Stratos, die werdende Nation, im Felde und im Gericht. Als die Armee, griechisch stratia, ist das Heer die Gruppe, die Befehle empfängt und mit Treue und Gehorsam erwidert, und so ist die Gottheit die Geliebte des menschlichen Geistes, und so steht sie in Schillers und Goethes Gedichten. »Hier in der Armee«, sagte der Liebende wohl[1]. Aber als strateuma ist sie »das« sichtbar aufmarschierte Heer und deshalb auch den Augen bloßer Zuschauer sichtbar. Das Neutrum, das Göttliche oder das Heer ist sichtbar und brauchbar, und eben deshalb weder Gott noch Gottheit. Diese beiden, Gott und Gottheit, kann man nicht sehen, nicht brauchen. An Gott mußt Du glauben. Und die Gottheit darfst Du lieben. Beides zusammen ist die Gottesverehrung. »Das Göttliche« ist für die Vergewaltiger, die Techniker.

Neutra erscheinen immer im Akkusativ; der angebliche Nominativ der Neutra existiert nicht. Hingegen König und Gott erscheinen niemals im Akkusativ. Bevor Gott in den Akkusativ gesetzt und von ihm gesprochen werden konnte, mußte er Mensch werden[2].

Immer haben Menschen von mundlosen und ohrenlosen Dingen zu reden gehabt; bei der Arbeit müssen wir uns untereinander unsere Werkzeuge und unsere Handbewegungen kurz zurufen.

---

[1] Nachweise in »Kriegsheer und Rechtsgemeinschaft«, Breslau 1932, S. 6.

[2] Jane Lane (Elaine Kidner Baker), King James The last, 1942, S. VI.

Das Werk, das Handwerk, das Handwerkszeug sind soweit ohne Genus, weil sie nicht mitreden. Sie sind die Sachen, die Instrumente, die Lebensvermittler. Das ohrlose, mundlose Werkzeug führt immer zu einer besonderen Sprechweise, die früher Werksprache hieß, die gelehrt terminus technicus heißt, oder einfacher Arbeitssprache. Dem entgegen tritt die Göttersprache, das ist die Sprache, die wir in Gegenwart der Götter sprechen müssen. Sie beginnt immer mit dem Gebot: Psst! Still! Sie gebietet Schweigen und verbietet das Geschwätz. Die Göttersprache und die Werkzeugsprache umzingeln in der Mitte die Liebessprache. Auf Tausenden von Wegen versuchen die Geschlechter der Menschen die Göttersprache, die Liebessprache und die Werkzeugsprache am Leben zu erhalten. Dauernd aber werden die Grenzen überschritten. Die Theologen behandeln die Götter als Werkzeuge, die Techniker die Werkzeuge als Götter, die Liebenden die Götter als ihre Dienstboten und die Werkzeugmacher die Werkzeuge als Freundinnen. Aber die Not heischt jeden Tag Entscheidungen. In der Abhandlung »Was ist der Mensch?« in dem Buche »Geheimnis der Universität« meine ich gezeigt zu haben, daß die Heiden und die Gläubigen sich an diesem Satze in jedem Zeitalter scheiden. Die Heiden müssen fragen: »Was ist der Mensch?«, Gläubige aber beschränken sich: »Wessen Sohn, wessen Vater, wessen Bruder ist dieser Mensch?« zu fragen. Als umgekehrt die Monisten fragten: »Wer ist das Universum?«, kam es zum Weltkrieg. 1914 wurde das Fatum Gott, Heidentum setzt das Gemächte zum Gott ein. Augustin sagt vom Fatum deshalb, es sei das gestern Gesagte und dem heut neu ergehenden Gotteswort daher unterlegen. Wer wie die Deutschen 1914 das Fatum für unabwendbar erklärt, der endet mit der Nibelungen Not. So gebrechlich ist die Sprache an jedem Tage, an dem sie uns die Zeiten einätzen soll.

DIE ANGESCHRIEBENE EWIGKEIT
BRIEFE NACH KAIRO

»Das Schreiben hat im allgemeinen überhaupt nicht den Zweck, nur den unmittelbaren Sprachgenossen eine Mitteilung zu machen.«

Eduard Herrmann, Göttinger Gelehrte Nachrichten 1929, S. 69.

Erster Brief nach Kairo

Die Vorgeschriebene Welt

Liebe Cynthia,

Du bist in Kairo. Wo könnte sich Dein Blick leichter runden, um in die zwischen Adam und Eva und David und Homer ausgespannte Zeit verstehend einzutreten? Vergiß aber die Millionen oder Hunderttausende von Jahren, mit denen heut der Homo Pekinensis Dir fern gerückt wird. Denn »die große Kunst macht Dich sonst rasen«, die große Kunst der hohen Jahreszahlen nämlich. Das, worauf es damals angekommen ist, waren nicht 500000 oder 30000 Jahre, sondern die Opfer, die Glaubensakte, die Liebestaten jedes Lebens-Tages, genau wie heut. Ein Märtyrer der Hitlerhölle, dessen wir dankbar gedenken, kann auch heut für uns die Zeit von 1933 bis 1945 entsühnen und zu einem Kapitel unserer eigenen Seelengeschichte umschaffen. Denn wo wir lieben müssen, da verläuft unsere Geschichte. Und »gegen große Vorzüge eines Menschen gibt es kein anderes Rettungsmittel als die Liebe«. Den Untertanen des Scheusals Nero, die um Paulus und Petrus geweint haben, verdanken wir die christliche Zeitrechnung. Dabei hat die Mehrzahl ihrer Zeitgenossen dem Nero nachgetrauert, als er endlich 69 umgebracht wurde, und hat sogar, wie die Deutschen im Mittelalter des Kaisers Friedrich Wiederkunft, des Caesars Nero Wiederkehr für das Jahr 79 ersehnt. Statt also in geologischen Jahresmillionen

zu ersticken, atmen wir die Geschichte nur ein, wenn wir uns entscheiden: »Ein jeglicher muß seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp sich nacharbeitet.« So hat das der Dichter im heroischen Kostüm unserer Klassik verbrämt. Um es aber schlichter zu sagen: Jeder braucht diese Empfänglichkeit, mit der wir auf Gottes Zeiten und Epochen dankbar und hingerissen horchen und ohne die wir in die Teufelszeiten hinuntergerissen werden, die dem Spaltpilz des Hasses entspringen. Denn Haß ist ja nur ein anderes Wort für Unempfänglichkeit. Gestern schrieb mir ein Freund über die Hakenkreuze, die gegen einen jüdischen Kandidaten bei der Wahl in New York an die Hauswände geklebt werden. Vorgestern las ich, wie der Admiral Raeder wegen eines scharfen Wortes seines Höllenchefs Hitler über die Flotte vor diesen trat, mit Gift in der Hand, und dem Fureur erklärte, er werde in seiner Gegenwart das Gift nehmen, um die Ehre der Flotte wiederherzustellen. Diesen Großmoguls zerfällt die Geschichte in momentane Willensakte. Uns gliedert sie sich in lang wirkende Todesfälle und Liebesflüge. Denn die Liebe muß immer neu so stark werden wie der Tod, um diesen zu besiegen. Diese Siege der immer neuen, immer unerschöpft uns überraschenden Liebe sind die Ringe, aus denen sich das großartige Geschmeide gebildet hat und noch bildet, das die Leute »Geschichte« nennen. Die Neroniker, die Hakenkreuzhelden, die Geologen hören aus dem Worte Geschichte das Wort »Schicht«, »Staubschicht«, heraus. Ich höre daraus die Worte »Geschehen« und »Geschieh«.

Nur die Geschichte begegne Dir in Kairo, aus der ein Funke »Fiat« sich schlagen läßt. Was wäre das für eine unmenschliche Staubschichtengeschichte, aus der Dich nicht das Wort »Tua res agitur«, »Du bist die Heldin dieser Geschichte«, heraufhöbe in den Lichtkreis des ewigweisen Schöpfers dieser einen von seinem Fiat Lux täglich neu geschaffenen Schöpfung? So achte Du am Nillauf auf das Entscheidende. Was kann das aber sein, nach fünftausend Jahren, nach fast dreitausend Jahren, in denen Fremde dies Ägypten regierten? Ist doch Nasser der erste ein-

heimische Ägypter – nach Albanesen, Türken, Arabern, Römern, Griechen, Persern, Äthiopiern –, dem das Land gehorcht. Da die Anbaufläche am Nil etwa so groß ist wie Belgien, wenn sie auch heut dreimal so bevölkert ist wie dies bevölkertste Land Europas, so klingt es fast komisch, Dich aufzufordern, Du solltest Dich am Nil entscheiden. Und doch bleibe ich dabei. Das Interessante ist das, worauf es ankommt. Und worauf es ankomme, dafür hat jeder von uns das Gewicht seiner Stimme geltend zu machen. Wichtig ist alles das, worauf es im Schulexamen nicht ankommt. Entscheidende Fragen bleiben den akademischen Prüfungen fern; denn in ihnen können wir nicht geprüft werden. Wir müssen sie mit unserem Leben beantworten; zwischen zehn und elf lassen sie sich nicht erledigen, und vor allem: Deine Antwort geht die Examinatoren Deines Wissens nichts an. Denn wen Du mit Deinem ganzen Herzen, Deiner ganzen Seele und Deinem ganzen Verstand und Deinem Vermögen lieben sollst, daran kommt ein Examen nicht heran. Aber mit Ägypten hängt dieser Befehl zusammen. Die Leute um uns herum leben ja in einer pluralistischen Gesellschaft und rühmen sich dessen. Wer aber ist denn Gott? Wer sind dieser pluralistischen Gesellschaft Götter? Nun gleich in Kairo tritt Dir dies zentrale Anliegen der Geschichte entgegen. Wer sind die Götter? Gott muß nämlich der zu glauben vermögen, der von den Pyramiden lernen will.

Eine auf eintausend Kilometer gültige Reichsschrift ist hoch in die Kapitäle der Tempelsäulen nur an die Götter und für die Götter des Himmels und des Reiches eingemeißelt worden. Viele dieser an die Götter gerichteten Urkunden kann kein sterbliches Auge nachlesen, so hoch, so fern, so himmelwärts möchten sie Götter ansprechen. Wir bauen hohe Gerüste, um sie zu lesen. Gewiß, die antiken Götter sind gestorben. Wir können ihre Todesstunde ziemlich genau eintragen. Denn noch bei Lukretius, der etwa 55 vor Christus gestorben ist, leben Mars und Venus, und zwar leben sie dank genau desselben grandiosen und geheimnisvollen Rituals, das ich schon in der »Vollzahl der Zeiten«

S. 186 f. eben aus Lukrez und den ägyptischen Texten geschildert habe. Die ägyptischen Texte aber gehen in die Ursprungszeiten des Pharaonenreiches hinauf. So waren für den Religionshasser Lukrez die Götter noch immer die bestürzenden Mächte, die er bekämpfen mußte. Der Fremdenführer Ampelius hingegen, dreihundert Jahre darnach, beschrieb sie als touristische Sehenswürdigkeiten, nicht anders als Hans Bonnets Wörterbuch der ägyptischen Religion. Wer der Götter nicht selber bedarf, wer sie nicht anrufen muß, um weiter zu leben, wird sie immer mißverstehen. Müßte nicht der künstlerisch sein, der »die Huldigung der Künste« soll mitfeiern können? Als der spätere Justizminister Radbruch, dem die Justiz heilig war, sich 1912 bei der Aulafeier der Errichtung der Akademie der Wissenschaften in Heidelberg mokierte, sagte ihm sein Nachbar, ein Adorant der Wissenschaft, entrüstet: »Stören Sie die heilige Handlung nicht!« So mokieren sich heut die Ägyptologen über die Götter, die das Nilreich 3500 Jahre bei Kräften erhalten haben (3000 vor Christi bis 395 nach Christi), indem die Reichsgötter bei ihnen der Aufzählung als Ortsgötter verfallen. Da gibt es je einen Gott in Koptus, in Buto, in Busiris, in Kusae, in Hnes, im Ostgau des Delta usw., usw., auch wenn es sich um die Urgötter Osiris, Hathor, Sopdu, Seth handelt.

Uns aber, Dir und mir, die wir noch heute zu schreiben wagen und damit wie die Ägypter in die Wahrheit und in Gottes Willen uns hineinzuschreiben hoffen, uns geht es um die Vorschriften, nicht um die Aufzählung der Götter. Uns bewegt die Tatsache einer Reichsschrift, die mit denselben an keinem einzigen Ort abweichenden Zeichen jedes Hier und jedes Dort in den Himmeln und am Oberlauf des Nil wie im Delta als Befehle an die Schreiberschar des Pharao vorschrieb. So wurde ein Schreiberhimmel über eintausend Kilometer hinweg hochgestemmt, ein Doppelthron errichtet, dialektfrei, schriftpharaonisch stromaufwärts und stromabwärts, weit über das Ohr der zufällig Anwesenden hinaus, und doch so einmütig, daß unter ein und demselben göttlichen Namen des Horus in 36 Gauen dieselben Be-

fehle galten. Die Welt gehorchte Pharao, wenn jemand seine Schrift vorzeigte. Was ich Dir mit diesem heut etwas freigebig gebrauchten Worte »Welt« sagen möchte, meint die sämtlichen Räume jenseits der sinnlichen Heimat. Zwar hat Horus keineswegs das, was wir wissenschaftlich heut die Welt nennen, je beherrscht. Trotzdem war das erste Weltreich sein, insofern als er grundsätzlich auch dort draußen sich heimisch machte, wo er nur ausnahmsweise hinkam, wo er also »von Haus aus« unheimlich wirkte und wo es ihm selber höchst ungemütlich vorkam. Halte Dich an diesen Sinn des Wortes »Welt«, das am Nil so neu war, daß es nur im Dual, als die beiden Länder, zu erfassen war, und Du bist gefeit gegen die Versuchung, das Nilreich, sei es als »primitiv« sei es als perfektes Universalreich zu verstehen. Du und ich, wir schreiben heut noch, obwohl das weder primitiv noch eine universale Schrift ist wie die Mathematik. Die Götter, die uns dazu ermächtigt haben und mit deren Hilfe auch Moses seine Gebote niederschrieb, sind noch immer eifersüchtige Götter. Wer geliebt werden will, ist eifersüchtig. Das erste, was Pharao begehen mußte, um sein Horusreich zu stiften, war die Ungerechtigkeit, die jede Liebe dem Geliebten aus Eifersucht schuldig ist; er mußte fordern, nur seine Götter anzuschreiben. Er mußte mit den Geistern, die im Bereich der örtlichen Sinne walten, brechen. Götter werden angeschrieben; Geister sind angerufene Mächte. Bei Göttern sind wir, sei es gut, sei es schlecht angeschrieben, während uns Geisterstimmen zuflüstern, zuraunen, zurufen.

Mit der Anschrift, der Adresse betreten wir das Reich der Leidenschaften, der Anbetung und der Eifersucht der Ägypter. In gewissem Sinne ist es wahr, daß uns diese Leidenschaften heut kalt lassen können für eine größere und wahrere, geläuterte Liebe zum dreifaltigen Gotte. Aber doch eben nur dann! Ohne eigene Leidenschaft, ohne Eifersucht und ohne eine umfassendere Liebe begreifen wir nicht, wie denn das neue, das Schreiben oder Anschreiben der Götter alle früheren Leidenschaften ausgelöscht habe. Zum Beispiel erscheint der Pharao, sein Weib,

seine Kinder, seine Gouverneure, seine Untertanen auf allen unseren Denkmälern ohne Tätowierung, mit der schön menschlichen reinen Haut eines unbeschriebenen Blattes. L. Keimer hat festgestellt, daß erst in der 11. Dynastie – über tausend Jahre nach der Gründung des Reichs von Memphis – gelegentlich Tätowierung, immer nur ganz sporadisch, sich zeigt[1]. Tätowierung ist aber die erste Schrift der Menschheit. Nomaden tätowieren, weil jeder Krieger die Verfassungsurkunde als eine lebenslängliche Buchausgabe auf sich trägt. Die Bibel eifert gegen diese Ätzrunen und belegt sie mit Todesstrafe. Natürlich, denn die Bibel hat zwei Fronten: gegen Ägypter und Nomadenstämme, gegen Schreiben und Tätowieren. In Kairo aber lebst Du nur, wenn Du den Kampf der Schreiber gegen die Tätowierer nachexerzierst, der Ägypter gegen die Beduinen. Die geheimnisvolle List des Schöpfers erhält jede ältere Stufe inmitten der jüngeren. Die Juden müssen unter den Christen verweilen; sonst werden die meisten Christen unvermerkt zu bloßen Juden, wie es die üblichen Kirchgänger ja sind. Die Beduinen schweifen entsprechend um Kairo herum, so daß sie sogar den König Faruk überfallen konnten. Dadurch bleibt die Errungenschaft der Pyramidenbauer bekannt und in Kraft: Das Beschreiben des Weltganzen anstatt der sterblichen Haut. Im Stamm hatten wir gelernt, »Vater« und »Mutter« zu sagen und Enkel und Schwiegertochter. Ohne die Stämme gäbe es nur den flüchtigen Geschlechtsakt, von dem die modernen Promiscuitätsvandalen träumen. Diesen Schrift- und Sprachverlassenen ist das Individuum in seiner Abgeschnittenheit der Maßstab für das, was jeder von uns im Laufe der Zeit als Umschaffer des Lebens auf Erden zu tun hat. Aber in der Auslese aus dem Alltäglichen, sei es des Essens und Trinkens und Schlafens, oder des Zeugens und Empfangens, werden wir aus Fressern zu Mahlgenossen und aus Beschälern zu Gatten. Wir werden also *zeitbegabt,* und aus dem

[1] Bibliothèque, Institut d'Egypte XXI, 1939, 294. Winlock hatte 1924 auf dem Arm einer Statue Tätowierung nachweisen wollen (Journal Eg. Arch.), aber ist damit nicht durchgedrungen.

flüchtigen Sohn der Sekunde wird der Gemahl und der Vater, ja der Ahnherr; umgekehrt kann aus unerwünschten Winkelkindern der ersehnte Erbe oder die Erbtochter und der Nachfolger und der Sohn werden. All das vollbringt im Kriegerstamm die Ätzrune. Denn sie ist Namensordnung. Schon der Stamm also stiftet Zeiten. Freilich, diese Zeiten sind eingefangen und beschränkt von Stamm zu Stamm und sie lassen sich mit anderen Zeiten anderer Stämme schwer vereinigen. So sind meistens höchstens drei- bis fünftausend Zeitgenossen in einem Stamm vereinigt. Aber die Pharaonen haben diese Art der Vereinigung durch eine völlig neue Größenordnung übertroffen. Die Stämme zählten Ahnen, neun Generationen oder höchstens zwölf. Daher zählten die angelsächsischen Könige 790 nach Christi rückwärts bis zu Odin, d. h. etwa 340! Diese Ahnen schweigen am Nil. Denn die Schreiber Pharaos haben die endlose Reihe der Jahre zu den Ahnen der Welt erhoben. Seit Horus, der erste in Ägypten geschriebene und namentlich gefeierte Gott Himmels und der Erde, das Fest seines Namens erhielt, seitdem erfuhr jeder im Niltal wohnende Mensch, daß eine feste Ordnung des Aions über ihm Kreise schwinge. Statt der zwölf Ahnen umfaßte dieser Kreis eine endlose Zahl von Jahren. Diese endlose Fülle der Zeit, durch Schrift auf Stein verkündet, wurde der Lebensrahmen der Menschen. Jeweils 1460 Jahre von dem Beginn dieser Zählung ab, um 1320 vor Christi Geburt und 139 nach Christi Geburt haben sie den Gott Aion gefeiert. Nur die Schrift hat das ermöglicht. Aber man hätte nicht geschrieben, wenn man nicht dies große Jahr eines Aions durch die Schrift hätte betreten dürfen. Freilich einmal in diese Zeitgalerie des großen Jahres eingeschlossen, gab es kein Entrinnen. Aussteigen konnte niemand aus dem Boot in der Mitte der Zeit. Die Ägypter haben Ungeheuer nicht nur auf dem Nilstrom, sondern auch auf dem Zeitenstrom gefürchtet. Diese Angst liegt sogar heut nicht so fern, wie der Gebildete wähnt. Spengler hat diesen Verfall, der eintritt, sobald der ahnenlose Mensch, der Fellache, auch die politische Sternenzeit verliert, als den Untergang des Abendlandes ver-

kündet[1]. Wer sein zweites Gedächtnis verliert, nach dem Ahnengedächtnis auch das Reichsgedächtnis, der mag allerdings verloren sein. Als Christus kam und beides zu überwinden hatte, die Clans und das Imperium, da hieß er der Fisch. Denn er leitete uns, die aion-verstrickten Kulturmenschen, und die Enkel der Ahnen, beide ins freie Meer des unvermittelten Glaubens.

In Ägypten hält ein und derselbe Gott, Horus, den Aion vom ersten bis zum letzten Tage zusammen, d. h. von Pharao Menes bis zu des Römers Virgil berühmter Ecloge. Jeder war diesem Gotte folgsam. Der Ausdruck »Folger des Horus« ist zwar wohlbekannt; er wird aber in seinem vollen Gewicht zuwenig gewürdigt. Das dürfen wir behaupten; denn es ist etwas Schreckliches geschehen: ein Pharao hat die Probe aufs Exempel gemacht. Dieser Aionenherrscher hat kurz vor Ablauf des ersten Aions aus dem Aion aussteigen wollen hinunter auf den bloßen Raum der Erde und hat sich beschränken wollen, seine einzelnen Augenblicke und Stunden und Tage an einem einzigen Orte ablaufen zu lassen. Er wollte heraus oder vielleicht genauer »herunter« von dem Rade der ewig sich drehenden Zeit. Er hat den Namen des ersten Schriftzeichens, den Namen des Horus, mitsamt den Festen seines Namens ausgemerzt. Dazu hat er eine Stadt neu gegründet, die zeitlos sich nur nach dem Schriftzeichen für den einzelnen Tag orientieren sollte.

Von alledem will ich Dir später mehr schreiben. Hier mußt Du nur festhalten, daß die Ägypter Ägypter sind, seit der erste Pharao in einem Aion, einem tausendjährigen Reich, zu leben glaubte. In diesem zusammenhängenden Zeitraum, eben einer Ewigkeit, sollten die Landesgesetze und die wirtschaftlichen Vorschriften ein und dieselben bleiben. Man hat sie verbessert, man hat den Himmel immer besser beobachtet, und man hat immer mehr Land urbar gemacht und bewässert. Aber die Größe der Reichsgründung mußt Du darin suchen, daß man sich am

---

[1] Zum Vorauswissen unentrinnbaren Untergangs siehe in Teil III das Kapitel »Der Selbstmord Europas«.

ersten Tage bereits auf den Zeitenstrom endloser Verbesserungen, unaufhörlicher Intensivierung und tausendjähriger Beobachtung des Himmels eingeschifft hat. Ich habe in der »Vollzahl der Zeiten« eine dieser mutigen Vorschriften für die ewige Ordnung des Reiches abgedruckt. Merke auf dies Wort Vor-schrift. Die Vor-schrift ist in Ägypten an die Stelle der namentlichen Befehle getreten. Der namentliche Befehl geht vom Vater an den Sohn, von den Älteren an die Jüngeren in ihrer Lebenszeit, also bestenfalls über ein paar Generationen. Hingegen die Vorschrift ergeht innerhalb des Aions zu ihrer Sternenstunde. Entsprechend der endlosen Zeit, die zählt und beobachtet wird, dehnt sich auch der Welthaushalt des Reichs nicht wie der Aufmarsch eines Stammes von Kriegern[1]. Sondern ein vermessener Weltenraum, rechteckig, alle Rundbauten der Stämme ersetzend[2], ist der Spielraum für das Walten Pharaos. Vielleicht ist es notwendig, ausdrücklich zu sagen, daß dieses Reich nicht mit dem römischen Wort Imperium oder dem englischen Wort Empire übersetzt werden darf, wie es ein berühmter Buchtitel »Des Clans aux Empires« ausdrückt. Roms Imperium lag *vor* der Stadt Rom und schloß sie nicht ein; Ägypten hat seine Hauptstadt mitten drin im Reich, Memphis blickt stromaufwärts und stromabwärts. Es hat sein Reich nicht erobert, wenigstens nicht nach seinem eigenen Bewußtsein. Vielmehr haben die Götter es ihm von Anfang an zugedacht. Und damit dieser Weltenraum und dieser Aion zusammenhängen, wird geschrieben. Dies erste Schreiben hat noch keine verweltlichten alphabetischen Zeichen. Es ist eine Schrift voller sakramentaler Wunder. Ein Rationalist, der Ausgräber Reisner, der alles ägyptische Schreiben für rein praktisch ansah, hat dennoch 1908 bekannt: »The persistance of ideographic writing in the Horus name of the king indicates that the writing of this name was one of the earliest uses to

[1] Der Leser blättre zurück zu dem Aufmarsch eines Stammes im vorigen Kapitel.

[2] Naga el Der I, 124, Nr. 3.

which writing was put.«[1] Natürlich, in diesem Horus-Namen betrat er den Aion des Horus, wurde er ein Glied dieser Ewigkeit, ohne den Namen wäre er nicht in den Aion gelangt.

In den Zyklen der Börse von »Boom« zu »Bust« hast Du ein erhebliches Überbleibsel des Glaubens der Ägypter. Denn wenn Du einem Geschäftsmann es abnimmst, daß wir gerade Hochkonjunktur haben, dann nimmst Du ihm eben damit auch ab, daß es demnächst ein ökonomisches Tief geben muß. Hoch und Tief bedingen einander. Unser eigenes Leben außerhalb dieser Bedingungen kann also nur dann *unbedingt* gelebt werden, wenn wir bestimmt eine innere Heimat außerhalb der Konjunktur haben. Sonst kann die Depression von 1931 Hitler rechtfertigen, und das Wirtschaftswunder Herrn Strauß. Weltkinder aber rechtfertigen sich mit solchen Bedingungen, und am Nil in Ägypten blieb der Mensch das Kind der Konjunktur, des Aions seitdem er den unwandelbaren Stein mit der Hieroglyphe Horus festlegte.

Aber diese Aionenkonjunktur der Nilschwelle, der Saatzeit und der Erntezeit, deren Großartigkeit die Bibel in dem Segen Noahs festhält (denn das Alte Testament sublimiert in Adam und Seth die Stämme, in Noah aber Pharao), hat sich gegen die Stammesversammlungen mit ihren Tänzen, mit ihren Intiationen, mit ihren Ätzrunen leidenschaftlich gewandt. Es hat sie unterdrückt. Nur berufsmäßige Tänzerinnen und ein vereinzelter Tanz des Pharao selber sind von all den reichen Stammesritualien und Tanzfesten übrig geblieben. Die Ritenwelt der Stämme ist im übrigen untergegangen; sie ist ausgerottet worden in dem neuen professionellen Ständereich. Die einzelne Gegend Ägypten ist von Reichs wegen benannt worden. Die Ortsnamen, die wir haben, sind schwerlich vorpharaonisch. Denn jeder Gau wird mit dem Zeichen für Kanal geschrieben, das heißt mit einer Hieroglyphe, die aus dem Reich im Ganzen in den einzelnen

[1] Das ist wörtlich zu nehmen. In die uralte Stadt El-Kab reicht eine nichtpharaonische Siedlung hinein, und sie ist zum Unterschied rund; siehe Anthony Kriesis, Amer. Journal of Archeology 1949, 261 ff.

Teil hinein ergeht. Die Städte Behedet im Norden und Behedet im Süden sind von Memphis aus einheitlich benannt worden. Man sah und schrieb und dachte in Memphis »von Behedet bis Behedet« (statt »von Dan bis Berseba« in dem aionenfeindlichen Israel). Von den Geistern, den Ahnengeistern, blieben nur die Geister von Nechen, wohl wegen ihrer Heimat in des Horus Zentralheiligtum Nechen, im Sprachgebrauch erhalten. Denn sonst mußten sie verschwinden. Götter sind nicht Geister, Geister sind nicht Götter. Es wäre eine Verwechslung, wie wenn Anthropologen die peruanischen und die mexikanischen Pharaonen und Reichskaiser als Indianer-krieger und als Stammeshäuptlinge mißhandelten und mißverstünden.

Götternamen werden geschrieben und auf Stein geritzt. Geisternamen werden auf die Haut geritzt. So wohnt den Geistern wohl eine Dauer inne, aber nur eine Weile. Den Göttern aber haftet ein anderes Verhältnis zur Zeit an, dank ihres Geschriebenwerdens.

Weil Geister mit Stämmen und Geschlechtern der Menschen zusammenhängen, so eignet ihnen ein Stammbaum durch die Zeit von mindestens sieben Generationen, drei nach oben und drei nach unten, mit der lebenden Generation in der Mitte. Entsprechend besitzen Stammeskrieger nur die Erde, die sie erwandern, obschon es oft überwältigend weit ist, was sie im Raum so erwandert haben oder durchwandern. Der Wanderpfad aber ist ihr Landmaß, wie der Kriegspfad ihr Weltmaß. Anders die Ägypter. Hier ist das Maß der Himmel des Aions, so wie er sich dreht, in langsamer, aber über 1460 Jahre hin sich unaufhaltsam bewegender Veränderung. Deshalb hat Horus dem Land Ägypten seine bestimmten Gaue, Tempel, Entfernungen vom Himmel her mitgeteilt. Weil es ein Jahr dauerte, daß Sopdit = Sirius, die größte Kalendergottheit, jeden 19. Juli früh wieder bei der Sonne sich sehen ließ, um das Steigen des Nils anzuzeigen, so schrieb Horus 36mal zehn Tage auf, um die nächste Nilflut zu erwarten. So besetzte seine Priesterschaft jede Tagesdekade mit je einem Dekan, einem Sternbild, das – zunächst wohl nur un-

gefähr — an diesen zehn Tagen frühmorgens bei der Sonne stand und so den Hauptstern, die Sopdit, an ihrem Ehrentage des 19. Juli während je zehn Tagen vertreten mußte[1]. Diese Dekanvertreter, diese Statthalter (woher ja Locumtenens »Leutnant« stammt) der Sopdit wurden mit hocharchaischem Namen geschrieben, wie Siegfried Schott 1936 nachgewiesen hat. Die Aufstellung dieses Reserveoffizierkorps am Himmel muß lange vor jener Heraushebung der Sonne, die wir Imhotep und den Priestern von On zuschreiben, geschehen sein. Sie gehörte eben zur ersten Eroberung der Wiederkehr, zur ersten Fesselung der unsteten Zeit durch die Hingabe an das, was ewig wiederkomme. Auf Erden wurde eine ähnliche Fesselung des Raumes gemeistert. Die Tempelgaue wurden als Kanalbaueinheiten angelegt. Je ein Gautempel entsprach einem Dekan. Horus-Pharao erwarb sich auf Erden die ihn stellvertretenden Priesterschaften, die allenthalben die wiederkehrenden Gezeiten aufschrieben und beobachteten. Und sein Haus Hat-Horus, Hathor, wurde durch die Dekane dauernd gemacht, indem ja diese Leutnants die Sopdit, den Siriusstern, durch das ganze Jahr hindurch gegenwärtig hielten. »Aion« und »Die beiden Länder« waren so allgegenwärtig; nirgends konnte ein Stück Zeit oder ein Fetzen Landes aus dem schönen Kranz des Kosmos herausfallen. Der Kosmos verkörperte ein Immer und Überall. »Immer«, so rief nun der Himmel dem kaiserlichen Willen zu; »Überall«, so bestätigten die Priester allenthalben die kaiserliche Gegenwart.

Für unser Lesen der Texte hat das Bedeutung. Die doppelte Leidenschaft der Schreiber, sich in den Aion und das Reichsgeviert, hineinzuschreiben, entspricht der Leidenschaft, sich aus aller Ahnenfolge, den Totems, den Stammbäumen resolut herauszuschreiben. Wer dies verfehlt, dem zerfällt dies von Tempeln und Zehntsternen zusammengekittete Zeitraum-Floß Ägypten in Dörfer und Ortsgeister, in Dynastien und einzelne

[1] Dazu ein Neujahr von 5 Tagen Dauer. $36 \times 10 + 5$ war also das Jahr. Noch die Latiner hatten 10 Monate zu 36 Tagen. Näheres in *Das Geheimnis der Universität* 1958, S. 201 ff.

Regenten. Wir dürfen das nicht, oder wir verleugnen die Götter, die das Doppelreich erhalten. Wer die politische Geschichte der Pharaonen schreibt, der möge das tun. Aber dir und mir ist diese politische Geschichte gleichgültig; nicht deswegen muß jeder von uns sich über Pharao auch heut noch belehren.

Es wird die Horusreise, auf der er alle seine Folger in die Ewigkeit der Götter hineinführen mußte, uns noch weiter zu denken geben. Heut aber will ich Dich wenigstens kurz vor das Denkmal bringen, in dem das Horusdasein Stein geworden ist, die herrliche Narmer-Schminktafel, die man in der Stadt des Falken, in Hierakonpolis gefunden hat. Sie scheint eine Aushöhlung für die grüne Augenschminke zu enthalten, mit der sich der reisige Horus am Himmel für seinen Weltblick stärken sollte. Es war also ein Weih-Geschenk, mit dem sich das Reich dem Horus überantwortete; in dem es den Gott ausrüstete, damit er das tun könne, besser tun könne, was nur er in seinem blitzartigen Fluge vermochte – nämlich mit einem Blicke das ganze Reich zu überblicken. Durch die Jahrtausende ist das Auge des Horus mächtig über Ägypten. Dem Touristen wird es heut noch aufgedrängt; Du hast vielleicht schon eines selber gekauft. Du wirst aber gut tun, es durch das Wort »Horusblick« Dir zu verdeutlichen, also mit »einem« *Tun »des Auges«*, denn das Wort Auge bedeutet »Tun« in der Hieroglyphenschrift. Und was wir Weltanschauung nennen, ist nicht umfassender, als was dem Falkengott zugetraut, ja anvertraut wurde. Deshalb wurde die höchste Kunst an die Schminkplatte gewendet, die seine Augen schminken durfte. Mit ihr hat der Bewohner des Niltales von den Ätzrunen sinnfällig Abschied genommen und die veränderungsfähige Schminke an die Stelle der unvergänglichen Tätowierung gesetzt. Aus dem beweglichen Zelt wurde damals das steinerne Haus, aber aus der lebenslänglichen Knechtschaft unter die unauslöschlichen Kriegerrunen wurde die erste Freiheit, die eines Wandels ohne feste Beschriftung, eines Wandels durch wechselnde Kleider, wechselnde Kostüme, wechselnde Rollen oder Ämter. Die Schminktafel des Narmer feiert also die Freiheit:

Kein Wunder, daß die göttliche Schrift, die das vermag, auf dieser Tafel bereits als Göttin erscheint: Das Schriftzeichen für die Göttin Seschat, die Göttin des Schreibens und des Vermessens der Bauten, wird auf der Tafel abgebildet ebenso wie Horus. Wir sind in der neuen Götterwelt.

»Das Göttliche aber, ›ntr‹, finden die Ägypter in allem periodisch Wiederkehrenden. Das scheint ihnen die Ureigenschaft des Göttlichen.« So hat es Heinrich Brugsch für uns leicht faßlich schon 1883 ausgedrückt[1]. Sein Zeitgenosse Nietzsche ist schwerlich durch »Zufall« auf die Ewige Wiederkehr gestoßen, als er den gestorbenen Gott wieder erwecken wollte. Die Götter am Nil sind mindestens wiederkehrend; in einer fratzenhaft ungewissen Umwelt zeigen sie der Schöpfung wahres Gesicht dadurch, daß es in ewiger Wiederkehr erkennbar wird. Hölderlin hat dies Attribut, durch das auch wir Menschen am Göttlichen teilnehmen, so besungen: »O Begeisterung, so finden / wir in dir ein selig Grab / tief in deine Wogen schwinden, / still frohlockend wir hinab / bis der Hore Ruf wir hören / und, mit neuem Stolz erwacht, /

wie die Sterne wiederkehren
in des Lebens kurze Nacht.«

»Wie die Sterne wiederkehren«, da wenige Moderne wie die Sterne wiederzukehren hoffen, so stößt der Glaube des Nilreichs auf viele ungläubige Interpreten. Laß uns aber diese erste Einsicht festhalten.

Dein Eugen

[1] Heinrich Brugsch, Thesaurus I, 408.

Zweiter Brief nach Kairo

Walter B. Emerys Vorurteile

Liebe Cynthia,
Die Veränderung im Bilde des archaischen Ägyptens, die in den letzten 30 Jahren Platz gegriffen hat, ist nicht zum kleinsten Teile das Verdienst des englischen Archäologen Walter B. Emery. Er vor allem hat bedeutende Gräber der ersten und zweiten Dynastie neu entdeckt und ausgegraben, so daß die zwei Herrscherzeiten an Farbe und Deutlichkeit unendlich gewonnen haben. Um so mehr bietet seine neue Schrift über »Archaic Egypt« (1961, Penguin) Anlaß, zwischen Emerys neuen Funden und Emerys Mutmaßungen zu scheiden. So berichte ich Dir über sein Buch, um es beispielhaft zur Warnung zu benutzen. Die alte Religion von Seth Horus Isis Osiris besteht für Emery aus drei getrennten. Seth war vor den Pharaonen der wohltätige Gott der Urbewohner des ganzen Landes; Horus war der Gott der Siedler aus dem Süden; Osiris wurde in Busiris, im Delta, zuerst verehrt und zwar als lokaler König. Alle drei Sätze muß ich falsch nennen. Wie könnte eine Urbevölkerung, die — laut Emery selber — nie zusammengehangen hatte, an ein über 1000 Kilometer gleichförmig gebildetes, mystisches, d.h. in einem vor der Erfindung der Schrift nie gesehenem Bilde wiedergegebenes Zeichen schon geglaubt haben? Wie konnte Horus vom ersten Tage an an der Nordspitze des Delta und der Südspitze Oberägyptens Behedet genannt werden, es sei denn, beide Teile wurden vom ersten Tage an als sein Gebiet ausgerufen? Es ist eigentlich erfreulich, daß Emery die volle Inkonsequenz der herrschenden Lehre so kraß ausspricht: »Es scheint wahrscheinlich, daß die Eingeborenen des Niltales noch weite Gebiete des Niltales besetzt hielten, wo sie Seth, den Gottkönig Ägyptens vor der Ankunft der Horusverehrer, anbeten.« [1] Dies

[1] Archaic Egypt, S. 95.

ist genau die mythische Verdoppelung der Gegenwart in die Vergangenheit hinein, die uns die Reichsannalen auf dem »Palermo-Stein« vorreflektieren, wenn sie vor die Regierung des Menes eine endlose Doppelreihe von Königen für je Oberägypten und Unterägypten ansetzen. Emery folgt diesem Mythos[1] und glaubt an einige Jahrhunderte zweier Regierungen, der einen in Oberägypten, ohne den Schatten eines Beweises und gegen alle von ihm selber angeführten archäologischen Funde. Wie konnte die Errichtung des Djedpfeilers als Nilmessers bei Kairo und die Zusammenfügung der Gaue als Glieder des Osiris und die Pflege des immer toten Vaters Osiris durch den immer lebendigen Sohn Horus-Pharao immer gefeiert werden, es sei denn dadurch, daß Horus (Pharao) und seine Mutter Hathor als Isis, genau wie das ihre Hieroglyphe aussagt, den Osiris aus seiner Zerstückelung während Seths jährlicher Herrschaft (der 120 Tage der Dürre) in Stand setzten und ins Leben riefen? Emery ist so fest gefahren in der stehenden Redensart von den Lokalgöttern, daß er den Widerspruch zwischen den Geistern der allerdings örtlichen Stammeszeit und den Göttern des Schriftreichs nicht anerkennt. Aber auch die Kluft zwischen Menes und der vierten Dynastie füllt er rein spekulativ aus. Das zeigt seine Behandlung der am Herrschergrab der ersten Dynastie gefundenen Barke. Er nennt sie Sonnenbarke und sieht die Seele Pharaos auf ihr der Sonne folgen.

Es steht aber fest, daß die Horusbarke jahrhundertelang jährlich von Assuan nach dem Delta ihre Süd-Nord-Fahrt antrat, ehe noch die Sonne auf einen Ost-West-Kurs in Nachahmung der Horusreise gesetzt wurde, mit Seth als ihrem Vorkämpfer und einem fingierten Gegner, dem Ungeheuer Apophis, als Feind. Die Sonnenschiffahrt ist 500 Jahre jünger als die des Pharao. Sie war ein Luxus, der für den Tag die Anrainer, die festsiedelnden Bauern, dafür tröstete, daß sie nicht an der auf-

[1] In Japan, Yucatan, Mexiko trat eine ähnliche Rückwärtsprojektion ein. Sie lebt gereinigt in unserem *vor Christi Geburt* weiter! Es hat nie irgendeinen dieser Herrscher gegeben.

regenden Süd-Nord-Bewegung teilnahmen. Der Sonnenkult übertrug – ähnlich dem Kult der Gottesmutter Maria im Alltag der Gläubigen zum Unterschied vom heroischen Märtyrervorbild ihres Sohnes an den hohen Tagen – was im Horuskult nur für das ganze Jahr galt. Auch hier mußte dem Hochkult der seltenen Tage ein Alltagskult an die Seite treten. Die Sonnenbarke fuhr nämlich täglich! Die Hieroglyphe für Ra, den Sonnengott, ist die Hieroglyphe für den einzelnen Tag. Die Reichsreligion aber hat immer nur mit dem Erntejahr zu tun gehabt. Daraus folgt: die aus der ersten Dynastie ausgegrabene Barke besagt uns nicht ohne weiteres dasselbe wie die vier Barken, die später in Ost, West, Nord und Süd jeder Pyramide zu stehen kamen. Diese vier waren freilich Sonnenbarken. Aber da man nur eine Barke für die Zeit der ersten Dynastie gefunden hat und diese nach Norden weist, ist diese also die Prunkbarke des Horus auf der Längsreise. Ist es zulässig, sie mit vier zu multiplizieren, so als sei die Sonnenliturgie von Heliopolis-On, in der die Sonne, die von Osten nach Westen läuft, den Horus nachahmt, gleichen Alters wie die Horusliturgie? Vielleicht ist der Palermostein der beste Richter in dieser Sache. Denn er erwähnt die Sonnenbarke als neu eingeführt. In der zwölften Dynastie noch hat Amenemhat, der letzte Pyramidenbauer, auf seinem Pyramidion die Nordrichtung ausgezeichnet, so daß Horus hier die Sonne auf seinen Flügeln nordwärts trägt. Mithin war die Sonnenbarke zweiten Ranges.

Ein ähnlicher Kurzschluß Emerys deutet das Auftreten des Sethnamens und Sethzeichens bei Pharao Perabsen auf eine Konzession an die – anderweit uns durchaus unbekannte – Religion der Ureinwohner. Ich übergehe, daß Emery hier wieder Geister mit Göttern verwechselt. Der Hauptfehler ist seine auch hier ihm natürliche Verwechslung von weltlicher Politik mit Glaubensfragen. Weshalb soll nicht eine Hungersnot, eine Bedrohung des Erntezyklus den Versuch einer besseren Behandlung Seths hervorgerufen haben? Weder mit Urbevölkerung oder Aufständen braucht es zu tun zu haben, wenn ein Alleinherrscher aus

dem jährlichen Siege des Horus über Seth, aus dem »Unal« des Siegers, einen Dual zweier Wechselmächte umzubilden trachtete. Die jährliche Versickerung, Austrocknung, Dürre war das fürchterliche Schauspiel, das die Herzen jedes Jahr erzittern machte. Deshalb ist das eine Amt, das durch das ganze Land vom Herrscher ausgeht, das Amt des Kanalgräbers, des Gaufürsten. Trotzdem kann Emery (S. 109) schreiben: »Das ganze Land war in Gaue oder Provinzen geteilt; das waren Überbleibsel der Stammesgebiete früher. Die Gouverneure dieser Provinzen waren vielleicht Nachkommen der früheren Stammeshäuptlinge – – – –.«

An dem Beispiel eines so großartigen, bewunderungswerten Ausgräbers wie Emery kannst Du sehen, daß ein Land bewässern, in dessen Teile ein Herrscher Kanalgräber aussendet, und ein Grab nach dem anderen ausgraben, zwei Dinge sind, die wir getrennt zu halten haben.

Man kann sich an einem Ort eingraben; wer aber eine Pyramide ausgrübe statt eines gewöhnlichen Grabes, der grübe ein Himmelreich aus, nicht einen Platz.

Du bist in Kairo; da bist Du genau in Emerys zweideutiger Lage, und ich möchte Dir einen Ariadne = Faden knüpfen, damit Du weißt, wo Du bist. Du kannst ja bei Deinem Aufenthalt in der Fremde sehr verschieden werten: »Ich bin im alten Ägypten«, oder »I am in the Near East«, oder »Ich bin bei Nasser«. Es ist kaum zu glauben, was für verschiedene Worte einem je nach diesen drei Grundsätzen über die Lippen kommen.

Laß mich das einmal so ausführen, daß Du die Vorurteile Emerys zu Deinem Vorteil nutzen lernst.

Tritt an den Nil und die Pyramiden und an die Tempel am Nil heran mit diesen vier unverrückbaren Unterscheidungen:

1. Der Punkt, den Dein Fuß betritt: der Ort.
2. Ein 1/36 des Reichs, in dem ein Tempel das Gesamtreich vertritt: ein Gau.
3. Die Länder, welche die Nilflut befruchtet: das Doppel-Reich.
4. Die Welt, die Sonne und Mond bescheinen: das Universum.

Weder um 4. noch um 1. geht es in unseren Quellen vor Moses und Echnaton; dem Ort und dem Universum hat kein Menes, kein Narmer, kein Peribsen oder Zoser seine Sorgen zugewendet.

Wir Heutigen können uns weder den geometrischen Punkt noch das Universum aus dem Sinne schlagen. So kannst Du zwar *in* Ägypten weilen, darfst aber doch nicht ganz *von* Ägypten abhängig bleiben, sondern mußt auch aus Ägypten herausfinden. Was Du so gewinnst, mag ein erstes Beispiel erläutern. Du kennst aus der Schule den Pythagoräischen Lehrsatz, daß die Quadrate über den Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks in ihrer Summe dem Quadrat über der Hypotenuse gleichkommen. Den Griechen verdanken wir es, daß wir diesen Lehrsatz als $a^2 = b^2 + c^2$ schreiben können. Am Nil war der Satz bekannt; aber die Ägypter darbten des großen griechischen Vorteils des Vergleichs. Die Priester an der Cheopspyramide hatten dieses Maßverhältnis erfaßt, aber sie schrieben die drei Seiten des rechtwinkligen Dreiecks als Horus, Isis und Osiris auf. Hier steckt der Unterschied zwischen Memphis und Athen. Die unbestimmten Pronomina, also die Idee einer noch vor der Benennung liegenden Natur der Dinge, haben erst die Griechen erfinden können[1] dadurch, daß sie 250 aufeinander eifersüchtige Gemeinwesen bildeten, zu klein, um allein zu denken, zu zahlreich, um nicht vieler Völker Städte und Reiche zu vergleichen. So wurden die Griechen zu Idealisten! Sie haben verglichen und dann verallgemeinert. Umgekehrt haben sich unsere besten Ägyptologen in Ägypten so eingeschanzt, daß sie über Ägyptisches nur rein ägyptisch berichten wollen. Das hat seine Vorzüge, aber es verengt auch die Entdeckungen. Dem großen Wörterbuch der Akademien fehlen z. B. die Wörter für Dreieck und Rechten Winkel, und auch bei den Götternamen Isis und Osiris fehlt die übertragene Bedeutung für die Dreiecksseiten.

Wirf einen Blick auf das homerische Epos. Es hat die Griechen

[1] Näheres in »Vollzahl der Zeiten« = Soziologie II.

zusammengehalten durch viele Jahrhunderte; am Rezitieren griechischer Verse erkannten sich die letzten Insurgenten gegen das vordringende Rom. Nun, wie beginnt der Sänger? Anders als die Priester hebt er an; denn beim Priester läuft die Liturgie vom ersten bis zum letzten Glied in unwiderruflicher Ordnung. Homer aber singt irgendwann und irgendwo, und er bittet die Muse, die geschmeidige, liturgiebefreite Sangeskraft der Musik, »irgendwoher«, anders ausgedrückt: »mitten drin« anzufangen. Fang von irgendwoher an, ruft der Rhapsode seiner Göttin zu; das wäre im Ritual eines Gottesdienstes undenkbar. Es wäre Lästerung. Die Musen sind um so viel menschlicher, um wieviel unbestimmter ihre Liedertexte bald hier, bald da einsetzen dürfen. Man hat den Unterschied gottesdienstlicher und musischer Poesie nicht sehr oft klar ermittelt. Man hat angenommen, er verstehe sich von selbst. Ach, das tut er nicht. Denn wir sind alle Gymnasiasten, sind also alle Griechen; bei denen kommt die Poesie vor dem Kult. Die befreiende Tat des griechischen Geistes war eben dies Unbestimmtlassen des Einzelfalles, war die Kraft zur Verallgemeinerung. Diese Verallgemeinerung ist freilich immer nur eine einordnende, begrenzende, die den schöpferischen Taten nur folgen kann. Sie ist Leistung, aber zweiten Ranges. Die Verallgemeinerung bringt Entwurzelung. Den Begriff »Gebet« z. B. kannst Du erst bilden, nachdem Du Gebete am Nil, Gebete der Leviten, Gebete der Griechen und das Vaterunser zum Vergleichen vor Dir hast. Der Begriff »Gebet« kostet Dich deine Einwurzelung in eine bestimmte Liturgie [1]. Umgekehrt, daß es diesen Bereich »Gebet« bei allen Kulten auszusondern lohnt, das kann Dir so lange entgehen, wie Du immer in einer Ordnung Dich bewegst, während Du betest, wenn Du also von einer einzigen Lebensordnung befehligt wirst. Die Ägypter haben sich Pharao und die ihn in tausend Abstufungen vertretenden Priesterschreiber als in dauerndem Verkehr mit den anderen Mitgliedern der Götterfamilie befindlich vorgestellt, die

[1] Heilers Buch über »Das Gebet« kostete ihn seinen Kirchenglauben.

Götter waren korrespondierende Mitglieder des Großen Hauses! Dieser innere Verkehr im Götterhaushalt hat keinerlei Vergleich mit einem nichtgöttlichen Schriftverkehr zugelassen. Der gesamte erste Äon der ägyptischen Geschichte schreibt den Göttern Gebete. Nun unterscheiden sich Gebet von Poesie wie Ägypter von Griechen: ein Gebet muß rituell mit Anfang, Mitte und Ende der Gottesverehrung, des Kultes, ablaufen. Hingegen darf, ja muß der Poet »irgendwo« beginnen. Wir aber sind so »vergriecht«, daß in allen Definitionen von Kult-Poesie und weltlicher Poesie dieser grundlegende Unterschied weggeblieben ist. Alle kultische Poesie hat, wie man gelehrt heute zugibt, einen »Sitz im Leben«. Was aber hinter diesem skandinavischen Ausdruck gemeint ist, das ist die Formenstrenge der Äußerung. Bereits ein Brief unter uns hat Anrede, er hat ein Datum, Adresse und Unterschrift, Einleitung und Mitteilung und Schluß. Ein Brief an die Götter an der Tempelwand ist noch formenstrenger. Er ist zeremoniell. Was aber ist zeremoniell anderes, als daß Anfang, Mitte und Ende nie ihre Plätze vertauschen dürfen! Die Worte, die Sätze, die Namen, die geschrieben werden, sind unter Zeitzwang vorgeschrieben und staben einander mit Zwangsgewalt hervor. Der Götterdienst ist ein »tanganom«[1], ein aus uns mit eherner Zange die Sätze herauszwingender Prozeß, in dem die richtige Reihenfolge entscheidet. Wo hingegen den Dichter die Muse begeistert, darf er irgendwo anheben und irgendwann enden. Nicht auf Versmaß und Reim und Inhalt und Wortform ruht der Unterschied zwischen Kultsprache und poetischer Sprache. Auch der Abstand von mündlich oder schriftlich ist nicht entscheidend. Aber eine feste Ordnung des Verlaufs, eine unverbrüchliche Reihenfolge hebt jedes Zeremoniell von jeder weltlichen Poesie ab. Nun sind wir von den Griechen seit Homer das »irgendwo« angefangen und »irgendwann« enden so gewöhnt, daß uns an den Texten der Niltempelwände das Zauberische und Stereotype kalt läßt. Das Zeremoniell –

[1] Lex Salica 92.

man erzählt, ein König von Spanien sei verbrannt, weil bei einer Feuersbrunst in seinem Schlosse der Höfling fehlte, der ihm das Hemd anzuziehen hatte; der Hosenträger und der Rockumwerfer konnten ohne den Hemdenhalter nichts tun — So fängt auch im Zeremoniell von Memphis die ganze Erschaffung des Reiches jedesmal von vorn an. Kein Akt läßt sich überspringen, keiner auslassen. Jeder Pharao muß das Große Haus wieder werden, immer wieder werden, Millionen Male, Tausende von Malen, Dutzende von Malen. Je öfter das Zeremoniell wiederholt wird, desto herrlicher bewährt es sich. Hingegen je seltener Poesie wiederholt wird, desto origineller wirkt sie. Sie sitzt nicht ehern im Kalender fest. Die Auslegung der Hieroglyphen hängt also an zwei vorgriechischen Regeln: Nichts kann verallgemeinert werden, weil alles unvergleichlich dünkt und zum ersten und einzigen Male auf ägyptisch erlebt und konjugiert und dekliniert wird. Alles muß endlos zu seiner Zeit wiederholt werden, weil kein späterer Akt ohne alle vorhergehenden Akte des Zeremoniells erreicht werden kann in der Reihenfolge des Anstands und des Kults.

Wir laufen also Gefahr, in die Hieroglyphen sei es zuviel, sei es zuwenig »Allgemeines« hinein zu lesen. Ein Beispiel: Eine neue wissenschaftliche Darstellung der Nilreligion behauptet, viele Orte am Nil hätten in ihren Tempeln je einen Falkengott örtlich verehrt. Später sei der Horusfalke, der Reichsgott aus Hierakonpolis, mit diesen lokalen Falkengöttern verschmolzen worden. Die Ursache für dies Mißverständnis ist die Verwechslung der Präposition »in« mit der Präposition »von«. Hier hat zu großer Respekt vor dem Spezifischen des »von« irregeführt. Vier Dutzend Falkengötter wurden erfunden, nur um die Eine Größe »Horusfalke« nicht anzuerkennen. Und doch war nur ein Gott Horus da. Es ist wahr, daß in diesen zahllosen Orten der Falkengott verehrt wurde, eben Horus. Aber nie war er ein Gott von Hne oder von Nechen; er war in Edfu, in Memphis; dorthin geriet er auf seinem Fluge von Behedet nach Behedet. So nämlich hießen die Grenzorte des ältesten Reiches. Sie hießen Behedet

mit ein und demselben Namen und mit ein und demselben Schriftzeichen, um die von Memphis aus anvisierten Grenzen des neugestifteten Reiches im Süden und im Norden zu bezeichnen. Für diese Absteckung des Reichs wurde die Gunst des schnellsten Seglers der Lüfte angerufen. Die Flut schenkt ja die Einheit wie Horus. Horus sitzt in des Pharao Prunkbarke, herrlich geschnitzt. Er eilt wie die Flut. So eilt nur der Falke, wie Du in Brehms Tierleben nachlesen mögest. Die vielen Falkengötter des Dr. Bonnet hat es nie gegeben, schon wegen der einen einzigen Schrift für ganz Ägypten nicht. Sondern nur jenen einen Falken, der so schnell fliegt und so machtvoll, daß er die einheitliche Reichsschrift überall rechtfertigt und nötig macht. Auf seinen Flügeln kann er ja die hilflose Sonnenscheibe dorthin tragen, wohin Helios aus eigener Kraft nicht dringen kann, gen Norden. Überallhin wirft er seine Augen gleichzeitig. Aber soviel vermag ein Akt der Willkür, der »in« mit «von« verwechselt, daß noch heut kein einziger Ägyptologe von meiner bescheidenen Erinnerung Notiz genommen hat, es sei das Schreiben des Horus, des Reichsgottes, den jeder Pharao selber leiben und leben muß, um Pharao zu werden, das Urphänomen, aus dem das Reich und seine zwei Hälften entsprungen sind. Denn die ewige Getrenntheit zwischen Sonne und Mond einerseits und der nördlichen Hälfte des Himmels andererseits habe diesen Glauben an des Falken Göttlichkeit hervorgerufen. Nur Horus und die Niflut strömen von Süden nach Norden. Das heißt, sie tun beide genau das, was am Himmel weder die Sonne noch der Mond vermögen. Der siegreiche Falkengott, Vogel und Herrscher in einem, kann aber beides: im Osten, Westen, Süden kann er erscheinen wie am Himmel Sonne und Mond; im Norden kann er erscheinen wie die Nilflut 120 Tage lang auf Erden. Deshalb ist er eine Offenbarung der Gottesmacht, die ihm den Rang mit und über Sonne und Mond verleiht. Pharao ist ein Doppelgott. Mit zweimal »Aufgang«, cha, wird er daher geschrieben, da wo der Sonne nur einmal das Zeichen der Epiphanie zugebilligt wird. Aber ehe wir den Lauf des Horus am Him-

mel und auf Erden verfolgen, will ich Dich zurückhalten bei jener Verwechslung der Worte »von« und »in«. Es sind das dünne Worte. Man hat sie als Formworte abgehoben von den Dingworten für Haus, Pferd, Hund, Falke, Katze usw., aber auch von den Zeitwörtern schlagen, schreiben, laufen, schwimmen, rufen usw. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Formworte in den noch zu entziffernden Schriften die größten Schwierigkeiten machen. Der Entzifferer begreift eher ein Dingwort oder Zeitwort als die dünnen, ungreifbaren Formworte, und so rät er zuerst auf eine Sache oder ein Tun, bevor er auf Worte wie »von«, »als«, »aber« und dergleichen verfällt. Auch im Verhältnis zwischen Horus dem Falken und seinem Leib und Leben als Herrscher in Memphis – über alle Tempel seines Doppelreichs — hat das Schriftzeichen unter der schweren Zugänglichkeit zu den Formworten gelitten. Trenne »den Gott in« von »dem Gott von«. Sonst geht es Dir wie dem Narren Ampelius mit seinen neun Heras und sieben Athenes im dritten Jahrhundert nach Christus, als eben niemand mehr glaubte, es sei derselbe Zeus auf dem Olympos wie in Olympia wie auf dem Ida zu Hause, Apollo auf Delos und in Delphi werde gerade deshalb an beiden Stätten verehrt, weil er der Gott der Männerliebe auf den langen Fahrten im Archipelagus war usw., usw. Im letzten Briefe wirst Du noch mehr darüber erfahren.

Von Rußland ging in meiner Kindheit das Wort um: Der Zar ist glanzvoll in St. Petersburg, stark in Moskau, mächtig in Kasan, unüberwindlich in Tobolsk. Trotzdem waren da nicht vier verschiedene Zaren. Also die Tatsache, daß in jeder Stadt am Nil der Gott einen verschiedenen Beinamen hatte, zerstörte durchaus nicht die Einheit seiner Göttlichkeit. Die Heilige Mutter von Czenstochau ist trotz aller Pilgerfahrten nach Czenstochau ein und dieselbe Jungfrau Maria des Evangeliums. Selbstverständlich entarten alle räumlichen Niederschläge des Geistes sehr oft; Landesuniversitäten, die den Herzog von Cumberland 1950 als Protektor anrufen, Landeskirchen, Ortskirchen, entarten vor unseren Augen. So hat auch am Nil der örtliche Stumpfsinn Or-

gien gefeiert. Aber mit der echten Begeisterung hat es angefangen. Ohne den Einen Geist, der Peter und Paul nach Rom trug, wäre Rom heute noch heidnisch, und ohne Horus gäbe es noch heute nicht das Haus der Gottesstimme des Ptah, aus welchem Namen zuerst phönizisch und von da her auch griechisch der Name Aigyptos stammt[1].

Leute, die Götter in Lokalitäten einsargen, wundern sich auch, daß die Ägypter wußten, daß die Götter sterben und auferstehen. Jener Berliner Professor, der diesen Glauben »kindisch« fand, lebte immerhin in einer christlichen Überlieferung, die von dem Tode Gottes ausgeht und in der die Hasser jeden Juden als Gottestotschläger beschimpfen. Wie kommen wir also dazu, uns vor einem solchen Gelehrten zu rechtfertigen? Religionsgeschichte ist durchaus nicht beweisbar für die, welche kein Organ dafür besitzen, genausowenig wie die höhere Mathematik von allen Oberlehrern verstanden wird. Das wichtigste Wissen ist durchaus nicht jedermann zugänglich, sogar nicht Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften. Damit müssen wir uns trösten.

Sieh Dir lieber noch einmal die Schriftzeichen an, mit denen Gau und Reich geschrieben werden. Für den Gau ist es der künstliche Bewässerungsgraben, also der von der Zentrale herausgesonderte, geplante und ermöglichte, in den Bezirk hineinragende Beweis zentraler Waltung, an dem Du weißt, es sei von einem der Gaue die Rede. So kommt der Geist des Ganzen in die Provinzen. Der älteste Titel der Gauvorsteher oder Landräte ist »Gräber des Kanals«[2]: Die Einheit des Reichs wird umgekehrt im Vollzug aus zwei Teilen geschildert. Die Hieroglyphe für Ägypten besteht nämlich aus dem Dual zweier Zeichen für Land. Es ist also das ungewöhnlich vereinte, das zusammengeführte, aus seinen Bestandteilen verschmolzene Ägypten, seine Vollzugsorder sozusagen, welche in der Schrift das Vollzogene

[1] So zuerst Heinrich Brugsch. Jetzt René Dussaud, Egypte et Egée, Paris, Académie des Inscriptions 1938, S. 537.

[2] Juncker, Geschichte der Ägypter, S. 15.

bezeichnet[1]. So sind »Ägypten« und »Gau« in die Schrift beides als Zeichen für die Richtung auf ein Ganzes oder die Herkunft aus einem Ganzen eingegangen. Wer nun in die Gautempel oder in die Hauptstädte Memphis, Kus, Heliopolis Lokales hineinliest, den trifft die Beweislast. Ein Fehler, der oft begangen wurde, war, statt Horus in Edfu zu lesen, Horus von Edfu zu interpretieren[2]. Schon war er damit zum Lokalgott umgedeutet. Aber kein einziger der Lokalkultdeuter von Sethe bis Helck hat die Beweislast auf sich genommen, oder hat »von« und »in« auseinandergehalten; und damit verstoßen sie gegen die erste methodische Lehre beim Lesen einer für ganz Ägypten gültigen, nirgends örtlich auch nur die leiseste Abweichung zulassenden Hausschrift des Großen Hauses Pharaos[3].

Wo immer Du nun von Kairo aus hinfährst, gerätst Du in eine 3000 Jahre lang geübte Landesvorschrift, um eine und dieselbe Haushaltung über 1500 Kilometer durchzuführen. Dieses Reiches Lebensbedingungen: Hydraulik auf Erden, Kalender am Himmel schützen vor dem Hunger. Deshalb wechseln die Götter des Landes nicht. Sie haben nämlich den Ägyptern vorgeschrieben, die Pyramiden zu bauen, wegen derer wir noch heut nach Ägypten reisen genau wie Herodot. Denn wir Menschen fürchten die Zeit, aber die Zeit fürchtet die Pyramiden. Die Pyramiden bezeugen, daß die Zeit nicht weitergeht, sondern wiederkehrt. Die ägyptische Schrift ist Vorschrift, Befehl für die Ewigkeit, für einen Äon. »Gott befohlen« wäre daher die zutreffendste Verdeutschung des Wortes Hieroglyphe. Wir Modernen befehligen die Natur. Bei uns wähnt sich das schreibende Subjekt daher der Natur gegenüber, und weil es das wähnt, weil

---

1 Sehr schön wird dieser Dual erläutert von Eugène Grébaut, Hymne à Ammon Ra, Paris 1874, S. 165.

2 Kees, Göttinger Nachrichten 1929, S. 58.

3 Die Zahl der Kanaldistrikte ist von 36 auf 42 nach der 2. Dynastie vermehrt worden: Dykmans, Histoire Sociale et Économique III, 56. Die Landwirtschaft wurde eben unermüdlich verbessert. Vgl. Eberhard Otto, Ägypten, 2. Auflage, S. 120.

ein Ägyptologe vor der Pyramide steht, hält er sich selber für fähig, sie richtig zu beobachten, genau zu beschreiben, wahrheitsgemäß zu bestimmen. Aber das ägyptische Subjekt ist selber in Bewegung gesetzt. Es ist in ein Götterhaus eingegliedert; es wird berufen; es ruft an; es »schreibt« seine Antworten auf den Stoff der Welt.

Das Verschwinden der Ätzrunen in Ägypten nehmen wir zwar wahr und wir können uns leicht vorstellen, mit welcher Gewalt es durchgesetzt werden mußte. Zum Beispiel erscheinen die gefangenen Feinde ohne diese ihre Beschreibung, weil Runen ja eine geistige Macht bezeugen, die der Sieger leugnet und die er ausrottet. Das Alte Testament bezeugt seinen Abscheu vor den Ätzrunen, aber da es auch die Bilder der Ägypter verwirft, so scheint Israels Abscheu vor dem Tätowieren nicht übertragbar auf die Folger des Horus. So will ich wenigstens einen Text hier einfügen, der stellvertretend Dir den Abscheu Pharaos nahebringen kann.

Im Jahre 786 unserer eigenen Zeitrechnung beschrieb ein Gesandter des Papstes Hadrian seinen Herrn, was er den Angelsachsen auferlegt habe:[1] »Was immer vom Ritus der Heiden übrig ist, soll ausgerupft, verachtet, abgeworfen werden. Gott hat uns schön in Schmuck und Eigenart gebildet. Die Heiden aber haben in einem Teufelstrieb die gräßlichsten Narben auf den Leib geritzt. Dem Herrn tut der Unrecht, der sein Geschöpf entstellt und schändet.«

Die Bibel, die ja gleichzeitig gegen Stämme und Reiche das Kommen des Weltschöpfers proklamiert, hat beides verboten, die Ätzrunen und die Hieroglyphen. Dadurch ist es uns schwer gemacht, den Kampf der »Anschreiber der Welt« gegen die Ätzrunen auch nur wahrzunehmen. Der Brief des karolingischen Kardinals ist für uns so interessant, weil er ja unmittelbar wie ein Minister Pharaos argumentieren mußte: Georg von Ostia zitiert nicht das Alte Testament. Aus jeder Geschichtsstufe wird

[1] Der Brief des Kardinals Georg von Ostia steht in Monumenta Germaniae Hist., Epistolae Aevi Caroli IV, 26.

eben sowohl ausgeschieden wie beibehalten: Die alten Verwandtschaftsnamen behält der Gottkaiser bei, das Ätzen fällt weg. Auch die herrlichen Masken dürfen bleiben, diese höchste Vollendung der Stammeskunst. Diese Ausdrucksweise der Vorzeit erreicht sogar jetzt erst ihre höchste Vollendung. Indessen kein Gleichzeitigkeitswahn darf uns verführen, die Goldmaske des Horus, dies Meisterwerk aus Hierakonpolis, mit der Narmerpalette chronologisch zusammen zu sehen, nur weil sie zusammen ausgegraben wurden und weil sie auch im äußeren Sinne wohl »gleichzeitig« entstanden sind. »Gleichzeitig« ist doppelsinnig.

In dem Sinne des Datums ihrer Anfertigung sind sie es vermutlich. Aber die eine der beiden Kostbarkeiten, die Horusmaske, schließt ab; die andere, die Narmerpalette, eröffnet. Masken hat jeder Stamm erzeugt. Und ob in Bali oder im Norden des Stillen Ozeans, allenthalben erreichen diese Masken hohe Vollendung. Das Gold mag die Falkenmaske wertvoller machen, aber nicht kunstvoller als anderwärts eben Masken sind, weil sie allenthalben den hingebendsten Glauben ihrer Zeit inkarniert haben. Hingegen die Steinpalette beginnt und eröffnet und legt den Grund zu aller Schreiber-Religion der nächsten dreitausend Jahre. Das Zusammenkommen dieser beiden köstlichen Denkmäler unserer Vorzeit warnt Dich also gegen eine billige »Chronologie«, »gleichzeitig« im technischen Sinne des einzelnen Belegstückes sei auch »von gleicher geistiger Angehörigkeit«. Nein, in jedem Augenblicke der Geschichte findet sich vieles total ungleichzeitig Entstandenes miteinander, und ich war genötigt, auf englisch den Terminus »dis-Temporary« einzuführen, um unsere durch die Zeitungen verrückt gemachten »Zeitgenossen« zu warnen, daß in Hitler ein vor-homerischer Mensch der Algonquin oder Sioux aufgestanden sei: Er trug alle Züge der Tätowierer. So war aber auch jeder Jude bis zur Errichtung des innerchristlichen neuen Staates Israel ein vor-christlicher Mensch, der eigenen Absicht nach. Unter uns ist Bultmann ein Grieche, aber Dietrich Bonhoeffer ein heutiger Mensch. So ist das Zeitenchaos

in jedem Momente groß. Gerade das aber soll sein; zwar kann das mörderisch ausgehn; aber es hilft uns nichts: Alle Zeiten sind gleichzeitig zu Gott, hat Ranke das ausgedrückt; als ich den alten Weisen dafür zitierte, wurde ich von denen, die Ranke daraus nicht wiedererkannten, als ein kompletter Narr bezeichnet. Aber wir sind entweder ein großer Mensch von Adam bis zum Jüngsten Gericht oder wir hörten auf, Mensch zu sein. Jede Schriftart, ob Maske, ob Steininschrift, ob das Kreuz unter dem INRI, ob der Ehering oder das Manuskript sollen uns in das Buch des Ewigen Lebens einschreiben. Mit allen Mitteln und Zeichen beleben wir die heilen Seelen jeder Vergangenheit, damit sie uns den Atem in unserem sterblichen Leibe anzufachen helfen. Die Masken durften bleiben, die Tätowierung mußte fort. Die Poesie durfte aus Hellas bleiben. Der Entheiliger des Leibes, Plato, muß fort. Und so fortan. Das Sieb muß in Kraft bleiben. Hitlers ungesiebtes Apachentum zwang Kommunisten und Kapitalisten, sich gegen ihn zu verbünden. Denn das ungesiebte Unvordenkliche darf nie wiederkehren. Aber nie ist eine ganze Zeit so ganz ohne Erbsieb wie die zwölf Jahre Hitler. Seine Opfer werden leben, als unsere Märtyrer. Dazu dient also heut wie vor fünftausend Jahren die Schrift. Sie hebt das bleibende, das nie sterben darf, in das Licht der Ewigkeit.

Dein Eugen

Dritter Brief

Sopdu und Sopdit

Liebe Cynthia,

Stammespfade und Kriegspfade wurden umgewandelt, weil ein Reich Himmels und der Erden nunmehr in Dekane und Tempelgaue sich gliedern ließ. Der erste Brief hat Dir den Schritt über die Ätzrunen der Stammeskrieger in die Hieroglyphen nahegebracht. Nun aber, unverzüglich, mußt Du wohl darauf achten, was diese Verreichlichung *nicht* in sich schloß. Sie schloß nicht in

sich, daß dem Reichsganzen der wirkliche Himmel und die wirkliche Erde gleichkamen. Das Universum und das Nilreich oder das Inkareich oder das Romreich wirken dann alle universal, wenn sie sich über erwanderte Räume und ererbte Zeiten in ihren neuen Reichsstraßen abheben. Ein Aion und ein tausend Kilometer langes Gebiet: die wirken im ersten Augenblick allerdings als »universal«, verglichen mit den Jagdgründen der Apachen oder der Masuren. Aber jenseits ihrer Größenordnung wurde das wirkliche Universum noch nicht anvisiert. Darum gilt es, für die Ausdrucksmittel in unserer Sprache und in unserer Schrift Reich und Universum voneinander abzuheben. Der Horuskaiserpapst selber hat lange Zeit diese Unterscheidung übersehen oder doch gering geachtet. Die großen Krisen ägyptischer Geschichte stammen aus der Schwierigkeit, den Anspruch des wahren Universums des Schöpfers und die Ansprüche des dialektischen Universums des antistammlichen Horus auszusöhnen. Du kannst Dir denken, daß gerade die alten Schriftzeichen da besondere Schwierigkeiten bereitet haben. Denn in ihnen fiel Reichsgott und Weltgott zusammen. In der Tat setzt mit der dritten Dynastie ein Ausbau der Schrift ein, um in das wirkliche Universum aus dem liturgischen Universum heraus zu gelangen. Was man die Sonnenreligion von On sehr fälschlich nennt, ist ein solcher Korrekturversuch. Er hat von Imhotep bis zu Echnaton gewährt. Dann hat man ihn aufgegeben.

Zuerst aber erfreue Dich heute des ersten Gelingens. Denn alle die wirklichen Pylone und Tore, Portale und Mauern werden Dir nun Eintritt verschaffen in die Welt der Ewigkeit, des Goldes und des dauernden Lichtes, die von dem Glauben der Folger des Horus errichtet worden ist. Der Kosmos, den sie errichtet, spukt noch heute im »Leben nach dem Tode« und »Gräberkult«, und viele Ägypter leben unter uns und, meist ohne es zu ahnen, wähnen sie wie die Ägypter, nie zu sterben. Ihre großen Entdeckungen der Zeitalleen durch Tausende von Jahren und der inneren Heiligtümer, die sie dem Chaos abrangen, hab ich Dir wert zu machen versucht. Nun können sie Dich unmittelbar an-

sprechen. Segle auf dem Nil. Nur dort wirst Du fähig werden, die Unermeßlichkeit des Auftrags zu gewahren, den die Tempelbauer übernahmen.

Weil Du an Ort und Stelle bist, braucht mein Brief heute nur das Eine hinzuzufügen, was dort fehlt: die Wende, deren Einwendung oder Anwendung Ägyptens Ruhm ausmacht. Die Ägypter haben das Chaos abgewendet. Sie haben Zeiträume geschaffen nach einem vorher unbekannten Gesetz. Diesem Gesetz unterstehen alle Zeiträume unseres Geschlechts. Seine Erkenntnis hilft nach zwei Richtungen: der riesige, der bleibende Beitrag der Pharaonen drängt sich auf; ebenso aber die besonderen Irrtümer unserer Zeit und unserer Lande, gegen die er stählt.

Unsere Einfalt im Zeitalter der Naturwissenschaft ist stets die gleiche: die Menschen halten ihre politische Lebensordnung für natürlich und spotten des Glaubens. Denn sie leugnen, daß die Ordnung ohne ihre gläubige, tägliche, opferwillige Anerkennung zusammenfiele. Ein blendendes Beispiel dieser Einfalt ist heut die Behandlung der Keuschheit und der Blutschande. Daß Brüder und Schwestern, Eltern und Kinder in Frieden miteinander leben, galt durch Jahrtausende für so heilig, daß man es beim Einbruch des Atheismus seit 1850 bereits für einen Teil unserer Natur hielt. Da kam die Psychoanalyse. Und nun stellen Dichter und Soziologen alle Regeln des häuslichen Lebens in Frage, nur weil das Haus und seine Keuschheit jetzt geehrt werden müßte als ein gläubig von uns erschaffenes unaufhörlich neu ins Leben gerufenes Gebilde. Das Haus ist nicht natürlich und trotzdem oder gerade deshalb müßte es geheiligt werden. Das können Leute, die ein für allemal die Gesellschaft für unnatürlich erklären, aber die Natur heilig gesprochen haben, nicht denken. Also mußte Ödipus »natürlich« seinen Vater umbringen oder Phädra dem Stiefsohn Hippolytus nachstellen. Wie könnten sie gegen die Natur handeln? Geschichte aber besteht aus unnatürlichen Notwendungen. Die heilige Not der Natur widerspricht der heiligeren Not der Geschichte. Unter dem ägyptischen Königtum von Bruder und Schwester wird der Bruch des

vorher bestehenden und notwendigen Keuschheitsgebots ein riesengroßes, die Ägypter bestürzendes Wunder. Das Haus der Götter durfte keine Sippe außerhalb des Hauses ehren. Wir werden es also nur verstehen, wenn wir statt die Natur die heilige Not ansprechen. Ein anderer Bezirk unserer Torheit wird in Ägypten unhaltbar, unsere Torheit über Raum und Zeit. Diese Torheit verkörpern im Westen die Platoniker, Stoiker, Aristoteliker, Materialisten, Kantianer, von Parmenides bis Marx. Aus der griechischen Erbmasse ist ihnen die Mathematik mit ihren Abstraktionen heilig, und so sind sie des kolossalen Irrtums, der Denker könne sich mit Hilfe des Denkens den Raum und die Zeit vorstellen. Die Ägpter haben die Ewigkeiten erbaut. Die Griechen haben sie gedacht. Und ihre Schüler reden von »Zeit« und von »Raum« so daher, als stehe ihr Denken, ihr Geist, ihre Philosophie der Zeit oder dem Raum oder beiden gegenüber. Die Akademiker halten es für ihr Vorrecht, das Universum und die Ewigkeit als Gegenstände der Philosophie, als Objekte für Examina zu denken. Das Akademische sitzt ja so fest im Sattel, daß die meisten Zeitgenossen nicht einmal wahrnehmen, wie absonderlich dieser Reiter sie knechtet. Sie alle hören sich philosophisch angeherrscht und wiederholen gehorsam, Zeit und Raum seien immer »da«, und der denkende Mensch betrete den Schauplatz hinterher und denke alsdann über Zeit und Raum nach. Da waltet dieselbe Einfalt in Sachen Zeit und Raum wie in Sachen Brüder und Schwestern. Die Schwester sei da als eine Naturtatsache. Zwischen Sache und Tatsache unterschied niemand. Aber der Akt der Anerkennung geht jeder Tatsache voraus. Das Schlagwort von der Brüderlichkeit der Menschheit, von der fraternité, wurde 1789 zur »Natur« gestempelt. Ach, sind wir von Natur Brüder? Wen haben sie denn nicht ermordet? Sie haben gemordet, um ihrer Pension nicht verlustig zu gehen. Das war ja noch einer ihrer edleren Gründe. Wie ein Aal entwand sich da unsere Geschwisterlichkeit allen Naturbegriffen. Brüderlichkeit muß täglich gestiftet werden. Es gibt sie nicht. Nun, gerade so verhält es sich mit der Zeit und dem Raum der Philo-

sophen. Zwar entzieht sich der »Denker« von Raum und Zeit oft der Mitwirkung an ihrer täglichen Erschaffung. Ja, der gemeine Mann denkt, ich sei toll, weil ich ihm zurufe: hilf mir unsere Zeiten und Räume erschaffen!! Aber die Ägypter, unter denen noch keine Philosophen lehrten, haben ihre gesamte Existenz durch Tausende von Jahren auf nichts anderes gerichtet, als auf die Erschaffung von Zeiträumen, von Zeiträumen notabene, in denen der Pharao seine Schwester heiraten dürfte und ehelichen müßte. Nun wäre den Akademikern nicht beizukommen, verrieten sie sich nicht mit der Redewendung, die man nur nach dem Abiturientenexamen in den Mund zu nehmen lernt. Sie fällt unter Gebildeten nicht auf, aber dem gesunden Menschenverstand geht sie nicht über die Lippen. Sie lautet: »Zeit und Raum«. Unter lebenden Menschen gibt es nämlich nur hier und da, gestern und übermorgen, vorher und nachher, innen und außen, oben und unten. Aber bestimmt spricht kein normaler Mensch von »Zeit und Raum«. Das hat seinen guten Grund. Die Singulare »Zeit« und »Raum« können nämlich nie wahr genommen werden. Viele Zeiten und Räume begegnen in der Erfahrung, jedoch niemals der Singular Zeit oder Raum. Kein Geometer kann einen Raum ausmessen, ohne sich selber in einem zweiten, mindestens dem inneren seiner Vorstellung, zu befinden. Das 19. Jahrhundert gibt es nur, falls es das 18. und 20. Jahrhundert auch gibt. Niemand steht außerhalb von Zeiten und Räumen; sehe ich einen vor mir, so bin ich im andern. Aber der Stolz der Philosophie besteht gerade darin, daß sie den Singular behauptet. Nun, der Denker ist eingeschlossen in seinen Standort und seine Lebensdaten, auch wenn er vor eigenen Denkvorgängen eitel auf den Knien liegt.

Wer von einer Zeit oder einem Raum spricht, muß sich, während er spricht, selber zu einer zweiten Zeit und in einem zweiten Raum befinden, und beide sind so vergänglich, daß sie durch uns existentiell garantiert werden müssen. Bevor zwei Fachleute irgend etwas über Zeit und Raum denken können, müssen sie schon »den Stand« ihrer Wissenschaft, d. h. einen Innenraum

ihres Faches, errichtet haben, in dem sie miteinander sprechen, und sie müssen eine größere Zeit bestimmt haben. Wer z. B. sagt »wissenschaftlich ist das so«, der beteiligt sich am historischen Aufbau einer bestimmten Wissenschaft. Während wir also von Zeit und Raum reden, sind wir gezwungen, die Erschaffung jener zweiten Raumzeit anzusagen, dank derer wir »über« Zeiten vor und nach uns und über Räume um uns nachdenken können. Der Raum, in dem ich als Fachmann über »Raum« fachsimpeln kann, will von uns täglich neu erworben werden durch Frieden auf der Straße, Heizung im Studierzimmer, Verpflegung im Speisezimmer, Gehör unter Freunden, Verabredung unter Kollegen, Zeitschriften, Akademien, Prüfungen, Preisausschreibungen usw. Zeiten und Räume beruhen auf unseren Aussprüchen und verschwinden ohne unsere ausdrücklichen Glaubenstaten, mit denen wir uns für ihre Existenz verbürgen.

Läßt sich das beweisen? Ja. Die Zeiten und die Räume müssen in uns als gemeinsame Räume oder Zeiten hervorgerufen werden. Denn nur Zeitgenossen oder Raumgenossen verstehen einander. Als der begeisterte Edward Kenneth Rand, Ludwig Traubes bester amerikanischer Schüler, uns das Studium der Klassiker empfehlen wollte, rief er mit einem eigentümlichen Worte aus: »Zwar trennt die Geschichte Perioden, aber unsere Einbildungskraft trennt sie nicht. Wir sollten sie zu glorreichen Anachronismen ermutigen oder, genauer, zu Hyperchronismen.« »Hyperchronismus« bedeutet dabei Rand Verfügungsgewalt über die Zeiten. Getrennte Zeiten werden hier ausdrücklich zu einer Zeit umgeschaffen. Diese Überzeit wird also hervorgerufen. Ich selber habe eine englische Abhandlung »Supertime«, »Überzeit« nennen müssen – parallel zu Rands Hyperchronismus, um zu beweisen, daß jede Schulstunde, jedes Schuljahr von uns in eine größere Zeit, in eine lebenslange Schulzeit oder sogar ein Volksbildungsjahrtausend hinein und hervorgerufen werden muß, weil sie ohne diese Supertime ihren Sinn verlören[1].

[1] Den Hyperchronismus, oder die Supertime, die verschmolzene Zeit behandelt das Augustinuskapitel, S. 568 ff.

Die kleinen Zeiträume fügt unser Glaube an die immer noch größere große Zeit so zusammen, damit sich aus ihnen eine Ewigkeit verfuge und ausspanne. Umgekehrt steht es mit den Räumen. Sie unterteilen das Universum, die eine große Welt, als Abteilungen, Erdteile, Partikeln. Die Räume, die wir durch das Unterteilen des Universums ausschneiden, stehen im Außenraum. Diesem Außenraum steht unsere innere Welt undurchdringlich gegenüber. Die Zeiten, die wir zusammenfügen, binden wir in eine größere Zeit. Innenraum und Außenraum, Augenblick und Ewigkeit sind unvermeidliche Gegensetzungen. Also schaffen wir in die Räume das Wörtlein »Inner«, in die Zeiten das Wort »länger« aus eigenem Willen und Vermögen hinzu. Bei den Räumen wird der Gesamtraum vor den inneren Räumen erfahren: der Säugling in der Wiege steckt zunächst seine Arme in die weite grenzenlose Welt; die Erfahrungen zwingen ihm hernach die Anerkennung von Wänden, Grenzen, Grundstücken, Planeten innerhalb des Universums auf. Da, wo der Säugling nach den Sternen greift, begreift der Greis den geringen Umfang seines Eingreifens. Aber dafür hat das Neugeborene nur die flüchtige Sekunde zu eigen. Aber der Alte denkt Kinder und Enkel und den Anfang und das Ende. Seinen Leib empfängt ein Sarg; aber seine Seele hat den Zusammenhang der Zeiten eratmet und inspiriert diese Verfugung der fernsten Zeit.

Weder bei Kant noch bei Plato, bei keinem Denker der Philosophie, werden die Zeit und der Raum dahin unterschieden, ob denn das Ganze zuerst wahrgenommen werde wie beim Raum oder die einzelne Sekunde wie bei der Zeit. Wie soll aber von Zeit und Raum vernünftig die Rede sein, wenn das Denken verschmäht, diesen grundlegenden Unterschied ihrer Erfahrbarkeit zu beachten? Als mir die Zeiten und die Räume als die Schöpfungen des politischen Daseins aufgingen, habe ich dreißig Jahre lang mir nicht angemaßt, zu glauben, die Schulen der Denker könnten unser entgegengesetztes Erfahren der Zeiten einerseits, der Räume andererseits verschweigen. Jetzt weiß ich, daß

sie gerade dieses Versäumnis bis heute üben und daß sie also einen leeren Wahn den Fachleuten der Einzelwissenschaften überimpfen. Philosoph und Fachmann reden sich beide ein, objektiv zu sein. Der Satz »sie reden es sich ein« zeigt Dir, daß sie die Sprache in den Dienst dieser Selbstvergötterung stellen. Indem sie nämlich sagen: ich gehe wissenschaftlich vor, reden sie sich ein, dem Weltall empfindungsfrei gegenüberzustehen. Die Unabhängigkeit der Wissenschaften von ihren Trägern ist eine eingeredete. Die Träger der Wissenschaft müssen sich nämlich ausdrücklich ihrer Umwelt entrissen haben, um ihresgleichen im Reich des Geistes zu begegnen. Dies Entreißen heißt auf gelehrt: sie müssen abstrahieren. Indessen so harmlos das Wort »Abstraktion« den meisten klingt, so bedeutet es doch jedesmal einen Riß, ein Ausreißen Deiner oder meiner eingewurzelten Haltung. Die Abstraktion ist also kein »bloßer« Denkakt. Denn sie verändert den, der abstrahiert, dahin, daß *er nicht mehr dort hingehört*, wo er bis dahin zu Hause war als Mitglied oder Genosse. Sondern indem er aufhört, dieser konkreten Welt anzugehören, tritt er mit Hilfe seiner Abstraktionen hinüber in den Zeitraum, wo Kollegen sich an seinen Abstraktionen beteiligen. Er hat sich seiner Zeit entrissen!

Seit der Renaissance haben wir die platonische Akademie, den Raum der Abstraktionen renoviert. Darüber ist es heut in Vergessenheit geraten, daß zwischen den Nomaden und der Philosophie eine ungeheuere Weltzeit sich hinzieht, die nicht abstrakt von Raum und Zeit gedacht hat, die aber Räume und Zeiten der Sinnenwelt des Augenblicks abgelistet hat. Die Weltzeit der kosmischen Reiche China, Mexiko, Indien, Sumer, Babylon und vor allem Ägypten ist hervorgerufen worden durch Bauen und Beschriften der Bauten (statt durch das Bücherschreiben der Denker Griechenlands oder die Initialriten der Nomadenstämme). *Innenräume wie »die Wissenschaft« und Weltzeiten wie »Das zwanzigste Jahrhundert« sind Schriftstücke!*

In Kairo mußt Du aus Platos und des Aristoteles Universitätswelt austreten, falls Du die Kosmokratorenreiche, die Weltzeit

der Pharaonen, der Inkas, der Söhne und Töchter des Himmels, betreten willst. Unsere Schulbücher geben es noch nicht zu, aber die Ahndung der Zeiten heut geht dahin, daß wir schon dem Augenblick Dauer verliehen haben müssen und Dauer verleihen sollen, daß wir Zeiten und Räume geweiht haben und geweiht erhalten müssen, wenn uns Geschichte anrühren soll.» Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, bleibt eingeweiht für alle Zeiten«, hat Goethe gerufen, und er hat es uns damit auch geheißen: sie soll eingeweiht bleiben. Damit aber ist ein Stück Welt zeitlich und räumlich betreten worden. Mag den Platz nur eine Gartenbank füllen, wie in Goethes: Hier gedachte ein Liebender seiner Geliebten..., mag nur eine einzige kommende Generation das Andenken ehren, so hat doch das Entscheidende sich ereignet: ein Aion, eine Weltzeit hat sich aus dem unsteten flüchtigen Augenblick erhoben und dem Augenblick ist somit eine Zeitspanne zugewachsen, die ihm weder abstrakt noch sinnlich zukäme. Und nicht nur dehnt sich so die Zeit; nicht nur wird aus der Sekunde ein Menschenalter oder sogar ein Jahrhundert. Auch aus dem von dem Gesichtssinn wahrgenommenen Weltraum wird ein Stück herausgehoben und in eine geweihte Stätte verwandelt. Ein geschichtlicher Raum, eine geschichtliche Zeit werden da geschaffen. Dies also sind die zwei kosmischen Leistungen, die Dich in Ägypten der abstrakten Philosophie entreißen mögen. Auch wollen wir die Räume und die Zeiten Pharaos den abstrakten Deutungen der Ägyptologen entreißen. Wir wollen sehen, wie es auf ägyptisch hieß, daß der Mensch dem Augenblick Dauer verleiht.

Die Weltzeit, die von den Pyramiden erschaffen wurde, wird von der schlechten Philosophie der Fachleute oft zugedeckt. So will ich Dich vor einigen falschen Namen warnen, die in den modernen Büchern spuken. Da heißen die Ägypter zum Beispiel ein Bauernvolk. Nun steht schon in Schillers »Spaziergang« dagegen alles Nötige. Aber er hat anscheinend geringe Autorität bei den Anthropologen und Soziologen. Die Pyramiden schmekken nicht gerade nach Bauernvolk. Seltsames Bauernvolk, das

für einen ewigen Herrscher front. Nein, Berufsstände sind in Ägypten an die Stelle von kriegerischen Nomaden getreten. Das Wort »Bauernvolk« führt nur dadurch irre, daß es die Einteilung des Volkes in Priester, Krieger, Bauern und Handwerker zugunsten des einen Wortes »Bauern« unterdrückt. Aber das Neue der Kosmokratoren war die Einführung der Arbeitsteilung. Nicht das war neu, daß man Feldfrüchte erntete. Sondern das war unerhört, daß nicht mehr jeder einzelne Krieger alle Seiten des Lebens zu verkörpern hatte. Noch heut ist der einzelne Beduine, der einzelne Stammeskrieger, der einzelne Eskimo zu allem, was einem Mann überhaupt obliegt, auch als einzelner fähig.

Nicht so in den Reichen. Die indischen Kasten sind die letzte verfeinerte Ausprägung der seßhaften Arbeitsgliederung in Berufe. Vorher war man Stammeskrieger. So schildert Tacitus die Germanen. Der ewige Kriegspfad verbot Aufgliederung in Berufe. Pharao aber gliedert Kriegsdienst und Friedenswerk; die Berufung seitens des Herrschers rief eine neue Verfassung hervor. Wer also »Bauernvolk« sagt, verschweigt das Hervorrufen der Berufe, unter denen auch Bauern aufgerufen werden. Damit übergeht er die Grundfrage jeder Reichsgründung zugunsten seiner hemdsärmeligen, naturalistischen Haltung. Statt zu betonen, daß im Reiche jedermann nur dank Ernennung von einer zentralen Autorität her wirkt, hüllt das Wort »Bauernvolk« den Leser in einen sprachlosen, namenlosen, ernennungslosen Naturalismus ein. Aber kein Ägypter war ein Ägypter oder konnte ein Ägypter werden, es sei denn durch Ernennung und Eingliederung in eine von oben nach unten erfließende Rangordnung der Folger des Horus, das heißt der Reichsspitze.

Ein zweites Unglückswort in den Büchern ist das Wort »astral«. Die Ägyptologen sagen zum Beispiel, die älteste Ordnung Ägyptens verrate weniger astrale Einflüsse als die spätere; man könne also das Ur-Reich des Menes ganz gut aus Stammesfehden zwischen Unter-, Mittel- und Oberägypten und aus lybischen und sumerischen Einflüssen und Konflikten erklären. Die Weltge-

schichte ächzt unter der Verkleinerung auf kriegerische Wirren genau wie die Reichsgeschichte unter »Bauernvolk« ächzt. Das Astrale, nämlich Sonne, Mond und Sterne, wird damit zu einer abergläubischen Frisur, einem nachträglichen Aufputz. Osiris wird für einen König aus alter Zeit ausgegeben. Horus und Seth sind dann Vertreter verschiedener Staaten, die sich bekriegen. Die 363 Jahre einer berühmten Inschrift werden dann als eine Geschichtszahl von 363 wirklichen Jahren gelesen, wo sie doch 363 Tage – jeder Tag ein Jahr lang – aus den 365 des Jahres meinen. Ja, dank der Annahme von Kriegen, Eroberungen und politischen Aktionen sind die Ägyptologen auf das Jahr 4100 und 4200 für den Anfang des Nilreiches verfallen, während die kosmische Erschaffung des Zeitraumes Ägypten nicht vor 3000 gelegen haben kann. Wieder ist es hier das Aufklärervokabular des 19. Jahrhunderts wie bei »Bauernvolk«, welches irre leitet, weil die Priester und die Herrscher überflüssig erscheinen, so als seien erst die Ägypter dagewesen und hinterher auch Priester und Herrscher. Priester und Herrscher sind aber die Erschaffer der Ägypter. Sie selber aber waren weder Zivilisten noch Militärs, sondern sie beide versetzen erst die Reiche in eine Weltzeit, in der Krieg und Frieden, Bauern und Soldaten abwechseln konnten. Die Aufklärer begriffen das nicht mehr. Voltaire und Rousseau gingen allein von Frieden aus; Darwin und Nietzsche allein vom Kriege. Ewiger Friede ist Rousseaus oder ewiger Krieg ist Nietzsches »Naturzustand«. Aber die Geschichte beginnt da, wo sich Frieden und Krieg unterscheiden lassen. Wir wechseln nämlich zwischen Kriegserklärungen und Liebeserklärungen, zwischen Krieg und Frieden, zwischen Notzucht und Ehe ab. Deshalb werden die Mächte, die das Wunder des Wechsels zwischen Krieg und Frieden vollziehen, immer die Träger der Reichsgewalt. Wessen Erklärungen Krieg oder Friede, Chaos oder Ordnung herbeiführen, ist der Souverän. Die Reiche haben allerdings Jahrhunderte gebraucht, um ihre Satzung in Einklang mit den Mächten des Himmels zu bringen. Es ist richtig, daß der Sonnenlauf und die Sternenbilder von Sternguckern durch Jahr-

für einen ewigen Herrscher front. Nein, Berufsstände sind in Ägypten an die Stelle von kriegerischen Nomaden getreten. Das Wort »Bauernvolk« führt nur dadurch irre, daß es die Einteilung des Volkes in Priester, Krieger, Bauern und Handwerker zugunsten des einen Wortes »Bauern« unterdrückt. Aber das Neue der Kosmokratoren war die Einführung der Arbeitsteilung. Nicht das war neu, daß man Feldfrüchte erntete. Sondern das war unerhört, daß nicht mehr jeder einzelne Krieger alle Seiten des Lebens zu verkörpern hatte. Noch heut ist der einzelne Beduine, der einzelne Stammeskrieger, der einzelne Eskimo zu allem, was einem Mann überhaupt obliegt, auch als einzelner fähig.

Nicht so in den Reichen. Die indischen Kasten sind die letzte verfeinerte Ausprägung der seßhaften Arbeitsgliederung in Berufe. Vorher war man Stammeskrieger. So schildert Tacitus die Germanen. Der ewige Kriegspfad verbot Aufgliederung in Berufe. Pharao aber gliedert Kriegsdienst und Friedenswerk; die Berufung seitens des Herrschers rief eine neue Verfassung hervor. Wer also »Bauernvolk« sagt, verschweigt das Hervorrufen der Berufe, unter denen auch Bauern aufgerufen werden. Damit übergeht er die Grundfrage jeder Reichsgründung zugunsten seiner hemdsärmeligen, naturalistischen Haltung. Statt zu betonen, daß im Reiche jedermann nur dank Ernennung von einer zentralen Autorität her wirkt, hüllt das Wort »Bauernvolk« den Leser in einen sprachlosen, namenlosen, ernennungslosen Naturalismus ein. Aber kein Ägypter war ein Ägypter oder konnte ein Ägypter werden, es sei denn durch Ernennung und Eingliederung in eine von oben nach unten erfließende Rangordnung der Folger des Horus, das heißt der Reichsspitze.

Ein zweites Unglückswort in den Büchern ist das Wort »astral«. Die Ägyptologen sagen zum Beispiel, die älteste Ordnung Ägyptens verrate weniger astrale Einflüsse als die spätere; man könne also das Ur-Reich des Menes ganz gut aus Stammesfehden zwischen Unter-, Mittel- und Oberägypten und aus lybischen und sumerischen Einflüssen und Konflikten erklären. Die Weltge-

schichte ächzt unter der Verkleinerung auf kriegerische Wirren genau wie die Reichsgeschichte unter »Bauernvolk« ächzt. Das Astrale, nämlich Sonne, Mond und Sterne, wird damit zu einer abergläubischen Frisur, einem nachträglichen Aufputz. Osiris wird für einen König aus alter Zeit ausgegeben. Horus und Seth sind dann Vertreter verschiedener Staaten, die sich bekriegen. Die 363 Jahre einer berühmten Inschrift werden dann als eine Geschichtszahl von 363 wirklichen Jahren gelesen, wo sie doch 363 Tage – jeder Tag ein Jahr lang – aus den 365 des Jahres meinen. Ja, dank der Annahme von Kriegen, Eroberungen und politischen Aktionen sind die Ägyptologen auf das Jahr 4100 und 4200 für den Anfang des Nilreiches verfallen, während die kosmische Erschaffung des Zeitraumes Ägypten nicht vor 3000 gelegen haben kann. Wieder ist es hier das Aufklärervokabular des 19. Jahrhunderts wie bei »Bauernvolk«, welches irre leitet, weil die Priester und die Herrscher überflüssig erscheinen, so als seien erst die Ägypter dagewesen und hinterher auch Priester und Herrscher. Priester und Herrscher sind aber die Erschaffer der Ägypter. Sie selber aber waren weder Zivilisten noch Militärs, sondern sie beide versetzen erst die Reiche in eine Weltzeit, in der Krieg und Frieden, Bauern und Soldaten abwechseln konnten. Die Aufklärer begriffen das nicht mehr. Voltaire und Rousseau gingen allein von Frieden aus; Darwin und Nietzsche allein vom Kriege. Ewiger Friede ist Rousseaus oder ewiger Krieg ist Nietzsches »Naturzustand«. Aber die Geschichte beginnt da, wo sich Frieden und Krieg unterscheiden lassen. Wir wechseln nämlich zwischen Kriegserklärungen und Liebeserklärungen, zwischen Krieg und Frieden, zwischen Notzucht und Ehe ab. Deshalb werden die Mächte, die das Wunder des Wechsels zwischen Krieg und Frieden vollziehen, immer die Träger der Reichsgewalt. Wessen Erklärungen Krieg oder Friede, Chaos oder Ordnung herbeiführen, ist der Souverän. Die Reiche haben allerdings Jahrhunderte gebraucht, um ihre Satzung in Einklang mit den Mächten des Himmels zu bringen. Es ist richtig, daß der Sonnenlauf und die Sternenbilder von Sternguckern durch Jahr-

hunderte beobachtet werden mußten, ehe man jeden Tag des Jahres jedes Sternbild auf die Minute genau kalendrieren konnte. Aber »astral« heißt nicht nur, sich für Sonne, Mond und Sterne ausgeben, wie die späteren Fürsten gern getan haben und wie noch Julius Caesar und Karl der Große und Stalin von sich wie von Gestirnen haben sprechen lassen[1].

Der Sohn des Himmels in China und die Inkas in Peru haben von den Errungenschaften der Ägypter gezehrt. Da ist es doch kein Wunder, daß am Nil eine Anlaufszeit von Jahrhunderten von Menes bis Imhotep verstrichen ist, um die Sterne zu beobachten. Nicht die Nutzung des Himmels für die Erschaffung des Reichs war die größte Tat des Pharaos. Die größte Tat war die Observanz, die Theorie des Himmels. Welch ein Glaube, tagaus tagein, nachtaus, nachtein Sternbeobachter beiseite zu setzen auf ungestörtem Observatorium, und eine Schrift zu schaffen, in der die Ewigkeiten der Gestirnumläufe verzeichnet werden konnten. Die heutigen Ägyptologen sind dem astrologischen Schwindel der Horoskope mit Recht abgeneigt, aber nun degradieren sie die Schrift zu etwas rein Praktischem; für Weinsorten und Rechnungen sei sie erfunden worden. Aber an Fernwohnende und an Spätlebende erging die Schrift.

Die Schrift liegt jenseits von Krieg und Frieden wie der Kosmos, wie Pharao. Sie ist allerdings so »praktisch« wie Kaiser und

---

[1] Drei Beispiele:

Caesar: Shakespeare heißt Caesar sagen, er sei unbeweglich wie der Olympos, unbeirrbar wie der Polarstern. Akt III, Szene 1.

Karl: »Ich muß mit raschem Schritt dorthin aufsteigen, wo der Leuchtturm des erhabenen Europa mit seinem Lichte blitzt, wo König Carl seinen herrlichen Namen auf die Sterne streut. Die Sonne wird, so sehr sie strahlend leuchtet, doch zeitweise von Regenwolken verhüllt. Karl aber können keine Stürme verändern. Die Sonne ist zwölf Stunden lichtlos. Karl leuchtet ewig und kennt den Untergang seines Lichts nicht.« Mon. Germ. hist. Poetae Karolini Aevi I, 366.

Stalin: »Du bist höher als der Himmel. Höher als Du sind Deine Gedanken, Stalin! Die Sonne scheint nur am Tage; Du aber bringst uns das Glück Tag und Nacht!« Adolf Weber, Bayr. Ak. der Wiss. 1950, Heft 1, S. 19 C. 1.

Papst auch sind. Auch diese handeln, auch diese greifen in die Welt ein, statt sie bloß zu begreifen. Aber die Schrift und der Priester und der Kosmokrator erweitern den Augenblick zur wiederkehrenden Ewigkeit. Mag die Sonne am Nil nur das Zeichen für den einzelnen Tag hergeben; daß Du ihn schreibst, gibt ihm den Sinn: Alltag und jeden Tag. Die Schrift verwandelt, weil sie die Wiederholung ermöglicht. Kein Zufall, daß schon die älteste Dynastieschrift die Hieroglyphe »Millionen Jahre« prägt. Das ist ihr Programm, das ist ihre Verheißung und der Himmel weiß es, sie hat sich erfüllt. Die Schrift also, die Sternbeobachter, die Einigung des Reiches, die ältesten Namen für Pharao und seine Diener sind nicht »astral« gewesen im heutigen technischen Sinne. Wie konnten sie es sein? Sie wandten sich zum ersten Male der Aufgabe zu, dem Augenblick Dauer zu verleihen. Es galt, eine Ewigkeit zu errichten, eine Zeitenspanne, einem 1000 Kilometer langen, 25 000 Quadratkilometer großen Erdenschlauch, dem Niltal, einzuschreiben und dazu mußte der Himmel auf die Erde gebracht werden und ist er allmählich auf die Erde gebracht worden. Das Meistern sogar des Astralen war die Leistung.

Jesus hat wenig genug mit der Hagia Sophia in Konstantinopel zu tun. Trotzdem entstammt dieses Gotteshaus seinem Wort, diesem Wort Gottes. Der Vergleich sollte die Astral-mißmutigen beruhigen. Von 33 bis 325 nach Christi Geburt war das Christentum ohne Weltraum, es war weltflüchtig. Aber am Ende verklärten die Hagia Sophia und die Kirchen Ravennas die christliche Welt. Die Sprache aber und der Geist der Ravennaten und Byzantiner stammten von Jesus und den Aposteln. Du selber hast mir in Ravenna einen umgestalteten fliegenden Horus gezeigt[1]. So stammt der Reichsgedanke Ägyptens aus dem ersten schreibenden Horus Kaiser, dem Vereiniger der Lande Ober- und Unter-Ägypten, und das heut als »astral« herausgeschnit-

[1] Man sieht diesen Horus, wenn man im Mausoleum der Galla Placida aus dem 5. Jahrhundert die Decke über den beiden Aposteln betrachtet.

tene »Sonne-und-Mond«-Kapitel ist später aus dieser ersten Stufe erflossen und war in ihr bereits gegeben, obwohl man in der ersten Dynastie ja nur erst zu beobachten anfing. Der falsche Gebrauch des Wortes »astral« ruft noch schrecklichere Irrtümer hervor als der Ausdruck »Bauernvolk«. Denn nun werden Horus und Horusauge, Flügelsonne und Tempelgaue, Seth und Sopdit, Pyramiden und Osiris-Kult alle durchaus zu Abstrakta und entweder als Orts-Gott oder mit Astrologie um ihren streng reichsbezogenen einheitlichen Sinn gebracht. In Ägypten wurden die Mächte geehrt, dank derer man Ägypter wurde. Man wurde aber Ägypter weder durch Ortskulte noch durch Astralmächte. Man wurde Ägypter durch bestimmende ägyptische Gesamterfahrungen. Das schlimmste Schicksal aus den beiden Abstraktionen »lokal« und »astral« mußte den Reichsgott Horus ereilen. Das Wörterbuch der ägyptischen Sprache behauptet von ihm keck die lokalsten Dummheiten. So führt Horus den Beinamen Behedet. Flugs wurde er zum Ortsgott der zwei Orte gestempelt – Damankur im Delta und Hierakonpolis tief im Süden, in deren Bauresten dieser Beiname reichlich auftritt. Aber siehe da, Behedit heißt Horus auch an anderen Orten durch ganz Ägypten. Denn die großartige Gestalt des Falkenvogels soll ja verkünden, daß die 938 bis 980 Kilometer Länge des Niltals »im Nu« durchmessen wurden von der neuen Zeitraumschöpfung. Brehms Tierleben schreibt über den Falken den tollen Satz: (»Vögel« I [1911], S. 448) »Seiner außerordentlichen Wanderfähigkeit sind Reisen von 1000 Kilometern gewissermaßen Spaziergänge.« Genau hierauf ist es im Niltal angekommen. Falken gleich umfaßt das Auge des Horus ganz Ägypten. Das ist das Geheimnis dieses Horusauges, das anfänglich weder mit Sonne noch mit Mond zu tun hat, sondern das teleskopische Vermögen des auf dem Nil talab stürmenden Herrschers ausspricht. Ausdrücklich sagen die Texte, daß Horus Sonnenblick und Mondblick überbiete und ebenso Sopdit auf der Pyramide. Die naturalistische Theorie deutet das Zeichen des Horusauges als Ding statt als Leistung und Funktion und Zeit-

wort. Aber die durchdringende Macht des Reiches wird in ihm bestaunt und Du bist bereits vorbereitet, das Wort »Augenblick« ernst zu nehmen. Dem Horusauge weitet sich der Blick zum Weltzeitblick. Eitles Geschwätz nennt das der zünftige Ägyptologe und verschweigt, daß die als Eisenbahnflügelrad im 19. Jahrhundert erneuerte sogenannte geflügelte Sonnenscheibe die schönste Ergänzung dieser Auslegung liefert. Noch heut haben wie gesagt die Eisenbahner das geflügelte Rad zum Symbol, in Nachahmung der geflügelten Sonnenscheibe. Die Kraft der Lokomotive wird da in die das Rad tragenden Flügel des Dampfes hineingeschaut. Auch in der sogenannten geflügelten Sonnenscheibe ist nicht die Sonne selber die Handelnde, sondern Horus, der Falkengott, tut das für die Sonne, was sie selber nicht vermag: seine Flugkraft trägt sie gen Norden, in die einzige Richtung also, die der Sonne selber versagt bleibt. Und wie tut er das? »Im Augenblick.« Er stürmt jedes Jahr mit der schwellenden Flut des Nils vom ersten Katarakt gen Norden und reißt so die Sonne über den ganzen Himmel. Wenn also Kirchenlieder dem Propheten Maleachi nachsingen: »Euch aber, die ihr Meinen Namen fürchtet, soll aufgehn die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter der Sonne Flügeln«, so stammt dieser herrliche Trost aus der Tat, in der Horus der Falke auf seinen Flügeln die Sonne talwärts zum Heil der Länder trug. Nicht der Sonne gab der alte Glaube die Flügel; nein, Horus, der große Doppelgott, lieh seine Flügel dem beschränkten Gestirn. Erst dadurch wird so ein Himmel über viele Landschaften hinweg; auf dieselbe Sonne, auf denselben Mond, auf dieselben Sterne lehrt Horus die Anrainer den ganzen Nil entlang blicken. Ein Himmel, viele Landschaften. Horus fliegt wie der Falke so siegreich auf der Königsbarke den Nil hinunter, daß der Eine Himmel ansehnlicher wird als die wechselnden Bodenstücke. Bevor also Sonne und Mond »astral« werden, tritt eine Macht hervor, die den astralen Mächten überlegen ist und bleibt. Denn sie kann nach Norden fliegen, und gerade diese Tat, die keinem Stern möglich ist, erschafft ein dem Himmel entsprechendes einheitliches Gebiet auf

Erden. Die Flügel des Horus tragen also die Sonne. Deshalb ist Ägypten kein Land des Sonnenkultes, sondern schöpferischer Herrschertat. Der Horus vollendet auch den himmlischen Kosmos. Dank seiner Fahrt erst eignet sich der Himmel zum Gleichnis der Herrschaft über das riesige Gebiet. So wird dem Horus – wie Stalin und Karl dem Großen – von vornherein der Rang eines Doppelgestirns verliehen. Er geht ja auf wie der Mond und er geht auch auf wie die Sonne. Sein Erscheinen wird deshalb mit der Verdoppelung des Zeitworts für das Aufgehen der Sterne geschrieben: chai und chaij. Die Erfassung einer weltverändernden Bewegung ist Vergöttlichung. Horus ist die Nabe der Reichswelt am Nil, nicht weil er in Hierakonpolis oder Damanhur verehrt wurde. Das hieße Ursache und Wirkung verwechseln. Sondern ihm wurde am Ausgangsort seiner Fahrt in Nechen am oberen Nil und am Ende im Delta ein herrlicher Tempel errichtet, weil er auf göttlicher Fahrt das tut, was weder Sonne noch Mond konnten: von Süden nach Norden das Land durchmessen und überblicken. Seine Überräumlichung der tausend Kilometer machte ihn zum Gott. Götter sind nicht Götzenbilder in einem Tempel. Sondern sie werden in Tempeln verehrt, weil die Spuren ihres Wandels verewigt werden müssen. Die Fahrt des Horus hat sich in der Einteilung Ägyptens in 36 Gaue niedergeschlagen und in die Einteilung des Jahreshimmels in 36 Perioden von je 10 Tagen. Diese 36 mal 10 setzen die Raumzeit des Doppellandes und den Zeitraum des Jahres zusammen und sie sind viel älter als der Sonnenkult, wie ihre hocharchaischen Namen nach Siegfried Schotts Analyse beweisen. Bei zehn mal 36 Dekanen und Gauen blieben fünf Tage als Neujahrstage übrig. Sie wurden die Tage des Neujahrsfestes. Wie sehr die 36 die erste Zahl des ägyptischen Kosmos ist, zeigt das goldene Halsband einer Pharaonin der ersten Dynastie. Es besteht aus 36 goldenen Horusfalken (Royal Tombs, Vol. I, Frontispiece).

Horus tritt also hier als Bürge der Zeiten und der Räume hervor. Weil die Ur-deckung: Dekane für die 36 mal 10 Tage des Jahres und Gautempel für die 36 Bezirke der Lande, nicht anerkannt

wird, drehen sich die Ägyptologen in dem Kreise politischer Wirren. Die Entstehung Ägyptens wird dann ohne Götter erdacht und die Götter werden Zutaten; so wie der selige Euhemeros im Altertum die Götter mißgedeutet hat als große Menschen, so mißversteht im Bann der griechischen Aufklärung die Ägyptologie die Macht der Götter. Aber schon Ernst Curtius hat für Hellas den Apollo als den archipelagischen Ausbreitergott des Zeus vom Olympos erkannt. Auch Apollo, der auf der unfruchtbaren Insel Delos als dem Hauptbahnhof des Archipelagos Verehrte, stürmt wie Horus von Bodenstätte zu Bodenstätte, sei es Insel, sei es Halbinsel, und weiht sie für die Herrschaft der Olympier. Die neueste Skepsis (Siegfried Schott) setzt die Dekane (die Zehntageperioden) zu Löhnungsperioden der Arbeiter in später Zeit herunter. Aber die Sargtexte und alle anderen Quellen erweisen, daß die 36 Sternkonstellationen schon in der ersten Dynastie aufgesucht worden sind, um an der Stelle des Hauptsterns, der Sopdit (Sirius), die Einheit von Nachthimmel und Tageshimmel, von Sonnenhimmel und Mondhimmel, so könnte man es auch nennen, durch das ganze Jahr hindurch in Vertretung der Sopdit festzulegen.

Denn nun wenden wir uns dem Anfang der 36 mal 10 gleich 360 Tage und der 36 Gaue zu. Die »bloße« oder »reine« Zeit der Astronomen und der »bloße« Raum der Geometer haben weder Anfang noch Ende. Horus aber stiftet einen Anfang und ein Ende, weil die menschliche Geschichte aus Enden und Anfängen entsteht. Wir sind die Geschöpfe der Götter, die um unseren Tod und um aller Dinge Ende vorab wissen und neue Anfänge setzen. Unsere Geschichte ist angewendetes Todeswissen, das heißt Wissen um Enden und Glauben an Anfänge. Der Horus schafft Ägypten, weil er ein Ende und darnach einen Wiederanfang der Zeiten und der Räume vorwegzunehmen vermag. (Der Mathematiker Neugebauer aber schreibt über ägyptische »Wissenschaft«, die es nie gegeben hat.)

Am 19. Juli erreicht die Flut der abessinischen Schneeschmelze vom ersten Katarakt her die Gegend um Memphis, auf dem 30.

Breitengrad. Wochen braucht sie von Syene (Assuan) bis Kairo. Diese schlammreichen Fluten verwandeln die dürren Ufer des Nil in fruchtbare Ackerkrume. Aus Busch, Wüste, Unland wird eine *Erde in zweiter Potenz*, ein Erdreich. Als Land und als Boden magst Du die beiden Potenzen unterscheiden. Die Hauptsache ist, daß die Alten zwei Grade von Erdboden, Wüste oder Busch und Fruchtland an Ägypten zu sondern lernten. Das Fruchtland stellte sich ihnen als ein jährliches ankommendes Ereignis dar. Die Erde kam! Es gab sie nicht; sie entsprang einem jährlichen Wunder. Horus ritt dies Wunder auf seiner Nilbarke jährlich aus. Aus dem Boden des Seth[1] wurde da das Erdreich des Horus, aus Wildtierboden (den bösen Seth bildet ein unbekanntes Säugetier ab) wird da das Fruchtland des Falken. Und die Tage seines Eintreffens von Syene her in Memphis wurden, o Wunder aller Wunder, durch ein Wunder am Himmel illustriert. Der hellste Stern des gesamten Nachthimmels, der Sirius – er ist eine ganze Lichtklasse heller als das nächsthellste Gestirn – harrt am Tage der Nilflut morgens aus, bis die Sonne erscheint. So wurde dieser Stern der Erste Dekan; die »Königin der Dekane« hieß der Stern. Und statt unseres männlichen Terminus Sirius hieß er weiblich. Er war die Sopdit. Es bezeichnet die Tyrannei des humanistischen Gymnasiums, daß in der Götterliste des vielbändigen Wörterbuchs der ägyptischen Sprache der Name Sopdit fehlt und statt dessen nur die griechische Verballhornung dieses Hauptnamens des Nilkosmos genannt wird: Sothis. So hat sich die Ermanschule selber den Zugang zur Rolle des Horus als des »vorastralen« Stifters des Reichs verbaut. Denn ich will Dir nun zeigen, wie dank des »Anfangs des Jahres« der Pharao geschichtsmächtig wird und wie Moses und Israel in dem Augenblick aus Ägypten aufgebrochen sind, als diese Geschichtsmächtigkeit des Horus erlosch.

Horus umfaßt den Himmel und die Erde. Aber nur den Himmel

[1] Eine der schönsten Abhandlungen ist der Aufsatz über Seth, den Georges Daressy 1916 im Bulletin XIII geschrieben hat.

und die Erde von Assuan bis Byblos. Denn er teilt dem Himmel die eine Bewegung mit, die Sonne, Mond und Sternen fehlt: den Flug aus Süden gen Norden, und er teilt der Erde die eine Eigenschaft mit, die ihr abgeht: die übersinnliche, nur im Flug des Falken erfaßbare Einheit eines Großraumes auf Erden.

Ägypten ist daher das Geschenk des Nils aus der Tat des Horus. Ich werde Dir in einem späteren Briefe erzählen können, wie wunderlich der große Gott Osiris diesen beiden Einflüssen, Nilflut und Horusreise seine Verehrung verdankte. In Osiris erzeugt nämlich ein Sohn seinen Vater, und das Auge des Horus erzeugt da die den menschlichen Augen verborgene Einheit ganz Ägyptens, und eine Schwester befruchtet da ihren toten Bruder und in allen drei Akten schreibt sich Ägypten aus der Welt der Sippen, des Clans, der Totems, der Blutrache, der Tätowierung, der Initiation heraus und wird zu einem noch nie dagewesenen, zu einem angeschriebenen Reich. In diesem Reich gibt es kein Schicksal; denn es gibt den Kreislauf der Ewigkeit. In ihm gibt es statt des Todes eine erbauliche Unsterblichkeit. In ihm gibt es kein Heranwachsen der Kinder zur Mannbarkeit und zur Leidenschaft. Vor der Mannbarkeit schweigen die Kinder unter den Erwachsenen, nach dem Tode schweigen die Gestorbenen. Aber der Kreislauf des Himmelreichs schafft sowohl den Anfang eines mündigen Lebens: Schwertleite, Konfirmation, Tätowierung ab, wie es sein Ende, den Tod ableugnet. Dem Reich dienen Mumien ebenso gut wie Säuglinge als Beweisstücke seiner kreisenden, ewigen Ordnung. Das Leben vor der Leidenschaft, die Jahre der Unmündigen, und das Leben nach dem Tode, die Jahre der angeblichen Unsterblichkeit, erheben in Ägypten den Anspruch auf Gleichberechtigung mit den Jahren des mündigen und reifen Lebens. An die Stelle der Taten der Helden des Stammes setzt das Reich das unaufhörliche ruhelose Walten des Herrscherhauses. Vor die Mündigkeit und hinter den Tod dringt der Kosmosglaube des Pharao. Für das Auf- und Niedergehen der Sterne und den Eintritt und Austritt aus dem Reichshaus des Pharao braucht er eine und dieselbe Hieroglyphe. Bevor wir die-

ses Hinaustreten eines Menschen aus der Landesgemeinde und seinen Eintritt in den Himmel verfolgen, muß uns Horus selber noch beschäftigen. Wir müssen noch mehr von ihm sagen, ehe Du ihn als Geschichte gegen Aberglauben, Astrologie, Mathematik absetzen kannst.

Die Gestalt am Himmel, deren Aufleuchten den Horuspharao in Bewegung setzt, weil sie beim Eintreffen der Nilflut in Behedet-Nechen am 19. Juli 2778 oder 2779 oder 2780 vor Christi Geburt zwischen Nacht und Tag am Himmel stand und so wieder am 19. Juli 1322 vor Christi oder 1318 und am 19. Juli 139 nach Christi Geburt, heißt nicht Sothis, wie die Griechen schreiben, sondern sie heißt die Schwester des Pyramidenlichts Sopdu, sie heißt Sopdit. Es ist eine der Tabus der heutigen »Aufklärung«, daß von dieser Schwesternschaft fein geschwiegen wird. Dabei wird von jeder Pyramide, die ein Pharao errichtet hat, ausdrücklich erklärt, daß sich Sopdit an dem einzigen Neujahrstage auf ihrer Spitze, mit ihrem Vater Ra, dem Sonnengott vereinige. Sopdit aber gehört zu Sopdu, dem Gott, der mit dem ältesten Pyramidenzeichen geschrieben wird. Die Pyramide feiert mithin die kosmisch richtigste Einstellung von Sopdu und Sopdit zu Erdenflut und Himmelslicht, nämlich jenen einen Augenblick des 19. Juli, dessen Ausweitung zu dem kleinen Jahre von 365 Tagen und dem großen von 1460 Jahren aber auch dessen Ausdehnung zu dem Gesamtgebiet der zwei Länder Ägyptens, Engtal und Delta, wie zu den Teilgebieten der Gaue und ihrer Tempel eben die »Tat« Ägypten ausgemacht hat.

Was aber ist eine Pyramide? Darüber ist soviel Unsinn von abergläubischen Geheimniskrämern verzapft worden, daß ich Dir heut verraten muß, es sei das Schweigen der Fachgelehrten[1] zu der Frage »weshalb Pyramiden?«, denn doch noch viel ungeheuerlicher als die Geheimniskrämerei der Spintisierer. Die Ägyptologen binden Dir und mir das Märchen auf, daß die Pyramiden keinen kosmischen Sinn hätten. Sie seien luxuriöse »Kö-

[1] Alan Gardiner sagt *kein Wort* über den Sinn der Pyramiden.

nigsgräber«. So wie das Wörtlein »astral« und wie »Bauernvolk« empfehle ich dies Wörtlein »Königsgräber« Deiner Aufmerksamkeit. Pharao ist das Gegenteil eines Königs. Könige der Germanen sind sippegebunden. »Kunig« heißt der aus altem Blut. Aber Pharao ist Herr des Hauses, des großen Hauses, das Horus mit Hilfe der Sopdit über ganz Ägypten errichtet. Im Pharao ist der Sohn mächtiger als sein Vater. Papstkaiser magst Du den Herrscher der 3000 Jahre »Ägypten« nennen, aber gewiß nicht »König«. Und die Pyramide ist das Gegenteil eines modernen Grabes. Sobald ein Pharao sein Lebenshaus betritt, beginnt er das Fortleben dieses Hauses nach seinem Tode zu sichern: dazu leugnet er seinen Tod. Ich sterbe nie, sagt die Pyramide. Kein Erbrecht waltet hier ob. Der Erbe errichtet seinem Erblasser das Grabmal; hingegen der ägyptische Pharao leugnet den Tod: er selber verlängert sein Haus in den Himmel hinein. Seine Pyramide bildet also Ägypten im Ganzen ab. Schon Zosers Stufenpyramide stellt die wichtigsten Kapellen Ober- und Unterägyptens in den Bauraum hinein und drückt damit die raumüberwindende Macht des Horus, ihres Erbauers, schön aus: er baut die beiden Teile Ägyptens an eine einzige Stelle zusammen. Das ist der älteste Synoikismos der Weltgeschichte. Jeder einzelne Ort verliert seine Bedeutung angesichts des Synoikismos, der Zusammensiedlung des ganzen Reiches an der Vereinigungsstelle der beiden Länder. Die etwa siebenzig Pyramiden, die wir kennen, verkörpern also ein Jahrtausend kosmischer Verdichtung. Eines Mannes für die Ewigkeit errichtetes Bauwerk verkörpert auf Erden die am Himmel zuerst erfaßte Ordnung, die Pharao auf Erden durchsetzen soll. Darin liegt keine Zahlenmystik, kein abergläubisches Gaukelwerk. Es ist die einfache sinnliche Wahrheit um den Gürtel des 30. Breitengrades der Erdkugel herum, daß dort die Reiche eine am Himmel »lautleuchtende« Pyramide erblickten und sie deshalb auf Erden nachgebaut haben, in Mittelamerika so gut wie in Afrika. Als Alexander v. Humboldt nach Amerika kam und am 30. Breitengrade reiste, sah er ein Licht an etwa 200 Tagen des Jahres,

das er, ohne jeden Hintergedanken oder Seitenblick auf Ägypten, »das Pyramidenlicht« nannte[1]. Denn als eine riesige vom Erdboden aufsteigende Pyramide liegt es nach Sonnenuntergang und vor Sonnenaufgang am Himmel ausgebreitet. In Griechenland ist es nicht oder nur ganz selten sichtbar. So kommt es, daß unsere Gelehrten dies Pyramidenlicht erst im Jahre 1666 wahrgenommen und beschrieben haben. Sie verliehen ihm den sinnlosen Titel des Tierkreislichtes oder Zodiakallichtes, und so hat man die treuesten Observanten der Himmelserscheinungen, die Ägypter, die ungeheuerlichsten Bauten, eben die Pyramiden errichten lassen, ohne diesen Bauten irgendein Gleichnis am Himmel zuzugestehen. (Es ist das wohl die großartigste Fehlleistung irgendeiner Wissenschaft.) Sie war ein Akt persönlicher Rache Adolf Ermans an dem Entdecker des Pyramidenlichts Sopdu, an Heinrich Brugsch. Erman hat sogar den Artikel Sopdu in Erman-Grapows Wörterbuch der ägyptischen Sprache sinnlos auseinandergerissen, nur um seinen Haß gegen Brugsch zu verewigen. Sopdu muß laut Erman »spitz« heißen, statt »Pyramide«; und so geht es lustig und widerwärtig fort. Die Pyramiden der Azteken und der Mayas folgen aber ebenfalls dem himmlischen Pyramidenlicht. Und genau so taten die Ägypter. Du und ich haben es ja auf der Lowell-Sternwarte in Phönix, Arizona, in Muße beschaut – nach Norden, um des Herrschers, des Doppelgotts, Horus Überlegenheit über Sonne und Mond festzulegen. Aber in ihrer Form bildet die Pyramide das Pyramidenlicht ab, das Du ja mit mir in Luxor angeschaut hast. Heinrich Brugsch und Gruson haben das 1894 nachgewiesen. Brugsch starb gleich darauf und Gruson war kein Ägyptologe. Die Ägyptologie fiel in die Hände der Ermanschule. Und sie begann ihre Unterdrükkung aller unbequemen Mahner oder Mahnungen. Die Sopdit steht aus diesem Grunde nicht als Sopdit sondern als Sothis, also mit ihrem griechischen Namen, in Erman-Grapows Wörter-

[1] Alexander von Humboldt, Kosmos I (1845), S. 142 und 145: »... Das merkwürdige von der Erde pyramidal aufsteigende Licht.«

buch.[1] Als Sopdit hätte sie nämlich auf den ersten Blick zu Sopdu, dem Pyramidenlichtgott, gehört, den Brugsch richtig als Vorbild der Pyramiden auf Erden erfaßt hatte. Sopdu und Sopdit werden beide mit einem Zeichen geschrieben, das jedem Nicht-Ägyptologen den Vergleich mit einer Pyramide nahelegt. Aber Professor der Ägyptologie kannst Du nicht werden, wenn Dir das einleuchtet. Denn da kommt es nur darauf an, daß in dem Zeichen des stehenden Dreiecks, das Sopdu und Sopdit determiniert, »Pyramide« einen kleinen schwarzen Strich für ihren Bauwerkcharakter erhält; diesen die Bauarbeit andeutenden Zusatzstrich braucht das Himmelszeichen nicht, weil es allerdings Geschöpf Gottes ist. Daraus schloß man, das Zeichen für Pyramide und das für Sopdu seien nicht miteinander verwandt. Aber diese siebenzigjährige Exilierung des Pyramidenlichtes am Himmel durch die Gedanken der »Wissenschaft« sollte zu Ende gehn. Man hat nämlich neuerdings an einer der ältesten Pyramiden eine Hieroglyphe entdeckt, die genauso aussieht wie das Zeichen für Sopdu am Himmel. Es ist dies Baudenkmal so alt, daß auf ihm noch das Zeichen für Sopdu und Sopdit auch für die Pyramide verwendet wird. Mithin war der spätere Bauwerkzusatz in die Hieroglyphe für Sopdu hinein da noch nicht festgesetzt. »Ich verstehe das Dreieckszeichen, welches den Gesamtnamen für die Pyramide determiniert, als eine frühe Hieroglyphe für Pyramide, die zu einer Zeit verwendet wurde, als die Gestalt der Pyramide selber noch in der Entwicklung begriffen war[2].

Für Dich und mich besagt das: es gab eine Zeit, in der die Lichtpyramide am Himmel und die Baupyramide auf Erden mit ein und demselben Zeichen determiniert wurden. Und zu dieser Zeit standen die Götternamen Sopdu und Sopdit und der Pyramidenbau in ein und demselben Himmelsraum eines Dreiecks.

---

[1] So unglaublicher Weise Erman-Grapow VI, 200a.

[2] W. Stevenson Smith, The Old Kingdom of Egypt-Chapter XIV of the Cambridge Anc. History 1962, S. 21. Damit ist Smith die Wiederentdeckung des Sopdu gelungen, ohne daß er es bemerkt.

(Dies Dreieck hat Alexander von Humboldt, als er es in Amerika erblickte, im Gegensatz zu dem seit 1666 üblichen Namen Zodiaklicht, in seinem »Kosmos« mit »Pyramidenlicht« beschrieben. Die Pyramiden am Nil waren damals noch unerforscht und die Götternamen Sopdu und Sopdit nicht zu Humboldt gedrungen.)

Unsere Ägyptologen weigern sich, von diesen Tatsachen Notiz zu nehmen. Sie lassen es zu, daß die sprachliche und schreiberische Zusammengehörigkeit von Sopdu und Sopdit verleugnet wird. Sie lassen es zu, daß das Weiterwirken Sopdus als des Weltluftgottes Schu verschwiegen wird, damit sie den Sopdu zu einem bloßen Gaugott herunterhöhnen und von Sopdit völlig abtrennen können. Aber indem sie den hellsten Stern am Nil nur griechisch Sothis nennen und seine Schreibweise mit dem spitzen Dreieck unerklärt lassen, wird das Herzstück des Kalenders unverständlich. Die Gelehrten weigern sich, das Pyramidenlicht anzuschauen. Denn da doch die Ägypter alle Phänomene am Himmel als ein großes Bilderbuch seit 3000 vor Christi inbrünstig gelesen haben, so träfe einen Gelehrten, der sich überzeugte, daß er 200 Tage des Jahres ein ungeheueres Dreieckslicht am Himmel sieht, die Beweislast, wenn er behaupten wollte, die Hieroglyphen hätten dieses Lichtes nie Erwähnung getan. Da aber das Licht des Sopdu keine Rolle gespielt haben darf, so sieht man lieber gar nicht hin. Ich war in Kairo bei dem Gelehrten Habachi, als Zaaki Saad mit einem neuen Funde aus Heluan hereinkam. Der Kristall trug die Inschrift SEM SOPDU! Wie so gar nicht paßt das zu einem semitischen Ostgau-Gott im Delta! In Rankes »Personennamen« findest Du (306) mehr Sopdu-Namen aus der alten Zeit.

Als ich in Heluan und in Luxor vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang stundenlang den Sopdu, das fast den halben Nachthimmel einnehmende weißliche Pyramidenlicht betrachtete, leistete mir zeitweise Alan Gardiners Sohn Gesellschaft. Aber ich habe keinen Ägyptologen zu veranlassen vermocht, weder Franzosen noch Amerikaner, weder Deutsche noch Eng-

länder, sich ein einziges Mal dies außerordentliche Naturphänomen anzuschauen. Das hätten sie für unwissenschaftlich gehalten. Auf der geographischen Breite Kleinasiens, Griechenlands und Italiens ist es nämlich fast nie sichtbar.

Daher hat kein europäischer oder amerikanischer Ägyptologe in seiner Gymnasialzeit von Verbreitung oder Gestalt oder Mächtigkeit der Erscheinung gehört[1]. So empfinden sie nicht, wie ungeheuerlich es ist, daß sie die Sopdit von dem Sopdu trennen; mit einem Fetzen griechischen Vokabulars reden sie von Sopdit, der Schwester des Sopdu, nur unter dem Namen Sothis und machen so von vorneherein die Erkenntnis des Bruders Sopdu sich selber unmöglich. Sopdu und Sopdit sind die Vorbilder der späteren Schu und Tefnut. Der Gott Sopdu wird mit dem Pyramidenzeichen der Vorzoser Zeit gekennzeichnet, genau wie seine Schwester Sopdit. Ihm, Sopdu, dem Dreiecks-licht, kam das Zeichen zu, und nur durch ihn der Sopdit. Tut nichts, er muß ein semitischer Gott sein. Helck muß 1962 zugeben, daß er kein semitischer Gott gewesen sein kann; tut nichts, er bleibt der Gott »nicht-semitischer Ostleute«. Was das wohl heißen soll? Derselbe Helck muß aber erklären, ein für »östlich« angesehenes Kleidungsstück, das Sopdu trägt, sei dasselbe Kleidungsstück, das dem Pharao Narmer am oberen Nil auf seiner Palette in der 1. Dynastie gegeben wird. Aber die fixe Idee wird trotzdem verfolgt, Sopdu sei »Orientale«. Dabei hatte bereits v. Bissing den urzeitlichen Charakter Sopdus anerkannt. Sopdu wurde auf dem linken, dem »Orient« also abgewandten westlichen Ufer des Nil im Bezirk von Memphis verehrt. West- und Ostufer – beide ehrten ihn, entgegen dem Ägyptologen-Mythos. Er, da er ja nicht als erobernder Horus von Assuan nach dem Delta fliegt, sondern ruhig am Himmel als weißliche Pyramidenfläche steht oder liegt, wird eben darum als ruhig hockender Falke gebildet; eine wundersam treffende Abwand-

[1] In Neuseeland war es ein den Seefahrern wichtiges Zeichen, Maud W. Makkensen. The Morning Star Rises, New Haven 1941, S. 144.

lung des Falkenzeichens dort als Horus im Flug, hier als Sopdu in Ruhe. Zwischen Himmelszeichen und Herrschertat, zwischen Dasein und Leistung wurde so Gestalt. Tut nichts, die Ägyptologen lassen keine Silbe darüber verlauten. Denn diese Unterdrückung der Brugschen Entdeckung bezeichnete den Sieg der Ermanschule. Solche Trophäen bezeichnen in den Einzelwissenschaften Einschnitte, vergleichbar den Siegen Pharaos über die Südlichen oder die Libyer auf den Schminkpaletten des alten Reiches. Sopdu durfte von 1894 ab mit Sopdit nichts zu tun haben, ebenso wie Matthäus nicht älter sein durfte als Markus, wollte man in Deutschland Ordinarius werden. Auch die gelehrte Welt hat ihre Hieroglyphen.

Der Zusammenhang zwischen dem Falken im Flug durch das Niltal, also der Horusreise einmal jährlich, und dem Falken in Ruhe am Himmel abends und morgens an mindestens 200 Tagen im Jahre setzt die Herrscherin der Dekane, die Sopdit, in ihre einzigartige Rolle zwischen dem ewigen Himmel und der Geschichte ein. »Astralpolitik« habe ich in meiner ausführlichen Darstellung diese Kreuzung genannt (in »Die Vollzahl der Zeiten«). Kein Forscher hat diese Würde der Sopdit leugnen können. Aber der Trotz der Fachleute behandelt diesen Ausgangspunkt der Schriftsprache am Nil unter Nebenkapiteln wie »Kalender« oder »Götter«. Das Buch von Siegfried Morenz über die ägyptische Religion stellt sich »Religion« als ein gesondertes Lebensgebiet vor. Im ersten Band dieses Werkes habe ich den Fachleuten ihren Rassenglauben dadurch entwunden, daß ich die Frage »Wer spricht?« auch für sie selber aufwerfe. Das Kapitel »Die Rasse der Denker« führt das Denken in Rassen ad absurdum. Horus, Sopdit, Sopdu sind als Gegenstände für Ägyptologen nicht verständlich. Sie sind vielmehr Zwangsgewalten, durch welche die Bewohner Ägypter werden konnten; sie sind die Quellpunkte, über die sich der bücken muß, der hören will, was über Ägypten jahrtausendelang ausgerufen worden ist. Die Ägyptologen entziffern großartig. Aber sie gehorchen nicht. Das ist der Punkt, den ich unter Beweis stelle.

Als Horus an dem 19. Juli unter dem Eindruck des Siriusstandes zwischen Tages- und Nachthimmel von Syene nach dem Delta aufbrach, und für diese Horusreise das große Haus, Pharao, aus seinen Gefolgsleuten ins Leben rief, da schlug sich dieser überirdische und unterhimmlische »Schiffsflug« in zwei Ordnungen nieder: in der Gaueinteilung des Bodens und den Dekanen am Himmelszelt. Du weißt schon, daß die Gaue diesen ihren Ursprung an der Stirn tragen. Denn ihr Zeichen stammt aus der Reichsschrift: es stellt die Bewässerungskanäle dar, also die Tat, mit der das Land dank der zentralen Befehlsgewalt an der Reichstat der Fruchtbarkeit beteiligt wurde. Herrschergebot verwandelte so Grundflächen von 500 bis 900 Quadratkilometern in die Anteile eines einzigen Reichsgebiets. Diese Umkleidung jedes Flächenteils aus seiner sinnlich-partikularen Lage in einen Bestandteil des Reichs schuf zum ersten Male in der menschlichen Geschichte ein »Gebiet«. Seit 50 Jahren versuche ich Fachleuten verschiedenster Fachgebiete zu beweisen, daß die Erschaffung eines »Gebiets« einen schöpferischen Glaubensakt, ein unbedingtes Bekenntnis fordert[1]. Die Objektivität prellt die Fachleute um diese Hingabe, ohne die uns nichts Lebendiges ergreifen kann. Totes begreifen wollen sie und so beschreiben sie die Gaue als Überbleibsel der vordynastischen Zeit. Schon Eduard Meyer hat ungeduldig ausgerufen, mit solchen Rückverweisungen sei nichts gewonnen. Man kann statt Moses lieber seinen Schwiegervater für den Urspringer der Jahveverehrung fingieren. Man kann die jüdische Schreiberzentrale Qumran statt Jesus und Paulus für die ersten Christen ausgeben. Man kann die vordynastische Zeit mit der Gaueinteilung belasten. Man erspart sich jedesmal, die unbedingte Hingabe, sei es des Moses, des Jesus, des Paulus, sei es hier am Nil des Horus, ernst zu nehmen. Als ein solcher Einflußjäger zu Leopold Ranke kam und ihn ausfragte, welche Einflüsse ihn,

[1] Zuerst in »Königshaus und Stämme«, Lpz. 1914. An diesem Buch rügte ein Professor 1962: »Er hat da Dinge gesagt, die man zu der Zeit noch nicht wissen durfte.« Unveränderter Neudruck 1964!

Ranke, hervorgebracht hätten, erwiderte Ranke ärgerlich: »Herr Professor, ich bin viel origineller, als Sie denken!« Horus sagt dem, der zugibt, daß nur dem Glauben der Glaube sich mitteile, dasselbe: er ist viel origineller, als die Herren Ableiter denken. Er bricht mit der Vorwelt. In der Einteilung eines Gebiets in Kanalprovinzen ereignete sich die Glaubensfahrt des Falkenherrschertums; auf der Königsbarke hockt der gewaltige Falke und verwandelt Bodentrümmer, Flußbögen, Sümpfe in Anteile eines nur vom Falkenfluge her mit dem Falkenauge wahrnehmbaren Singulars: Gebiet. Aber selbst noch mit dem Wort »Singular« würden wir die Urleistung zu leicht nehmen. Wie »der« Mensch auch bei den Urstämmen aus Weib und Mann zusammen erfaßt wird und der Urahne daher doppelgeschlechtlich sein mußte, so ist das Gebiet des Horus gerade dadurch Erzeugnis, Schaffensakt, daß es erstens dem Seth abgerungen wird und daß es zweitens aus einem Dual komponiert wird. Die beiden »Brüder« Horus und Seth werden beide abwechselnd in die ersten Pharaonen hineingeschaut. Denn nur so wird aus der Sensation einer einzigen Nilreise die ewige Liturgie des Reiches: Alle Jahre wieder kommt das Gebiet dank der Südnordfahrt zustande. Und die Eigenart des Horus muß aus dem Sethritus, aus dem vorgegebenen Widerstand der Welt vor der Nilflut herausgerufen werden. Die Komik, aus Seth und Horus Könige verschiedener Reiche zu machen, ist deshalb so groß, weil es sich um die Erschaffung des ersten Reiches handelt. Wäre das aus zwei älteren Reichen – diese übrigens ohne eigene Namen, ohne eigene Funktion – herzuleiten, so erhöhe sich doch nur die Frage nach dem Ursprung dieser noch älteren Reiche um so dringender. Es ist dieselbe Komik, die dem Schwiegervater des Moses den Geist zutraut, den man Moses abspricht.

Aber die Nilreichstifter sind an dieser Glaubenslosigkeit ihrer Entzifferer nicht schuld. Sie haben nicht nur der Kaiserin den Titel gegeben, der den Wandel aus Seth in Horus und aus Horus in Seth ausdrückt, sie haben auch ihre eigene Schreibkraft von dieser neuen Besitzergreifung der beiden Länder ausdrücklich

abhängig gemacht. Denn sie haben die Ewigkeit ihres Reiches auf die Schrift gegründet. Das »Anch«, »des ewigen Lebens« Haus, heißt die Reichsschrifttumskammer in Memphis. Ich habe der Tatsache, daß eine der Urhieroglyphen »Millionen Jahre« besagt, hinzuzufügen, daß Horus der wird, dem für beide Länder, Ober- und Unterland, eine einheitliche Stimme verliehen wird. Unter jedem Herrscherthron wird das Sema angebracht; Du kennst es gut, die Lungen und die Luftröhre werden da von den Göttern beider Landesteile zum einheitlichen Organ gewunden. Schöner und schärfer läßt sich nicht ausrufen, daß Horus die ewige Reichsordnung verkündet, wenn er von seinem Thron her spricht. Dieser härteste Stein, Diorit oder Syenit, der oft über die ganze Länge von Assuan oder sogar von weiter her nach Memphis transportierte Steinthron verleiht dem, der auf ihm waltet, eine Sprache, die den gewöhnlichen Sterblichen nur aus seinem Munde zuströmen kann: mit jedem Satz setzt er eine kosmische Regel. Mit jedem Spruche aus seinem Munde ordnet sich das unleugbare und dem Ungläubigen allein wahrnehmbare Chaos der kurzen Minuten und der winzigen Bodenstücke zu der von Assuan bis zum Meere und von Ewigkeit zu Ewigkeit gespannten Reichsverfassung. Die Sprache Pharaos kann nur der vernehmen, der ihr gehorsam lauscht. Der gesamte Bau Ägyptens stürzt ein, falls die Luftröhre des Sema nicht die singulare Stimme wird, auf die alle Kreatur innerhalb der Reichsgrenzen hört. Der Dual des Horus und Seth, der Dual von Binse und Lotus, der Dual von Ober- und Unterägypten sollten alle in uns nur die Überzeugung von der Gewalt der Einen einzigen Stimme hervorrufen, aus der von Menes bis zu Theodosius, von der Erbauung von Memphis bis zur Schließung des Serapeums Ägypten bestimmt worden ist.

Während im Urstamm ein doppelgeschlechtliches Wesen am Anfang erahnt wurde, erfährt das Horusreich die Vereinigung als Gegenwart. Und in diesem »winzigen« (?) Unterschiede zwischen Stamm und Reich wurzelt die Dialektik der Reiche zu den Stämmen. Das Reich spricht eine andere Sprache als die

Stämme, weil an die Stelle von Stammbäumen Schriftsprache tritt. Was ist denn da der Unterschied? Unsere Objektivisten erkennen ihn nicht an. Sie können nicht sehen, daß, wie Israels Propheten Zukunft erschaffen mußten als die Zeit des erst noch uns überraschenden Schöpfers, zuvor der Angst vor den Ahnen und ihrer Vergangenheit Paroli geboten worden ist durch Erschaffung einer ewigen Gegenwart. Wenn Schiller ausruft: »Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise«, so hat er damit das Reichsgeheimnis wunderbar in Worte gefaßt. Den Stiftern eines Reiches lohnt nur das Ewige, das ist das Aionische. Nur was immer wiederkehrt, ist wert, geschrieben zu werden. Die Schriftsprache verwandelt also den flüchtigen Kampfgesang marschierender Krieger und den Zuruf tanzender Paare in ewige Rhythmen nicht endender Jubiläen. Der Kalender der Ägypter hat seine 365 Tage dreimal durch jeweils 1460 Jahre verschoben, eine unerträgliche Unbequemlichkeit für unser astronomisches Denken. Denn nun fiel derselbe Tag bald in den Winter, bald in den Sommer und erst nach 1460 Jahren war Sirius wieder am selben Tage, am 19. Juli, am Morgenhimmel zu sehen, an dem Isis mit ihrer Träne über dem toten Osiris am ersten Katarakt die Flut steigen machte. Versuche der griechischen Ptolemäer, die Unbequemlichkeit zu beheben, sind gescheitert. Die ewige Wiederkehr war für das Reich glaubwürdiger als die moderne Wissenschaft. Bisher ist es mir nicht gelungen, bei Gelehrten die Einsicht zu erwecken, daß »Gegenwart« eine Schöpfung unseres Geistes in den Reichen gewesen sei und bleibe. Ahnenkulte und Stammbäume und Totempfähle haben Vergangenheit erschaffen, hingegen haben Kreisläufe am Himmel und auf Erden Gegenwart glaubhaft erbaut. Propheten verdanken wir die Glaubenserfahrung echter Zukunft.

Die Gegenwart am Nil ist am Anfang auf die Entsprechung von Himmel und Erde: Nilflut, Sopdit, Sopdu, Horus gegründet worden. Das Gebiet, das diese wiederholbare Erfahrung lieferte und sie berufsmäßig zu verzeichnen veranlaßte, sind die etwa 1000 Kilometer oder 25000 Quadratkilometer füllenden Nil-

ländereien gewesen. Erst etwa vierhundert Jahre später hatten die Ägypter so viel präzise Beobachtungen am Himmel gesammelt, daß sie Sonne und Mond und das gesamte Weltall zur Vergegenwärtigung mit heranziehen können. Neugebauer hat sehr schön gezeigt, wie die den Sirius, d. h. die Sopdit, über das Jahr 36mal ersetzenden Dekane nur »ungefähre« Konstellationen waren, nämlich Sterngruppen, die während je zehn Tagen auftauchten, ohne daß ihre Nennung etwa der Präzision moderner Astronomie entsprochen hätte[1]. An dieser Unvollkommenheit der Dekane enthüllt sich die Schranke des Horusglaubens. Vom Anfang des Reichs her gesehen war die Einheit ungeheuerlich und riesig: tausend Kilometer. Auch die Erhabenheit des Falkenfluges über die hindernden Bodenschwellen stellte alles in Schatten, was bis dahin »Übersicht« und »Beobachtung« durch die fünf Sinne ergeben hätten. Um das mit einer Einzelheit zu illustrieren: Die Nomaden pflegten einen Halbjahreskalender mit Hilfe der Plejaden, mit den Einschnitten am 1. Mai und 1. November. Die Leistung des Horus-Sopdit-Kalenders ist demgegenüber so riesig erschienen, daß noch die Lateiner einen Kalender hatten, der aus zehnmal 36 Tagen bestand und den fünf Tagen des alljährlichen Interregnums zwischen 24. Februar und 1. März. Daher kommt es, daß heute noch unser Schalttag alle vier Jahre fein hinter dem 24. Februar eingeschoben gilt. Das Drama »Der 24. Februar« hat sich diese Überlieferung zunutze gemacht; sie stammt aus dem Sopdit-Horus-Kalender.

Die Ableitewut der modernen Forscher stürzt sich auf die Tatsache, daß die Gesetze für Sonne und Mond und für Weltall und Erdkugel oder Erdscheibe bei den Ägyptern nur mühsam sich Eingang verschafft haben. Aber nur soweit Nichtägyptern Rede und Antwort gestanden werden sollte, wurde eine Beziehung zu nichtägyptischen Phänomenen ratsam. Man sollte denken, daß das zehnmonatliche Jahr der Lateiner und die fünf Schalt-

[1] O. Neugebauer, The Exact Sciences in Antiquity, 1951 »Each decan may represent any constellation rising during an interval of ten days«.

tage vor dem 1. März in Rom in all unseren Schulbüchern die Nähe von Memphis zu Alba Longa und Rom verkündeten. Denn wie nahe wird uns dann die Äneis. Aber kein Wort davon verraten uns die Schulbücher. Die Ägyptologen sagen nirgends etwas darüber. Du mußt wissen, daß Du um Memphis herum auch die Vorgeschichte von Hellas und Rom erlebst. Deshalb schreibe ich Dir alles dies nach Kairo

Dein Eugen

Vierter Brief nach Kairo

Tel Amarna. Eine Flucht aus der Ewigkeit.

Liebe Cynthia,

An Isis und Osiris hat sich noch der älteste römische Kalenderkultus angeschlossen. Die Abschnürung der Ägyptologie von allen außerägyptischen Wirkungen ihres »Objekts« hat vielleicht einige ihrer seltsamsten Abkapselungen verursacht. Ich meine, daß zum Beispiel die Geringachtung der Horustat durch die Ägyptologen daher rührt, oder das mangelnde Verständnis für die ewigen Jubiläen am Nil, ohne die doch die Jubiläen der Bibel sich nicht verstehen lassen.[1] Daß der Reichsgott die Sonne auf seinen Flügeln gen Norden trug, war das Gottesgeheimnis Pharaos, weshalb er mit den zweimaligen Gestirnaufgangszeichen geehrt wurde, über Sonne und Mond hinaus. Aber die Mehrzahl der Ägyptologen fabelt heute noch von einem Fortschritt oder einer »Reform«, den der »Sonnenkult« gegenüber dem Horuskult dargestellt habe. Sie verschweigt sich die simple, aber eherne Tatsache, daß die Schriftsprache der ewigen Wiederkehr von vorneherein die Sonne für impotent erklärt hat, das Geheimnis Ägyptens zu bezeichnen. Die Hieroglyphe für den

[1] Denn die Jubiläen Pharaos wiederholten die Bindung und Bannung. Die Jubiläen der Bibel wiederholten den Exodus, die Lösung!

Sonnengott Ra war und blieb nämlich das Schriftzeichen für den einzelnen Tag. Ra wurde also nur im Rahmen eines Tageskultes verehrungswürdig. Die Sonnenstände unter dem 30. Breitengrade sind zu wenig abwechslungsreich, um als Leitfaden für Jahr oder gar Jahrhundert zu dienen. Gewiß sind Sonne und Mond imponierende Gestirne, aber nur dem Rationalisten erscheint eine Naturreligion tauglich. Naturreligionen sind hölzerne Eisen. Wir vereinigen uns nur angesichts des Einzigartigen. Die Nilschwelle ist ein außerordentliches Phänomen und daher ist sie geschichtsträchtig. Dem täglichen Sonnenumlauf am 30. Breitengard fehlt das Außerordentliche. Als der Julianische Kalender dem Gestirnlauf sein letztes Wunder entriß, wurde es Zeit für das Menschenwunder des Jesus von Nazareth. Auch die Bibelkritik hat den Irrweg von Horus zur Sonne auf ihre Weise versucht; denn die Leben-Jesu-Forschung hat in der These, es sei Jesus nicht Josephs und Marias Sohn, sondern eine Idee das Außerordentliche durch etwas Alltägliches ersetzen wollen. Sooft Jesus aus Palästina und Galiläa und dem Zeitalter des Tiberius herauskomplimentiert wird, steigt er nicht etwa zur Weltgeltung auf, sondern es verlieren die Gläubigen alles Interesse an ihm. In Ägypten hat ein großartiger Wahn den Horus abzuschaffen gesucht zugunsten der Sonne, trotz ihrer geschichtslosen Gleichmütigkeit von Tag zu Tag, ohne das Wunder des Nils, ohne die jährlich opfervolle Erschaffung eines Reiches; er hat so folgenlos geendet wie die »Jesus-Idee« des Herrn Drews.

Die Ägyptologen registrieren diesen Versuch. Aber – ich begreife es heut noch nicht – kein einziger von ihnen hat diesen Abschaffungsversuch auf seinen Kern untersucht. Dabei wurde der Versuch gerade vor dem Auszug des ägyptischen Priestergelehrten Moses und gerade vor Ablauf des ersten Großjahreskreises von 1460 Jahren unternommen. Genau wie die Bibelkritiker das Wunder leugnen, so wurde 1358 vor Christi ausdrücklich der Kult des Horus und die Horus-Seth-Dramatik abgeschafft.

Vor dem Ablauf der ersten Sopditperiode, die zwischen 1322

und 1318 vor Christi ablief, hat ein Pharao an die Stelle der Nilfahrt die Seßhaftigkeit, an die Stelle des Horuskultes die reine Sonnenverehrung, an die Stelle der zwischen Delta und Niltal errichteten Stadt Memphis einen abstrakt geometrisch errechneten Mittelpunkt zu setzen versucht. Er ließ Horus aus seinem Titel fort. Er gründete eine Stadt gleich weit von Süd- und Nordgrenze, nämlich etwa 515 Kilometer entfernt, an einer »sinnlosen«, nämlich nur durch dieses Kilometermaß als Mitte des Reichs bestimmten Stelle. Er beging politischen Selbstmord, indem er mit einem feierlichen Schwur gelobt, diese so künstlich errechnete Reichsmitte zeitlebens nie körperlich zu verlassen. Die Strahlen der Sonne würden ihn, sollten ihn fortan nur in der Mitte des Reichsuniversums umspielen. Die herkulischen Mühen der Horusreise könnten aufhören. Das Wunder, durch das Horus die Himmlischen überbot, die freie Bewegung gen Norden hinauf zu den Sternen am Nordpol, den Unermüdlichen, wurde abgeschafft. In der Nähe des Nordpols, so hatte es bis dahin geheißen, trifft die Lanze des Horus am Himmel den Schenkel des Stiers (unserem Sternbild des Großen Bären ähnlich) und so war im Himmel und auf Erden die Transsubstantiation von Seth in Horus im Gange geblieben. Nun aber wurde dieser alljährliche liturgische Einsetzungsakt zugunsten einer bloßen Himmelsschau abgeschafft. Trotz meiner »Vollzahl der Zeiten« hat kein Ägyptologe den Sinn oder die Tragweite dieses Exodus des Echnaton erörtert.

Indessen war mit der Einwanderung Echnatons in seine Stadt Achetaton nicht nur der Gottesflug des Horus, sondern auch die Göttin Sopdit geleugnet. Denn Götter machen uns handeln oder sie sind nicht Götter. Eine Sopdit am Neujahrstage – dem Tag der Nilschwelle am 19. Juli – welche den Fürsten des Landes nicht nötigt, den Progressus, Adventus oder Joyeuse Entrée auszuführen, hat aufgehört, Sopdit zu sein. Götter sind nur, insofern sie wirken und bewirken. Für Götter gibt es kein platonisches Sein ohne Wirkungen, d. h. ohne die Errichtung von Zeitchausseen und Zeitbahnen, auf denen die Gottesmacht sich ka-

lendarisch auswirkt, indem sie Armeen, Beamte, Bauern, Priester in Bewegung setzt oder zum Innehalten, ja zur Umkehr zwingt!

Echnatons Reform hob mithin den Unterschied zwischen der »Idee« der Weltherrschaft und dem Kultzwang des der Sopdit gehorchenden Pharao auf; so wie die Doketen des 5. Jahrhunderts Jesus von Nazareth gern zu einem Sohn des Vaters im Himmel ohne seine wahrhaften geschichtlichen Leiden »erhöht« hätten. Beide Tendenzen mußten scheitern und sind gescheitert, denn das Eingehen in bestimmte irdische Lebenswege, und nicht eine »Idee« im Begriffshimmel ist der Inkarnationsbefehl für unser amtliches Wirken, für unseren Berufsauftrag. Der mißglückte Versuch der Stillegung der Geschichte durch Echnaton hat in Ägypten selber die Wiederherstellung des Horusdienstes hervorgerufen, in der weiteren Welt aber das Herausspringen des Moses aus der Kette der ewigen Wiederkehr. Echnaton leugnete Horus; damit verlor seine Würde als Pharao ihre Legitimation. Moses, dieser Exägypter, hat die Ruhe Gottes am Sabbat, dem Horus-Kalender und dem Nilreich vorgezogen.

Ägypten wurde damals für die Zukunft der Menschheit unwichtig. Um so wichtiger wurde die Wiederherstellung des Horusdienstes für Ägypten selber. Von dem General Horemhab, der sie ausgeführt hat, hieß es später, er habe statt Echnatons und Thutenkamens und Eias 59 Jahre lang regiert. Man gewann damit eine Zählung seiner Herrschaft über beides hinweg, über die Krisis Tel Amarnas und über den Eintritt des Großen Jahres 1322.

Trotz dieser augenscheinlichen Wichtigkeit Horemhabs wird seinem Namen, eben Horemhab, von den Fachleuten jede Horusbedeutung abgesprochen. Sein Horusname stamme ja aus der unbedeutenden Horusstadt Hries. Dieses Städtchen aber berge ein unbedeutendes Horusheiligtum. Der Gott Horus, der an diesem Orte verehrt wurde, habe mit dem mächtigen Reichsgott Horus nichts zu tun. Ich überlasse es Dir, die Herzensroheit

dieser Art Wissenschaft zu würdigen. Für jeden, der Ohren hat zu hören, ist die Madonna von Czenstochau immer noch dieselbe Madonna, die in Jerusalem von den deutschen Benediktinern als Mutter Maria im Kloster Ob Dormitionem Mariae verehrt wird.

Die Geringschätzung für den wirklichen Versuch des Echnatons paart sich merkwürdig mit einer Überschätzung seiner »religiösen« Reform. Da sowohl das Zauberquadrat für die Auswahl seiner Stadt wie die Preisgabe der Horusreise niemals erörtert worden sind, hat man um so rührseliger von Echnatons Monotheismus geschwärmt. Damit ist es nichts. Es hat sich aber beim Herannahen der Sopditperiode von 1460 Jahren eine ähnliche Aufregung der Ägypter bemächtigt, wie der Israeliten beim Regierungsantritt des ersten Edomiters, des Herodes, eines Nichtisraeliten, als Davidherrscher. Das Ende eines großen Jahres war wohl geeignet, die Gemüter aufs tiefste zu erregen. »Wer über gewissen Dingen den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.« Echnaton und Moses zusammen verkörpern mithin jene menschliche Erregung, deren Ausbleiben uns an der Menschlichkeit unserer damaligen Brüder müßte irre werden lassen.

Das Auseinandertreten des Horusreiches und des Zukunftglaubens des Moses im vierzehnten Jahrhundert vor Christi Geburt hat Kaiser Konstantin ermöglicht, als Erbe des Horus 1700 Jahre später die prophetische Erfahrung Israels seinem »Reich« mitzuteilen. Bei Konstantin tun wir einen tiefen Blick in das »getrennt marschieren, vereint schlagen« der Glaubenstaten und der Sprachströme unseres Geschlechts. Was da 1318 vor Christi sich noch einmal erhielt und wiederholbar blieb, der Aion, und was da neu hervortrieb und über das Niltal hinaustrieb, also die Spaltung unsres Geistesstromes in Tempelbauer und Israel, hat unsere heutige Sprachen als Kinder der Ehe zwischen Reich und Israel geschaffen. Von Horemhab zu Konstantin sind es 1620 Jahre. Welt und Weltherz kamen 325 zueinander. 1945 wurde unsere Erde zum unteilbaren Planeten.

Von 325 bis 1945 hat es also gedauert, bis das letzte »Reich« untergegangen ist.
1957 gelang es mir, nachzuweisen, daß in dem Namen Deutschland und Frankreich Reste des römischen Christenreichs sich zu Ende gelebt haben; die Zeit 1804 bis 1945 habe die Erledigung des Reichsnamens zum Inhalt gehabt. Es ist also sinnvoll, die Jahre 2778 und 1318 vor Christi Geburt, 325 (Nicaea) und 1806 (Auflösung des Römischen Reiches) mit 1945 zusammenzurükken.

Die Sprache des Reiches

Im Reich ergeht alle Sprache von oben nach unten. Im Reich werden alle Menschen von oben her ernannt oder berufen, geadelt oder bestellt. Im Reich werden nicht die Ahnen gefürchtet, sondern die Ahnen fürchten die Gegenwärtigen, eine Tatsache, auf die Alan Gardiner beredt hingewiesen hat. Das Haus des Reichs, der Pharao, d. h. die Große Pforte, tritt in Widerspruch zu den Klans und Sippen der Vorzeit. Was wir heut verunklaren, Großfamilie und Kleinfamilie, das sind damals, 3000 vor Christi und immer bis 1800 n. Chr., weltweite Gegensätze, nämlich Sippe und Haus. Die Sippe gründet auf Blut und Abstammung, das Haus auf tägliche Lebensgemeinschaft. Am Nil hat das Haus die Stämme entsetzt. Es ist zum Angriff gegen alle Heiltümer der Vorzeit übergegangen, die heut noch unter den Beduinen wirken. Wohl nichts Großartigeres für unseren wahren Zugang zur menschlichen Geschichte gibt es, als die Tatsache, daß heute noch Zehntausende von Beduinen unbeleckt von Pharaos Haussitten um Ägypten herum leben. Von drei Sothisperioden sind diese Beduinen nicht erfaßt worden. So wie der Pfarrer dem atheistischen Alten Fritz die Juden als den kräftigsten Beweis für das Christentum nannte, so werden uns, Dir und mir, wenn auch nicht den Ägyptologen, die Beduinen die zentrale Leistung des Pharao enthüllen können, eben die Schaffung einer Schriftsprache. Denn da wo die Philologen nur die Erfindung der Schrift anerkennen wollen, werde ich Dir

die erste menschliche Gemeinschaft zeigen können, deren Vorgänge anstatt in Worten von Mund zu Mund in Siegeln von Stein zu Stein »vonstatten gingen«. Dadurch wurde es statthaft, die Gebrechlichkeit von Fleisch und Blut zu überlisten.

Bevor ich das ägyptische Ka und seine Schriftsprache aus dem Beduinenhintergrunde herauslöse, will ich Dir noch eine Rükkendeckung gegen die Fachleute verschaffen. Das geradezu abgründige Mißverstehen der Aktionen Amenophis IV. = Echnaton durch die Fachleute bedarf nach meinem Empfinden erst noch der Aufklärung, weil uns sonst die Einheit des großen Jahres 2778–1318 vor Christi nicht geglaubt werden wird. Amenophis IV. hat, wie Johannes der Täufer vierzig Jahre vor der Zerstörung des Tempels in Jerusalem – etwa vierzig Jahre vor dem Eintritt der Ewigen Wiederkehr sein Land aus dem Kreislauf der Wiederholung herauszunehmen versucht. Er war nicht radikaler Monotheist, er hat sich auch nicht selbst vergöttert. Er hat auch die Sonne nicht anders verehrt als alle Pharaonen. Die Fachlehrbücher häufen zwar die Tiraden über seinen Monotheismus. Aber dieser Brief macht nur den Versuch, Dir die Aionenpraxis der Pharaonen an der Antithese von Amarna klar zu machen. Ein Blick auf die Mayas in Yucatan mag Dir helfen. Diese liefen geradezu atemlos mit der Zeit um die Wette. Sie hatten zwar nicht das Große Jahr, aber sie hatten einen Venuszyklus von 52 Jahren und kleinere Abteilungen darin von je fünf Jahren. Sie errichteten Steinmale, um sich dem Himmel zu beweisen: Wir halten mit Deiner Zeit Schritt. So wie heut der atemlose Zeitungsleser, Radiohörer, Fernsehbeflissene um jeden Preis auf dem laufenden bleiben will, so bezahlten die Mayas jeden Preis, um mit der Zeit mitzukommen. Ohne einiges Mitgefühl für diesen Wettlauf mit dem Aion kannst Du mit dem Raum von Amarna nicht recht mitfühlen. Hier nämlich stieg ein Herrscher aus der Zeitbarke aus, als ein Aion zu Ende ging, und er verschwor sich, unter den täglichen Strahlen der Sonne in einem magischen Weltquadrat still zu sitzen. Überlege noch einmal seinen an sich wahnsinnigen Eid, Amarna nie zu verlassen!

Und doch, wenn Du die Hieroglyphe für den von ihm verehrten Sonnengott genau betrachtest, so löst sich die Schwierigkeit. Ra war »Sonne seinem Erdentag«. Nur der einzelne Tag behielt seinen Gott, und nur dieser Gott wurde in Amarna verehrt. Damit war sogar das Jahr zerbrochen, erst recht also die Jubiläen und das Große Jahr. Auf den Bildern, die wir haben, berühren die Strahlen der Sonne den Leib des Herrschers und verlängern sich in seine Arme und Finger hinein: die Tagessonne verklärt ihn. Menes hatte an die große Zeit zu glauben begonnen und hatte seine ganze Herrschaft in ein so großes Jahr hineingebaut, daß der riesige Zeitraum sogar mit dem riesigen Erdraum Ägypten sich messen konnte. Echnaton aber ging zum entgegengesetzten Extrem: er verließ die Gänze der Zeit und verließ sich lieber auf den Gott des einzelnen Tages von 24 Stunden. Entsprechend entließ er den Reichsraum oder überließ ihn sich selbst, und verzauberte sich selbst und seinen Hofstaat in die abstrakt vermessene Mitte des Reichsraums. Daher ist es weder falsch noch ist es richtig, ihn einen Monotheisten zu nennen. Es war die Flucht aus der Zeit, die ihn zu der Sonne führte als zu dem kurzfristigsten Gott. So ist der erste Aion in Amarna preisgegeben worden. Trotz aller Restauration sind Pyramiden im zweiten Aion nicht mehr gebaut worden. Das ist in gewisser Weise tröstlich. Sogar wenn die Menschen nur wiederholen wollen, zwingt Gott uns zu Veränderungen. Und so ist sogar der Wahnsinn Echnatons nicht sinnlos, sondern ausweglos und gut begründet zugleich.

Dein Eugen

Fünfter Brief nach Kairo

Nicht nur nach *dem Tode: Nein, auch* vor *der Liebe!*

Liebe Cynthia,
der angestammte Häuptling wird ersetzt durch einen Doppelstern im Kosmos. Der Tod des Pharao wird also abgeschafft. Das ist so bekannt, daß jedes Schulkind von Mumien, Pyramiden und Horoskopen weiß. Das wäre sogar noch populärer, wenn wir nicht erst neuerdings gelernt hätten, daß Babylon eine Sternguckerei bei Kairo hieß, daß Du also der Astrologie in Kairo näher bist als im mesopotamischen Babylon. Man hat nämlich bis zu Gundel nie das Babylon der Quellen bei Kairo vermutet.
Also, daß die Ägypter sich einredeten, die Verstirnung und die Vergoldung, Versteinerung, Verdiamantung hebe das Sterben auf, ist Dir nichts Neues. Du weißt auch, daß den Statuen sogar der Mund geöffnet wurde, damit sie sprechen könnten. Das Einsetzen der Stimme zeigt, wie genau sie wußten, daß wir nur als sprechende Wesen lebensfähig seien, genauer als viele heutige »Denker«.
Aber die »Sky-World«, das große Himmelshaus, verwandelte nicht nur die Sprechenden, nicht nur die Leichen. Auch am anderen Ende des Lebens, an das wir meist nicht denken, wurde eine Verwandlung notwendig, nämlich bei den Noch-nicht-Sprechenden, bei den Infanten. Weshalb?
Auf dem Kriegspfad zählen nur die Krieger; es muß anfangs die Sprache so intim mit der Kriegerweihe verbunden gewesen sein, das die Infantes nicht sprechen durften. Das sehr feierliche Wort fas, fari, fatum, das in »Infant« steckt, meint die formenstrenge, verbindliche Sprache, deren weder die Kinder noch die Weiber sich bemächtigen durften.
Wenn nun am Nil die Kriegerweihe wegfällt genau wie der Tod, dann muß die Zeit von der Wiege bis zum Jenseits einheitlich erfaßt werden, dann gibt es zum ersten Male einen zusammen-

hängenden Lebenslauf, statt des Mannes-Lebens, das von der Schwertleite bis zum Begräbnis gegangen war.

Seit Horus zählt also keineswegs nur der Krieger, sondern nun tritt zu den gewaffnet aufmarschierenden Sippen, den Korporalschaften, ein neues vorher nicht artikulierendes Körperchen hinzu: die vorher geschichtslose und sprachlose Kleinstfamilie. Im Zelt, in der Hütte, in der Höhle hatte diese Kleinsteinzeit: Vater, Mutter und Kinder, noch keinerlei Kultform nötig. Der Aufmarschplatz der Krieger, die Tanzplätze der Geschlechter: die allein waren heilige Orte.

In El-Kab am Nil haben sich die vorhorischen Rundformen des Hütten-Daseins vor der Reichszeit so erhalten, daß sie sich gegen die Stadtanlage der Reichszeit klar abheben. Was unterscheidet sie? Sie sind rund. Die Reichszeit baut grundsätzlich viereckig. Denn ihre Behausung soll Weg in den Kosmos sein. Dieser Weg führt in alle vier Himmelsrichtungen, er muß orientiert werden, genau ausgerichtet auf Süden, Norden, Ost und West. Nur im orientierten Hause befinden wir uns in einem Teil des Reichs. Dafür aber ist jeder, den dies Haus birgt, also auch der Säugling und der Knecht, ein Reichsbürger. Ich habe Dir in der »Vollzahl der Zeiten« einen gothaischen Hofkalender des Großen Hauses am Nil übersetzt, mit den Hofbäckern und Hofköchen, den Dattelkonfiseuren und den Milchflaschenträgern als Reichsbeamten. Die Forscher haben diesen »Gotha« leider nicht in die Mitte ihrer Deutung Pharaos gestellt. Aber der Milchflaschenträger allein genügt, um Dir das Thema des heutigen Briefs zu erläutern, die Wichtigkeit der Säuglinge, der Prinzen, der Thronerben.

Ab Horus zählt das neugeborene Kind im Kaiserhaus. So mußte ein weiteres Kapitel der Verfassung geschrieben werden, das von der Mannbarwerdung bis rückwärts zur Geburt die Kinder ausdrücklich erfassen konnte.

Das Haus und das Kindesleben und das Geschwisterpaar Bruder und Schwester, die sich im Kaiserhaus als Geschwister ehelichen – das alles ist aus einem Guß. Schon auf der Narmer-Schmink-

tafel werden die Orientierung und das Schreiben und der Hausbau einheitlich dargestellt. Narmer trägt da auf seinem Lendenschurz die Göttin Hathor viermal. Sie, die Hathor, ist sein Großes Haus, dessen Hieroglyphe später viereckig orientiert ist, um es in den rechten Winkel des Kosmos zu stellen; weil Narmer aber die Hathor noch als Kuh schreibt, deshalb muß bei ihm die Orientierung durch die Vierzahl der Hathoren die vier Richtungen der Windrose beschreiben. Dies Wort »Windrose« kann Dir übrigens zeigen, wie schwer sich die Sprache heute noch tut, die Vierzahl der Richtungen auszudrücken. Denn weder von der Sonne noch vom Monde her, nur als Windrose läßt sich die »Orientierung« in vier Richtungen benennen! Die Sterne tun uns den Gefallen nicht, überall hinzukommen. Daher die Wichtigkeit der Nordsterne, von denen die Ägypter rühmen, sie gingen nie unter. Jedenfalls sind die Winde und ihre »Rose« ein sehr bescheidener Notbehelf, um den ganzen Himmel abzutasten; »orientieren« heißt nur »osten«. Aber dies Wort ist noch heut unser einziger Behelf für das ungeheure Pathos des Tempelbaus, dieses in die Welt Hineinschneidens (Tempel und der Hain, »Temenos« kommen von schneiden). Aber laut des »Gothas« am Nil hat sogar der einzelne Tempel weniger Pathos als ganz Ägypten; denn in den Hofstaat werden neben den kaiserlichen Prinzen z. B. auch alle Gaue hineingeschrieben: so umfassend wird das Welthaus vorgestellt und beschrieben. Mit der neuen Orientierung wächst diesem Haus zeitlich ein Aion zu, räumlich ein Reich. Das Haus ist das Reich; umgekehrt wie in Rom, wo das »Imperium« später *vor* den Mauern der Urbs Roma lag, lag am Nil die Urbs im Orbis und Haus war der Kosmos! Pharao war also kein Imperialist. Denn umgekehrt wurde ihm vom Sternenstand her geboten, wie er sein Haus einzurichten habe.

Bei dieser Erfassung der Verfassung erklärt sich sofort, weshalb die 42 Totenrichter über die Verstorbenen aus den 42 Gauen des Reichs stammen sollen. Es ist das ein schöner Beweis gegen die »Ortsgötter«; daß alle Gaue einheitlich das Totenreich er-

leuchten und richten, das beweist, wie der Reichsraum und der Reichsaion die ewige Gegenwart umschreibt, welche jede Hieroglyphe zu bezeugen trachtet.

Seitdem sieht das Jenseits bei den meisten guten Seelen so aus wie das Totenreich, das sich die Lebenden am Nil vorgestellt haben. Denn sie haben den Osiris dem Horus, die Toten den Lebenden unterstellt. Erst mit dem Eintritt Jesu in die Rolle des Totenrichters hört diese Herrschaft des ewigen Aions der Gegenwart über die Toten auf. Denn das Credo nennt unseren Herrn ausdrücklich den Herrn sowohl über die Lebenden wie über die Toten. Mit diesem Satz wird der Stamm überwunden, in dem die Toten die Lebenden richteten, die Ahnen die Rache, die Vendetta der Lebenden heischten, und ebenso wird das Reich wesenlos, in dem die Lebenden die Toten richten zu müssen wähnen. Freilich nehmen wohl wenige die Befreiung durch Christus ernst. Und doch wird erst hierin das wirkliche ewige Leben von dem Rang im Diesseits, sei es Dein Rang bei den Ahnen des Stammes, sei es Dein Rang bei den Sternen des Reichshimmels, unabhängig.

Also erst das christliche Gericht des lebendigen Schöpfers stößt die antiken Reiche in dieselbe Verdammnis wie die Ahnenpfähle der ewigen Blutrache. Schon Moses hatte diesen Reichszauber gebrochen, Christus fügt ja in seiner Rolle als Weltrichter nur das hinzu, daß aus dem verschlossenen Gefäß Israels, das die Völker verachten, die Weltkirche aufwächst, die alle sehen müssen und von der alle Reiche und Stämme allmählich aufgezehrt werden. Dem isrealitischen Credo wird eben darum dieser Satz vom Richter der Toten und der Lebendigen hinzugesetzt, damit es nie wieder antike Häuptlinge oder Schamanen, nie wieder ägyptische Pharaonen oder Priester geben kann.

Das christliche Gericht des lebendigen Gottes läßt den Unterschied zwischen denen, die noch leben, und denen, die schon tot sind, nicht gelten. (Dante versetzt daher einen seiner lebenden Zeitgenossen in die Hölle!) Das Credo bleibt unverstanden, wenn es nicht aus dem Widerspruch gegen beides, die Ahnen-

geister und das Totengericht, gehört wird. Christus wie Israel erheben sich über Stämme wie Reiche, weil diese beiden Gottes Schöpfung zu kurz und zu klein glauben.

Der Lebende hat Recht, bekam Recht in Ägypten. Die Toten hatten am Nil entsetzliche Angst vor den Lebenden. Aber als in dem Haus, dem »Pharao«, dem Papstkaiser eine Familie aufwuchs, änderte sich nicht nur sein Leben nach dem Tode. Auch sein Leben vor dem Leben änderte sich. Du kannst zunächst nicht wissen, was mit dem »Leben vor dem Leben« gemeint sein könne. Nach Recht und Sitte lebt ein Mensch bei uns, wenn der Säugling geschrien hat: »Rätin, er lebt!« rief die Hebamme bei Goethes Geburt. In diesem Augenblick lebte also Johann Wolfgang Goethe im Recht und in der Kirche und auf den Geburtsaugenblick stellt unser bürgerliches Recht ab.

Aber diese Natursache des Menschenrechts als Geburtsrecht war vor Pharao unbekannt. Kinder und Weiber konnten namenlos bleiben. Namhaft wurde der Krieger erst, wenn er kriegte. Die Initiation, die Jünglingsweihe, die Konfirmation sind die Zeitpunkte, an denen der Ernst, die Namentlichkeit, die Pflicht beginnen. Vorher zählt der »Mensch« nicht. Geburt und Selbstbewußtsein müssen immer neu auseinanderklaffen. Sonst degenerieren wir.

Das Leben vor der Mannbarkeit ist Vorleben. So haben Indianer und Eskimos, aber auch Chinesen und Indonesier und Mayas und Germanen durch die Jahrtausende gelebt: Es gab also drei Abschnitte, ein Vorleben, ein Leben, ein Nachleben.

Rein theoretisch schon wird der Leser deduzieren können, daß dort, wo das Nachleben neu ergriffen und als unsterblich begriffen wurde, auch dem Vorleben das Licht des Bewußtseins sich vielleicht zuwendete.

So ist es in der Tat: Pharao ist ein Stern. Pharao ist Sonne und Mond. Pharao fällt darum unter die Vorschrift der Himmel nicht erst bei der Thronbesteigung. Pharaos Hausmitglieder zählen von der Geburt ab.

Die Ägyptologen haben in den letzten Jahrzehnten dem Kult

des jugendlichen Horus ihr Augenmerk zugewendet. Diese Säuglingstempel, die »Mammisi«, diese Namentlichkeit des Horveris, des jugendlichen Horus, sind durchforscht worden. Und so wie der Stierkult, der doch aus der 1. Dynastie stammt, seine Orgien am Ende des Heidentums gefeiert hat, so fallen auch die Bauten für den Knaben Horus am Ende des zweiten Aions, also unter Roms Cäsaren, uns mächtig auf. Leicht wird der Eindruck erweckt, als sei des Papstkaisers Existenz vor der Thronbesteigung erst unter den Ptolemäern soviel Pflege zuteil geworden. Ich selber kann über die Chronologie im Ausmaß dieses Babykults kein Urteil abgeben. Du mußt nur soweit in diesen Kult des jugendlichen Horus Einblick nehmen, bis Du der Parallele inne wirst, die sich zwischen »Vorleben« und »Nachleben« im Papstkaiserritual entfaltet hat. Vorbewußte und nachbewußte Zeitspanne mußten nämlich beide in den Kosmos Himmels und der Erden eingebaut werden. Das hatte für den Kaisertitel eine interessante Folge. Maspero schrieb bereits in seinen Études Egyptiennes II, 287: »La chronologie de la vie royale est, comme on voit en sens inverse de l'ordre des titres.« Und vorher (S. 275) sagte er über dies »Namentlich-werden« des Herrschers: »Le premier membre du protocole, le premier nom d'épervier, mène le pharao au delà de la vie, le second cartouche le prend à sa naissance.« »Das erste Glied des (fünffältigen) Namens, der Horusname, führt den Pharao über das Leben hinaus; die zweite Kartusche begreift ihn bei seiner Geburt.«

Dem Horusnamen und dem Namen als Sohn der Sonne pflegte der wirklich bei der Geburt gegebene Name zu folgen, so daß der faktisch erste Name dieses Menschenkindes als letzter stand. Die Einhebung dieses längst geborenen Menschenkindes in die Gotteskindschaft war ebenso künstlich und ebenso notwendig für das Himmelshaus wie die Aufhebung des Todes. Du wirst ja gern an unseren gemeinsamen Besuch von Denderah denken, bei dem uns François Daumas, der französische Archäologe, so freundliche Auskunft gab. Nun, er hat inzwischen, 1958, ein schönes Buch über »Les Mammisis des Temples Egyptiennes« in

Paris veröffentlicht und ein weiteres über Assuan, »Le Mammisi de Philae«. Dank Daumas brauche ich die Einzelheiten des Zaubers nicht zu verfolgen, mit denen der Gott Heka den Neugeborenen bezaubert[1]. Das, worauf es ankommt, war, daß »Le roi d'essence divine existe, prêt à assumer la sucession de son père«.[2] »Das Gold hat Euren Sohn (der neun Götter) gezeugt, den Sohn, den Ihr liebt; er ist der Same eines erhabenen Gottes.«[3] Der klassische Philologe Eduard Norden hat in seinem Buche »Die Geburt des Kindes« das Einmünden der Vergötterung des Kindes am Nil in die Geschichte der Cäsaren und des Christentums beschrieben. Jeder Leser der Evangelien weiß, daß Kreuz und Wiege im Leben des Gottmenschen in eines gezogen werden. Unsere Zeitrechnung zählt nicht vom Tode Jesu, sondern von Christi Geburt, ohne doch damit zu leugnen, daß erst der Tod seine Geburt vollendet habe! Noch nach der Angabe des Augustinus stritten sich die Ausleger zu seiner Zeit, ob die ersten 365 Jahre (ein Viertel des Großen Jahres von 1460 Jahren am Nil) der Epoche Christi von seiner Geburt oder von seinem Tode ab rechneten.

Wie sehr muß der jugendliche Horus, vor der Thronbesteigung, eine Parallele zum Leben nach dem Tode bedeutet haben! Die Einglättung, Einebnung der gewaltigen Brüche innerhalb eines und desselben Menschenlebens, die Vernachlässigung der Lebensalter hat noch allen Monarchien zu schaffen gemacht. Am Nil selber soll Phiops II. mit sechs Jahren Kaiser geworden sein! Und es hat seine schier endlose Regierung zum Sturz geführt. Dir und mir mag es genügen, die kosmische Aufgabe für die Kindheit wahrzunehmen, die aus der Verstirnung des Herrschers erwuchs. Sein Vorleben mußte unter dieselbe Sternenstunde gerückt werden wie sein Nachleben. In beiden Richtungen trat leibliche Wirklichkeit seines »sprachlosen« Lebenskapitels ihr Recht an eine kosmische Fiktion ab. Die Priester schrieben dem

---

1 Daumas, S. 472 ff.

2 Daumas, S. 479.

3 Daumas, S. 479 und 282.

Kinde genau wie der Leiche Kräfte zu, nur um der Sternstunde der Menschheit ihre Ewigkeit vorschreiben zu können. Innerhalb der Theologie hat diese Frage an dem Bestand der vier Evangelien gerüttelt. Von 1840 bis 1952, von Lachmann und Weiße bis zu Butler und Chapman, sollte das bei der Jordantaufe, also das erst mitten im Leben Jesu einsetzende Markus-Evangelium das älteste Evangelium sein. Es war das eine durch nichts begründete Abstraktion des 19. Jahrhunderts, dessen Bewußtseinslage sich mit dem »Ich« des Descartes oder eines zwanzigjährigen Studenten von Tübingen gleichsetzte und die ersten zwanzig Lebensjahre, wie Cartesius stolz sagte, für verlorene Liebesmüh ansah. Markus, der die Jugendgeschichte Jesu ausläßt, ist nicht das älteste Evangelium; Jesu Jugend als Israelit in Josephs Haus gehört unbedingt in seine Todesgeschichte; Markus hat den Matthäus für die römischen Reichsbewohner abgekürzt. Aus demselben Grunde gehört der »jugendliche Horus« in die Kosmisierung des Herrschers am Nil. Aber freilich am Nil hat diese Apotheose der Wahrheit Gewalt angetan, und die kosmische Behandlung des Herrscherkindes hat die Gesetze des Kosmos in den Säugling hineingesehen. Kosmos aber und Menschenkind lassen sich nur in Worte Gottes, nicht im Himmel der Götter vereinigen. Die Hieroglyphen haben mithin seit 5000 Jahren die Menschen von ihrer wahren Bestimmung abgelenkt, weil sie ihnen ein Horoskop aus den Sternen vorschreiben wollten, statt den Gehorsam aus dem Wort ihrer Stunde. In Virgils vierter Ecloge hat der Dichter versucht, die Astrologie der Götter mit der Berufung durch den lebendigen Gott auszusöhnen. Aber auch Virgil verfällt in die ewige Wiederkehr und sagt in Vers 36 voraus, es werde wieder ein Achill gen Troja ziehen. Immerhin wird ihm der Neugeborene, den die Mutter erst nach zehn Monaten geboren hat, zum Wiedereröffner des kosmischen Kreislaufs.

»Magnus ab integro saeculorum nascitur ordo« (Virgil), so fing auch am Nil mit jedem Horus die ganze Geschichte wieder von vorne an, dank ewiger Göttergegenwart. Nur auf diese Weise

bemächtigte sich der Glaube der Kapitel, die unser eigenes Bewußtsein nicht umspannen kann, unserer Kindheit und unserer Nachwirkung, anders ausgedrückt unseres Vorlebens und unseres Nachlebens. Bevor nicht Menschensohn und Weltensohn dank Israel auseinandertraten, schien unser Leben in den Kosmos zu fallen. Darum verlangte beides, Vorleben wie Nachleben, seine Heraufhebung in die Ewigkeit der Welt, die ja wiederkehrend zu kreisen scheint, und daher ist die Verewigung des Lebens nach dem Tode nur die eine Hälfte des pharaonischen Anliegens gewesen; die andere Hälfte war die Verkosmisierung der Kindheit, die Ausplättung der Cäsur der Initiation.

Nur bei dieser Sicht wird das Absurde der Vorgeschichte des Horus verständlich. Die Neungötter, die Enneade von On, gelten als seine Eltern. Isis und Nephtys, beide, hätten ihn geboren. Das ist nicht sinnwidriger, als daß ein und dasselbe unteilbare Reich aus zwei Ländern zusammengefügt werden muß, um dann die schöpferische Stimme aus einem Herzen und einer Luftröhre, dem Semazeichen der Vereinigung beider Länder, vernehmen zu lassen. Die Ägypter haben uns gelehrt, so kühn zu reden, zu handeln und zu denken, als seien wir Kinder der ewigen Dauer. Diese Verewigung auch des Vorlebens, also des Lebens vor der Liebe und vor der eigenen Sprache, spiegelt sich noch im Worte »Infant« für die Prinzen in Spanien. Da Infans der noch nicht Sprechende ist, ist das Heraufsteigen des Wortes »Infant« für einen erwachsenen Prinzen bemerkenswert. Dem Hauskind im Herrscherhaus schien die kosmische Einhebung auch ohne eigene Sprache gewährleistet. Das mußte auch für die Liebe und Ehe Folgen haben.

Ich habe Dir absichtlich das Vorleben als ein Leben vor der Liebe bezeichnet. Die Hauskinder werden schon als künftige Gatten gesehen. Da also die Geschwister sich heiraten, so kommt es zur Kinderehe. In der Wiege werden später Königskinder zusammengegeben in fürchterlicher Verwirrung. Am Nil selber finden wir in der Person Amenophis IV., Echnatons und seiner Frau und ihren Kindern neben einer Reihe von Kinderehen und Kin-

derregierungen[1], auch Ehen zwischen Vater und Tochter, Bruder und Schwester, vielleicht sogar Mutter und Sohn. Diese Geschwisterehe ist eine schier unausbleibliche Folge des Aussteigens des Horus aus der Stammestätowierung und den Reifeprüfungen der Mannwerdung. Noch Karl den Großen hat dies Umsteigen aus einer Sippe *im* Stamm in ein Herrscherhaus *über* dem Stamm so geplagt, daß er keine einzige seiner Töchter standesgemäß verheiratet hat, um nur ja keinem Prätendenten voranzuhelfen. Daß diese Töchter infolgedessen herumhurten, schien dem Vater das kleinere Übel.

Diese Tatsachen mögen die Schwierigkeiten jedes über den Sippen der Stämme aufsteigenden Himmelshauses illustrieren. Wenn in der Odyssee des Phäakenkönigs 25 Söhne mit seinen 25 Töchtern verheiratet sind, wenn Zeus und seine Schwester Hera die Menschenehe einsegnen, wenn die Ptolemäer, Griechen die sie sind, das Heiratsgesetz des Pharao befolgen und ihre Schwester ehelichen, aber auch wenn die Kasten noch heut Indiens Zukunft bedrohen oder wenn die sogenannten Standesherren in Deutschland eine meiner Meinung höchst schädliche Stellung einnehmen, weil sie von Degeneration bedroht werden, so ist jedesmal der gleiche Grund wirksam: Zu früh will man das Licht der Namentlichkeit auf ein Neugeborenes fallen lassen und damit geschieht ihm Unrecht. Inkognito ist der Gott in uns. Wird einem Kind dies Inkognito zu früh geraubt, leidet seine Gotteskraft. Wehe dem Kinde ohne jedes Inkognito. Es degeneriert. Denn es verliert die Kraft, seinem Milieu zu entwachsen. Unser Glaube schafft unsere Gesichter. Rasse ist die Frucht des Glaubens. In zwei Generationen sehen Geschwister dank verschiedenen Glaubens völlig verschieden aus. Zu früh ausgesprochene und angesprochene Art mag von altem Adel zeugen, erzeugt aber auch seine Müdigkeit, in »prononcierten« Zügen. Jeder ägyptische Infant zerstört als Geschwistersproß das

[1] A. Gardiner, Egypt of the Pharaos 1961, 234 ff., Sottas, Un Cas d'Incest, Revue Egyptienne 14, 150 ff. E. Naville, Totenbuch, S. 51.

Gleichgewicht zwischen seinen eigenen Gezeiten und den Gezeiten, in denen der Sprachenschoß durch neue Märtyrer, neue Namen erneuert werden muß. Die Muttersprache – so erinnere Du Dich unserer Einsicht in den Weg der neugeborenen Jugend der Menschheit – darf nicht nur aus Mutter und Vater, nein, sie muß aus den Ereignissen auf das Kind zukommen, die erst nach der Kindheit seiner Voreltern die Sprache erneuert und vorwärts gezwungen haben. Und es sind unsere seelischen Vorbilder und nicht die ewig kreisenden Sternbilder, die uns bestimmen dürfen. Daher wirkt die astrologische Prädestination tödlich. Denn sie macht die Umschaffung meines Sprachschatzes unmöglich. Das Harren entfällt, die spannenden Jahre zwischen Sehnsucht und Erfüllung. Die gesunde Inkarnation wird verhindert. Der Neugeborene verfällt veralteten Anreizen und Ansprüchen.

Um auch nur eine Kreatur ganz neu zu schaffen, ist ein unendlicher Einsatz notwendig. Die Angst des Irdischen, die meistens Eltern verzehrt, sucht die Gefahren für den Abkömmling aus den ihnen, den Eltern, vertrauten Phänomenen vorauszuberechnen. Das Element des Unendlichen wird ausgemerzt. Was aber begrenzt ist und definiert, das darf zwar der Mensch hervorbringen. Er selber aber kann so nicht hervorgebracht werden; denn ihn ruft nur unendlicher Einsatz, selbstvergessene Sehnsucht hervor. Exogame, d. h. grenzenlose Neigung muß walten. Ob in der Ehe abgetrieben wird, ob ein Präsident auf vier Jahre amtiert, ob ein Amateur auf ein paar Jahre sich als Amateur auf Forschung einläßt, immer fehlt das Ungeheure, aus dem allein Schöpfung wird. Oliver Cromwell hat gesagt: »Niemals steigt ein Mann höher, als wenn er nicht weiß, wohin er geht.«[1] Der Satz Matthäus 12, 34: »Wes das Herz voll ist, des Mund geht über«, wird meist als Gemeinplatz angesehen. Er ist es aber nicht, wenn die Abundantia des Herzens als Unendlichkeit und Milieulosigkeit anerkannt wird. Dann ist der Strom artikulier-

[1] Für das Ungeheure dieses Satzes siehe »Out of Revolution, Autobiography of Western Man«, 1938, New York, S. 357 f.

ter Rede im Vergleich zu des Herzens Überfluß nur begrenzt, aber die Fülle des Herzens sprengt dann jedes ererbte, befangen machende Milieu.

Man kann Shakespeares Sonette als seine Unendlichkeit ansehen, aus deren Ozean all seine Theaterstücke Kontur und Grenzen und Bestimmtheit geschöpft haben. Unsere Gottesdienste haben denselben Sinn wie für den Genius der innerste Quell seiner eigenen Ekstase: Dem Alltag sollen sie die Unendlichkeit voraufstellen, aus der allein die Tagewerke Gestalt gewinnen dürfen.

Den Ägyptern selber war diese Proportion von: $\frac{\text{Unendlich}}{\text{Endlich}}$ = Inkarnation, nicht fremd[1]. Das zeigt ihre Hieroglyphe »Unendlich viele Jahre«, die bereits in der 1. Dynastie eine große Rolle spielt. Für uns alle mit hat Horus das Leben von der Geburt bis zum Grabe als einen Lebenslauf zusammengefaßt. Ihm verdanken wir »Biographie«. Die Vorläufer der Offenbarung haben eben Anspruch darauf, ihren bleibenden Beitrag zur Wahrheit über uns Menschen anerkannt zu hören. Der böse Pharao der Bibel ist nur soweit böse, als er den Exodus bei Ablauf seines ersten Aions nicht begreifen konnte. Aber sein eigener Schritt 1460 Jahre oder mehr vor Moses ist für uns alle, Juden und Heiden, mit getan werden. Ohne den jugendlichen Horus hätte es nie zu dem die Toten und die Lebenden richtenden Richter aus der Wiege in Nazareth kommen können.

[1] Dies schöpferische Verhältnis von »unendlich« zu »endlich« ist das Thema einer genialen Schrift meines Freundes, des Ingenieurs bei Bosch, Stuttgart, Adolf Wagemann (1865–1920), aus dem Jahre 1912. Sie verhallte ungehört.

Sechster Brief nach Kairo

Vom Überschwang

Liebe Cynthia,
ich habe Dir schon berichtet, daß der sehr angesehene Archäologe Reisner die ägyptische Schrift als rein praktisch bezeichnet hat. In dem Bildungsjahrhundert des Lesens, der Zeitung, der Massenmitteilung, kann er da leicht mißverstanden werden. »Praktisch« soll heißen: Es geschieht etwas durch Schreiben, das so unreflektiert ist wie die Tat, nicht aber etwas, das nur Gedachtes wiedergibt, Systeme, Begriffe, Theorien. Also es bedeutet Reisners Regel nicht etwa, daß man nur schrieb, um Pharaos Weinberge oder Hühnerfarmen zu verzeichnen. Das Wort »praktisch«, das Reisner gebraucht, hat auch die ganze andere Bedeutung von »unreflektiert«. Praktisch kann heißen in Liturgie oder Ritual eingefräst, unlöslich mit Tun verknüpft, noch bevor des Gedankens Blässe uns in Vorbedacht und Nachbedacht spaltet und die Nennkraft der Analyse weicht.
Der Zürcher Anglist Heinrich Straumann hat 1935 in London ein Buch »Newspaper Headlines« veröffentlicht. Diese »Schlagzeilen« sind eine neue Wendung der Sprache im Weltalter der Reklame. Die Schlagzeile, die Reklame müssen schreien oder flüstern, damit wir auf sie aufmerken. Unter uns Millionen, ja Hunderten von Millionen, ist ein noch nie dagewesener Sprachstil im Entstehen. Er ist »praktisch« in einem so allgemeinsten Sinne wie die Schriftzeichen der Priester praktisch, tatkräftig gesetzt worden sind. Aber die Schlagzeilen richten sich an eine neue Art Leser, an ein Publikum, das keinen Gehorsam schuldet, das seiner Wege gehen kann. Ein solches Publikum gibt es erst seit den Griechen. Die alte Schrift aber richtete den Schreiber auf seinen Weg. Sie zwang ihn zu handeln, Schott, der Ägyptologe, wundert sich, wie in den Pyramiden derselbe Text bald in der ersten, bald in der zweiten oder in der dritten Person erscheint. Also »ich« sagte Pharao, aber dann heißt es auch: »Dich«

erfaßt der Sonnenstrahl oder die Göttin; und ebensooft heißt es »ihn« wehte der kühlende Wind an oder ihn bedrohte das Nilpferd. Schott verteilt diese Personen Er, Du und Ich auf verschiedene Stile der Grabtexte. Das halte ich für unmethodisch. Denn der Schriftzwang der Hieroglyphen schrie nicht Reklame in ein abgestumpftes Publikum hinein. Er rief vielmehr arme irdische Menschenkinder aus ihrem bisherigen Gespräch in ihrer Sippe und auf der Heerfahrt und im Tanz oder im Ring hinaus in ein neues Gespräch. Ein neuer Anblick wurde erblickt, mit neuen Partnern im Himmel und auf Erden. In jedem Gespräch und in jeder Debatte, als Kläger, als Patient und als Offizier werde ich umschichtig mit »Du« angeredet, als »er« besprochen und als »ich« selber wortmächtig, als »wir« gemeinschaftsfähig, als »ihr« verantwortlich. Nur den bezwingt die Sprache, den sie zu »ich bis sie« durchgestaltet. Um aus der mündlichen Sprache des Things herausgerissen zu werden, haben sich die Pharaonen und ihre Schreiber dem Überschwang der Schrift unterstellt. Alle Schreiber vertraten dabei Pharao selber. Wir finden, daß noch in den jüngsten Zeiten Ägyptens das Gründen eines Bauwerkes durch den Herrscher selber der Form nach geschah. Längst war kein Gedanke daran, daß er selber dazu erschien, aber noch immer wurde es formuliert, als spanne er das Seil und lege er den Grund. Der englische König und der Habsburgkaiser hat auch Tausende von Akten vollzogen, deren er nie ansichtig geworden ist. Alle Regierung überträgt Vollmachten an Diener und Untergebene. Aber das kann sie nur, weil sie einen Herrscher obenan gestellt weiß, in dessen Haus es nie an Dienern und Untergebenen mangelt. So ist die Schrift in Ägypten die neue Sprache, die hinter dem Pharao her auf viele Diener und Grafen und Untergebene übertragen worden ist. Aber das überhebt uns nicht der Frage, zu wem diese Schrift den Herrscher selber hat sprechen machen sollen. Wem schrieb er? Wer schrieb ihm? Nehmen wir die Hieroglyphen so ernst wie eine neue Sprechweise, dann muß die entscheidende Neuerung vom Stammesleben darin zu suchen sein, daß die Schrift neue Ge-

sprächspartner ins Spiel bringt. Pharao verkehrt dank der Schrift mit Verwandten und »Befreundeten«, mit denen mündlich kein Verkehr stattfinden könnte. Die Schrift schreibt ihn – und deshalb heißt das Schreibhaus ja »Haus des Lebens« – in einen neuen Lebensprozeß hinein. Mit dem Überschwang der neuen Begeisterung überbietet dieser neue Lebensprozeß den bisherigen. Vor seinesgleichen trug der Krieger der Vorzeit seine Schreib-Narben so wie seine Narben aus den Schlachtwunden zur Schau. Wie heut noch dem Seemann, so ätzte die Initiation die Zeichen des Stammes wie die Narben seiner Siege in Todesgefahr für Lebenszeit auf den Leib des Kriegers. Er ist also die neueste Auflage der Stammesverfassung, und der Band, den sein Leib darstellt, drückt diese Verfassung auf Lebenszeit aus. Auf Seite 736 findet der Leser eine solche abgebildet.

Was geschieht, wenn ein Krieger aufhört, sich die Ätzrunen gefallen zu lassen? Was geschieht, wenn er den unversehrten Leib der Sonne und dem Mond entgegenstreckt? Wie empfängt er denn dann die bleibende Wahrheit in sich hinein, wenn er sie doch auf seine Haut nicht ritzen läßt? Hier ist die Schrift, die auf den Stein der Welt gemeißelt wird. Der Stein stirbt nicht. Nur ewige Ordnung soll, darf, kann in Stein geschrieben werden. Den Häuptling zeichnet die Ahnenrune auf seiner Haut aus. Den Pharao bezeichnet die Steinrune auf seinem Haus. Sie läßt alle Teile, Bewohner, Mitglieder dieses Hauses frei verschiebbar gegeneinander. Indem die Schrift auf Stein geritzt wird, befreit sie den Ätzrunenträger, den Krieger, und erlaubt ein Gewimmel von Vielen, Hofstaat, Gefolge, Priester, Soldaten, Ärzte, Baumeister, von Ständen, alle mit unter die in die Steinrunen verewigte Verfassung zu treten. Das, was in den Stein eindringt, scheint nie zu sterben. Der Wahn der Unsterblichkeit berauscht das Nilreich. Der Tod sollte abgeschafft werden. Wenn doch die vergängliche Haut dem Stein wich – weshalb nicht auch das Sterben der Unsterblichkeit? Die Ätzrune, das Tätowieren, ist, wie schon erwähnt, in Ägypten erst 1500 Jahre nach Einführung der Steinschrift anzutreffen. Ich sehe

darin die gleiche Quarantäne, die in Israel den Tempelbau in den ersten Jahrhunderten nach dem Exodus verhindert hat. Auch das Christentum hat 1500 Jahrhunderte gewartet, ehe sich die Päpste der vor-christlichen, cäsarischen Formen ungeniert bedienten, und der Steinmetz in Rom unsern Herrgott als Jupiter auf die Wand schrieb. Die Ausrottung des Tätowierens entlockt aber den Ägyptologen kein Wort. Und ebensowenig das Auftauchen der wunderbaren Schminktafeln der ersten Pharaonen des geeinten Landes. Wenn aber die Schrift »aus der Haut fuhr«, d. h. wenn statt der sterblichen Krieger der unsterbliche Stein nun die dauernde Verfassung trug, dann waren die steinernen Schminkpaletten, die genau zu erwartende Neuerung: Pharao tätowierte sich nicht und niemanden. Das hielt der Stein der Palette fest. Zugleich mußte bei jedem Fest wechselnde Farbe aufgelegt werden: Schminke trat an die Stelle der Ätzrune. So wuchs dem Menschenvolk Beweglichkeit zu, der Erde Beständigkeit. Genau diesen Vorgang einer veränderten Proportion zwischen dem Wandel der Menschen und der Unwandelbarkeit der göttlichen Welt drücken die herrlichen Schminktafeln aus, ihr urplötzliches Auftreten am Morgen der ägyptischen Geschichte ist ja selber eine wunderbare Leistung. Wer aber der Vorzeit mit ihrer Tätowierung nicht eingedenk ist, dem genügt eine Inventarnummer des Museums für Narmers Palette. Du aber ermiß die Beseeligung der durch diese Palette in die Ewigkeit eingeschriebenen Gottesgeschöpfe. In Erweiterung dieses neuen Verhältnisses zum eigenen Leibe könnte es für die Frauen zum Gebrauch der Spiegel gekommen sein. Die ägyptischen Spiegel sind nämlich die ältesten uns bekannten Spiegel der Welt. Sie gehen auf die ersten Dynastien zurück. Die Frau nimmt den Spiegel in den Gottesdienst. Der Spiegel gehört zu ihrem Kostüm[1]. Nun gebe ich diese Deutung des Aufkommens des Spiegels nur eben an Dich weiter. Ich weiß selber nicht genug darüber, um mich da so sicher zu fühlen, wie in Sachen Tätowieren.

[1] v. Netoliczka in Pauly-Wissowa, Neue Bearb. Bd. XI (1922), 33.

Hierin aber liegen Beweise vor. Moses bedroht im Leviticus (19, 28) die Ätzrunen, das Beschreiben der Leiber mit Schriftzeichen mit Todesstrafe. Denn natürlich sollten seine Auszügler aus Ägypten nicht hinter Ägypten zurückfallen. Er wollte über Pharao hinausdringen und so weder Runen noch Hieroglyphen dulden. Noch ein drittes Geheimnis wohnt der Steinschrift inne. Sobald man bedenkt, welche Korporation die Ätzrune bedeckt, so zeigt sich, daß sie nur die Ordnung einer menschlichen Gemeinschaft beschreiben kann: Leute, nicht Land. Es gibt bei einigen Stämmen Ätzrunen, dank deren zehn, zwölf inskribierte Träger zusammen einen Text verkörpern sollen. Da wird also schon zusammenhängend über das einzelne Schreibblatt des des Menschenleibes hinweg ein Text in mehrere Kapitel verteilt aufgeschrieben. Diese Gruppenrunen sind selten, aber ihr Vorkommen lehrt, wo die äußerste Grenze des Ritzens läuft. Eine Mehrzahl von Tätowierten kann zusammen wirken. Aber die Welt der Dinge wird da noch nicht geeint. Hingegen mit Hilfe der Steinschrift wird die Erde beschreibbar und der Himmel: Geographie und Uranographie ist die Schrift der Pharaonen. Denn der Stein, der beschriftet wird, ist je selber in der Welt mitten drin, also ein Teil des Universums und er bleibt ein Teil des Universums. So geht die Schrift endlos weiter, hört nicht etwa am Rande des einzelnen Steines auf. Die Schreibkraft verleiht dem einzelnen Stein und der einzelnen Steinplatte und der einzelnen Steinwand Mitgliedschaft im Hause der Welt. Die Worte Uranographie und Geographie sind ernst zu nehmen, willst Du diese Graphik verstehen. Jedes beschriebene Blatt gehört nun in ein Buch, ein einziges alle Inschriften umfassendes Buch. Wir nennen heut die Bibel das Buch der Bücher und wollen damit eingestehen, daß es eine biblische Realität, ein Ganzes gibt, innerhalb dessen die einzelnen Bücher gelesen zu werden haben. Den Namen Bibel für Buch haben die Griechen dem ägyptischen Außenposten »Byblos« entlehnt. Dort fanden die Hellenen und Phönizier die ägyptischen Papyri. Der Hafen Byblos gab also den Griechen ihr Wort für ein Buch. Nicht nur

die Bibel, auch »Bibliothek« entstammt dieser Tradition. Das ist also eine bescheidende etymologische Fortpflanzung der äußeren Seite des zusammenhängenden Schreibens. Es gibt aber auch einen erhabeneren Zusammenhang. Er geht von den Ätzrunen über die Hieroglyphen zur Bibel Israels. Und die etymologische Reihe: Hieroglyphen - Byblos - Bibliothek muß daher ergänzt werden durch eine Stufenfolge der drei Gesamtausgaben der jeweils ganz gesammelten Schriftwerke: 1. Die ganze Stammesverfassung wurde auf Krieger geritzt. 2. Die ganzen Ordnungen der Himmel und der Länder wurden in den Stein eingehauen, und indem wir uns des Singulars »in den Stein« bedienen, sind wir auf dem rechten Wege, den endlosen Bandcharakter dieser Steinschrift aufzufassen. 3. Die Bibel, das Buch der Bücher, ist ebenfalls eine. Ihre Aufteilung in Neues und Altes Testament, in Pentateuch und Propheten, ändert nichts an der Einheit. Keine Aufzählung der einzelnen Apostelbriefe oder Evangelien oder Bücher Moses oder der verschiedenen Psalmen durch die übliche Kritik reicht an die Erfassung der Einheit »Bibel« heran, die allen diesen Büchern erst Sinn verleiht.

Zwischen erstens Verfassung des Stammes in den Ätzrunen und drittens Verfassung der Menschheit als Gottes Geschlecht in der Bibel stehen auch zweitens die Hieroglyphen als eine Einheit, die den Kosmos beschreibt. Du wirst der ägyptischen Schrift erst dann gerecht, wenn Du sie als ein Ganzes, ein laufend in das Universale Götterhaus einströmendes Spruchband erfassest. Die Entzifferer der einzelnen Inschriften haben diese ewig wiederholenden, unendliche Male wiederkehrenden Texte zu oft jeden aus sich selbst erklären wollen. Das geht nicht. Der Anspruch von Narmer bis zu den Cäsaren ist ein zusammenhängender Anspruch. Pharao hat den Leib der Welt fortlaufend zu beschriften. So orientiert er die Tempelwände als die Wände dieses herrlichen Gottesleibes und sagt auf jeder Wand, was sie im Bau des Kosmos beschriftet. Wunderbar drückt ein Pyramidentext den Weltordnungscharakter der Schrift aus: »Ich bin ein Schreiber der Schrift«, sagt der verklärte König, »ein Schreiber

der Schrift, welcher sagt, was ist, und was nicht ist, hervorbringt.« [1]

In einen Zusammenhang hinüber haben sich im Schreiben die Dinge schwingen lassen. Aus dem Chaos der Vereinzelung erlöste erst die Schrift, denn das Zeichen für jedes einzelne Ding trat nun erst in einen sichtbaren, dauernden Zusammenhang. Da wir im System der Weltdinge längst aufwachsen, liegt es uns fern, mit dem Schreiben einen Überschwang, eine Begeisterung zu verbinden. Aber Galileo hat nicht glühender »E piu si muove« rufen können, als Pharaos Schreiber das Horusauge beschrieben haben. Im Überschwange wird alle Äußerung neuer Wahrheit erzeugt. So haben sich die einzelnen unzählbaren, scheinbar unzusammenhängenden und allenthalben verschiedenen Dinge dieser Welt im Schreiben in einen Zusammenhang hinüberschwingen lassen. Was für eine Ordnung da erschwungen wurde, will ich heut Dir nicht erzählen. Denn zuerst kommt viel darauf an, daß Du den Überschwang nachfühlst, mit dem das nur hat geschehen können. Aus dem Chaos, das im Busch den Wilden umdrängt und in dem es nur Besonderes gibt, hier dieses Ungeheuer, da dies andere, erlöste die Schrift. T. S. Eliot sagt: »The particular has no language«, erst recht keine Schrift. Denn die Zeichen für die Dinge banden ja alle in einen sichtbaren und in einen dauernden Zusammenhang. Die ganze Vorstellung vom Chaos, dem ein Kosmos gegenüberstehe, wird solange nicht begriffen, als Du Chaos und Kosmos auf die gleiche Ebene sinnlicher Wahrnehmung rückst, wie das leider die Schule tut. Nein, das Chaos wird sinnlich wahrgenommen, und wenn wir ehrlich unseren eigenen Sinnen trauen, ist es immer wieder um uns in unserer Vereinzelung und ist es in uns selber. Dank des Schreibens aber wandelt es sich zum Kosmos, genauer, läßt es sich zum Kosmos wandeln. Es gilt also nicht die Dialektik: Chaos–Kosmos, wie die Logiker in ihren unmöblierten Schulklassen meinen. Nein, es gibt das Chaos, das unübersehbare Mobiliar der Welt, jenseits

[1] Siegfried Schott, Mythe und Mythebildung, 1945, S. 88; Pyramiden Texte 1146.

meiner Erfahrungen und benannten Welt, das Tohuwabohu des ersten Kapitels der Genesis, was Rosenzweig und Buber übersetzen: »Die Welt war Irrsal und Wirrsal.« Damit wird auch »Chaos« korrekt wiedergegeben. Nun tritt die Schrift in den Dienst des Welthauses, des Pharao, und nun wird die Welt beschreibbar, wird Kosmos. In dem Worte *Beschreibung* hast Du noch etwas von dem Doppelsinn, der heutigen griechischen definierenden Gleichgültigkeit einerseits und der aufregenden Beschriftung des Kosmos selber andererseits, in Ägypten. 1. Chaos, 2. Schrift, 3. Kosmos muß der anerkennen, der aus dem Hegelschen und Marxschen Wahn der Dialektik erwachen will. Dieser logische Wahn verschließt die Pforten zur Urwelt sowohl des Stammes wie des Reichs. Ich habe in der dritten Auflage der »Europäischen Revolutionen« gezeigt, daß Stalin selber am Ende seines Lebens diesen Hegel- und Marx-Wahn plötzlich, so scheint es, durchschaut und abgeworfen hat. Er hat da unser Eintreten in den Nennverband des Sprechens – ob nun unser mündliches oder unser schriftliches – den *»Friedensschluß«* genannt, der allein aus dem Massen-, Klassen- und Rassenwahn hinausführe. Der Westen hat in seiner Bildungsschicht eine fast unübersteigliche Mauer gegen diese Emanzipation von der bloßen abstrakten Logik errichtet. In Kairo selber solltest Du imstande sein, die Mauer zu übersteigen, hinaus in die Freiheit der Kinder Gottes, eines Kindes der Götter. Wenn Hölderlin rief: »Im Arm der Götter wuchs ich groß«, so hat er damit jedes Einzelnen Eintauchen in das Chaos und unser gemeinsames Auftauchen dank Sprache und Schrift in einen Kosmos herrlich »beschrieben«. Denn vergiß das nicht: Er hat das gerufen, und er hat es geschrieben. Hätte er es bloß gedacht, so wie sich die Logiker das denken, so wüßten wir nichts von ihm, und er hätte nichts von den Göttern gewußt. Das Opfer seines Ausrufs hat ihn zu Hölderlin erhoben, zum Gespött der Akademiker, zum Wahnsinnigen, zu unserem Helfer und Heiler; dies Opfer, daß er es geschrieben hat, zu schreiben gewagt hat, in eine entgötterte Welt hinein. So ist Horus in eine Geisterwelt vor allen Göttern

eingetreten und hat die übrigen Götter aufgesucht, gesucht, besucht – alle diese Ausdrück sind korrekt. Die Göttersuche des Horus – so kann das ägyptische Abenteuer heißen. Die Tausendnamige hieß am Ende der Reichsgeschichte die Göttin Isis immer noch. »Die Jagd nach dem Glück« – so heißt unsere letzte, heruntergekommene Wendung dieser kosmischen Jagd. Sie war nicht die wilde Jagd Wodans und der Krieger. Sie war eine Suche, ein Versuch, ob sich in den Namen der Götter die geglaubte Ordnung des Kosmos werde beschreiben lassen.

Der Versuch ist gescheitert. Denn unser Einer Gott hat zwar Ägypten erschaffen, aber er hat auch die Wildnis, die Wüste, die Oase geschaffen. Und diese Mahnung an die Verdienste der nur erst sprechenden, obwohl noch schriftlosen Vorwelt hat der Gott Seth bleibend verkörpert und gegen das Chaos des Ungeheuers Apophis hat der Gott Seth auf die Seite der neuen Götter gehört. Apophis (aapep), hieß »der mit den 77 verfluchten Namen«, und in ihm erreichte die Reichsgründung Menes die Reife, dank der in ihr nunmehr zwischen dem Weltalter Adams, dem Jahrtausend der Stammesordnungen, also dem Zeitalter, das Seth verkörpern sollte, und dem Welttag noch vor den Stämmen, dem des vormenschlichen, nie erfolgreich benennbaren Chaos der Midgardschlange, des Weltungeheuers, unterschieden worden ist[1]. Der lapidare Ausdruck für diese Heranziehung der eigenen stammhaften Vorvergangenheit an die eigene Reichsgeschichte war eben der Entschluß, den Gegner des Horus, Seth, auf die Sonnenbarke zu nehmen, damit er von dort die Ungeheuer bekämpfe. In der 5. Dynastie ging die Lehre aus in das Reich, daß der so gefürchtete Seth auch seine segensreiche Seite habe, denn er speere erfolgreich das Weltungeheuer, das noch vor dem mündlichen Sprachenweltalter der Menschen dräuende Weltenchaos. So tiefsinnig ist dies der eigenen Vorzeit Gerechtwerden, daß es den ersten fünfhundert Jahren Ägyptens

---

1 »Apep, the Rebel, is overthrown from all the seats in every place.« Nun werden 24 Göttersitze aufgezählt, aus denen Apep und die Kinder des Ausruf hinausgeworfen sind. JEA 23 (1937), 171.

noch nicht möglich gewesen ist. Aber in dem immer wieder gemachten Versuche, Seth gerecht zu werden, spielt ein Kampf, wie ihn die Kirche im Verhältnis zu Israel kämpfen muß. Erst im Rückblick wird das vorhergehende Weltalter zu »Seth«. Und so ist Seth nicht etwa ein Gott der Ureinwohner. Diese glaubten und verkehrten ja mit den Geistern, nicht aber Göttern. Sowenig es ein Altes Testament geben kann, wenn es kein Neues gibt, so wenig hat das vor-noachitische Menschentum, das von *vor* der Meisterung der Flut, sich bereits namentlich zusammenfassen können. Es konnte sich ja nicht von nachher aus sehen. Das gerade konnten die Horusfolger. Von den Leuten des Horus aus gesehen beschreibt Seth die von ihnen transzendierte Stammeszeit. Und das ist das wundersame an dem Schriftzeichen, an dem Du Seth erkennst. Er erscheint als das zu Negierende, das gespeerte, uns sogar unbekannte, vielleicht ausgerottete Tier – laut der Hieroglyphe – das man auch gern durch einen zweiten Horusnamen euphemistisch beschreibt. Die zwei Horusse müssen dann »Horus und Seth« gelesen werden. So wird Nacheinander zu Nebeneinander oder, zentraler ausgedrückt, werden Zeiten zu Räumen. Beides, Größe und Misere, liegt in dieser Verwandlung ausgesprochen. Denn nicht ungestraft verwandelst Du die Zeiten wie Pharao in Räume. Die Pharaonen haben da das Äußerste geleistet. Sie haben die Zeiten alle in Räume eingefangen. So haben sie für die Ewigkeit gebaut. Das ist der Sinn der Pyramiden. Und deshalb stehen ihre Bauten noch heute, als ein äußerster Fall der Abschaffung des Todes, der Raserei des Unsterblichkeitswillens, in dem jede Zeit für immer erbaut und beschrieben wurde.

Alle Weltordnungen mißverstehen den Platz des Todes im Leben. Die Sterblichkeit der besten Gesetze, die Sterblichkeit des schönsten Kosmos – diese Wahrheit ist den Weltgläubigen verschlossen. Weil die Pharaonen den Tod haben leugnen wollen, ist ihr Reich spurlos untergegangen, als einer kam, der zu der antiken Welt hinzu den rechten, den unerläßlichen Tod auf sich genommen hat; durch ihn ist die Freiheit der Kinder Got-

tes an die Stelle der Gestirnbahnen der Kinder des Kosmos getreten.

Dein Eugen

Siebenter Brief nach Kairo

Die drei Geheimnisse der Vernunft

Liebe Cynthia,
drei Geheimnisse tragen die öffentliche Schrift am Nil: das erste ist die Entlastung des menschlichen Leibes von den eingeritzten Schriftzeichen der Stammesverfassung; die Ätzrune hört auf, der schönen menschlichen Gestalt auf Lebenszeit ihr Gesetz einzuätzen. Das zweite ist der Eintritt in eine Weltoffenbarung; die alten Zungen der tanzenden Schamanen und Zauberer des vergänglichen Menschenvolkes schweigen; die unsterblichen Steine, dazu das Gold und die Edelsteine reden den Ägyptern Todeslosigkeit vor, schreiben sie ihnen vor. Das dritte ist die Zugehörigkeit dieser Steine und Edelsteine zu einem kosmischen Ganzen. Die vielen Himmel und die beiden Erden nordwärts von Memphis und südwärts von Memphis schreiben sich, indem sie beschrieben werden, in Herz und Mund ihrer Rezitatoren hinein.
Alle drei Geheimnisse werden von der Methode der Ägyptologen beiseite gelassen. Die Antithese zur Ätzrune, das Hinaustreten in eine anscheinend nicht zum Sterben verurteilte ewige Welt werden an den Rand der Forschung geschoben, so als seien sie Zufall. So hat den einzigen Nietzsche die Ewige Wiederkehr als Denkgebot einer Flußtalkultur ergriffen; aber die Ägyptologie weigert sich, mehr als die Symptome zu begreifen. Everth, der das Ganze begriff, wurde verketzert. Das Dritte Geheimnis: die Abgrenzung eines Niluniversums, halb himmlisch halb irdisch, das Horusgottesland, wird von dem Zeitungslesergeist auf das Prokrustesbett unserer Quartanervorstellun-

gen von Himmel und Erde gespannt. Astral (d. h. astronomisch) oder geographisch im heutigen Sinne wird interpretiert, also als stumme Natur, was ein tönendes, angerufenes, eingeschriebenes, aufgeschriebenes, weiterschreibendes, umzuschreibendes Götterhaus war. Dreiviertel der Mären von dem Sonnenkult der Ägypter ist übles Gerede, weil die Sonne als Tagesgestirn politisch niemals maßgebend werden konnte. Denn alle Politik muß Zeiten binden und Räume bilden, die über den Tag hinausreichen. So kann sich also Politik niemals auf den Alltag gründen. Sogar die materialistischen Russen müssen den Tag Lenins begehen und den der Oktoberrevolution. Das aber sind besondere Tage. Den Alltag der Arbeit kann man am 1. Mai vielleicht begehen – solch ein Feiertag war zuerst der Einfall der amerikanischen Arbeiterschaft im Jahre 1889 – aber auch dann nur, wenn an dem einen Tag gerade nicht gearbeitet wird! Er muß einzig bleiben.

Aber wenn die drei Geheimnisse, die über und in allen Hieroglyphen walten, aufgedeckt werden, so gilt das als aufgelegter Schwindel. Kein Organ der Ägyptologie, Buch oder Zeitschrift, hat meine Hunderte von Seiten zur Untersuchung der ägyptischen Verfassung auch nur bibliographisch erwähnt. So kommt es, daß der sogenannte Sonnenkult in Ägypten für einen Kult gilt, der »allmählich« – das beliebteste Darwinistenwort – den Horuskult ersetzt habe. Hierbei wird das Wort unkritisch so gebraucht, als beziehe er sich auf ein und denselben Kreis der Gläubigen. Das aber ist eine petitio principii. Ist es denn wahr, daß die Preisungen der Sonne und der von ihr durchwanderten Stunden der Nacht und des Tages ebenso Ägypten konstituiert haben wie Horus und Hathor, Isis und Osiris? Ist es denn wahr, daß die Ost-Süd-West-Bewegung der Sonne den Siegeslauf des Falken nach Norden bis zu den Zirkumpolarsternen am Himmel und nach Byblos auf Erden je habe ersetzen können? Es ist nicht wahr. Die Hieroglyphe für Helios, für Ra, d. h. für die Sonne, ist das Schriftzeichen für den einzelnen Tag. Der einzelne Tag aber ist vorgeschichtlich, geschichtslos. Der Sonnenkult ist

also für eine geschichtslose Gesellschaftsschicht geeignet, so wie der Marienkult dem Alltagschristen und dem armen Mütterlein einen Anteil am heroischen Christentum ohne eigenes Zeugentum gewährt. Die Nichtschreibenden, die Nichtregierende, die nicht von Nubien bis Byblos in Bewegung befindliche Bevölkerung der ägyptischen Länder ist mit Hilfe der Sonnenpreisungen am Kult beteiligt worden. Ich will mich begnügen, Dir das mit einer Einzelheit zu belegen. Horus, der Falkengott, trägt auf seinen Flügeln den Sonnenball gen Norden. Riesenförmig gespreizt hockt der goldene Falke in des Königs Boot, wie er einen Gau nach dem andern auf der von Assuan herunterrollenden Flut zu den beiden Ländern des Reiches vereinigt. Dieser majestätischen den Horusthron tragenden Prunkbarke hat man nun etwa 500 Jahre später eine Sonnenbarke nachgebildet. Diese Barke war also für die seßhafte Bevölkerung, die fast täglich den Fluß von Osten nach Westen übersetzen oder stromaufwärts fahren. Denn die Sonne tut nun einmal in der Hauptrichtung des Stromes von Süden nach Norden nicht mit. Die Sonnenbarke war also für die seßhafte Bevölkerung, die fast täglich den Fluß in der Breite, also von Ost nach West oder von West nach Ost überqueren, ein Gleichnis, eine ihrer Erfahrung angemessene Spiegelung der königlichen Tat ihres Herrschers auf der Horusbarke. Diese Umsetzung oder Wiederspiegelung mit Wechsel der Himmelsrichtungen ging bis in die kleinsten Einzelheiten.

Die Horusbarke trifft allenthalben auf Seth und stößt kämpfend mit seinen Leuten und Tieren zusammen. Vor dem Steigen der Flut ist Gott Seth auf die vier Monate der Dürre der Herr des Trockenlandes und der Säugetiere des festen Bodens. Horus verdrängt Seth also nur für die Zeiten des Steigens und des Abschwellens der Wasserwogen. Niemals darf nur Seth oder kann nur Horus Ägypten beherrschen. Die Kaiserin muß immer die heißen, »Die den Horus und den Seth schaut«. Wie soll man dann aber die Sonnenbarke zum Unterschied von der Horusbarke ausrüsten? Sehr einfach löst das der Kult. Seth wird der

Korvettenkapitän der Sonnenbarke. Also derselbe Seth, den die Horusbarke auf ihren Nordflug mit ihren Flutwellen vertreibt, wird der Held, der auf der Sonnenbarke den Wasserdrachen Apophis überwältigt. Die Dialektik ist von der größten Genauigkeit. Denn dem Kaiser verhilft Horus gegen Seth zum Siege. Der Sonne aber verhilft Seth zum Siege. Der Sonne verhilft Seth gegen Apophis zum Triumph. Mit Hilfe der Sonnenbewegung an 365 Tagen des Jahres ist es in der fünften Dynastie gelungen, die Trockenzeit der beiden Lande, »Seth«, und die Segenszeit der beiden Lande, »Horus«, in ein vorher vergeblich angestrebtes Gleichgewicht zu bringen. Durch die Jahrhunderte vorher hat diese Spannung zwischen der Dürre und der Bewässerung nach Ausdruck gesucht. Denn wir Menschen sprechen zu Göttern und Gott spricht aus uns nur da, wo ein ewiges Leben immer wirkt. Andererseits ist nichts und niemand in der sichtbaren Welt immer und überall sichtbar. Jeder Gott hat also durch Unsichtbarkeit auf unseren Glauben, durch Sichtbarkeit auf unser Verständnis Anspruch. Jeder Gott ist abwechselnd sichtbare und unsichtbare Macht. Das ist für einen El unter den Elohim das Mindestmaß: ihm muß Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit innewohnen. Die Teilgötter aber, der des Donners oder des Sturms, bringen es nicht weiter als bis zur zeitweiligen Wahrnehmbarkeit. Die von Usener aufgegriffenen »Gelegenheitsgötter« bringen es nur zum plötzlichen Wunderzeichen. Jedes Wunder ist ja ein nur einmaliger Eintritt eines Naturgesetzes. Von solchem Unikum »Wunder«, wo der Name Gottes trotz Usener vielleicht nicht am Platze ist, führt den Ägypter sein Glaube zu den zeitweilig Abwesenden zeitweilig Anwesenden, also zu abwechselnd wiederkehrenden und abwechselnd sich abkehrenden Göttern. Die Urgestalten aus Himmeln und Erden waren eben deshalb Horus und Seth. Sie rahmten Ägypten ein, sie machten es begreiflich; sie bestimmten sein Ausmaß; an ihnen wurde das Auffassen einer ewig wiederkehrenden obgleich abwechselnden Natur erlebbar, begehbar, befolgbar.

Viele Inschriften auf Horus und Seth hat die Lokalgötterschule

und die Sonnenkultschule auf geschichtliche Vorgänge mißdeutet. Schon der alte großartige Wiener Forscher Josef Krall hat über diese köstlichen Aufklärer gelächelt. Wenn da in einer Inschrift 363 Jahre für die Herrschaft Seths gegeben wurden, wurde flugs eine Hyksosherrschaft von 363 Jahren unterstellt. Es war indes nur von dem Kalenderjahr aus 360 und 5 Tagen oder 360 und 5 Jahren die Rede; denn der dritte Tag aus den 5 Extratagen gehörte Seth. Pharao Peribsen hat die Schrift versucht, um diesem unentrinnbaren Dual von Trockengott und Flutgott Rechnung zu tragen: Peribsen ließ den Seth neben dem Horus auf dem Palastzeichen anbringen. Auch Du und ich können Peribsen nachempfinden. Ganz darf die segensreiche Flut der fruchtbaren Schneeschmelze nie Herr des Bodens werden: Nur als Vorübergehende bringt sie Segen. Für den Glauben, der immer ungemessen walten muß, ist hier eine ernste Schranke. Denn wie formuliert der Glaube dieses zwar beinahe bis auf Null sinkende Reich des Wüstenkönigs Seth? Wie formuliert er ohne Beleidigung der Gottesmacht die Schranke für das Steigen des Nils? Wer die tägliche Verschiebung der Proportion zwischen Land und Feuchte bedenkt, diese gefährliche, nie statische, jeden einzelnen Tag des Jahres entweder gegen den Durchschnitt vorschreitende oder zurückweichende Proportion, dem öffnen sich erst die Augen für die Rolle der zwei Länder und das Amt des Osiris und der Isis zwischen Horus und Seth im Denkhaushalt der Talbewohner. Zwischen Horus und Seth, zwischen vordringender Überschwemmung und vordringender Trockenheit schwebte jeder, der sich ins Nilland wagte. Er wurde zum Ägypter dadurch, daß er sich dem Rhythmus dieses Wechsels ganz und gar ergab. Je mehr er sich ergab, desto eher konnte er hoffen, ihn zu meistern. Mitten hindurch geht der Weg durch die Leidenschaften für den, der sie meistern soll, ob das nun die Leidenschaften des Herzens oder des Bodens oder des Himmels sind. Um Horus und Seth zu meistern wie die Kaiserin, die sie beide sieht, mußte Pharao sie beide »anziehen«. Ohne dieses Doppelkleid hätte er nicht der Magnet werden können,

der Siedler anzog. Den Grad seiner Anziehungskraft würde der Grad seiner eigenen Überzeugung bestimmen, den beiden Extremen, Horus und Seth, in ewiger Wiederkehr und in ewigem Wechsel gerecht zu werden. Deshalb wurde der Kalender der drei Jahreszeiten: Flutzeit, Kulturzeit, Dürre, die große Urkunde des Hauses dieses Dual. Zwei Länder – nicht etwa nur zwei als Oberägypten und Delta – nein zwei Länder von zwar täglich wechselnder Verhältniszahl aber immer so, daß keines je zu Null werden konnte – wuchsen und schrumpften unaufhörlich. Zwei Götter drangen vor, oder zogen sich zurück – Beiden schuldete der Untertan Gehorsam. Für diesen ewig wechselnden Gehorsam mußte Pharao das lebende Beispiel leben. Der Kalender wurde die tägliche Wunderleistung Pharaos. Er lebte täglich wie Sonne und Mond den an diesem Tage fälligen »goldenen Schnitt« zwischen Trocken und Feuchte. Das wurde aller Kaiser Los. Ewigkeit schwang über ihnen Kreise.

Indem wir den Dual »Horus und Seth« anerkennen, treten wir in den ägyptischen Kultus ein[1]. Wer hingegen Seth für einen Gott, Horus für einen anderen Gott hält, Osiris wieder für einen, Ra wieder für einen und so fort, dem fehlt der Schlüssel zu den Tempeltoren. Das Ganze ist immer eher da als seine Teile. Die gesamte ägyptische Schrift ist am ersten Tage da, dank Horus und Seth, dank der Bereitschaft des Herrschers, ihrer beider zeitlichen Wandel beispielhaft so vorzuleben, daß keiner dem Beispiel Untertane zu Schaden komme. Du kannst diese Behauptung nachprüfen, indem Du Dir vor Augen stellst, was denn eintritt, wenn Horus und Seth in ihrem Kalender unverstanden bleiben. Das will ich versuchen. Der Kaiser von China hat auf zwei riesige Ströme die Spielregeln des Nils übertragen. Auch er hat wie Pharao fast 3000 Jahre damit Gehorsam geerntet. Nicht umsonst war der Pflug sein Wahrzeichen. Aber ein Diplomat hat uns die Gebrechlichkeit dieses Reichs beredt bezeugt: »In keinem Lande nehmen die Leiden der Bevölkerung

[1] Das Ritualgesetz, das die Form aus dem Chaos auftauchen muß, ist im Abschnitt »Ritual« des vorigen Kapitels »Im Prägstock« dargetan.

die apokalyptischen Ausmaße wie in China an. Die Überschwemmungen und die Hungersnöte folgen sich in trostloser Regelmäßigkeit und das Fehlen von Verkehrsadern macht es unmöglich, angemessen zu helfen. Provinzen von der Größe europäischer Staaten, mit Bevölkerungen von 10 bis zu 60 Millionen, werden beim Anschwellen der großen Flüsse unter Wasser gesetzt oder sie werden von anhaltender Dürre versengt. Und dann kommen die Bürgerkriege, die nur die Zeichen des wirtschaftlichen Drucks sind. Man hört von zehn, zwanzig, fünfzig Millionen Toten. Und man fragt: Ists denn wahr? Und es ist wahr. Liegt ein Irrtum vor, so nur dadurch, daß die Zahl der Opfer zu niedrig gegriffen ist. Pater Wieger nennt diese die großen Aderlässe der Überbevölkerung in einem schlecht regierten Lande. Meine Haare sind ergraut, als ich durch eine chinesische Provinz hindurchfuhr, während die Hungersnot wütete.«[1] Entnimm diesem Schreckensbilde, wie fehlbar, wie »unnatürlich« der Übertritt von Beduinen, von Nomaden, in die berufliche Aufgliederung am Nil war. Ägypten ist ein »minus« Land. »Vernünftige« Menschen lachten 3000 vor Christi über die ganze Idee, sich mit Flut und Dürre einzulassen. »It can't be done!« Es ist barer Unsinn, riefen die Ätzrunenkrieger. Ihr geht in das Chaos. Die Krokodile! die Nilpferde! Und wie nun erst das Tätowieren aufhörte, wie man an die Sterne seinen Glauben hing, wurden die Stammeskrieger wild. Die Krieger, von deren Überwältigung Pharaos Schminkpaletten berichten, haben sicher über den Verlust der nationalen Ehre, über gottloser Abschaffung des Ahnenkultes und über die Weltrevolution gejammert.

Und das mit gutem Grunde. Die Leiden, die Varé schildert, wie in China Millionen verderben, sind auch in Urägypten aufgetreten. Ein moderner Ökonom gibt eine Skizze alles dessen, was die Beduinen weder begreifen noch voraussehen konnten: "In contrast to the nomadic peoples, the cultivator commits himself to improvements fixed in a particular place. Without

[1] Daniel Varé, Il Diplomatico Sorridente, 1941, S. 157.

such improvements human life must remain elementary and little removed from that of animals. And how large a role have these fixtures played in human history! It is they, the cleared and cultivated lands, the houses and the other buildings, the means of communication, the multifarious plant necessary for production, including industry and mining, all the permanent and immovable improvements that tie a human community to the locality where it is. They cannot be improvised, but must be built up gradually by generations of patient effort, and the community cannot afford to sacrifice them and start elsewhere. Hence that territorial character of sovereignty which permeates our political conceptions."[1] Es handelte sich nicht nur um einen Kampf bis aufs Messer. Es war ein jeder Versöhnung unzugänglicher Bruch mit aller bisherigen Sprache, allen bisherigen Geistern. Aus schwarz wurde da weiß, aus minus plus. Die ganze vorderasiatisch-ägyptische Welt rang damals, um 3000 v. Chr. mit derselben Aufgabe. Deshalb stelle ich Dir die Aufgabe nicht am Beispiel der Mayas oder der Chinesen, der Peruaner oder der Mexikaner dar. Es gibt auch ein durch die Welt von der Oase des Juppiter Ammon bis nach Elam hindurch gehendes Symbol, das uns das neue Anliegen, den neuen Glauben, die ewige Wiederkehr statt der Kriegsgeister predigt.

Das gemeinsame Wunder, das um 3000 vor Christi den Schriftrunen ätzenden Hirtenstämmen und Hackbauern widerfuhr, war sozusagen der Segen eines Fluches, nämlich die Sicherheit im Hochwasser, die Eroberung eines bisher unzugänglichen Bereiches der Natur. Am Tigris und Euphrat und am Nil wurde das Tabu der alljährlichen Wasserfluten, die den Stamm vor sich her trieben, gebrochen. Ungeheuere Gewalten, den Gewalten der heutigen Pferdestärkemaschinen himmelhoch überlegen, erschienen plötzlich geeignet, geheuer zu werden.

Die Ungeheuer waren wie heut auch sengende Dürre und fortschwemmende Flut, aber im ganzen Raum der »Reiche« war es ein und derselbe Entschluß, ein und dieselbe Erschließung

[1] R. G. Hawtrey, The Economic Problem 1933.

eines verschlossenen Welträtsels: zwei Entsetzen, zwei Ungeheuer dadurch zu segnen, daß sie ineinander geschlungen und verknotet wurden. Dem Bunde von Feuer und Wasser, in der eisenverarbeitenden Esse verbunden, stehen auch wir verständnisvoll gegenüber. Die Zähmung der Ungeheuer Dürre und Überschwemmung steht uns ferner. Du mußt Dich also anstrengen, diese Wendung von heulenden, schreienden, entfliehenden Heerhaufen zu kühlen, den Kalender von Flutwasser und Trockenperiode berechnenden Priestern zu würdigen. Ich habe die Frage so gestellt:[1] Wie konnte man dazu kommen, Sterngucker über vierhundert, sechshundert, tausend Jahre zu unablässiger, unaufhörlicher, seßhafter Beobachtung von Himmel und Land freizusetzen?

Denn was an Astronomie aus der Antike an uns gelangt ist, das sind ja nicht die Einfälle einzelner Weiser. Tagaus, tagein sind da Aufzeichnungen notwendig gewesen. Ihre volle Frucht haben diese Schreibereien erst nach Jahrhunderten der mühseligen Beobachtung geliefert. Zunächst war der Himmel ein Ungefähr, die Erde ein Vielerlei. Die Schreiber der Schrift aber vermaßen sich, tagaus tagein, genauer nachtaus nachtein hinzusitzen und in den Wechsel von Dürre und Flut begreifend einzugreifen und in beiden den Zusammenhang zwischen beiden zu studieren, ja ihn einer noch nie dagewesenen Lebensverfassung zugrunde zu legen. Also nicht nach der Flut oder nach der Trockenheit galt es sich zu richten, sondern richten mußte sich der, welcher Fluch in Segen verwandeln wollte, nach dem Gesetz der Wiederkehr im Wechsel. Das erste Dogma aller Flußländer wurde die ewige Wiederkehr, Wandel von Dürre und Flut. Die Jahresfeste, die Jubiläen, das Hebsedfest, das Große Jahr, die Einteilung des Jahres in drei Jahreszeiten von je 120 Tagen mit den überschießenden Fünf Neujahrstagen, die noch heute bei uns zwischen 24. Februar und 1. März fortleben, alles dies wurzelt in der Entdeckung einer dank der Wiederkehr im Wechsel ausbeutbaren Weltordnung. Die neue, bei Jägern und Hirten

[1] Soziologie II, Vollzahl der Zeiten, S. 174 ff.

unbekannte Bedingung zum Eintritt und Ausnutzen dieser Weltordnung war unaufhörliche, niemals aussetzende Beobachtung. Erst wurde also der Sterngucker seßhaft, ehe es die Bauern wurden. Die Hieroglyphen »Millionen Jahre« und »Ewigkeit« begegnen vom ersten Augenblick an. Denn diese Begriffe lieferten ja den neuen Rahmen, innerhalb dessen die einzelne Hochflut oder die heurige Dürre ihre Schrecken verlor.

In Mesopotamien und auf den Schminkpaletten am Nil drückt ein und dasselbe phantasievolle Zeichen diese Einlassung auf die vorher noch nie gemeisterten Ungeheuer aus: Ein Mann steht gelassen zwischen zwei Ungeheuern und entweder zwingt er sie, sich friedlich gegenseitig anzublicken, indem er sie beide mit ehernem Handgriff um ihre Hälse zähmt, oder aber er verflicht ihre langgestreckten Hälse sogar ineinander. Die Fundumstände machen es wahrscheinlich, daß des Symbols Erfindung in Mesopotamien stattfand und von den Ägyptern aufgegriffen wurde. Viele große Erfindungen haben nicht im Lande des Erfinders ihre höchste Blüte. Der Buddhismus hat seine Blüte nicht in Indien erreicht. Ein gemeinsamer ungeheurer Eindruck ist in dem neuen Bild verarbeitet worden. Worauf es Dir in Kairo ankommt, ist die Erkenntnis, daß aus dem Dual der Ungeheuer, die auf ewig zusammenzuwirken haben, und so »geheuer« werden, das ganze Altertum bis zur Legende von Romulus und Remus ernährt worden ist. Vor allem aber hat dieses Dual Ägyptens Schriftsprache gebildet und bestimmt. Horus und Seth sind die Ausdrucksweise dieses Duals, die ich Dir schon gedeutet habe. Wir haben aber auch einen Schriftbeweis hierfür. Halbwegs zwischen Assuan und Memphis, ziemlich genau in der Mitte Oberägyptens, liegt ein Hauptheiligtum der Hathor, des Horus und des Seth. Dieser Tempel, zugleich Gauhauptstadt, heißt bei den Griechen Kusae, und so wollen wir von ihm reden (ägyptisch hieß er Qis). Nun, dieser Tempel trägt jenes vermutlich aus Mesopotamien eingedrungene Symbol im Stadtwappen. Genauer sollte ich sagen: Der Name Qis wird durch einen Mann, der die Hälse zweier Ungeheuer einander zudreht,

geschrieben. So alt ist das Zeichen, daß es ohne jeden Zusatz geschrieben wurde. Kein Ägyptologe hat bezweifelt, daß Kusaes Schreibung in die erste Reichszeit zurückgeht. Wir haben hier den Dual, der uns so viel zu schaffen macht, beim Eintritt in seinen Siegeszug durch das antike Denken. Wer Zeiten räumlich auszudrücken hat, gerät in Schwierigkeiten. Das alte Symbol verflicht die zwei Ungeheuer. Horus und Seth müssen immer beide im Sinn behalten werden, obwohl sie in der Zeit einander ablösen. Die Folge ist gewesen, daß die Forscher gemeint haben, zwei Gegner seien hier ausgesöhnt und es sei ein politischer Friedensvertrag geschlossen worden. Die Wahl des Zeichens für die Mitte des Landes, das große Heiligtum der Hathor-Isis, des Horus und des Seth widerlegt diese verständige Erklärung. Gerade weil sie verständig ist, ist sie unvernünftig. Der Verstand ist raumverknechtet. Er sieht das, was da ist. Aber etwas im Sinn behalten, was im Augenblick nicht da ist, also zu Weihnachten die Sommerwende, in der Neuzeit das Altertum, das kann nur die Vernunft. Denn sie speichert das auf, was sich im Raume ausschließt. 2 und 2 ist 4 für den Verstand. Für ihn ist auch A gleich A. Das erste, was ein Kind lernen muß, um vernünftig zu werden, ist, daß diese beiden Sätze nur für tote Dinge im Raume gelten, soweit sie also gleichzeitig uns umstehen. Dann sind diese Sätze selbstverständlich. Für lebendige Zeiten und für lebende Wesen sind diese beiden Triumphstücke der Logik dummes und schädliches Zeug. Der gesamte Wirrwarr der Politik entsteht jedesmal, wenn Idealisten es wagen, diese beiden Dingsätze auf lebende Seelen zu übertragen. Die Pharaonenschrift beginnt mit dem Siege der Vernunft: Nichts ist nur das, was es augenblicklich ist. Die ganze Schrift ist hierum gebaut. Die Fabeltiere auf der Narmerpalette und im Schriftzeichen für die Mitte des Landes, für Kusae, sind daher auch nie verschwunden. Nur hat guter Geschmack sie näher an die tägliche Wirklichkeit herangeführt. Man kann ja nicht die Hälse von lebendigen Ungeheuern wirklich verknoten. Das bleibt ungeheuerlich. Das Symbol beleuchtet den großartigen ersten Mut.

Aber als etwas Altgewohntes aus dem Flutsieg geworden war, konnten die Untiere durch das herrliche Sema-Zeichen ersetzt werden. Unter jedem thronenden Pharao wird durch 3000 Jahre am Sockel das Sema-Zeichen eingemeißelt, d. h. die Götter des Landes flechten da Lotus und Papyrus zusammen, damit der Pharao die lebendige Stimme des äonischen Reichs werden könne. So sagen von ihm die alten Texte. Die Stimme des äonischen Reichs – das ist die Stimme, die in den bloßen Augenblick der Dinge den göttlichen Sinn der ewigen Wiederkehr hineinschreibt. Durch diese schreibende Stimme wird die Welt ein in der lebhaftesten Unterhaltung begriffenes Götterhaus. Nur in der Unterhaltung also wird die Welt begriffen, wie die Mode der Theologen heut geziert sich ausdrückt: »im Dialog«. Es ist die Entdeckung der Schrift, daß die Welt als ein »Diwan«, als eine in der Unterhaltung begriffene Göttergesellschaft beschrieben zu werden habe. Nicht für Tagesereignisse konnte diese ungeheure Schreibkraft ausgelöst werden: Ein neuer »Tag«, ein neuer Äon hob an. Nur Idioten können den Tag der biblischen Schöpfungsgeschichte als 24 Stunden mißverstehen. Pharao und Moses streiten sich um Äonen. Das lohnt. Deshalb steht das Schriftzeichen für Äon am Anfang dieser neuen Stufe in unserer Geschichte, der Stufe, die zum ersten Male das ewige Schöpfungsgesetz auf die Hochfluttäler anwendete: »Die Letzten werden die Ersten sein.« Der unfruchtbare Stein, den die Oasennomaden verwerfen, wird nun die Herrlichkeit einer beständigen Wiederkehr beschreiben. Das Alte Testament durchmißt ja die Jahrtausende unserer Geschichte im Fluge. Die alljährliche Besitzergreifung der Fluttäler wird daher biblisch nur in der kurzen Geschichte Noahs anerkannt. Du hast das bei mir schon in der Vollzahl der Zeiten gelesen. Aber der herrliche Segen, für den vor der Hochflut nicht verzagenden Herrscher sei ausdrücklich nochmals für Pharao in Anspruch genommen: Genesis, 8. Kapitel:

Hinfort soll alle Tage der Erde
Saat und Erde

Frost und Glut
Sommer und Winter
Tag und Nacht
niemals feiern.

Die Region des Horus und Seth wird hier von ägyptischem Zufall gereinigt anerkannt und verewigt. Was dem Pythagoras dank seines Abc für das Denken des rechteckigen Dreiecks Osiris-Isis-Horus gelang, das leistet die Bibel für Horus, Hathor und Seth, für die Verknotung der ungeheueren Gegensätze in der Natur jedes Teiles und jeder Weile der Welt.

Also wir gehen rückwärts von der Noahgestalt zum Pharao, so wie wir vom Pythagoras zum Horus gegangen sind. Denn wir können unseren Vorfahren nur gerecht werden, wenn wir sie in derselben Not antreffen, die uns anwandelt. Die ausweglose Not, jene Not, die Epoche macht, weil sie das Notwendige zum ersten Male hervorruft, die ist nicht dem Rückblick des Pythagoras oder der Noaherzählung zu entnehmen. Pythagoras und Noah sind endgültig, formulieren allgemein und endgültig. Aber in Qis müssen die Ungeheuer jedes Jahr wie das erste Mal aus Katastrophen in Notwenden umgewandelt werden. Der Dual der einander bedrängenden, aber nie verdrängenden Gegner erscheint nach meiner Zählung vierzehnmal auf den Schminktafeln der ältesten drei Pharaonen[1]. Auf der bedeutendsten, der Narmers, wird die Göttin, die beide zusammenlebt, die den Horus und den Seth schaut, wird die Hathor, die Göttin der Viehzucht, zweimal als Frau mit Hörnern an den Himmel gesetzt. Unten aber auf Erden bringt ihr Geliebter, der Falkengott Horus, die irdischen Feinde gefangen ein. Wir tun hier einen Blick in die neue Uranographie und Geographie der ersten Schrift unseres Geschlechts. Das die Erde stampfende, das ganze Jahr hindurch von seinen Züchtern erhaltene Rind wird an den Himmel projiziert; der Segler der Lüfte aber, der Falke, wird

[1] Asselberghs, Chaos·en Beheersing, 1961, die Nummern 46, 50, 56, 118, 127, 129, 130, 131, 132, 155, 156, 160, 168, 169.

auf die Erde geholt. Diese Überkreuzung des Paradox wird das Sprachgeheimnis der Hieroglyphen, richtiger ihr Schriftprinzip, und ist für uns ihr Schlüssel. Die Götter sind eben erst dadurch Götter, daß sie mehr tun, als was wir von den Geschöpfen erwarten. Der Kuhgöttin Tiere überdauern im Röhricht des sumpfigen Deltas beides: des Seths Zeit und des Horus Zeit. So wird Hathor-Isis später als Kuh im Dickicht des Delta wunderbar dargestellt. Aber schon bei Narmer erscheint sie als Himmelshaus und der Stierschenkel Seth, der den Dürrzeitstier verkörpern soll, jene Macht also, die vor dem Hochwasser zwar nach Norden zurückweicht, aber nie ganz verschwindet, ein Rätsel am Himmel, diesen Stierschenkel überholt der Gott der Flutzeit am Himmelsbezirk der Nordpolarsterne: Er speert ihn! Auf Erden darf Horus nie ganz siegen. Späteste Mythen des Nordens wiederholen noch diesen Speerwurf. Denn die Flut muß sich ja verlaufen, damit sie wiederkehren kann. So empfangen die Nordpolsterne, die während des ganzen Jahres sichtbar bleiben, den Namen »die Sterne, die niemals untergehen«. Damit werden sie ein weiteres himmlisches Ausdrucksmittel des Ewigen Duals auf Erden, und der von Syene nach Norden vorstürmende Horus schleudert gegen sie seine Lanze, und erhärtet damit seine übergestirnliche Kraft, auch den Norden einzubeziehen, seinen Anspruch auf den Vorrang der Herrschaft. Überhimmlisch, supercaelestis, hat Augustin auch unseren Gott genannt. Den Gottessohn Horus haben die angeblich vorsintflutlichen Nilbewohner als supercaelestis erkannt, Sonne und Mond waren nur seine Augen. Unter ihm also standen die Gestirne. Himmel und Erde sind jedem gläubigen Inspirierten untertan.

Die Narmerpalette enthält die gesamte Urschrift der Reichsverfassung: die Hälse zweier Fabeltiere werden verknotet als Vorläufer der zwei Pflanzen, wie sie später im »Sema« am Thron verknüpft werden. Der Herrscher erscheint als Stier und als Falke. Seine Göttin erscheint als die Doppelgeliebte des Horus und des Seth am Himmel. Und noch eine für uns Schriftliebhaber

wichtige neue Urrune ist hier bereits eingeritzt: der siebenblättrigen Blüte der Schriftgöttin Seschat ist solche Hauptrolle zugewiesen, da sie wie Hathor, wie Horus und Pharao auf beiden Seiten der Palette zu stehen gekommen ist. In ihrer doppelten Darstellung wird sie ein Grundartikel der Verfassung. Denn die neue Schwelle, das neue Niveau des Daseins wird hier ins Bewußtsein erhoben: Die Schreiber und Leser sind in eine inschriftliche Gegenwart hinübergetreten, aus dem Ahnenkult der Augenpaare, die dem Nomaden vom Totempfahle seinen Platz in der Nachkommenreihe einätzen und einbrennen. Daß der über die Schwelle der Inschriftenwelt tretende Kaiserpapst und seine tausend Helfer wußten, was ihnen geschah, das wird durch die Herausmeißelung des Schriftwunders selber auf dem ersten Denkmal, die das Wunder anwendet, erwiesen. Dieses Selbstbewußtsein des menschlichen Geistes ist nur in den seltensten Stunden der Geschichte anzutreffen. Die ägyptische Geschichte aber erscheint mir als eben so maßgebende Geschichte, wie die Reformation oder die Französische Revolution, weil das notwendige Mittel zur Unterhaltung mit der wiederkehrenden Ewigkeit von seinen Verwendern und Bewunderern ergriffen und begriffen worden ist. Die zweimalige Abbildung des Zeichens für die Schriftkraft auf der Narmerpalette ist ja wie ein ungeheueres Ausrufungszeichen im Fortissimo: »Seht her, was wir tun: *wir schreiben!*«

Dies muß ich betonen, denn von daher erklärt sich ein ägyptisches Hauptdogma. Die Ägypter setzten schreiben und bauen in eines. Wer schreibt, baut; wer baut, schreibt. Ein Tempel ist ein in den Weltraum hineingeschriebenes Stück Welt. Weil die Hellenen ihre Tempel nicht beschrieben haben, haben wir den Zusammenhang von Bauen und Schreiben nicht mehr im Blute. Die Tempel Griechenlands sind aber denaturiert. Der Göttin der Schrift bedarf es wegen der Natur der Schreibkraft bei jeder Einwinklung der Fluchtlinien eines Tempels. Er rückt unter das Gesetz Himmels und der Erden, dadurch, daß er beschrieben wird. Um diesen uranographischen Charakter auch der Hiero-

glyphe für »Seschat« selber einzuschreiben, wurde der sie darstellende Blütenkelch sehr bald »uranisiert«! Der Hieroglyphe für die Göttin Hathor mit ihren beiden gewundenen Hörnern wurden diese nach oben schwingenden Hörner entlehnt. Aber indem man sie ihr abnahm, wurden sie nach unten gedreht, und als die so auf die Erde hinuntergestiegene Hathor erscheint Seschat: siebenblättriger Blütenkelch mit den nach unten gebogenen zwei Kuhhörnern über sich. Wieder bestätigt sich: Götter sind dem Ägypter nie Dinge. Denn sie verwirren ihn mit Fug als eine Mischung von sei es heut Sichtbarem und morgen Unsichtbarem, sei es heut Unsichtbarem und morgen Sichtbarem, sei es heut uranisch, sei es morgen terrestrisch. Aber wir Schreiber werden göttlichen Geschlechts, so wahr wir ihr Gestern und ihr Heut richtig in unser Übermorgen hineingeschrieben wissen. Dank Narmer können Freunde sich als Wiederkehrende verstehen. So steht es am Ende von Hölderlins »Diotima«.

Wiederkehrend Dein Eugen

Achter Brief nach Kairo

Djed oder von der Beständigkeit

Liebe Cynthia,
an einem weiteren Schriftzeichen möchte ich Dich gern mit etwas, das heut als »Mythe« verkauderwelscht wird, so vertraut machen, daß Du gegen die Anwendung dieses unbrauchbar gewordenen Terminus »Mythos« schutzgeimpft wirst. Wenn in den Grabtexten der nächste Vers den Toten beruhigen soll, daß es weitergeht, daß er nicht verstummen und dem entsetzlichen Schweigen des Todes verfallen muß, dann beginnt der Spruch nicht mit dem kurzen Satz »Er spricht«, sondern: »Er spricht weiter«; »Er spricht beständig« (Erman-Grapow V. 629). Das Zeichen aber für »weiter« oder »beständig« ist ein Pfeiler, den vier Absätze am oberen Ende umkragen. Dies ist der Djedpfei-

ler. Djed, Thet hieß beständig, bleibend, fortdauernd. Und dies Wort »Dhet« wird noch heut für einen unverderblichen Keks verwendet. In Berlin gab es ein Geschäft in der Mauerstraße, an dessen Front das alte, in großer Zahl dort angemalte Zeichen mich als Knaben erstaunte. Diesem Djedpfeiler widme ich diesen Brief.

Die vier Rippen des Osiris sind in diesen Pfeiler hineinbuchstabiert worden. Aber daß der Mensch nicht vier Rippen hat, war nicht unbekannt. Der Pfeiler ist ein Spielball gelehrter Deuterei geworden. Im Rahmen aber der Wiederkehr im Wechsel ist er ein beredter Zeuge des Weltglaubens, den auch wir den Bezwingern des Hochwassers verdanken.

Bis 1874 wurde bei Kairo alljährlich ein über 4000, vielleicht 5000 Jahre währender Brauch befolgt. Wenn die Fluten, die am 19. Juli in Assuan durch die Träne der Isis ausgelöst werden, nach drei Wochen etwa Kairo erreicht haben, dann kommt der Wasserstand in ein zwei Monate anhaltendes Steigen. In dieser Zeit hält ganz Ägypten den Atem an. Denn ein Zuwenig wäre wie die magere Kuh im biblischen Traum Hungersnot. Die Einheimischen sagten dafür Hungerjahr, war doch das Jahr das Koordinatensystem ihrer politischen Existenz. Ein Zuviel kann aber auch Schaden anrichten. So wurde ein gewisses Mindest- und Höchstmaß für den Wasserstand das Wetterzeichen des politischen Daseins. Not oder Wohlstand, aber auch Verdammnis oder Rechtfertigung Pharaos durch die göttlichen Geheimnisse hingen also vom Wasserstand des Jahres ab.

Darum war der Nilmesser für das ganze Land von der Wichtigkeit der Börsenkurse im 19. Jahrhundert. Deshalb wurde alljährlich der Djedpfeiler mit seinen vier Ringen, Rippen oder Zweigen errichtet und im Augenblick des Sinkens der Flut in den Strom gestürzt als Tribut an die Ewigkeit und Beständigkeit, den auch dieses, das laufende Jahr, gläubig zu entrichten hatte. Was aber besagt die Vier? Wer einen Wasserstand mißt, der kann von unten nach oben oder von oben nach unten messen. Am besten aber wird er Markierungen für ein landesübliches

Mindest- und ein landesübliches Höchstmaß anbringen und aus dem Verhältnis der Flut zum Minimum und Maximum den Jahresstand errechnen. Wir haben zwei Djedpfeiler aus der 1. Dynastie, sie sind aus Elfenbein[1]. Sie waren also kultische Abbilder des überlebensgroßen Pfeilers, der erst mit Stricken hochgezogen werden durfte, wenn die Beweinung des alten Osiris vorüber war. Er stand also auf der von der jüngsten Überschwemmung neu geschaffenen Erde. Es scheint, als sei der Djedpfeiler vom Tag des Aufhackens der Erde im Oktober stehen geblieben, bis die neue Flut im folgenden Hochsommer ihn umriß und weggschwemmte. Die Forschung äußert sich dazu nicht sehr deutlich. Jedenfalls steht fest, daß Pharao Horus (oder ein Prinz in der Rolle des Horus) und ein Priester als der Götterschreiber, als der Gott Thoth, an den Pfeiler herantraten und den Knoten des Lebens um ihn schlangen. Dieser berühmte Anch-Knoten versicherte die Liturgen und das Reich, daß auch diesem Jahr ein Leben innerhalb des Aeon zukomme. Dieses Sinnes des Wortes »Anch« wirst Du habhaft, wenn Du bedenkst, daß pr-anch, Haus des Lebens, für die Schreibstube und Bücherei geschrieben wurde.

Damit der so in das ewige Leben eingesetzte Pfeiler wieder weggespült werden könne, wurde er nur locker aufgesetzt. Auf den vierbalkigen Pfeiler pflanzte man wohl ein Baumreis, peker[2], um das Grünen des Osiris zu bezeichnen, auch dies schon in der 1. Dynastie. Die Vierzahl der Querbalken aber zeugte von seines Meisters, des Gottes Ptah, überlegener Einsicht. Denn aus Ptahs Händen kam der Pfeiler, aus Ptahs Weisheit kam die Messung des Nilstandes bei Memphis und später durch ganz Ägypten. Denn dies Maß mußte bekannt sein, um das Öffnen der Schleusen in die Kanäle hinein gebieten zu können. Fast bis zum ersten Weltkriege hatte der Scheich am Nilmesser bei Kairo sein vorarabisches Maßsystem beibehalten. Es lief auf 16 Ellen. Verkündete er nämlich die Zahl 16, so war das Leben, das Jahres-

[1] Zhadi Saad, Royal Excavations, 1942; pl. XIV, 6.

[2] Sethe, Dramatische Texte, Bilder 8 und 9.

budget des Reiches, gesichert. Demgemäß ist an den erhaltenen Nilmessern der Lebensknoten bei 16 eingetragen. Weshalb aber dann vier Sprossen am Djedpfeiler? Nun, nur die letzten vier Ellen, die von 13 bis 16, entschieden das Schicksal des Jahres. 12 nämlich wäre, wie man grob sagen könnte, »unter aller Kanone« gewesen. 12 bedeutete Hunger und unter 12 zählte nicht; da war alles gleich schlecht. Jenseits 16 aber lag das Unverhoffte. Also um das, was zwischen 12 und 16 sich ereignen werde, zitterte das Reich. Deshalb also wurden diese vier »obersten Ellen« zum Wahrzeichen des Djedpfeilers und später des Gottes Ammon in der schönen Hieroglyphe, in der zwei Götterarme die vier Ellen hochheben; über ihnen steht das Wasser an[1]. Auf dem Nilmesser blieben die untersten sechs Ellen ohne Unterteilung. Dann kamen sechs weitere, 7–12, die man wohl graphisch schon abteilte, aber nicht nachmaß. Schließlich kamen die entscheidenden vier. Auf dem Palermostein stehen daher die 13 Ellen als 1, die 14 als 2, die 15 als 3 und die 16 als 4 verzeichnet. Alles Schreiben hing in Ägypten wie mit dem Bauen so auch mit dem Messen zusammen. Man schrieb sich in die Zeitewigkeit ein und man baute sich in die Raumewigkeit hinein. Die Annalen des alten Reichs kamen zustande, um jede einzelne Nilschwelle auf ein historisch bestimmtes Jahr einschreiben zu können. Die Jahre der dem Menes vorangehenden mythischen Herrscher tragen indes keine Ellenangabe. Sie sind mithin reine Projektion in eine Vorgeschichte aus der Geschichte. Es hat sie nie gegeben. Die geschichtlichen Notizen des Palermosteins beginnen mithin in dem Augenblick, da jährlich der Nilstand gemessen und aufgeschrieben wurde. Es ist das eine schöne Bestätigung dafür, daß die Herbeizauberung des »Reiches« alljährlich Kult und Herrschaft diesseits allen »Astralen«, nämlich dank des Horusglaubens herbeigeführt hat. Rechnen wir die 32 uns überlieferten Male der Nilstandsmessung aus den ersten fünf Dynastien nach, so liegt bei 3,9 Ellen ihr Durchschnitt. Übrigens gab noch 1874 nach Christi Geburt der Scheich in

[1] Mém. de l'Institut d'Egypte IX (1925), 321 et 348.

Kairo den Befehl zum Öffnen der Dämme bei 3,9 Ellen Wasserstand. Denn immer noch entsprach 4 der Gesamthöhe von 16, dem Ideale.

Als der Schreiber ernannt wurde, der den Nilstand maß, als der erste Djedpfeiler errichtet, die erste Osirisleiche beweint wurde, trat die Geschlechterfolge sterblicher Menschen zugunsten der Flutfolge zurück. Weil sich die Jahre dieser Flutfolge ineinanderketten ließen, durfte das Zählen nach Generationen, nach Augen, aufgegeben werden, durfte das Abstupfen der Generationsstufen, der Grade, dem Zählen nach Jahrfünften, Jahrzehnten, Jahrdreißigsten, nach Jahrhundertzwanzigsten, Jahrdreihundertsechzigsten weichen. Weder Menschen noch Sterne, sondern Fluten haben den Ringcharakter jedes einzelnen Jahres in der Kette der neuen Ewigkeit bestimmt. So zählte auch der Herrscher lange Zeit nicht anders als die Jahre von Flut zu Flut. Das Ritual des Djedpfeilers gehörte ja nicht einem einzelnen Jahre an, sondern es verknüpfte zwei Jahre innerhalb eines Äon. Wer auf das Errichten und das in die Fluten stürzen des Djedpfeilers achtet, der versteht auch das unaufhörliche Wiederauftauchen des Seth. Es war ein Vorgang, der ganz ausgemessen werden mußte von Tiefstand zu Hochstand zu Tiefstand und so weiter in infinitum[1].

Plinius berichtet, daß die Differenz zwischen Höchst- und Tiefststand vier Ellen betrug. Steuern zahlte man bei 16, 15, 14, 13 Ellen. Aber nicht bei 12! Es hießen 16 Überfluß, 15 Sorgenfreiheit, 14 Zufriedenheit, 13 Darben, 12 Hungersnot.

Dem Strick, mit dem der Djedpfeiler hochgezogen wurde, wuchs der Name zu: »Seth ist in Fesseln geschlagen.« Welch sinnvoller Name. Der das Reich möglich machende Dualismus Horus und Seth tritt hier in Erscheinung. Ich warne Dich vor Kees[2], der den Djedpfeiler wie alles am Nil für einen lokalen Fetisch erklärt, einen Fetisch von Memphis gegen einen Fetisch von Busiris ausspielt und die seelische Roheit der Atheisten verkör-

[1] Dazu noch Annales du Service 48, 1948, S. 430.

[2] Kees, Götterglaube 1941, S. 98.

pert. Für Kees, Reisner, Sethe, Erman als Cartesianer existierten nur der ganze Weltraum einerseits und andererseits die lokalen Punkte. So kann kein Cartesianer Ehrfurcht aufbringen für die Leistung, kraft der aus dem ungeheuren Universum und den gleichgültigen Punkten ein Mittleres herausgeschaffen wurde; dank dieser Erschaffung im Ritual des Djedpfeilers erwarb der besondere Raum von Syene bis Byblos ein gemeinsames Schicksal. Geschaffen wurde über diesem Raum durch Kult eine umfassende Ewigkeit, d. h. die gemeinsame Zeit. Dadurch konnten sich alle Ereignisse innerhalb dieser gemeinsamen Zeit in ein und demselben Raum abspielen und wurden gegeneinander verschiebbar. Je freier das zeitlich Uralte mit dem Urkünftigen verkehren können, desto freier werden wir vom Zufall. Das wissen die reinen Wissenschaftler nicht. Und weil sie statt des Atheismus dies falsche Stichwort der reinen Wissenschaft über sich als Kopfbinde anbringen, werden sie nicht ertappt. Sie drehen sich aber mit ihren Einfällen im Kreise, denn sie marschieren nicht in der Richtung auf die göttliche Wahrheit; an der nehmen nur »unreine« Denker teil. Das sind Menschen, die sich erschüttern lassen wie Narmer und wie Chephren und wie Echnaton und wie Moses und sich daher in des Lebens Drang verstrickt wissen, statt diese ihre Vorgänger in gräßlichem Wahne zu Objekten ihrer Forschung und zu Gegenständen der Wissenschaft zu entseelen.

Diese Atheisten nennen den Djedpfeiler eine Mythe. Dir hoffe ich gezeigt zu haben, daß die Teilnahmslosen so schwätzen mögen, aber nicht Du und ich. Denn wo wären Du und ich ohne Noah und ohne einen der ersten Noachiden, der ersten Reichsgründer im Hochwasser, ohne Pharao. Wegen unserer Teilnahme schickt sich für uns der Ausdruck »Mythos« nicht. Der Djedpfeiler bezeugt die Teilnahme am gemeinsamen Geschick. Ich habe in der Vollzahl der Zeiten das definiert, was ohne Schändung unserer Vorfahren allerdings Mythos heißen mag. Weil nämlich die Grenzen des Landes und die Grenzen der Welt sich nicht gleichen, hängt das Geschehen am Nil von vielen Er-

eignissen ab, die von Memphis aus durch keinen Djedpfeiler oder Tempelbau kommandiert werden können. Z. B. ist Pharao alljährlich auf der Horusprunkbarke nordwärts gestürmt. Das war Reichsliturgie, »als The King's Progress or the Emperor's Adventures«, sein »Advent«. Aber wie kam Horus zurück, wie geschah es, daß er von Byblos sich im nächsten Jahr wieder am ersten Katarakt befand? Das erzählt uns allerdings der Mythos, wie ihn Heinrich Brugsch gedruckt hat, diese Rückreise übers Rote Meer wurde ersonnen. »Mythos« lasse ich daher – gegen Baltmann – als technischen Ausdruck nur da gelten, wo die Liturgie ergänzt werden muß durch Erzählung. Ohne diese genaue Verzahnung zwischen Liturgie und Mythos ist das Wort Mythos eine hochnäsige Verurteilung von beiden, Kultus und Mythen, in ein und demselben Atemzug und damit wird es unbrauchbar und unwirklich.

Du und ich haben also den Djedpfeiler den Atheisten zu entreißen. Er ist kein mythischer Gegenstand, sondern ein liturgischer Gebetsakt; Segen und Fluch waren ja mit ihm verknüpft. Im Papyrus Westcar kündigt ein Weiser, dessen Namen mit dem Djedpfeiler geschrieben wird, also ein Sprecher des Pfeilers, mit Namen Dedej, dem Pharao Cheops die drei Kinder an, mit denen die 5. Dynastie anheben werde. Und Dedej teilt dem Cheops das »Bethlehem« dieser Geburten mit. Nun will der Kaiser dorthin eilen, aber wegen des Wasserstandes steigen ihm Bedenken auf. Dedej verspricht ihm daraufhin »Wasser von vier Ellen«[1]. Die vier Ellen waren eben sprichwörtlich. Sieh Dir auf dem Annalenbruchstück Kairo 44859[2] die Nilhöhen an. Aus elf Jahren haben acht vier Ellen oder vier Ellen und etwas darüber, keines hat fünf oder mehr, drei haben drei Ellen plus etwas. Die Nilhöhen waren eben die neue Ahnentafel, die verewigt wurden[3]. Ich habe bereits versucht, Dich in den langen

[1] Papyrus Westcar 9, 14 ff.

[2] Gauthier, Receuil du Musée Eg. III, 1915, 44 ff.

[3] Siehe auch die thebanische Nachahmung bei Achmed Zakey, Annales du Service 47 (1943); Jéquier, Bulletin Caire V, 63–64. Dazu Pyramidentexte

Atem der Pharaonenschrift einzuführen. Jahrhundertelang war man mit dem Ungefähr der 36 Sternenbilder am Himmel zufrieden, die durch das ganze Jahr hindurch die Sopdit vertraten und dank deren Morgenglanz die Ewigkeit des Jahresumlaufs täglich, auch in Abwesenheit des Sirius, die Gemüter befestigen konnte. Diese Dekane, in uralter Namensgebung archaisch benannt, lösten sich nur ungefähr alle zehn Tage ab. Denn man war weit entfernt, wie etwa ein Astronom zur Zeit des Kambyses, Sterntafeln usw. für jeden Tag des Jahres nachschlagen zu können. Das heutige Publikum hat für dies allmähliche Auskristallisieren aus dem richtig erfaßten Ungefähr in die geringste Einzelheit nicht den mitfühlenden Atem. Aber wenn Dich das tiefe Vertrauen dieser Reichsstifter ergreift, mit ihrem ersten Wort auf einen beständigen Wahrheitsstrom sich eingeschifft zu haben, dann wird Dich die großartige Einheit überwältigen, dank der im Wechsel von Flut und Austrocknen, dank Hathors Wendung zum Sitz, zu Isis, an die Stelle des in das Haus eingefriedeten Horus, Osiris als Gott dieses unerhörten Einheitshauses heraustritt. Vom Totempfahl hatten tote Augen, die Augen der Verstorbenen, auf die Lebenden bestimmend eingewirkt. Das Horusauge aber stimmt die Welt um. »Der lebende Horus«, »die lebende Stimme Ägyptens«, »das herrlichste Mitglied der im Gespräch begriffenen Götterfamilie«, »der Stier seiner Mutter« – dies alles sind Zitate aus seiner Titulatur –, dieser Ämter Hochgefühl unterwarf das Flutland diesem neuen Schreiber der Urano- und Geographie, und unterwarf es ihm als Osiris. Der, den der Sitz erschafft, der, den der Sitz hervorruft – ist Wortsinn der Hieroglyphe Osiris. Osiris ist ein liturgischer Gott. So wahr der nicht Christ heißen kann, der nicht sagen kann: »Christ ist wahrhaftig auferstanden« – und ich bitte Dich, wer von den sogenannten Christen kann das denn heute am

---

Vers 389 b, Schäfer Zeitschr. für ägypt. Sprache 71 (1935) 24, Abb. 5. Das unheimlich Tödliche der Beständigkeit im d. Begriff hat S. Schott darauf geleitet, das Wort als »Zukunft« zu deuten. Aber am Nil hat die »Zukunft« keinen Platz. Ihre Stelle vertritt die »Wiederkehr«, S. Schott, Mythe, S. 107.

Ostersonntag rufen? – so wahr ist Osiris deshalb der Vater des Horus, weil der Sohn und seine Braut und Mutter Hathor-Isis ihn ins Leben rufen. Hathor als Horusverbunden, Isis als Osiriserweckerin, diese Göttin bindet den sterblichen Herrscher in das unsterbliche Reich. Ungern erinnere ich Dich, die freie Amerikanerin, hier an die Reichsromantik der Europäer. Ich muß es aber doch wohl tun. Denn dadurch mag Dir es glaublich werden, daß Horus zum Erzeuger seines Vaters geworden ist, damit die Übermacht der Stammesgeister gebrochen und ausgerottet werden konnte. In Ägypten fürchten sich die Toten vor den Lebenden, betont Alan S. Gardiner. Da hat also Gegenwart über Herkommen gesiegt. Weil dem Tage ein Kreislauf in Jahr und Äon hinein gebahnt wurde, verfiel die Eintagsfliege Mensch nicht mehr der Todesfurcht und den Ahnengeistern. Erst nach diesem Briefe magst Du den Bruch mit den Ätzrunen in der Haut ernst genug auffassen können. Auf die Haut schrieben die Toten ihr Racherecht. In den Stein schrieben Himmel und Erde ihre Gesetze. Die Ägyptologie hat ein Jahrhundert lang den Titel des Horus mit »Rächer seines Vaters Osiris« übersetzt. Jetzt hat sie das aufgegeben. Ich will Dich in diesen Streit nicht tief einführen[1]. Der Sache nach ist das Auge des Horus allerdings die dialektische Aufhebung der Ahnenaugen auf dem Ahnenpfahl. Und der Sache nach könnte er allerdings der Rächer seines Vaters Osiris an Seth heißen, so wie der Erbsohn eines Vaters Rächer im Stamm war. Aber die Umkehrung der Verfassung wurde durch den wirklichen Namen schärfer ausgedrückt. Denn das Amt des Horus ist das der Eltern für ihr Kind: Der Titel besagt, daß Horus den Vater Osiris so betreut wie des Osiris Muntwalt! Und das war allerdings die Totalrevolution. Denn das stellte die vorhergehende Welt auf den Kopf, wenn der Vater dem Sohne alles zu verdanken hatte.

---

1 »La vieille traduction de ›ndh it f‹ vengeur de son père, qui, si longtemps, fit autorité, doit etre condamnée sans appel.« J. S. F. Garnot, L'Hommage aux Dieux sous l'Ancien Empire Egyptien, d'après les Textes des Pyramides. Paris 1954, p. 136. Siehe darüber auch den neunten Brief.

Diese Antithese und Dialektik wird Dir leicht eingehen, wenn Du nicht in den Schlagworten »Sohn« und »Vater« befangen bleibst. So als sei Osiris ein alter Mann und Horus ein junger. Die liturgische Erschaffung des Osiris wurde geboten von dem harten Zwang, den Pharao, einen sterblichen Menschen, aus dem Ablauf der Generationen herauszureißen und in die Kreisläufe Himmels und der Erde hinüberzusetzen. Osiris gehört in den Kalender von Jahr und Jahrtausenden. Wir Menschen gehören in den Kalender unserer Lebensalter und Generationen. Wir machen uns etwas vor, wenn wir für unser persönliches Leben der Tageswählerei und der Anhäufung von pensionsberechtigten Dienstjahren verfallen. Denn weder unser Tod noch unser Leben hängt vom Terminkalender ab. Mozart und Schubert und Walter Flex und Hölderlin, der Altersgegensatz des mit 46 weggerafften Schiller und des 83 Jahre füllenden Goethe warnen. Sollen wir deshalb nicht »Goethe und Schiller« zusammen nennen, weil der eine zu früh gestorben sei und der andere zu spät? Das wäre Blasphemie. Unsere Seelen, die Geister unserer Vorfahren und unserer Nachkommen, spotten der Astrologie. Aber Horus trat auf das uns freien Seelen verschlossene Weltrad der ewigen Wiederkehr hinüber, um ein Reich zu stiften, um ein edles Glied der Schöpfung zu erlösen. Als Diener der Welt hat Horus an die Stelle seines leiblichen Vaters den Kalenderpapa Osiris angenommen. Für diesen in Jahreseinheiten eingekerkerten Kalendervater muß der schöpferische freie Gottessohn Horus sorgen wie einst die Stammesväter für ihre Söhne. Denn er ist ja ein erschriebener, erbauter, vermessener Vater, den die Flut ins Leben ruft. Blutsohn ist ein Häuptling, ein König. In Ägypten wird über die Sohnschaft des Herrschers fast ganz geschwiegen. Er ist Papstkaiser. Denn er soll ja herrschen, soweit er es fertig bringt, einen Kalendervater auszurufen und einzusetzen.

Die antiken Reiche, China, Azteken, Maya, sogar Kambodscha und Japan, waren im Gegensatz zum Ahnenkult der Stämme eine reine, eine von den Geistern der Toten reingehaltene Ge-

genwart. Beides, Ahnenverehrung und Reichsewigkeit, werden zu wenig ernst heut genommen. Darum mischen sogar weise Forscher die Grundsätze beider entgegen den Quellen. Die Horusreise schuf alljährlich den das geeinte Ägypten des Horus und Seth verkörpernden, von Isis ins Leben gerufenen Osiris. Osiris steht mit jeder leiblichen Abstammung und Erbfolge in unversöhnlichem Widerspruch. Horus verzichtet aber um des neuen kosmischen Kalenderjahresvaters willen auf den Kult aus leiblicher Sohn-Abstammung. Daher baut Pharao, sowie er den Thron besteigt, an seinem eigenen Grab, nicht an dem seines Vaters. Denn in seinem eigenen Grab figuriert der Kalenderjahresvater Osiris auf allen Wänden und durchaus nicht der leibliche Erzeuger.

Der leibliche Herrscher Ägyptens adoptierte einen geographisch-astrologischen Vater, Osiris, und dadurch erwirbt er selber die eine, Sterblichen an sich doch versagte, Qualität eines in die ewige Wiederkehr der Aionen eingesetzten Weltgottes (Du und ich müßten heut «Weltbürger« sagen). Den Knäuel des Glaubens der Pharaonen zu entwirren, erlaubt diese eine Erkenntnis: Wenn ein sterblicher Stammeshäuptling in ein Mitglied des Götterhauses übersetzt wird, dann muß sein Lebenslauf untergehen und der Kreislauf der Welt muß ihn ersetzen. Du wirst sofort Dich daran erinnern, daß den Kosmokrator keine Mannwerdung, keine Jünglingsweihe in seinem Kreislauf mit den Gestirnen und den Jahreszeiten unterbrechen darf, und wie deshalb den Säugling und den Mann und den Toten in seiner Himmelskalenderrolle nichts unterscheidet. Das Leben vor der Liebe und das Leben nach dem Tode hätten, wenn es nach der Schrift des ewigen Lebens gegangen wäre, sich in nichts von dem mündigen Leben zwischen Liebe und Tod unterschieden. Dennoch ist nur das mündige Leben persönliches Leben.

Der Verlust der biographischen Person hat also jeden Kosmokrator bedroht. Der Kaiser der Azteken mußte geloben, die Flüsse strömen, die Sonne scheinen, die Felder tragen zu lassen. Ebenso unpersönlich wird der für seinen Vater Osiris im Kreis-

lauf der Jahre verantwortliche Horus. Er wird Gestirn unter Gestirnen und Weltwuchs unter Wüchsen, der seine Frucht nicht bringt zu seiner Zeit, sondern zur Zeit des Kalenders.

Weil Osiris als alter König angesehen worden ist, wird die Kluft zwischen den seine sechzig oder siebzig Jahre alternden Pharaosohn und seinem alljährlich aufhörenden und wieder anfangenden Osirisvater nicht klar formuliert. Osiris hat nie und nirgends eine Lebenszeit wie wir Menschen. Er geht in seinem Jahreskreislaufe ganz und gar auf. Eben deshalb wird die vom ersten Pharao an nachweisbare Unterstellung des leiblichen Herrschers unter die Gesetze des Kalendervaters Osiris und dessen Jahreszyklus nur im Gegensatz zu dem begriffen, aus dem der Pharao herausgelangen mußte ins Freie der Welt einerseits und unter die Gesetze Ägyptens andererseits: Pharao mußte eine neue Staatsangehörigkeit erwerben, ehe er Pharao agieren konnte. Wenn Dir Reisner[1] den Entwicklungsschwindel vorsetzt: »Die sämtlichen Gaue Ägyptens verkörpern gewissermaßen die Stammesgrenzen der ursprünglichen Siedler«, dann macht er jedes Verständnis des Vorgangs unmöglich. Denn ein ungegliedertes, durch keinen Sinn zusammengehaltenes Bündel von Landstrichen wird nur durch den Schreckensruf »Hochwasser« auf kurze Zeit von dem nämlichen Schicksal, dem der Vernichtung, bedroht. Die Taube des Heiligen Geistes und nicht der Rabe, so meint die Noah-Erzählung, habe den Segen des Jahres den Menschen eingepflanzt. Da wird anscheinend von dem biblischen Erzähler gegen den Falken, gegen die Liturgie des Horus polemisiert, ob nun mit »Rabe« der Horusfalke direkt gemeint war oder eine Umschreibung gewählt worden ist. Denn der auf Gottes Freiheit bedachte Israelit machte aus der ewigen Wiederkehr des Großen Jahres am Nil den einmaligen Eingriff des immer überraschenden Schöpfers. Indessen hat er bei dieser Umschrift ins Jahve-Handeln das Resultat Pharaos, die ewige Wiederkehr, gelten lassen. Und so kann uns gerade die gegnerische Polemik des Jahvisten bestätigen, daß auch er die Ent-

[1] Development, 1934, S. 343.

stehung alles Zusammenhanges in einem Lande der Flut und dem gesammelten Einsatz gegen die Flut zuschreibt. Dann sind aber die Gaue Unterteile; es hat keine 36 oder 42 oder 22 »Gaue« in Ägypten vor dem Erbauer von Kusae und Memphis gegeben.

Es hat keine Lokalgötter in allen diesen Gauen gegeben, denn die Götter sind selber erst gleichzeitig mit dem ersten vergotteten Menschensohn, mit Pharao. Vorher gibt es Geister. Und am Ausgang der ganzen ägyptischen Geschichte gibt es wieder Geister. Die allerletzte Spätzeit in ihrer Ermüdung hat vorpharaonisches Glaubensgut wieder eingelassen. Aber das Nilreich seines ersten Großen Jahres zwischen 2780 und 1320 vor Christi hat sich als Reich gegen alle Stämme durchgesetzt und hat den Reichen Asiens und Amerikas das Grundgesetz seiner Verfassung vererben dürfen: Es tritt ein sterblicher Mensch aus der Generationsfolge leiblicher Ahnen hinüber in den Jahreskalender eines kosmischen Aions. Er wandelt wie die Gestirne und die Jahreszeiten des Aions, wie Horus und Seth und Hathor-Isis. Aus dieser Aufopferung entspringt der ausgerufene, eingesetzte Gott der ewigen Wiederkehr, erschaffen in der Liturgie des namentlichen Wortes, der Nennkraft. Denn dank unserer Nennkraft haben wir auf die Weiterschaffung von Himmel und Erde unseren ausdrücklichen und ausgesprochenen Anspruch. Die Arbeitsteilung, die Stammeskrieger in Priester, Handwerker, Bauern, Soldaten verwandelt hat, die heißt »Osiris«. Sie hat die gesamte Erde heimgesucht. Ich will hier die vielen Arbeiten dieses Jahreslaufs hinein in Berufstände, Beamten, »Feudalität« nicht alle aufzählen.

Aber weil ich Dich schriftmächtig machen möchte, und mehr noch: sprachmächtig, deshalb muß ich Dir noch weiter schreiben. Denn wie ist dem Horus Glauben geschenkt worden? Wie wird man Papstkaiser? Den Papst erwählt heut das Kardinalskollegium. Vom Kaiser hieß es, ihn mache das Heer (Exercitus facit imperatorem) und das ist bis zu Napoleon und Wilhelm I. wahr geblieben.

Aber einen Papstkaiser? Wie die Philologie den Zusammenhang zwischen einem ewig kreislaufenden, einjährigen Vatergotte und einem im Lebenslaufe unseres Geschlechts befangenen Sohne nicht durchdenken will, so hat sie die Brücke, die den Herrscher aus Lebenslauf in Kreislauf führte, abgebrochen und niemand sagt uns, wie denn ein Menschenkind die Sprache des Bluts aufzugeben und die Sprache vom Himmel und Erde zu sprechen lernte. Etwas mehr möchten wir darüber doch gern wissen.

Dein Eugen

Neunter Brief nach Kairo

Vom Machen der Götter

Liebe Cynthia,

Die Deutung der Osiris-Hieroglyphe als »Der von der Isis Gemachte« wird nicht akzeptiert werden. Trotzdem entspricht sie allen Regeln ägyptischer Schreibkunst. So widme ich heut eine Art Exkurs meiner Verteidigung dieser Lesung.

Zu Hilfe kommen mir dabei die Theologen von On. Sie haben die Taten des Imhotep, des Erbauers der Zoserpyramide, zu Ende gedacht und die seit Menes geübte Reichsliturgie durch eine die Welt, die wirkliche Welt umfassende Theologie zu ergänzen gesucht. Dazu haben sie einen Götterstammbaum aufgestellt, der von Atum bis zu Osiris führt. Horus aber fehlt in diesem Stammbaum. Es kommen vielmehr aus dem Universum vier Generationen auf den Horus der beiden Ägypten zu. Schon dieser Zug der Götter von Heliopolis ist außerordentlich auffallend, wird aber nach dem, was ich von der Literatur kenne, nirgends erklärt. Aber da wäre kein fester Grund für eine Debatte zu finden, so interessant ich diese Auslassung finde. Zum Glück gibt es ein außerordentlich beredtes Zeugnis, das zu der Auslassung des Horus ebenso stimmt wie zu der Erzeugung des Osiris durch die perverse Befruchtung seitens der Hathor-Isis.

Es ist ein linguistisches Zeugnis, und mein Bemühen wird dahin gehen, es Dir merkwürdig zu machen, obwohl es sich nur um eine lumpige Vokabel für »machen« handelt.

Der Urgott Atum, das »Nichts«, so lehren die Priester von On, habe die Luftgötter Schu und Tefnut zur Welt gebracht, das älteste Geschwisterpaar und das älteste Ehepaar. Sie sind in beiden Eigenschaften ein und dasselbe Paar. Sie haben funktionell Sopdu und Sopdit ersetzt. Es heißt von Schu ausdrücklich: »Schu in seinem Charakter als Sopdu.« Die Tefnut und der Schu haben in den Pyramidentexten den Namen »Die beiden Löwen«, ich weiß nicht, weshalb; mag sein, um sie mit der Urwildnis in eins zu setzen. Atum machte – mit derselben Vokabel für machen, die in dem Osiriswortbild gebraucht wird — das Zeugungsglied, als Phallus geschrieben, den Ka des Schu, und den Schoß der Tefnut, was letzteres mit dem Satzzeichen der auf die Schulter gelegten Arme geschrieben wird. So erscheint das zentrale Wort Ka in einem Wortspiel hier zweimal, so als spiele die Theologie mit »männlich« und »weiblich«. Ich vermerke das aber hier nur vorweg. Denn in einem letzten Briefe will und muß ich Dir das Ka ausführlicher deuten. An unserer Stelle ist der Doppelgebrauch des Wortes »Ka« nur deshalb beachtlich, weil die Onsche Ersatztheologie deutlich sich an die überlieferten sakralen Worte so nah als irgend möglich heranhält. Wenn also Ka als Phallus und Ka als die aufgelegten Arme erscheint, um die ersten Götter hervorzurufen, und dazu das Verbum »Ir« für die Tat des Atum, des »Nichts«, — »Atum« bedeutet »Nichts«! — dann wird das zum sakralen Wortschatz gehören (Pyr. Texte 969/970).

Von da führt der Weg weiter. Von allen Schu-Nachkommen wird zusammenfassend der Terminus Hunnu-Schu gebraucht; in diesem Kollektiv wird Tefnut, die Schwestergattin des Schu, nicht genannt. Dabei sind hier alle Nachkommen aus ihr, die Schu erzeugt, gemeint. Wer aber hieraus eine Vernachlässigung der Tefnut herausläse, der irrte. Denn trotzdem Tefnut in diesem späten Ausdruck Hunnu-Schu ausgelassen zu werden scheint, ist es in den Pyramidentexten anders. Denn hier heißt es wie

von Isis und wie von Atum, sie, Tefnut, habe die Götter »gemacht«[1]. Aber das wird auf eine sonderbare Art gesagt und es lohnt sich, für Dich so gut wie für mich, diese besondere Redefigur genauer anzusehn. Tefnut, sagte ich, hat die Götter gemacht, also nicht, wie man erwarten würde, hat sie sie geboren, zur Welt gebracht, nichts Mütterliches wird ihr zugeschrieben. Es soll also offenbar von Isis, Atum, Tefnut dasselbe gelten. Wer freilich die Hieroglyphe für Osiris für unübersetzbar erklärt – so z. B. Morenz – oder mit »Augenweide« übersetzt, wie Sethe, der weigert sich, die in der Philologie sonst geltenden Regeln anzuwenden. Ich werde daher zum Pedanten, um des Osiris willen.

Schu und Tefnut sind Zwillinge und Ehepaar wie schon Sopdu und Sopdit, die sie ablösen. Wir bemerken also zunächst die Verklärung der Geschwisterehe. Und darum gibt es kein »Vorleben« vor der Liebe und der Vermählung für diese Theologie, genau wie der fünfte Brief es Dir erläutert hat. Aber wie die Kinder im Hause ja zunächst geschlechtslos vor der Mannbarwerdung nebeneinander herleben, so redet der alte Text von diesen Geschwistern auch. Denn während unsere Sprache, auch die ägyptische, alles Männliche und alles Weibliche bis auf den Grund spaltet und den Sexus zum Herrn der Sprachformen macht, ist das bei diesen Gotteskindern seltsam anders. In gewissen Sprachen wird das Geschlecht nicht ausgedrückt[2]. Aber so simpel ist es in Ägypten auch wieder nicht. Die Sprache unterscheidet sehr wohl die Geschlechter. Nur die Theologie folgt darin der Sprache nicht, wenigstens nicht bei Schu und Tefnut! Es heißt nämlich von diesem Götterelternpaar: irti n*t*rw wt*t* t i n*t*rw. »Sie haben die Götter gemacht; sie haben die Götter erzeugt.« Sethe hat das einen Dualis, vielmehr zwei »Duale a potiori« genannt. Denn die beiden hier gebrauchten Partizipia, sowohl von dem Verbum »machen« wie von dem Verbum »erzeugen«, stehen — im Femininum, im femininischen Dual, obwohl nur Schu »erzeugt« haben dürfte, und dann für die Tefnut

[1] Pyr.-Texte 447 b – W 559. E. Edel, Altäg. Gramm. 1955, S. 628.

[2] Ein Beispiel bei Johann Sundwall, Klio Beiheft 1911 (1913), 263.

nur das Verbum »machen« übrig bleibt! Wo wir sagen müßten und sagen würden: »Schu hat die Götter gezeugt; Tefnut hat sie geboren«, sagt der alte Text, und zwar beidemal femininisch: »Sie beide haben die Götter gemacht; sie beide haben die Götter gezeugt.« Hat nicht in Wahrheit nur Schu gezeugt, nur Tefnut – wie Isis den Osiris – gemacht?

Der jüngste Interpret dieses Textes sagt von ihm: »Cette fantaisie grammaticale dont on conviendra qu'elle est un peu précieuse, n'a pas survécu dans la langue.« [1] Es handelt sich demgemäß um einen altertümlichen, in der Kultsprache versteinerten Ausdruck, dessen sich der Schreiber nicht begeben wollte, obwohl er für die neuen Aussagen nicht recht paßte. Die Vokabel »irti« wird für uns daher um so sprechender. Die älteste Liturgie hatte für die Liebestat der Isis – für ihr Frohlocken: »Ich habe getan, was kein Weib bisher für ihren Geliebten getan hat...« dieses keusche Wort »irti« gewählt und sie hatte die Isistat ausdrücklich *zweigeschlechtlich* benannt. Denn so heißt es vom Mysterium der Begattung: »Es gibt weder Gott noch Göttin, die das getan, was ich getan.« [2] Sollte der feminine »Dual a potiori«, der von Garnot mit Recht preziös genannte Ausdruck bei der Tefnut, etwa mit dieser bei der Isis ja angebrachten Situation von »Göttin oder Gott« zu tun haben? Die aus dem kosmischen Vorgang selber inspirierte Liturgie hat für das Unerhörte, das die Alten da in Himmel und Erde hineingelesen haben, einen schwebenden Ausdruck »irti« = machen gewählt. Die Gelehrten von On, die wirklich »Schriftgelehrten«, die für das Nichts des Atum, die leere Luft des Schu, die Erde des Geb, bereits eine abstrakte Schrift gebrauchten – ohne die heiligen Götterzeichen, mit denen Horus oder Isis zu schreiben waren –, haben doch möglichst orthodox bleiben wollen und sich daher der alten Ausdrucksweise gefügt. Als sie den im Urgriff der umgekehrten Lage beim Erkräftigen von des Osiris Zeugungsglied gewählten Ausdruck übernahmen, gaben sie dem Osiris eine

[1] Garnot, L'Hommage aux Dieux, Paris 1954, S. 108.

[2] Vollzahl der Zeiten, Soziologie II, S. 187.

Ahnentafel. Es war das eine »metabasis eis allo genos«. Aber die konservative Vokabel hält noch fest, daß, wie Ulrike von Levetzow, die Heldin von Goethes Marienbader Elegie, gesagt hat: »Keine Liebschaft war es nicht«, daß hier keine Mythe, kein Götterspaß im Sinne der attischen Komödie erzählt wurde, sondern ein Ereignis, von dessen rechter Deutung, frommer Befolgung und züchtiger Anrufung die Zukunft des Reichs abhing.

Mir kommen andere seltsame, suchende Schreibungen der ersten Zeit in den Sinn. Das männliche Zeugungsglied in unserem eigenen Menschengeschlecht wird in der ältesten Zeit auch zur Schreibung des heiligen Stieres eingesetzt[1]. Die ungeheure Erregung, die mit dem Schritt in die geregelte, den Göttern unterstellte Viehzucht getan wurde, spiegelt sich in dieser »Metabasis eis allo genos«. Ob der Agrarhistoriker Hahn nicht recht hat, daß die Rinder am Anfang gehalten wurden, weil sie als die langsamsten Schreiter die langsamen Bewegungen am Himmel am ehesten in Prozession nachwandeln konnten?[2] Die Zucht der Rinder en masse wäre also erst nachgefolgt und ebenso das Kastrieren. Unserem Geschlecht sieht eine solche praktisch werdende, aber sakral anhebende Reihenfolge sehr ähnlich. Nur so kann ich Dir die Verwendung des Zeichens für ein Glied am Menschenleibe für ein Tier erklären (Gardiner, Grammar, Sign-List D 52). Umgekehrt gehört es in die ungeheure Aufregung der Menes-Zeit, daß sich da am Falken menschliche Arme an die Stelle der Flügel oder Krallen setzen. Auch diese Verschmelzung von tierischem und menschlichem Gliede hat sich bis in die thebanische Zeit gehalten.

Die Überschreitung der Geschlechtsgrenzen bei Isis und bei

---

[1] Newbery, Journal Eg. Arch. XIV, 212; Hornblower in »Man« 1931, S. 31.

[2] Diese Frage nach dem Verhältnis von Kult- und Nutzvieh muß neu gestellt werden. Der Kult ist wohl das ältere, zum Ärger der Aufklärer. Wenn die Not, auf Erden wie die Sterne zu wandeln, das Rind auszuwählen zwang, dann erklärt sich das doppelgleisige Dasein der Rinder am Nil: einerseits schon seit der 1. Dynastie der Apislauf bis ans Ende des Reiches, und das menschliche Zeugungsglied bei seiner Schreibung, andererseits die Haltung großer Nutzviehbestände in weltlicher, säkularisierter Haltung.

Atum und bei Tefnut zeigt an, es sei ein Irreguläres zu beschreiben gewesen. Daß sich zuerst die Forscher den Osiris aus der Geschichte oder aus der Natur holen wollten, ist höchst begreiflich. Ich meine aber, die sämtlichen Tatsachen ohne jede Ausnahme machen ihre Deutungen unmöglich. Denn damit die erste »Annualisierung« eines wie wir wachsenden, schwindenden, bald zu jungen und bald zu alten, kranken und bekümmerten, trunkenen und frevelhaften Menschenkindes gelingen sollte und durch über dreitausend Jahre geglaubt werden konnte, damit ein die siebzig oder achtzig Jahre furchtsam oder übermütig vergeudeten Daseins mühevoll absolvierender Sterblicher ein leuchtender Doppelstern zu sein schien, da mußte die Liturgie einen Vater im Kosmos hervorrufen, einen Vater aus dem Nichts des Alls sich auf ihn, diesen Sterblichen zubewegen lassen, aus dem sich die Rolle als Verstirnter ablesen und empfangen ließ. Osiris ist – genau wie die Texte es bei Atum, Isis, Tefnut ausdrücken – von der Liturgie gemacht.

Eben deshalb heißt der alte Titel des Horus nicht der Rächer seines Vaters. Zwar haben wie bei den Indianerreichen in Amerika die ersten Ägyptologen die Blutrache aus den Stämmen in die Entsippung der Reiche hinübergelesen. Indes nicht ein vergangenes Ereignis, etwa der Tod des leiblichen Vaters, wird gerächt; so steht es noch im Erman-Grapow II, 375 (1957), da Adolf Erman die Ägypter für primitive Stammesbrüder hielt. Kein Ägyptologe glaubt das heute. Osiris braucht nicht Rache, weil er etwa dem Horus vorausgegangen wäre. Er, Osiris, braucht vielmehr den Schutz des Horus, damit er zur Entstehung komme. Er kommt »nach« Horus. Gegen den »Augenschein« der Erdgebundenen »macht« den Osiris der »Augenblick« des Himmelsfluges. Dies Hervorrufen einer den fünf Sinnen nicht wahrnehmbaren Gottesmacht besagt sein Name und besagt das »übergeschlechtliche« Verbum bei Isis und Tefnut.

In diesem Schweben der Zeiten und der Geschlechter verbleibe ich Dein Eugen.

Zehnter Brief nach Kairo

Die Grammatik der Tempora: der ewige Kreislauf

Liebe Cynthia,
Wie wechselt Pharao seine Staatsangehörigkeit? Wie wird der Sohn und Enkel und Urenkel und Nachkomme sterblicher Eltern Stern, Horus und Seth, Sohn des Jahresgottes Osiris, den die Hathor hervorruft, indem sie sich von oben über das tote Land beugt und dadurch dem die Gaue vereinigenden Kraftstrom die Manneskraft so erregt, daß er in sie, in die Hathor, seinen Samen zu ergießen scheint und an dem lebenden Herrscher Horus sich Vaterschaft gewinnt? Bis zu einem gewissen Punkte mindestens wird hier die Vertauschung in der zeitlichen Reihenfolge, die Grammatik der Tempora, auf der die Liturgie beruht oder aus der sie besteht, Dir vor Augen geführt.
Laß mich es für Dich durchnumerieren. Der sterbliche Herrscher, also z. B. Narmer, stürmt von Süden nach Norden, von einer Grenze des Landes nach der anderen, von Behedet zu Behedet. In diesen drei Wochen erfahren, durchfahren, befahren er und seine Mannschaft den Flutbereich als ihr Reich. Denn sie sind seine Alleinherrscher während der Flut. Alle, die nicht auf die Barke mit dem Sinnbild des Himmelsfalken Horus eingeschifft sind, befinden sich auf der Flucht, auf dem Rückzug aus dem Schwemmland. Kein Kriegspfad von Stammeskriegern kann der Siegeserfahrung gleichgesetzt werden, mit der diese Marinemannschaft im Delta oder schon in Memphis an Land stieg. Zählen wir diese Siegeserfahrung des Horus als 1: Vom 19. Juli bis Mitte August stürmische Siegesfahrt dessen, den die Flut bevollmächtigt, ermächtigt, Ägypten zu er-fahren. Nun kommt die Flut zum Stehen. 16 Ellen hoch sei in diesem Narmerjahr die Flut aufgestaut, auch für einen abgebrühten heutigen Ingenieur eine ungeheuere Flutpotenz. Das Haus des Horus, das er sich angeeignet hat durch seine Fahrt, das Himmelsgewölbe und der Erdenpfad, umwinden den Sieger als Hathor,

als das Horus und Seth umfassende Ganze. Mit der Ziffer 2 sei diese zustande gekommene Besitzergreifung genannt, die wir in der Verknotung der Fabeltiere in Kusä vor uns sehen, die daher die zur Einheit verhelfende Gottesmacht der Hathor heißt. Ihr Tempel steht in Kusä. Indem aus erfahrener Macht, Horus, besessene Macht, Hathor wird, wird ein Präsens zum Perfektum. Den grammatischen Vorgang, durch den aus Durchfahren Erfahrung, aus sich setzen besitzen wird, schreibt die ägyptische Schrift Horus und Hathor, sie schreibt es als oben Falken, steinviereckiges Haus darunter. So schreibt sie Präsens und Perfektum. Der sterbliche Mann erwirbt also durch seine geglückte Fahrt eine Himmels-Mutter, Hathor; ein Perfektum drückt das Vollbrachte aus. Zu Horus, dem Vollbringer, gesellt sich mithin Hathor als das Vollbrachte; in der Sprache der Erschaffung muß Hathor die Mutter des Horus heißen. Aber »Mutter« ist nur der damalige Ausdruck für das passé défini des Horus. Es gibt ja noch keine grammatischen Termini. Noch können grammatische Vergangenheit nur als Ahnen, Väter, Mütter, grammatische Zukunft nur als Abkömmlinge, Kinder, Sohn, Tochter ausgedrückt werden. Deshalb verleihe ich die Ziffer 2 an Hathor, denn nur aus Gegenwart kann Vergangenheit erfaßt und begriffen werden; wir widersprechen damit dem Wahn des Descartes und des Hegel und des Marx und der naturwissenschaftlichen Historiker, die wähnen, es entstehe aus der Vergangenheit die Gegenwart. Sie wollen ohne eigene politische Verwurzelung in der Gegenwart sich die Geschichte »entwickeln« lassen. Ach, wie gesagt, Entwicklung heißt Verfall. Am Nil hingegen bildet eine heroische Gegenwart, die Flutreise, sich zu beruhigt stillstehender Vergangenheit um. Gegenwart schwingt über Horus Kreise. Aus 1, Horus, und 2, Hathor, kann nun Osiris hervorgerufen werden. Dazu aber bereichert Hathor ihre Benennungen. Hathor, das Possessiv Himmels und der Erde, das Haus, wird, oder genauer, ist ja zugleich Besitz, Sitz als Perfektum zu Fahrt, wird zur tausendnamigen Isis. Denn in ihrer Hinwendung zur eigenen Bedeutung, in ihrem Freiwerden von der Horustat wird

sie liturgisch Isis genannt. Das aus ihrem passiven Ursprung heraus Hathor genannte »Haus des Horus« kann nun diesen Ursprung aus seinem Namen auslassen und sich der weiteren Aufgabe öffnen, die einen neuen Namen nötig macht, so wie »Braut«, »Mutter«, »Schwester«, »Tochter« in der Bibel für Zion abwechseln. So darf Hathor der Sitz des Reiches, Isis, heißen. Aber in demselben Moment des grammatischen Dramas, wo sie nicht aus des Horus Tat entspringt, sondern ruhig für sich steht, muß sie auch als Mutter des Seth, des ja nie vernichteten, immer nur überwundenen Trockenbildes des Flußtals anerkannt werden. 2. Hathor wandelt sich so zur Doppelgöttin in ihrer Benennung als 3. Isis und Nepthys.

Erst aus dieser Verdoppelung als Isis und Nepthys wird die gestaute Kraft des Reiches benennbar. Der Name Osiris, die Hieroglyphe Osiris, besteht aus den zwei Zeichen für »Thron« oder Sitz einerseits, »hervorgerufen« andererseits. Den Osiris ruft die auf der Fahrt als Einheit erfahrene und als eine die Zustände des Horus und des Seth umfassende Macht der Isis ins Leben. Osiris ist Der, den der Sitz ins Leben ruft. In dieser Stufenfolge von 1, Horus, zu 2, Hathor, zu 3, Isis und Nepthys, verdient also Osiris die Zählung als Nummer 4. Weil die herrschende Lehre (Edel Altäg. Gramm. 1955, S. 63) Osiris mit »Sitz des Auges« übersetzt, wird sein Hervorgehn geleugnet.

In dem Augenblick, in dem 1, 2, 3, 4 erfahren worden sind, werden diese vier Stationen gegeneinander verschiebbar. Von der vierten Kultfigur Osiris kann nun gesprochen werden, als gehe er dem Horus, der ersten Person des Gotteshausen, logisch voraus. Osiris wird also zum Vater des Horus, so wie Hathor des Horus Mutter, dank ihrer Haus-Verkörperung und ihres Stillstandes über Trockenheit und Flut beidem, ernannt und »besessen« wird. Die ewige Wiederkehr der Weltzeiten, der Jahreszeiten, erlaubt es von 1, 2, 3, 4 auch als 4, 1, 2, 3, als 2, 3, 4, 1, als 3, 4, 1, 2 zu erzählen. Wir sind damit aus Lebensläufen sterblicher Menschen hinübergelangt in den Kreislauf ewig aionisch wiederkehrender Weltvorgänge.

Die Zeitvorstellung der Ägypter fügt an eine schaffende, besitzergreifende Gegenwart eine ewig stillstehende Vergangenheit und aus dem Zusammenwirken von Gegenwart und Vergangenheit wird Zukunft nur als ewige Wiederkehr eingelassen. »Zukunft« ist trotz Schotts Bemühung dem Nilreich versagt geblieben. Denn die Welt ist zukunftslos. Sie verfällt. Die neuen Ägypter, die Naturforscher, verkleiden diese Zukunftslosigkeit der Welt durch das Modewort für die Verfallsmasse, das Wort »Entwicklung«. Die Ägypter »umwickelten«, wie die Griechen das nannten, die einzelnen Tage oder Jahre mit der Radfelge ihres Großjahres, ihres Aion. Innerhalb dieses Rades des Glückes und des Fatums, der Astrologie und der Schrift, verläuft die ewige Gegenwart des Reiches. Da die Forschung das Verhältnis von Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit mißversteht, so als entstehe Gegenwart aus Vergangenheit, so purzeln ihre Erklärungen wild übereinander und es ist ihnen absolut unfaßlich, daß eine Mutter sehr wohl grammatisch das Perfektum zum Präsens ihres Sohnes darstellen kann. Jeder Ägyptologe kennt Tausende, ja Tausende von Texten, die den Vater und die Mutter aus dem Sohn entstehen lassen. Aber da sie selber in dem Cartesischen Irrenhaus leben, in dem aus Vergangenheit und Gegenwart Zukunft entstehen soll – daher ihr Judenhaß, denn Moses hat sie dafür ausgelacht, daß sie die Zukunft als Kreislauf zu fesseln hofften – so sind sie viel befangener als die Ägypter selber. Diese waren konsequent. Und sie haben die Welt erobert mit ihren Berufen. Sie haben eine wohlgegliederte, ewig kreisende Gegenwart erschaffen. Niemand wird die Pyramiden je übertreffen. Kein Bildner wird den Goldfalken von Hierakonpolis oder das Standbild des Chefren übertreffen. Was Ewige Wiederkehr dadurch leisten kann, daß sie jedem auf Jahrtausende eine Sonderaufgabe zu stellen vermag, hat am Nil seine höchste Vollkommenheit erreicht. Weshalb? Nun, echte Zukunft vereinigt alle zu dem Einen, was not ist. Das lernen wir im Krieg. Echte Gegenwart aber, der ewige ägyptische Beitrag, gliedert alle in die vielen Berufe, die möglich sind.

Der ewige Kreislauf bringt Vergangenheit und Zukunft unter die Botmäßigkeit der Konjunktur. Dies aber ist eine besondere Form des Imperativs, der Befehlsform des Lebens. Da, wo die Ahnen herrschen und kommandieren, bleibe ich ihr Nachkomme und die Enge der Blutbande schließt es aus, daß ich mich frei bewege. Ein Erbsohn mußte die Sippenpflichten für Rache, Beute, Unterhalt übernehmen. Da konnte kein Goethe seiner Vaterstadt entkommen, kein Schiller in Mannheim »Die Räuber« spielen lassen, aber auch kein Michelangelo konnte nach Rom, kein Leonardo nach Frankreich ziehen. All diese Bande der Sippe zerschlägt das Machtwort des Pharao. Ein Joseph kann sein Vezier werden. Die neue Weltkreislaufordnung befiehlt von oben nach unten. Sie erfindet den Geheimen Rat so gut wie den Hoflieferanten, den Domänenpächter und den königlichen Eisenbahnstationsvorsteher, aber auch den Konsistorialrat und den Landesbischof. Der jüdische Bankier Fürstenberg wurde von Kaiser Wilhelm II. gebeten, doch irgend eine Ehrung anzunehmen. Der witzige Mann sagte: »Das einzige, womit Majestät mir eine Freude machen könnten, wäre: ›Oberkonsistorialrat‹!« Pharao hätte das keine Schwierigkeit gemacht; es gab noch keine Juden! Weil Horus wie die Sterne wiederkehrt in alljährlichem Rhythmus, so sägt sein Machtwort, seine Bestallungsurkunde jeden, auf den sein Auge fällt, aus seiner Sippe heraus und gliedert ihn in die von der höchsten Majestät nach unten fließenden Hierarchie ein. Ist das »oben« einer Majestät nicht die tollste Einbildung, ein reiner Schwindel? Weiß nicht der Demokrat oder Republikaner, wie tönern des Kolosses Füße sind? Das ändert nichts daran, daß ein »Oben« hier aus dem Nichts dasteht und jeden aus seiner Sippenordnung herauszureißen vermag. »Verleihen« ist kein starkes Wort heut, weil es Verleihinstitute gibt. Aber als der Kaiser Würden zu verleihen begann, da begann sich ein Stromnetz zu bilden, das von Gipfel zu Tale fließend alle und jeden betiteln und mit Ämtern zu bekleiden vermochte. Die Herren Professoren, die Hieroglyphenkunde betreiben, denken sehr selten an ihre eigene Titu-

laturen, ihre Briefaufschriften Herrn Flinders Petrie, Esquire oder Sir Alan, oder Dr. Reisner: Aber sie kämen dem Geiste der Pharaonen dadurch näher als durch ihre allzu uneigennützigen Vorurteile in Sachen unserer gebrechlichen Existenz auf dieser Erde. Sie sind so emanzipiert in ihrem Amt von ihrer Sippe, daß sie der erstaunlichen Leistung, entsippte Ämter zu verleihen, nicht wirklich nachsinnen. In meiner »Vollzahl der Zeiten« habe ich einen solchen Ämterschematismus, den Gothaschen Hofkalender Ägyptens, gedruckt. Jedoch kein fachlicher Darsteller der Nilkultur hat diesen zentralen Text zu Grunde gelegt. Die Herausgeber selber, Maspéro und Gardiner, enthalten ihn den Lesern ihrer Gesamtdarstellung Ägyptens vor. Dafür hält z. B. Gardiner die völlig gleichgültigen Kriege und Aufstände und Verfallserscheinungen für erzählenswert. Der Djedpfeiler aber kommt bei ihnen ebensowenig vor, wie der Vezier Joseph oder der Mundschenk Potiphar. Nun weiß heut, dank Papst Johannes XXIII., jeder etwas davon, wie wichtig die Curia in Rom ist und daß man sie so verstehen muß, wie sie seit 1059 geschaffen worden ist, um die heutige Heimkehr des Papstes in die Reihe der Apostel zu würdigen. Das Große Haus des Pharao ist aber die älteste Curia der Welt. Ämter, Berufe, Stände, Titel, die gesamte Arbeitsteilung erfließt aus der Eingliederung von Tausenden in die Ämterpyramide von Memphis. Statt also die höchst gleichgültigen Schlachten der Herren Ramses oder Sesotris ausführlich zu diskutieren, gehörte es sich, daß ich Dir die Hofwerdung der Welt verständlich mache.

Ich habe Dir von der Annahme einer neuen Staatsangehörigkeit durch Pharao gesprochen. Nun, das Wort Hofstaat ist der erste Bestandteil des Staats: Wenn ich Dir also den Ursprung des Hofstaats im nächsten Briefe glaubhaft machen kann, dann werde ich damit die entscheidende Erklärung geliefert haben, was denn ein für allemal am Nil geschaffen worden ist. Einstweilen bereite Dich darauf vor, indem Du bei mir oder im Urtext die herrlichen Verse Shakespeares nachliest, in der die Würde des Ranges verklärt wird. Das Abendland hat nach Karl dem Großen noch ein-

mal den Weg des Altertums aus Stämmen in Reiche zurückgelegt. Von Otto dem Großen bis zu den beiden Weltkriegen ist in Europa dasselbe geleistet worden, wie in den Flußkulturen vor Jahrtausenden. Diesmal wurde aber dank der Bibel die Zukunft offen gehalten, und wenn ein Hof und eine Hofstadt und ein Reich zustande kamen, dann war dennoch kein ewiger Kreislauf die Folge. Der Schritt von Stämmen zum Reich wurde sozusagen pythagoräisch und noachidisch und pluralistisch vollzogen statt pharaonisch und ägyptisch und neolithisch. Immerhin siehst Du an den heutigen Stichworten »monolitisch« und »hydraulisch« für die bolschewistische Wirtschaftsordnung, wie das Abendland dem Flußreichsvorbilde nahe zu kommen trachtet.

Und was die Hieroglyphen angeht, so denke an die irische[1] Deutung der lateinischen Schriftzeichen, die ich ausgegraben habe. Der mönchische Autor aus der Zeit der Ottonen hätte diese unschuldigen ererbten lateinischen Buchstaben gar zu gern zum Rang von Hieroglyphen erhoben, hätte sie gern in Hieroglyphen zurückverwandelt. Sein liebenswerter Versuch liest sich wie ein Kommentar, wie eine Art Einführung in die Wunder der Schrift. Denn wir wandeln auch bei ihm wie bei den Hieroglyphen in einer beschriebenen, durch das Schriftwort überhaupt erst ins Leben gerufenen Weltordnung. Tu mir also den Gefallen, lies in dem Teil »Seit dem Dreitagewerk« die verzauberte Schriftwelt des Iren nach, mit der er Gottes Hofstaat hervorgezaubert hat. Dann wirst Du leichter diese ewige Hoffnung der Menschheit, der Welt hierarchisch zu begegnen, herablassend, also von oben nach unten, auch am Nil an ihre Quellen verfolgen.

Dein Eugen

[1] Dazu der Abschnitt »Hieroglyphen und Buchstaben« oben S. 345 ff.

Elfter Brief nach Kairo

Dich, Dir, Du oder vom Ka

Liebe Cynthia,
wer heißt denn den Sterblichen, der den Doppelthron im Memphis besteigen soll, diese Brücke in die ewige Wiederkehr zu überschreiten? Oder genauer, wie lernt er die Sprache der wiederkehrenden Welt von Himmel und Erden? Diese Frage haben Historiker nicht zu fragen, aber wir wissen bereits zu viel vom Sprechen, um nicht die unser Buch durchziehende Frage zu fragen: Wer erteilt Dir, Horus, Papst von Ober- und Unter-Ägypten, Verkörperung des Horus und Seth oder der beiden Horusse, Sohn und Vormund des Osiris, Sohn der Hathor, Liebling der Isis – wer erteilt Dir das Wort?
Denn wir zählen zwar Zahlen an den Fingern ab, wenn wir die Dinge besehen, und freundschaftliche Worte gehen von Mund zu Mund, während wir einander ansehen. Hingegen Titel und Namen müssen zu unseren Häupten stehen.[1] In wessen Namen ein Lehrer, ein Vorgesetzter, ein Offizier, ein Richter Gehorsam von uns verlangt, das steht weder in seinen Fingerspitzen noch in seinem Munde. Die machen nicht unbeugsam und gebieterisch. Dieser Name steht zu seinen Häupten und daher wissen wir, daß er im Namen der Wahrheit, im Namen des Königs, im Namen des Gesetzes, im Namen der Ägyptologie, Gehorsam heischt. Er wächst dank dieses Namens über uns hinaus. So wird Narmer überlebensgroß auf seiner Palette. Hoch über den kleinen Kerl hinaus oder hinauf, der auf der Nilbarke im Hochwasser schlotterte und bebte, müssen die Uferbewohner den Namen hören, der ihn erhaben über die Flut gebieten macht, der ihn auszeichnet und bezeichnet und vor allen Dingen der Name, der ihm das Wort erteilt. Denn glaube mir, wir leben zwar in einer anonymen, unordentlichen Publikumswelt, aber noch besitzen wir in der von der Kirche mit Recht an uns herangetrage-

[1] Siehe dazu Band I, 35 ff.

nen »apostolischen Sukzession« ein letztes Glied in der großen Spurfolge von Worterteilungen der ganzen Menschheit. Niemand kann sinnvoll seine Stimme erheben, vor seinesgleichen, es sei denn, er werde bei ihnen eingeführt und Götter oder Vorgesetzte, oder gute Geister – oder Teufel – öffnen Eure Ohren für meine Anrede. Das nur in Deutschland vorfallende Schnarren »Erlauben Sie, meine Gnädigste, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist ›Grötzebauch‹, ›von Grötzebauch‹.« Sogar dieser komische Grenzfall ist nicht so barbarisch, wie er auf dem Papier aussieht. Denn fast immer ist die, der er sich vorstellt, und er selber eine Weile zusammengereist oder zusammengewesen. Zusammengerüttelt also durch gemeinsam verbrachte Zeit sind auch hier die Dame und der sich selber Nennende. Gelegenheit macht eben Diebe. Und an der Worterteilung ist selbst hier die Gelegenheit mitschuldig. Ohne diese Gelegenheit, ohne Umschweife, etwa auf der Straße, würde der Schnarrende abgewiesen werden. Also nicht mit dem Sprechen, Reden, Befehlen, Vorsingen haben wir es im Augenblick zu tun, sondern mit der Worterteilung. Die alten Ägypter konnten nur von dem befehligt werden, dem das Wort erteilt worden war. Eins nun haben meine Briefe an Dich wohl klar gemacht: sein leiblicher Vater konnte dem Herrscher das Wort nicht erteilen. Denn von Fleisch und Blut ließ sich der Vorrang vor Sonne und Mond, Wüste und Flut nicht erwerben oder herleiten.

Die Frage nach der Worterteilung hat kein Quellenforscher bisher gestellt. Darum hat sie noch niemand beantwortet. Darüber wunderst Du Dich vermutlich nicht. Aber die Zunft lebt wenigstens amtlich des Glaubens, daß man nur die Texte fleißig lesen müsse. Dann gäben sie auf alle, auch auf die ungefragten Fragen erschöpfend Auskunft. Ach, das tun die Texte nicht.

Um die Duldung dieser Quellengläubigen zu erlangen, will ich heut zeigen, daß es in allen unbekannten Sprachwelten eine Wortklasse gibt, auf die selten geachtet wird. Alle möglichen Entzifferungen einer unbekannten Vokabel werden vorgebracht, ehe diese Wortklasse an die Reihe kommt und auspro-

biert wird. Die Worterteilung an Pharao wird deshalb übersehen, weil sie mittels der vernachlässigten oder übersehenen Wortklasse stattfand. Das ist meine Überzeugung. Daher also schlage ich jetzt den Umweg über diese Wortklasse in anderen Sprachen ein, wo ihre Aschenputtelrolle die Texte unlesbar macht.

Ich gebe dazu Emil Vetter das Wort, einem Erforscher der lydischen Sprache. Er schreibt in der 3. Abhandlung der Wiener Akademie der Wissenschaften zum Jahre 1959, dem 232. Bande, auf Seite 30: »Es besteht eine gewisse Gemeinsamkeit zwischen der neuen Deutung von ›alarm‹ = ›selbst‹ und von ›dumm‹ = ›aber‹, ›während‹. Es sind nämlich beide Wörter Formwörter und die neu vorgeschlagenen Übersetzungen sind daher viel farbloser als die geltenden. Diese geltenden Übersetzungen, die ich in gewissem Sinne als typische Fehlleistungen betrachte, scheinen mir methodisch wertvoll zu sein.

»Piero Meriggis Scharfsinn hat die Erkenntnis der lydischen Sprache um einen gewaltigen Ruck vorwärts getrieben. Seine Deutung von ›amu‹ als ›ich‹ und die damit zusammenhängende Feststellung der ersten Person Singular des Präsens, dann die daraus mit Notwendigkeit entspringende Deutung der Possessivpronomina, die Übersetzung des wichtigen ›als‹ mit ›alius‹ und von ›kot‹ mit ›wie‹ bieten einen sicheren Ausgangspunkt. ›kot‹ wurde früher als Verb aufgefaßt. Es ist psychologisch begreiflich, daß sich solche Formwörter am längsten richtiger Einsicht entziehen. Wer wird auch beim Raten auf etwas scheinbar so Ausgefallenes wie ›oder‹ verfallen? So ist es kein Zufall, daß noch von Kirchhoff das oskische Wort für lateinisch ›vel‹ = ›loufir‹ verkannt wurde. Dabei war Kirchhoff über Mommsen hinaus in allem Wesentlichen zum Richtigen vorgedrungen. Oskisch ›dat‹ von Mommsen noch = lateinisch ›dat‹ oder auch als ›det‹ verstanden, hatte Kirchhoff richtig als Formwort, die Präposition lateinisch ›de‹ erkannt. Mit leiser Heiterkeit liest man, daß Passeri 1740 das umbrische Wort ›ne‹ als ›Schaf‹ erklärte. Es ist ›nur‹, das Formwort ›neque‹, das bekannte ›und nicht‹.

Es ist auch immer wieder zu beobachten, daß gerade in Sachen der Formwörter der konservative Widerstand gegen die bessere Erkenntnis besonders stur und zäh zu sein pflegt. Als ich die überraschende Feststellung machte, daß marrucinisch ›agine‹ keineswegs ›Prozession‹ heißt, sondern ein Formwort ist, ›wegen‹, ›zum Zwecke‹ wie lateinisch ›causa‹, ›ergo‹, ist es mir durchaus nicht gelungen, alle zu überzeugen. Und doch liegt der Fall vollkommen klar. Der Begriff ›wegen‹ ist sprachgeschichtlich sehr jung. Daher finden wir in den italischen Dialekten lauter einzelsprachliche Entwicklungen. Lateinisch ›causa‹, deutsch ›Sache‹, umbrisch ›ose‹, marrucinisch ›agine‹, oskisch ›amnud‹ stammen aus der Rechtssprache.

Mehrere Beispiele für verkannte Formwörter liefert das Etruskische, zugleich auch besonders krasse für das konservative Festhalten an den unhaltbaren alten Deutungen. Es hat Jahrzehnte gedauert, bis ›etnam‹ für einfach ›ebenso‹ erkannt oder anerkannt wurde statt ›Opfergabe‹. Das Wort im Etruskischen, das oskisch ›loufir‹ und lateinisch ›vel‹ entspricht, = ›esi‹, sollte Traube oder Amphore für Wein bedeuten. Das etruskische ›nac‹ sollte ›Nacht‹ heißen. In Wirklichkeit ist etruskisch ›nac‹ lydisch ›nak‹ das deutsche Wort ›so‹ und wird wie im Deutschen auch im Sinne von ›wann‹ verwendet.

Wie zäh an den alten Irrtümern festgehalten wird, gerade, wenn es sich darum handelt, ein Formwort anzuerkennen, lehrt der Widerstand gegen die Anerkennung, daß etruskisch ›ipa, ipas‹ das Fragepronomen ›quis‹, ›cuius‹ ist. Ähnlich wollte man nicht wahrhaben, daß ›amce‹ ›er war‹ bedeutete, daß ›ana amo‹ = lateinisch est. In einem gewissen Sinne ist ja auch das Hilfsverb ›sein‹ ein Formwort und die Unbelehrbarkeit beruht im Grunde auf derselben Art, nur konkret denken zu können, die wir bei Passeris Übersetzung von ›nep‹ (= ›und nicht‹) mit Schaf gefunden haben.«

Soweit Vetter. Im Jahre 1950 erschien ein Buch von Stoltenberg über das Etruskische mit einem nach Kräften vollständigen Wortverzeichnis. Der Fortschritt, den diese Liste darstellt, ist

erstaunlich. Zeitworte wimmeln. »Ich« und »er« sind erkannt, aber – und das geht uns an – Stoltenberg vermag nicht zu sagen, wie in Eturien eine Person angeredet wurde[1]. Die Ausdrücke »Du«, »Deiner«, »Dir«, »Dich«, »Ihr«, »Euer«, »Euch« sind ihm unbekannt. Einem Außenstehenden wird eine so krasse Lücke schwerlich Ruhe lassen. Stoltenberg aber meint, »Du« fehlte im Etruskischen.

In England wurde bis 1650 das Gegenüber mit »Thou« und »Thee« angeredet. Die Quäker tun das noch heute untereinander. Alle anderen Englischsprecher aber, ob Briten oder Amerikaner, haben den Gebrauch des »Thou« und »Thee« auf den Herrgott limitiert.[2] Komisch, wie es ist, wird Gott durch diese Anrede von allen anderen Lebewesen abgesondert. Thou, o God, but you, o my friend, sagt der Angelsachse.

Nun, genau so sprach oder vielmehr schrieb der Schreiber der Seschat. Die älteste Duform, Ka, galt am Anfang der Schriftgeschichte am Nil für alle Menschen. Dann aber wurde für die Untertanen ein neues Wort für Du gebräuchlich. Nur dem Pharao verblieb die Anrede als Ka aus Göttermund. Die ägyptischen Grammatiken belegen diese dem Englischen so parallele Einschränkung des alten Worts für Du auf den Herrschergott. Aber die Ägyptologen weigern sich, in diesem Formwort die Worterteilung an das neue Geschwister der Götter zu erkennen. Sie haben aus dieser Aufnahme in den Haushalt der Weltmächte eine ungeheuere Seeschlange entwickelt, und haben dem Ka den Charakter eines »Double«, eines Doppelgängers, eines Ebenbildes und was nicht noch alles zugeschrieben. Es ist ebenso unterhaltend wie verdrießlich, diese Literatur zu mustern. Man

---

[1] Stoltenberg selber erklärt das Fehlen solcher Texte damit, daß dem etruskischen Zeitwort die Unterscheidung für »ich«, »du« und »er« fehle (S. 5 unter 3). Damit wird aber natürlich nicht die Existenz eines Ausdrucks der Anrede abgewiesen werden, da doch »eme« und »mi« für »ich« und »ni« für »er« und »sie« vorliegen.

[2] Thomas Finkenstaedt, You and Thou, zur Anrede im Englischen, Berlin 1963.

staunt über die Fülle der Bedeutungen für diese angeblich spiritistische Seelenkraft. Man ärgert sich über die zu frühe Verallgemeinerung. Denn laut Forschung hat jedermann ein Ka. Und an dieser Abstraktion scheitert das Verständnis [1].

Horus wird von den andern Göttern geduzt. Der Sippenname ist immer ein Nomen. Ka aber ist ein Pronomen. Denn im Clan oder in der Landesgemeinde oder im Heer stellt sich der Mann mit seinem Namen ein: Werner Stauffacher zur Stelle; hingegen im Hause, in der Familie, fällt der Familienname fort. Das Nomen Werner Stauffacher wird da durch frauliches »Werni« und »Du« ersetzt. Diesen Ersatz im Sprachgut eines Götterhauses für den Namen im Stamm zu finden, sind wir ausgezogen. Die Hieroglyphen halten es uns eindringlich genug vor: Dem in die Behausung der Götter Eintretenden werden schützende Arme auf die Schultern gelegt. Der Ka des Falkengottes besteht darin, daß auf der herrlichen Statue des Chephren der Falke seine Fänge um die Schultern des Herrschers schlägt. Damit nicht genug. Von Anfang an werden dem Horusfalken menschliche Arme eingezeichnet, damit er mit diesen Armen den Herrscher umfasse. Skulpturen und Hieroglyphen und Wandmalereien wetteifern so, das »Du« sangbar, schreibbar, mitteilbar erscheinen zu lassen. Im »Du«, »Dir« und »Dich« des Falken, später auch der Sonne, wird der Herrscher aus Reih und Glied der Sippe herausgerissen, emanzipiert. Er gehört nun zu den Göttern des Welthauses. Denn dort wo ich geduzt werde, da gehöre ich ins Haus; da bin ich zuhause und da ist mir das Wort erteilt worden. Die menschlichen Arme des Falken auf der Narmerpalette rufen: Nicht die Ätzrune der Ahnen ernennt den neuen Riesen der Herrschaft, der da vor uns steht. Ihn duzt der Himmelsfalke, das Pronomen gilt.

Du weißt von Deinen eigenen Museumsbesuchen in Kairo und Luxor und von Deiner Lektüre, wieviel Tinte über den Ka ge-

---

[1] Völlig hilflos zeigt sich Liselotte Greven, Der Ka, 1952 Glückstadt, weil sie nur an Substantiva denkt.

flossen ist. Maspéro hat drastisch gerufen:[1] »Es gibt für Ka kein Wort im Französischen.« Am erschütterndsten ist die Willkür, mit der von vielen der Ka für eine Art spiritistische Erfindung angesehen wird, als stehe dieser Unsinn felsenfest. Aber nur das Notwendige gehört in die Geschichte. Die Behandlung des Ka ist eine lange Litanei der Willkür, so als hätten die Ägypter sich etwas ausgedacht zum Zwecke, uns Rätsel aufzugeben. Simplex veritas: der Kampf zwischen Sippe und Haus ist der ewige Kampf zwischen Fleisch und Blut und Beruf, zwischen Ererbung und Ernennung im weitesten Sinne, zwischen Monarchie und Republik. Die Anrede, die Adoption kraft Du, die Rückenstärkung durch das die Arme auf die Schultern legen vergöttlichen. In der Vollzahl der Zeiten hast Du das bereits gelesen. Die Ägyptologen lesen weder diese Briefe noch die Vollzahl der Zeiten. Für sie bin ich kein Fachmann. Ach, für mich sind sie keine. Das wollen wir getrost dem Wohlwollen Dritter anheimstellen. Dir aber lege ich die Berufung des Pharao zum Hausgenossen der Götter ans Herz. Denn nur indem der so Berufene, der so Geduzte, daraufhin anfing, andere mit Teilen seiner Aufgaben im Götterhause zu betreuen, ist es zu den Berufen von heute gekommen. Bis ans Ende des Reichs bestand am Nil die Vorstellung, Pharao selber spreche, richte, erbaue die Tempel, befehlige das Heer, sichere die Kanäle. Viele Tausende waren längst in seinem Dienste tätig; immer noch galt er selber als Vollbringer. Dies »im Namen des Herrschers« erzog alle in der Ämterpyramide zu treuer Pflichterfüllung, wie bis 1918 jeder preußische Richter im Namen des Königs urteilte. So weit her ist es mit der treuen Pflichterfüllung oft nicht gewesen, weder in Ägypten noch in Bayern oder Reuß, Schleiz, Greiz. Immerhin blieb genug Pflichtgefühl und Korpsgeist übrig, um vor dem Ka Respekt zu haben. Ohne diesen geglaubten Eintritt in ein von göttlichen Geist erfülltes Haus kann kein Herrscher regieren. Denn dieser Eintritt, kraft dessen ihn die höhere Welt duzt, ist die ein-

[1] »Mais ce mot n'existe pas dans notre langue«, Biblioth. Egypt. I, 1893, 91.

zige Entschuldigung für die Schergen, Henker, Soldaten, die in seinem Namen köpfen und stehlen und sengen und brennen. Auf die Dauer muß dieser Herrscher, dessen Duzen durch die Götter glaublich klingen soll, neben dem Sengen und Köpfen auch das Begnadigen und Beglücken üben; sonst glaubt ihm niemand sein Ka, die Verleihung des Befehlswortes an ihn durch die Götter. Aus dieser Worterteilung wird die Waage der Gerechtigkeit das Wahrzeichen der Herrschaft Pharaos. Denn Gerechtigkeit ist der Wechsel zwischen Belohnung und Strafe, zwischen Besteuerung und Unterstützung. Mit dem Ka ist das Regiment in Lauf gesetzt: denn der Geduzte kann nun beides: erziehen und züchtigen, einsetzen und absetzen. Aber er kann das nur, solange ihm sein Ka zugetraut wird. Am Ende der sechsten Dynastie ist es zu tiefen Zweifeln an der Göttlichkeit Pharaos gekommen. Und die Gerechtigkeit schien untergraben. Damals haben Edle im ganzen Lande Anteile an der Hausgenossenschaft der Götter gefordert und erworben. Das ist so weiter gegangen, bis schließlich jedermann sich des Glaubens getröstet hat, er sei selber ein Osiris. Die Demokratie von fünf Millionen von Hathor-Isis befruchteter Osirisse steht am Ausgang von Ägypten. Naturgemäß war sie ein Ende, denn sie war ein Aufhören jenes ersten Hörens auf die Götter, das den Menschen zum Duzbruder der Götter durch die erhobenen Arme des hochfliegenden Falken berief. Dadurch daß etwas endet, wird es nicht widerlegt. Wir alle sind noch heute Ägypter in unseren beruflichen Fachkenntnissen. Gereinigt lebt der Ka, die Aufnahme in die geistige Hochordnung heute noch. Er lebt z. B. in dem Wort »Hochschule« für die Universität sogar da, wo sie zur bloßen Schule degradiert wird. Auch die Demokratie kann nicht ohne Ka auskommen. Als die französischen Republikaner das Pantheon in Paris einrichteten, schrieben sie es auf den Ka des Genius ein. Denn die Inschrift liest: »Den Schriftstellern Frankreichs«. Die Schriftsprache also ernannte da die Toten zu den Hohenpriestern der Literatur des Landes. Wenn Du den Nationsbegriff der Franzosen begreifen möchtest, mußt Du immer

an die Literatur der Genies, nie an die Volkssprache denken. Vor allem lebt der Ka in der Worterteilung durch den Vorsitzenden an jeden Redner. Sogar die Form lebt und leibt da noch meistens. Denn der Worterteiler sitzt oder steht hinter dem Redner, den er einführt, auch heute.

Die unglaublich klingende Wahrheit der Weltgeschichte ist ihre Sparsamkeit. Als Ludwig XVIII. 1815 nach Frankreich heimkam, gab er die Losung aus: »Es ist nur ein Franzose mehr heimgekehrt«. Die Einberufung des Herrschers in das Welthaus der Götter, in das Große Haus, das wir im Wort Pharao geerbt haben, erfolgt mit dem bescheidenen Pronomen Ka, Du. Um so umfassender ist die Umwälzung, die dafür im Personenstande des Herrschers nötig wurde. Der von den Göttern Geduzte heiratet die eigene Schwester, die Hausgenossin... So steht es noch bei Homer für die Königsfamilie der Phäaken, und die griechischen Ptolemäer haben als Papstkaiser von Memphis gehorsam ihre Schwester Arsinoe oder Berenike geehelicht. Aber nur der Geduzte und in die Kleinstfamilie, den Götterhaushalt eingegliederte nimmt die Schwester zur Frau. »Geschwisterehen für Nicht-Könige in Pharaonen Ägypten sind nicht nachweisbar«[1]. Dieser Befund ist ein unwiderleglicher Beweis für die Kluft zwischen Namensanrede in der Sippe, dem Nomen, und Fürwortsanrede (Ka) im Hause. Die unglückliche Vokabel »Familie« lähmt leider das Nachdenken über den Abgrund zwischen der häuslichen Gemeinschaft im Pharao und den Kriegerstammbäumen der Sippe. Vor 50 Jahren ist mir die Kluft zwischen Stammessippen und Königshaus bei den deutschen Stämmen nicht geglaubt worden, als ich sie für das deutsche Mittelalter erwies; jetzt will man mein altes Buch von damals neu drucken. Ahnungslos, je am Nil unserem Mittelalter verwandte Züge zu finden, studierte ich seit 1903 Ägyptologie, seit 1906 bei Adolf Erman. In jenem Jahr, 1903, übersetzte ich die Sprüche des Ptahotep. Nun kann ich Dir auch am Nil keinen besseren

[1] Jaroslav Cerny, Journal Egypt. Arch. 40 (1954), 23 ff.

Schlüssel zum Verständnis des Bundes von Geist und Blut bieten, der uns zu Menschen macht, als die Hauserrichtung. Dank des Ka wird ein sterblicher Götterhausherr berufen und zum Erlaß von Gesetzen zur Verleihung von Titeln, zum Unterhalt von Beamten befähigt. Statt von früher stammt alle Ordnung nunmehr von oben, wie es Odysseus in »Troilus und Cressida« wunderbar aussagt.

Das Erman-Grapowsche Wörterbuch sagt im 5. Bande auf Seite 116 alles über die Einheit von »Thou«, Du, mit dem Wort für den angeblichen Doppelgänger des »Ka«, und auf Seite 247 über seine Ablösung durch To und thm für den Alltag. Die Schwierigkeit, Formwörter zu erkennen, hat Emery bei einem Grabe der ersten Dynastie 1958 für das Wort »selber« auch den Ägyptologen gezeigt[1]. Trotzdem wird in dem gesamten Hochwasser, das über den Ka hinabströmt[2], die von mir behauptete Identität von Du oder Dich und Ka nicht einmal erwähnt, geschweige denn erörtert. Die Autoren sind eben alle selber in einer Mentalität eingekerkert, die vor Martin Bubers »Ich und Du« und meiner angewandten Seelenkunde auf dem Cartesianismus, auf dieser komischen Halbierung der Welt in Subjekte und Objekte beruhte. Was die Verfasser sich selber nicht zubilligten, jemandes »Du« gewesen zu sein, der ihnen das Wort erteilen müsse, konnten sie auch nicht am Nil suchen. Diese armen Subjekte in einer objektivierten Welt wissen ja nicht, daß ihnen selber erst ihr Doktortitel das Recht erteilt hat, »über das ›Ka‹ zu arbeiten«. Diese komische Wendung der deutschen Gelehrten, die alle »über etwas arbeiten«, zeigt Dir den hohen, hochschulischen Estrich, von dem sie aus »über etwas« zu arbeiten wähnen. Lauschten sie nur einen Augenblick auf diese ihre eigene geistige Erhöhung, von der aus sich »über« den Ka arbeiten läßt, dann würden sie über die Aufnahme in das Haus der Schrift an die Götter am Nil nachzudenken haben. Einer von ihnen nannte

---

[1] Great Tombs III, 1958, S. 60, unter A 1 Fig. 1.

[2] Ursula Schweitzer, Das Wesen des Kam, 1956.

mir beglückt die Zahl seiner Doktoranden. Er war mit Recht stolz über diesen Ertrag seines Säens, diese Weizenernte aus seiner Lehre jahraus, jahrein. Aber daß Pharao, das Große Haus, eben solches jähriges Ackern und Säen erst ermöglichte, daß er, der Professor, also selber der Ägypter unter uns war, diese von mir, der dem Hochschul-Ägypten entsagt hat, ihm vorgehaltene Wahrheit, hält er für »nicht in den Quellen begründet«. Ja, daß ich ihn selber als Quelle der Erkenntnis für die seelischen Existenzbedürfnisse Pharaos betrachte, wirkt statt ehrenvoll, beleidigend oder ärgerlich. Belustigend und erfreulich möge es Dich dünken, Dich, die genau wie jedes Menschenkind nur atmen kann, solange Gott seine Vaterarme schützend von hinten um Dich legt. Ein Ka, ein Pronomen zu erkennen, ist schwierig, weil es ein Formwort ist. Aber berufen sind wir alle erst, seit einer sich berufen wußte, eine Ordnung von oben her wahrzunehmen. Aus ihr stammen die Gaue, die Beamten, die Kommandobezirke, oder wie es der pharaonische »Gotha« nennt[1]: »Alle Anstalten, die auf Erden ein Stück mit dem andern verknüpfen.« Weil die Berufenen dazu geschwiegen haben, sei mir, des Unberufenen Eingreifen nachgesehn. Denn die Vorschriften der Reichsweltschrift ergehn auch heute noch, auch an Dich und

Deinen Eugen

[1] »Vollzahl der Zeiten«, S. 450, steht dieser von Maspero und Gardiner veröffentlichte Text.



Die erste Schrift, zu Unrecht durch den Namen Tätowierung von späteren Schriften gewaltsam unterschieden. Die Hautätzrunen – unser Beispiel ist vom Amazonenstrom – sind lebenslängliche Ausgaben der Stammesverfassung. Die Bibel stellt sie den Hieroglyphen gleich, und verwirft beide.

ZARATHUSTRAS STIMMHAFTWERDEN

I. Jahve und Ahura Mazda

»Zuerst dachten wir, es sei leichter für einen Menschen, über alle übrigen Tiere zu herrschen als über Menschen. Dann aber besannen wir uns auf Kyros, den großen Perser. Der erwarb eine endlose Fülle von Untertanen, die ihm gehorchten, eine endlose Zahl von Stadtstaaten, eine endlose Fülle von Stämmen; das zwang uns umzudenken. Es sei weder unmöglich noch schwierig, über Menschen zu herrschen, wenn man nur verständnisvoll handle. Dem Kyros zu gehorchen, das wissen wir in der Tat, haben Lust bezeigt nicht nur Völker, die einen ganzen Tagesmarsch entfernt lebten, nein, auch solche, die einen Monat weit entfernt wohnten, ja, auch solche, die genau wußten, sie würden ihn nie zu Gesicht kriegen und die ihm trotzdem gehorchen wollten.« (Xenophon, Kyropaideia I, 1, 3).

In diesen Sätzen hat Xenophon das besondere Geheimnis des persischen Großreichs ausgesprochen. Tage, Monate, ja Ewigkeiten trennten den Perserkönig von weiten Teilen seines Gebietes. Trotzdem gehorchten ihm diese Teile gern. Wir Heutigen überlesen leicht dies Unsinnliche, den einzigartigen Zug in dem persischen Imperium, wohl deshalb, weil der Staat uns ohnehin unsinnlich dünkt. Aber noch Ägyptens Pharao mußte in Person in jedem Gau seines Reiches einmal alle zwei Jahre gegenwärtig auftreten. Ein Glied des toten Osiris gehörte in jeden der 42 Nil-Gaue. Elisabeth von England umzog im 16. Jahrhundert im königlichen »Fortschreiten« (the King's Progress) alle Teile ihres Reiches in höchst eigner Person, so wie es Pharaonen und Merowinger getan. Sinnfällig hat die Herrschaft auch über tausend Meilen hinweg allenthalben zu werden gesucht durch Reisen, Umritte, Paraden, Krönungen, Umzüge. Den Zaren

krönten Abgeordnete aus allen Teilen seines Riesenreiches, auch wenn sie beinah ein Jahr unterwegs waren. Wilhelm II. hieß der Reisekaiser nicht nur zum Spott. Er glaubte, seine Gegenwart gehöre zur Herrschaft und so schulde er den Deutschen das viele Reisen. Im vorhergehenden Kapitel habe ich versucht, sogar einen durch die moderne Physik verbildeten Leser dafür zu gewinnen, daß »Gegenwart« eine von den Reichen, vor allem eine von den Pharaonen geschichtlich geschaffene eigene, ewig wiederkehrende Zeit verkörpert habe, die weder mit »Vergangenheit« noch mit »Zukunft« verwechselt werden dürfe. Zu Unrecht werden heut Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft heruntergeleiert. Die Physik kennt keine Gegenwart und keine Zukunft. Der König der Könige und als erster der große Kyros, der Achämenide, hatte aber keinen solchen astrologisch hervorgezauberten Gegenwartskreislauf zur Verfügung wie Pharao Horus oder Marduk oder unsere Börsenastrologen. Sein Reich war anders. Sein Reich kam den Verheißungen des Abraham und des Moses, kam der besonderen Zeitform »Zukunft«, d. h. der Zeit der Verheißungen, entgegen. Kyros (558–528) und Darius (522–486) und Xerxes (486–465) glaubten dem einen sich erst noch öffnenden Schöpfer Himmels und der Erden und das achtete ihnen ihr Schöpfer als Bewährung. Wie es in 1. Moses 15 von Abraham heißt, so durfte es während der babylonischen Gefangenschaft der Juden von den Perserkönigen heißen: Heraus trat da der Jahve aus dem brennenden Busch in der Wüste und führte zwar nicht die Jakobskinder aus Ägypten, aber die hundert abgesplitterten Götterreiche heim in die neu sich versammelnde Eine Schöpfung. Herodot, der nur unvollkommen Bescheid wußte, zählt trotzdem (III, 93) achtundsechzig verschiedene Herrschaften mit Namen auf, über die der Achämeniden-König gebot. Obwohl Perser die Kerntruppe ihres Heeres bildeten, so war doch eine ebenbürtige Vereinigung aller dieser Herrschaften der Sinn und der Grundcharakter dieses Reichs, das sogleich mehrsprachlich auftrat. Diese Großkönige wollten wirklich Könige über Könige, also über viele

Götterpantheone werden; und sie mußten das sehr ernst nehmen, geboten sie doch den Verehrern von mehr als einhundert Götterwalhallas. Wie aber konnte ein Mann von Pasargadae in West-Iran oder Persepolis die großen Götter vom Euphrat, Tigris, in Kleinasien und am Nil oder in Syrien überbieten, Götter, die dort tausend Jahre vor der Ankunft der Iranier sogar in Persien selber gegolten hatten? Und doch können wir etwas von dieser weltbewegenden Macht erkennen, trotzdem gerade die neueste Gelehrsamkeit sich größter Skepsis befleißigt. Aber die Tatsachen spotten der Skepsis.

Als nämlich Darius, der Sproß einer Nebenlinie der Achämeniden, sich des Throns bemächtigt und auf der Felseninschrift von Behistun sich rechtfertigt, da beruft er sich vor allen seinen Völkern, keineswegs nur vor seinen Persern, auf Ahura Mazda, seinen großen Gottesherrn, und bildet ihn über sich ab. Berufen kann sich ein Prätendent von zweifelhafter Legitimität sicher nur auf einen Gottesnamen, der damals bereits galt und der ihn legitimieren konnte. Daraus folgere ich gegen die Skepsis des letzten Buches über Iran[1], daß der Vorgänger des Darius, der echte Achämenide und der Gründer des Reichs, Kyros, Ahura Mazda verehrt hat. Daraus weiter zu folgern, daß Kyros bereits Zarathustras Lehre anhing, ist so zwingend, daß längst Iranisten wie Herzfeld diesen Schluß gezogen haben[2]. Die unerhörte Verlockung, zuerst die Meder und dann die übrige Völkerwelt zu überrennen mittels eines alle Götterpantheone überragenden Einzigen Gottes der ganzen Wahrheit für uns alle, hat den Achämeniden der Hirt zubereitet; man möchte es mit Schillers Worten sagen: »Der einst den frommen Knaben Isais, den Hirten, sich zum Streiter ausersehn, der stets den Hirten gnädig sich erwies, er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen: Geh

[1] Richard N. Frye, The Heritage of Persia 1963, pp. 26 ff. (Cleveland, Ohio).

[2] Mein hochgelehrter Freund Arthur Darby Nock hat gegen Herzfeld sein »Problem of Zoroaster« in Am. Journal of Archeology 1949 gedruckt; es gibt leider rein gar nichts her, nicht einmal Herakleitos »großes Jahr« wird erwähnt.

hin, du sollst auf Erden für mich zeugen.« Ein begeistertes Zeugnis hat, das läßt sich beweisen oder vielmehr steht in der Bibel und auf dem Stein von Behistun klar geschrieben, den Kyros befähigt, von dem Volk des Einen einzigen Gottes, Jahves, als der Gerechte dieses Gottes anerkannt zu werden.

Worin besteht dies Zeugnis? Zum einen in des Darius Eifer, sich vor einer unterworfenen Völkermenge durch die Anrufung Ahura Mazdas zu legitimieren, also die Scharen der Göttlein im Himmel, wie die Apostelgeschichte die vielen Götter der Heiden mitleidig tituliert, in die Flucht zu schlagen. Zum anderen in der von dem Kanon der heiligen Schriften Israels dem Kyros gewährten Ernennung. Ihr müssen wir zuerst Gehör geben, bevor unsere Ohren für die Stimme Zarathustras offen werden, wie sie im zweiten Jesajas wiederklingt: Somit handelt es sich nicht darum, daß dem Leser die paar Worte des jüdischen Propheten »zitiert« werden, welche die fünf Buchstaben Kurasch, Kyros enthalten. Etwas weiter mußt du den Bogen zu spannen bereit sein, den Bogen, in dem die Gottesverehrung des Kyros und die Gottesverehrung Israels sich gegenseitig erläutern. Dann erst nämlich wird das eigene Wort des Persers Zarathustra hinter Staat der Perser und Prophetie Israels in seiner eigenen und ursprünglichen Sprachgewalt für dich stimmhaft werden, so stimmhaft wie damals, als Gott zu ihm »aus dieses Baumes Zweigen« sprach: »Geh hin, du sollst auf Erden von mir zeugen.«

Darius und vor ihm Kyros fühlen eine Weltmission, König der Könige unter einem Gott der Götter zu werden. Der Siegeszug des Kyros, seit er seine eigenen Verwandten in Ostiran und Medien überrannt hat, ist also selber schon geistgetragen; er wird aus einer Gottesoffenbarung gespeist, kraft welcher Kyros den Marduk und die Ishtar und den Baal *unter* sich läßt.

Es ist tröstlich, daß Gott sich nie unbezeugt gelassen hat. Gewiß, auch bevor es Juden, Israeliten, Abrahamiten gab, ist der wahre Glaube in den Stämmen der Wanderung und den Reichen der Siedlung nie unbezeugt gewesen. Des lebendigen Got-

tes »small still voice«, »seiner Stimme verschwebendes Schweigen« (1. Könige 19, 12) wurde nie mehr ganz überschrien von Mithra oder Baal, geschweige denn von Serapis oder Odin. Und ebensowenig konnte sie je ganz eingekerkert werden in die Fassenskraft des alten oder des neuen Israel. Denn im 45. Kapitel des Propheten Jesaias lesen wir, wodurch Christi Tat vorbereitet wird: »Jahve ists, der nun von Kyros sagt: Mein Hirt. Meinen Willen wird er vollbringen. So hat unser Gott gesprochen zu Kyros, zu seinem Gesalbten: ich fasse dich an deiner Rechten, Stämme vor dir niederzustrecken, öffnend der Könige Hüftgurt, Türen dir zu öffnen, Pforten, daß sie sich nicht mehr schließen. Vor dir gehe ich selbst einher. Erhebungen werde ich ebnen. Eherne Riegel zerbreche ich und eiserne zerhaue ich. Geben will ich dir die Schätze der Finsternis, das Eingescharrte in den Verstecken. Denn ich, Jahve, bins, der dich bei deinem Namen rief, der Gott Israels.

Um meines Knechts Jakobs willen, Israels, meines Erwählten, rief ich dich bei deinem Namen [nämlich den Kyros], bezeichnete dich mit Zunamen, der du mich nicht kanntest. Ich bins und keiner sonst. Außer mir ist kein Gott. Ich habe erweckt von Norden und vom Anfang der Sonne den, der meinen Namen anruft.« (Mit diesem Nordostbeter ist wohl Kyros, nicht Zarathustra gemeint.)

Der jüdische Prophet weiß um die Erweckung des Kyros, kraft der dieser den Namen des lebendigen Schöpfers anruft. Er glaubt, daß der wahre Gott den Kyros bei seinem Namen beruft. In diesen beiden Sätzen erweitert sich Israels Geschichte zum ersten Male zu eben der Weltgeschichte, die heut bis zur Neuerrichtung eines Staates Israel geführt hat, und die aus der Begegnung von Bibelvolk und Weltvölkern sich unausgesetzt erneuert. Wetteifernd rufen sie an und werden sie gerufen.

Nicht die Bibel, kein jüdischer Prophet hat die Achaemeniden gelehrt, den Namen des wahren Gottes anzurufen. Aber wie ist er nun an sie gelangt? Aus der Bibel wissen wir, daß aus der »Stimme verschwebendem Schweigen« Gott hörbar wird. Die

Siege der Könige sind zu laut, als daß sich in ihrem Lärm Gott hören ließe. Er verweigerte sich eben deshalb im Brausen des Sturmes, im Rauschen des Meeres, im Grollen des Gewitters. Der armen Kreatur in uns, nicht den Machthabern in ihrer Macht, wird Gott vernehmlich. Hannah und Maria sind die bescheidenen kreatürlichen Angehörigen seiner Stimme im Alten und im Neuen Bund. Wir werden also wohl des Kyros und des Darius Angehörigkeit und Lauschen auf Gottes Stimme auf dem Umweg über Hannah und Marias Worte im Hören und im Antworten zu suchen haben. »Sag ihm, aber sag's bescheiden«, sprechen diese beiden Frauenstimmen, sowie später Marianne. Wie sprach Hannah, die künftige Mutter Samuels? Sie war das geliebte Weib des Ephraimiten Elkan. Doch Elkan hatte Kinder nur von seiner anderen Ehefrau Pninna. Pninna aber suchte Hannah »mit jedem Verdruß zu verdrießen«, weil Gott Hannahs Schoß verschlossen hatte. Dann weinte Hannah; sie weinte und sie aß nicht, auch wenn Elkan sie seiner Zuneigung versicherte. Die Familie pilgerte jährlich ins Heiligtum Silo, wo Eli Priester war. Wieder kam der Tag, an dem Hannah Gott anrief um einen Sohn und weinte, weinte. Sie gelobte ein Gelübde und sprach: »Du Umscharter! Du siehst ja her, du siehst das Elend deiner Magd. Du wirst Deiner Magd Sohnessamen geben. Diesen Sohn gebe ich dir zu eigen für alle Tage seines Lebens.« Eli, der Priester, sah sie so leidenschaftlich beten und hielt sie für trunken vom Wein und verwies es ihr. Aber Hannah antwortete; sie sprach: »Mitnichten, mein Herr! Ich bin ein Weib hartbedrückten Geistes. Wein oder Rauschsaft habe ich nicht zu mir genommen, sondern meine Seele habe ich vor Gott ausgeschüttet. Denn aus der Fülle meines Verdrusses, meines Jammers habe ich geredet«. Da antwortete ihr Eli: »Geh in Frieden! Deinem Wunsch gebe Israels Gott Erfüllung.« Hannah sprach: »Deine Dienerin möge Gunst in Deinen Augen finden!« Und ging ihres Weges; sie aß und ihr Antlitz sah verwandelt aus.

In der Tat wurde Hannah schwanger und gebar einen Sohn und sie nannte ihn Samuel, »der von Gott ist«, denn »von ihm habe

ich ihn erfleht.« Hannah brachte ihren Sohn zu Eli und warf sich nieder und betete. Sie sprach: »Mein Herz ist fröhlich aus Gott, mein Scheitel hebt sich aus Gott. Mein Mund tut sich auf, weit über meine Feinde. Denn ich freue mich Deiner Heilkraft. Niemand ist heilsmächtig wie Du. Ja niemand besteht ohne Dich. Niemand ist ein solcher Felsen wie unser Gott.

Fahrt nicht fort in Euren Reden hoch hinaus, hoch hinaus, wie's frech Eurem Munde entfährt. Er ist ja ein Gott, der es merkt. Bei ihm wird das Spiel gewogen. Der Helden Bogen zerknickt, aber die Strauchelnden panzert er machtvoll. Die Satten müssen sich ums Brot verdingen. Aber die Hungernden pflegen nun der Ruhe. Die Kinderlose hat sieben geboren. Die Kinderreiche welkt ab.

Er tötet und belebt, senkt zur Gruft und läßt auffahren. Er enterbt und begütert, erniedert und erhöht. Aus dem Staub hebt er den Dürftigen und hebt den Armen aus dem Dreck. Er will sie neben die Fürsten setzen und den Ehrenstuhl gibt er ihnen zu eigen. Denn die Grundfesten der Erde sind SEIN und auf sie hat er den Erdkreis gestellt.

Den ihm Holden werden ihre Füße von ihm bewacht. Aber die Gottlosen verstummen im Dunkel.«

So betete Hannah in der Beredsamkeit ihres Dankes. Wir aber lernen, daß eine neue Stimme laut wird, wenn eine anscheinend bisher aus der Schöpfungsordnung ausgelassene Kreatur den Sinn ihres Lebens empfängt. Hier ist es eine Nebenfrau, die spät Mutter wird und der keine Stimme im verordneten Gottesdienst Israels zukommt. Aber soweit sie die Ehre Gottes durch die Hingabe ihres unverhofften Sohnes gewaltig erhöhen darf, soweit wird sie auch stimmgewaltig. »So erkannte ganz Israel von Dan bis Berseba, daß Samuel dem lebenden Gott ein treuer Prophet war.« Nicht ohne seiner Mutter Stimme ist Samuels Stimme zu denken. Ein Weib, kein aktives Mitglied des Gottesdienstes in Israel, bezeugt einen vorher nie geschehenen Schaffensakt Gottes. Wenn die Schöpfungsgeschichte des Sechstage-

werkes mißdeutet werden kann als eine Naturgeschichte – und leider unausgesetzt mißdeutet wird – so ist das bei Hannah und Maria unmöglich. Im Lukasevangelium kommt die Magd zu Worte, die noch gefährdeter als Hannah, den eigenen Mann überzeugen muß: »Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilands. Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder. Denn er hat große Dinge an mir getan, Er, der Mächtige, Er, des Namen heilig ist. Und seine Barmherzigkeit währet immer für und für bei denen, die ihn fürchten. Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet die Hoffärtigen. Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllt er mit Gütern und läßt die Reichen leer. Er denket der Barmherzigkeit und hilft seinem Knechte Israel auf . . .«

Über ein Jahrtausend nach Hannah wird Mariens Geschichte stimmhaft in Engel und Hirten, und Ochs und Esel stehn dabei. »Maria aber behält alle diese Worte und bewegt sie in ihrem Herzen.«

Es sind Hannahs und Marias Stimmen die Stimmen in der Bibel, die mir der Stimme des Zarathustra am nächsten zu kommen scheinen. Aus dem Unscheinbaren, dem fast Unaussprechlichen entringt sich das weiterschaffende Gotteswort dort wie hier. Von Weltschöpfern und Königssalbern, von Statistiken und Majoritäten ist an den entscheidenden Wenden unseres Werdegangs nicht die Rede, sondern von der Sehnsucht und der Klage eines anscheinend gottverlassenen und aus der bestehenden Gesellschaftsordnung ausgelassenen Geschöpfes.

Weder der pharaonische Großvezier Joseph noch König Salomon in aller seiner Herrlichkeit helfen uns Zarathustra verstehen. Aber Hannah und Maria sind Geschwister der armen Kreatur, die in der ältesten Gatha Zarathustras, 29, stimmhaft geworden ist. Auf die Einsetzung Zarathustras in diese Frömmigkeit der neu berufenen armen Kreatur richtet sich nunmehr meine Aufmerksamkeit. Den über Zoroaster ja nur verhüllt

oder verquer unterrichteten Leser darauf neu zu spannen, ist mein Anliegen.

Mit diesem Ziele habe ich mich seit mehreren Jahren in die Texte des Persers, so gut ich es eben vermag, eingearbeitet[1]. Die Worte des Deuterojesaja riefen dazu auf, den echtesten Klang, die wahrste Stimme dessen zu vernehmen, dank dessen die Achämeniden im Glauben mit den rechtgläubigen Königen Israels wetteifern konnten und als Gerechte und Gesalbte des wahren Gottes in die Bibel aufgenommen sind.

Dank über achtzigjährigen Mühen ist der Zarathustra, den Nietzsche noch ahnungslos aufgriff, heut kein bloßer Name aus der vorsokratischen Welt oder aus Mozarts Zauberflöte[2]. Wir können lesen, was er, der Mündliche und noch nicht Schriftkundige gesungen hat. Dank der Folge erstaunlicher Forscher: Bartholomä, Andreas, Moulton, Maria Wilkins Smith, Hertel, Herzfeld, Duchesne-Guillemin, Humbach, Hinz bin ich als Nichtiranist doch instand gesetzt, Zarathustra zu hören und zu vernehmen und die Nähe seiner ältesten Preisung und Liturgie zu den Preisungen Hannahs und Marias wahrzunehmen. Es kommt aber deshalb auf diese Nähe an, weil die »Periculosität«, die »Ungeschütztheit« des weiterschaffenden, echten Gotteswortes von unserer Konversationslexikonsmenschheit wohl erst dann neu gespürt werden wird, wenn diese Gebrechlichkeit in mehr als einem Falle offenkundig wird. Denn nur dieser Gebrechlichkeit verdankt Zarathustra seinen unvertilgbaren Anteil an Gottes Geschichte mit uns Menschen. Ihretwegen gehört er in die Bibel und zu uns. Zarathustra, sein Wirken sei ohne Gewähr bis in die Generation von Kyros des Großen Regierung vermutet (Kyros der Große 558–528), hat seiner Glaubensge-

---

[1] Siehe meinen Artikel »Zarathustra und Zoroastrism« in »American Peoples Encyclopedia« XIX (1962).

[2] Zu »Sarastro« wie im Zauberflötentext Schikaneders ist Zarathurstra schon früh geworden. In Sardes, der Hauptstadt Lydiens, heißt er bereits zur Zeit Alexanders des Großen »Saristro«. Emil Vetter in Wiener S. B. der Akademie, Band 232 (1959), 5, S. 53.

meinde, in die Darius, aber auch der Vater des Darius Vistaspes und der Sohn Xerxes gehört haben – in mündlich vererbten Strophen Umfang wie Fortgang seines Neubeginns eingesungen.

Die Schwachheit, der hier Gott neu zur Hilfe kommt, ist das Geschöpf des Viehs, das wohl bis dahin in Hekatomben den Göttern der Iranier und der Mesopotamier (z. B. Mithra, Varuna, Anaihita) geopfert werden mußte.

Zarathustra nimmt einen anderen Platz für das Vieh wahr. Es vertritt ihm alle Gottesgeschöpfe. So wie das Rind Milch, Käse, Butter, Fleisch den Menschen verschafft, so muß aus den Menschen das Hirtenamt aufsteigen, in deren Obhut das Vieh zur Tränke und zu Weideplätzen hinfindet. In dieser schlichten Wechselrolle von Tränken des Viehs durch Hirten und Tränken der Menschen durch die milchspendende Kuh erreichen Hirt und Herde ihre unlösliche Einheit vor ihrer beiden Schöpfer und Gebieter. Denn dieser selber wirkt ebenso. Ahura Mazda wirkt einmal in der wahren äußeren artgemäßen Bindung (Asa) und zum anderen Mal in der unser Inneres durchwaltenden »Pietät«[1] oder Hingabe.

Es ist die große Entdeckung der Bibel und Zarathustras, daß Gott und sein Geschöpf niemals aus ihrem Zwiegespräch (siehe unseren 1. Band, S. 256ff.) fallen. Das hilflose Rind jammert, und weil es jammert und weil sein Jammern vernehmlich wird, weil es verzweifelt und weil es bittet, wird ihm ein neuer Lebensweg aufgetan. Wie? Nun, ein schwacher Mensch, dem Geschöpfe Rind selber zuerst anstößig schwach, Spitama Zarathustra, wird die wahre Ordnung zwischen Schöpfer–Herde–Hirt herstellen? Die Kuh kann das nicht glauben: »Wie, dieser hilflose Einzelne, Machtlose, Zarathustra soll die Opferpriester überwinden?« In der Tat, so erfährt es das Rind. Denn nur die Süßigkeit der Rede muß zu der Schwäche des Zarathustra hin-

---

[1] Aramiti wird meist mit »Andacht« übersetzt. »Hingabe« kommt am nächsten. Hertel, Abb. Leipzig 40, 1929, ist noch heut nicht ausgewertet.

zutreten, dann wird er wie ein König machtvoll schützen können!
Die Liturgie Zarathustras in der 29. Gatha, der vielleicht ersten seines Liederkreises [1] lautet:

I. Euch Herren, Dir Herr [2],
Klagte der Rinderherde Seele:
»Für wen habt Ihr mich gestaltet? Wer hat mich geschaffen?
Ich werde geknebelt vom bösen Geist Asmodi [3], Mordfröner, Vergewaltiger, Mißhandler, Übermütigem, Rohling.
Außer Euch habe ich keinen Hirten. Zeigt mir den, der das gute Hirtenamt ausübt.«

II. Da befragte des Rinderkosmos Erschaffer die »Rechte Art«:
»Findet sich in Dir wohl für den Herdenkosmos Einer bestimmt, auf daß Ihr Herrschaften zu der Weide hinzu auch einer wirksamen Weideordnung waltet?
Wen habt Ihr als Obersten, der den Asmodi samt seinen Lügenknechten vertreibe?«

III. Ihm kam von der Rechten Art Antwort:
»Innerhalb meiner befindet sich kein Helfer, der allen Harm von den Rindern wehre.«

---

[1] So Walter Hinzens Vermutung, »Zarathrustra« 5, S. 59–70.

[2] Für Ahura Mazda, den Weisen Allherrn, wechseln Plural und Singular ab. In diesem ersten Verse suche ich das dem Leser vor die Seele zu stellen. Aša wird meist als göttliche Ordnung oder als Wahrhaftigkeit übersetzt. Weil dieses Wortes weitere Zusammenhänge wichtig sind, übersetze ich »Die rechte Art«. Im großen und ganzen verdanke ich Walter Hinz, »Zarathustra«, 1961, S. 59 ff. und S. 166 ff. den hier folgenden Text. Ich habe aber sieben andere, deutsche, englische, französische Übersetzungen verglichen. Zu aša besonders Humbach 1959, S. 72 f.

[3] Asmodi als böser Geist ist dem Alten Testament vertraut, nämlich dem Buche Tobias.

(Der Herde Seele seufzt:) »Die wissen eben nicht, wie die Hochmögenden mit uns Niederen umspringen!«
(Die Rechte Art): »Von allen Wesen füllt den Kraft, dem ich auf seinen Ruf zu Hilfe eile.«

IV. (Der Herde Seele:) »Der Allweise als bester Erkenner möge doch vermerken, was die Ahura Mazda nicht gehorchenden Geister und Sterblichen verübt haben und verüben.«
(Die Rechte Art:) »Der Herr entscheide!«
(Der Herde Seele:) »So geschehe Dieses Wille!«

V. »Darum nahen wir uns mit emporgestreckten Händen demütig dem Herrn,
Stieres Seele und Seele des Mutterrindes,
indem wir auf Gehör bei dem Allweisen dringen.
Ist doch für den Rechtlebenden, den Melkhirten
kein Lebensraum unter den Lügenknechten.«

VI. Darauf Er Selber, der Allweise Herr, wohl wissend um die Wirrungen:
»Aber innerhalb der Rechten Art ist kein Walter von Ewigkeit her über Dich gesetzt.
Denn Dich hat der Erschaffende nun einmal für menschliche Heger und Hirten erschaffen.«

VII. (Da spricht Zarathustra:) »Die Tränke dem Rind, die Milch den Menschen! So hat's der Weise Herr geprägt, der immer mit Der Rechten Art Einige, der Heilige, in seiner Weisung.«

VIII. (Der Engel »Guter Sinn«:) »Dieser hier ward uns erfunden; er lauscht als Einziger unseren Weisungen,
der Zarathustra Spitama. Er will Ahura Mazda,
uns und Der Rechten Art Preislieder singen. Drum laßt ihm Schmelz der Rede verleihen!«

IX. Da hub der Rinder Seele an zu jammern:

»Genügen soll uns ein machtlos Williger,
eines schwachen Mannes Stimme?
Wo ich doch einen aus Stärke Herrschenden ersehne!
Wann dereinst wird Der da sein, an dem
er handfesten Rückhalt findet?« [1]

X. (Zarathustra:) »Verleihet Ihr, O Ahura,
meiner rechtgläubigen Gemeinde Kraft aus Der Rechten
Art und jenes Reich im Guten Sinn,
dank dessen Wohlstand und Frieden entspringen.
Hab ich doch, Allweiser, Dich erkannt
als jenes Reiches uranfänglichen Stifter.

XI. Wo seid Ihr, Die Rechte Art, Der Gute Sinn,
Das Reich?
Nehmet Unsterbliche, Ihr O Allweiser,
mich gnädig einweisend in Euren großen Bund auf.«

Der Rinder Seele: »O Herr, nun ward uns Hilfe!« . . . Die Aufnahme Zarathustras wird ihr also zur Gewißheit. Dem verzweifelnden Geschöpf wird Hilfe, wenn immer ein machtloses Menschenkind als sein Vertreter Gehör findet.

Die unbegreifliche Folge von Samuels und Hannahs Segnung war der Untergang der Familie des Priesters Eli und der Untergang des Kultusheiligtums. Der Glanz verließ Israel; »gewandert ist die Ehre aus Israel, Ichabod an dem Tage« (Samuel 4, 23).[2]

Die unbegreifliche Folge von Marias und Jesu Segen war der Fall des Tempels in Jerusalem.

Die unbegeifliche Folge von Zarathustras und seiner Rinderherden Segen war das Aufhören der blutigen Opfer und der Vielgötterei im Kult der Perserkönige. Bis zu Xerxes I. (445)

---

[1] Andreas und Wackernagel, Göttl. Gel. Nachrichten 1931, 323, lassen die Gatha hier abbrechen.

[2] Dies »Ichabod«, in Europa verschollen, lebt in USA dank des gewaltigen Gedichtes Whittiers gegen Daniel Webster fort.

war das neue Reich frei von der Abgötterei und den Tempelkulten und der Eine Gott, der sich David und Moses und Abraham genaht, wurde von Darius und Xerxes angerufen.

Aber wenn wir uns nun fragen, wie alle drei anrufen, Hannah, Maria, Zarathustra, wächst unser Staunen. Geängstigte, elende Kreatur hat hier sich höchst königlich bewährt. Die Bibelkritik hat nämlich in Hannahs Gebet den Wortlaut eines vom Könige Israels gebeteten Psalms wiedergefunden. »Es ist zu wenig gesagt, daß Hannah dieses Lied nicht gesungen haben kann; es ist ihr auch von seinem Verfasser nicht in den Mund gelegt, d. h. ist nicht für die Stelle gedichtet, an der es steht. Das Lied ist vielmehr ein Psalm unter den Psalmen und könnte sehr gut in der kanonischen Psalmsammlung stehen. Die meisten Wendungen finden dort zahlreiche Seitenstücke. Will man in dem Ich des Psalms eine Einzelperson erkennen, so kann es nur der König des Volkes Israel sein«.[1] Daß in Vers 5 Jahve gepriesen wird, daß er auch der Unfruchtbaren Kinder schenken kann, das hat Hannah dazu veranlaßt, den Psalm anzustimmen. Die größte seelische Erschütterung bewältigt eben jeder von uns am leichtesten durch ein liturgisches Zitat. Jesus hat am Kreuz den 22. Psalm gebetet. Goethe hat bei der Nachricht vom Tode seines Sohnes den griechischen Weisen berufen, der im gleichen Fall ausrief: Non ignoravi me mortalem genuisse. (Ich wußte es wohl, daß ich einen Sterblichen gezeugt.) Es kann also keine Rede davon sein, von Interpolationen zu fabeln, nur weil ein Königspsalm hier von dem sonst in der Gemeinde schweigenden Weibe angestimmt wird. Vielmehr kann jedem die Sprachgewalt Studierenden hier ein Licht aufgehen, wie Sprache weitergeht. Aus dem amtlichen Sprecher fließt der unzählige Male von seinen Hörern andächtig angehörte Spruch so oft in diese hinein, daß er endlich auch aus ihnen wieder heraustönt. Ein junger Konvertit vom Protestantismus hatte in der Romkirche

---

[1] Karl Budde, Die Bücher Samuel, 1902, S. 13. S. Mowinkel, The psalms in Israel's Worship 1962, S. 88 und 140.

gelernt, daß der Priester und die Gemeinde sich anredeten: »Der Herr sei mit Euch«, betet der Priester und es antwortet die Gemeinde »und mit Deinem Geiste«. Eines Tages begegnete er seinem Priester auf der Straße und sagte fröhlich: »Der Herr sei mit Euch!« Der Priester antwortete ihm schnell gefaßt »und mit Deinem Geiste«.

Dieser Wandel von Amtspriesterwort in das Wort des Priestertums aller Gläubigen beherrscht die Weltgeschichte. Denn so wird immer wieder gefesselte Sprache zu freier Rede. Auf der Hannah Ergriffenwerden von königlicher Beredsamkeit ist Marias »Magnificat« gefolgt. Aber auch Zarathustras Gebet hat die Ausleger zu wenig überrascht. Wohl hat Hinz die Großartigkeit des persischen Gebets in der Demut der flehenden Kreatur erkannt. Wohl hat Maria Wilkings Smith das Drama dieses Stöhnens des lieben Viehs nachempfunden. Aber das Erheblichste und Erhebendste in der Gatha werden wir Leser darin finden dürfen, daß da, wo sonst der Fürst, der Stadtherr, der König für Land, Stadt, Volk Wortführer war und gebetet hat, oder durch seine Priester die Götter Varuna, Mithra, Anaheiti anzurufen hatte, der liturgische Ring gesprengt wird. »Ihr seid nicht klug, das unvernünftige Vieh...« haben sicher mit »Wilhelm Tells« Werni die Mithrapriester empört ausgerufen. Weil die alten Götter nur von Amtspriestern angerufen werden konnten, ist Zarathustra darauf verfallen, dem Ohr, das seine Klagen vernehmen sollte, einen neuen Namen zuzuschreiben, zuzusprechen. Der Sinn des Namens Ahuramazda ist nicht aus dem mächtigen Sprechergott zu erklären, sei es dem Gott des Krieges oder dem des Vertrages[1] oder dem der Fülle[2], sondern aus dem lebendigen Gott, der auf die »stumme Kreatur« ebenso gut zu lauschen weiß wie auf die trügerischen Priester. Goethes »Prometheus« höhnt die amtlich Frommen, als sei da drüben »ein Ohr, zu hören unsre Klage«. Nun, Prometheus, der ein-

[1] Meillets berühmte Gleichsetzung des Gottes Mithra mit Vertrag.

[2] So Dumézil.

same Genius, verstummt deshalb. Wer aber in die von der Nennkraft durchflutete, auf neue Sprachgewalt täglich harrende Weiterschaffung eintritt, der kaut nicht die alten Gebetsformeln wieder, aber er vertrotzt sich auch nicht. Nein, wie Hannah das Ohr des Gottes erreicht, der nicht nur auf Königsworte antwortet, so glaubt Zarathustra an einen Gott, der dem bisher noch niemals Angehörten Audienz erteilt. Unser Gott, so möchte ich meinen, hat aus dieser seiner überlegenen Anhör- und Zuhör- und Erhörweisheit den neuen Namen Ahuramazda davongetragen. Weisheit, Mazda, wird ja keineswegs jemanden auf sein eigenes Reden hin zugeschrieben. Weil aber der Idealismus alle Stufen von Gedanke zu Tat überspringt, weiß er nichts von Weisheit! Hoch über dem Konzert der vielen Stimmen im All wird sie erst dadurch Weisheit, daß Hören, Schweigen und Reden und der Gedanke alle vier von ihr vereint, regiert, abgewechselt, und erst das heißt, gemeistert werden! Die Religionen, d. h. die Brechungen der einen die ganze Menschheit bezwingenden Religion, sind an der Brechung in Wort, Antwort, Gehorsam, Gedanke, Schweigen gut zu erkennen[1]. Vier Stufen vom Wort bis zum reinen Gedanken und zum »vierten Brahman«, dem wirksamen Schweigen, unterschied der Rigveda schon. Die Latiner verehrten die schweigende, in der Not nur mit dem Gedanken siegende Angerona. In Zarathustras Lehre hat der weise Allherr beides, das Schweigen und das Wort; aber es ist gerade das noch ein nicht wirklich durchforschtes, dennoch äußerst fruchtbares Fragengebiet; denn die Israeliten haben sich nie von der griechischen Überhöhung des bloßen Denkens imponieren lassen; es scheint aber, daß in Persien die Lage offener gewesen ist. Ich habe schon abgelehnt, aramaiti mit »Andacht« zu übersetzen. Unsere eigene Saumseligkeit beim Sprechen ist ja so groß, daß kaum ein Leser ohne meine Warnung bemerkt haben würde, daß in »Andacht« sich das »Den-

[1] Mehr über diese Verteilung in »Heilkraft und Wahrheit«, Konkordanz der Kosmischen und der Politischen Zeit. Stuttgart 1952.

ken« allein hören läßt; weshalb ich »Hingabe« gesetzt habe. Nun hat an einer abgelegenen Stelle[1] in einem Briefe an Georges Dumézil Duchesne-Guillemin darauf hingewiesen, daß zu armaiti, Hingabe, an einer Stelle der Gathas ein anderer Terminus »die schweigende Andacht« hinzugefügt werde! Auch sei die Versuchung da, Ahura Mazda wegen seiner schweigenden Weltregierung höher zu schätzen als wegen seines Wortes. Daher möge der Leser der Gatha gerade auf des Höchsten Wort und Schweigen beides achten. Ahura holt ja Kunde ein, wie wohl die Bruchstücke der Schöpfung ausgesöhnt zu werden geeignet sind. Er spricht mehr, um die anderen zum Sprechen zu bringen. In Zarathustras Lied, das er dankbar als Schmelz der Rede, als ein ihm verliehenes Geschenk nennt, wird von dem lebendigen Gotte das bisher fehlende Amt des Zarathustra erfragt und dafür erschallt Gott ein Name zurück aus dem nun vereinten Munde seiner Gläubigen. Sie geben ihm seinen Namen. Der Rationalist, der die Philologie der letzten Jahrhunderte beherrscht hat, kann weder den Osterruf der Christenheit: »Er ist wahrhaftig auferstanden!« als Wahrheit begreifen noch die auch bei allen anderen Gläubigen vor sich gehende Miterschaffung, die der Ungar Marot schon 1936 in »Antiquité Classique« erkannt hat. Der hierin tätige lebendige Geist, der die Schöpfung ja tagtäglich weitertragen muß, ist also weder auf das Aktivum der Schulgrammatik, aber ebensowenig auf ihre Passivform spezialisiert. Sondern ihm liegt vielmehr ob, jeden Akt vom Imperativ und der zweiten Person her durch die Optativ- und Subjektivformen der ersten Person und die Indikativformen der dritten Person hindurchzuschleusen, bis der reine Akt, personenlos, als Infinitiv beiseite treten kann, bis auf weiteres. Weil die Schulgrammatik die sämtlichen Personen – ich, du, er, es, wir usw. – in jede der drei ersten Modi: Imperativ,

[1] In Dumézils Déesses Latines et mythes Védiques, Latomus Collection Band 25, 1956, steht der Brief M. J. Duchesne-Guillemins auf Seite 69 und 70. Bei Dumézil steht die Lehre vom vierten Brahma erläutert, ebenso die lateinische »Angerona«, die Schweigende.

Subjonktiv, Indikativ gewaltsam hineinsah, hat sie dies Durchwandeltwerdenmüssen aller grammatischer Gestalten: »Tu's, o daß ich's täte, er hat es getan, tun« nicht als das Grundanliegen der Religionen begriffen. Das kann nur der, der jede Form für unentbehrlich anerkennt. In Zarathustras Versen aber hat schon Herzfeld bemerkt, daß die Casus, die Imperative, die Personenwahl tiefste Wahrheit ausdrücken sollen. »Der Übergang aus der dritten Person in den Vocativ ist für viele Gathaverse typisch.« [1] Die Erzengel, die Amesa Spenta, dürfen vor den Höchsten sich nur im Instrumentalis Casus wagen. Einzelwort und getrennte zwei Worte für den Hohen Ahura Mazda wechseln ab, um nichts an ihm festzulegen; ob er Singular oder Plural sei, wer kann denn das wissen? »Das Wahre ist der bacchantische Taumel, an dem kein Glied nicht trunken ist und weil jedes, in dem es sich absondert, ebenso unmittelbar sich auflöst, ist es ebenso die durchsichtige und einfache Ruhe.« [2] So hat Michelangelo die Elohim, die Heerscharen Jahwes an die Decke der Sistina gemalt [3]. Die Weisheit, der Geist Gottes müssen Lauschen und Stammeln, Singen und Sagen, Sprechen und Hören, Ernennen und Anrufen umfassen. Das bloße Reden, das bloße Denken, das bloße Schweigen – all sie sind doch nur Abmutungen seines Rauschens. Daran gemahnt die Verteilung der Rede und der Nichtrede in der von uns vorgelegten Gatha. Nur Begriffsverliebte sind dieser Polyphonie und Polyharmonie nicht eingedenk. Georges Dumézil hat seit 1945 die den Thron Ahura Mazdas umschwingenden Amesa Spenta dialektisch als Umkehrungen der indoiranischen Götter zu erklären unternommen, zuletzt meines Wissens 1958 [4]. So sehr ich ihm recht gebe, daß die alten Götter von Zarathustra da beantwortet und ausge-

---

[1] Herzfeld, Zoroaster 1947, S. 135.

[2] Hegel, Werke (Glockner, 1927). Zweiter Band = Vorrede zur Phänomenologie des Geistes, S. 45.

[3] abgebildet in »Out of Revolution«, Autobiography of Western Man 1938, S. 728.

[4] L'Idéologie Tripartite Indo-Européen, Paris II, 1 f.

trieben werden, so sehr muß der Leser sich vor aller bloß reflektierenden Dialektik die Glut der neuen Glaubenserfahrung – hier ist die triviale Redensart wahrhaft am Platze – er muß sie sich zu Gemüte führen.

Die neue Erzengelwelt und die Heerscharen des Höchsten sind zunächst erfahren und erst hinterher ausgesprochen, angerufen im Kranze des Ganzen und am Ende gedacht, besser wohl: – bedacht worden. Schon 1924 hat K. Marot darauf hingewiesen, daß die Reflexion der spontanen Sprache nur *nach*folge, da wo es um Vollsprache geht (Der Eid als Tat, Szeged 1924). Es stünde besser um unser Sprachverständnis, wenn dies von den berufsmäßig Reflektierenden, den Gelehrten respektiert würde. Sie können nie Sprache schaffen, nur revidieren. Aber deshalb besteht doch die Welt nicht nur aus Revisoren. Vor Gericht und im Buch, da sollen wir Reflexionen vorbringen. Wer aber in der Liebe und aus Liebe nichts unbedacht zu sagen und zu singen wagt, ist ein armseliger, impotenter, minderwertiger Mensch, und Gott ist dessen Seele nicht gnädig. Das Wunder ereignet sich nur dem unreflektierten.

Alle Gläubigen haben der Stimme und dem Ohr, dem vernehmenden Gotte und dem sprechenden Gotte und seinem Schweigen die Ehre zu geben und deshalb müssen uns konfusen, tauben, stummen Nachbetern und Nachplapperern das Ohr und der Mund immer neu berichtigt werden. Was der wahre Gott noch alles hören wird, das wissen seine Routinepriester nicht. Die Civiltà Cattolica, das Blatt der Jesuiten in Rom, verlangte 1898 in der Dreyfusaffäre Hitlersche Maßnahmen gegen die Christusmörder, die Juden. Diese selben Jesuiten würden heute froh sein, wenn ihnen trotzdem ihre Christlichkeit wenigstens von einigen Juden geglaubt werden könnte. Der lebendige Gott hört immer mehr von dem Seufzen und Stöhnen der Kreatur als wir abstrahierenden Gebildeten. Zarathustra hat den Schritt von dem nur durch die Könige anzurufenden Gotte *zu dem den bisher ungehörten Seufzer vernehmenden Gotte* gewagt, den Gott, den wir eben deshalb den lebendigen Gott nennen.

Immer wenn ein bisher ungehörter Seufzer vernehmbar wird, fällt ein bisheriges Amtspriestertum. Hannah empfängt Samuel; aber Elis Söhne verderben und Elis Haus verliert seine Würde an Samuel. Maria empfängt und der Vorhang im Allerheiligsten des Tempels in Jerusalem zerreißt. Zarathustra empfängt das Protektorat über die Zucht der Geschöpfe, und die Priester der bisherigen Gottesnamen werden trügerisch. Hier also ist der Schlüssel zu finden für den oft mißdeuteten Dualismus Zarathustras. Sein Dualismus war einer der alten Götter und des lebenden Gottes. Die bisherigen Götter darbten der Weisheit. Sie erwiesen sich als Trug, als Kurzschlüsse. Gott war größer. Sie hießen nunmehr Druga.

Diesen Druga, den Trugschluß, ereilte damals wie zu Luthers Zeiten sein Geschick: »Ein Wörtlein kann ihn fällen«. Welches Wörtlein? Das gläubige Wort, das den Mut zu unserer Schwäche hat. Ratlosigkeit des Beters ist die Vorbedingung neuer Offenbarung.

Zarathustra hatte den Mut, nur Ahura Mazda, dem weisen Herrn der Herren – denn Gott ist Plural und Singular zugleich – die Ehre der Invokation zu gewähren. Hingegen entzog er all den Gewalten, deren wir auf den ersten Blick ansichtig werden, der Pietät, dem heiligen Geist, dem guten Sinn, der rechten Art, dem Heil, der Demut, der Macht, dem ewigen Leben diese Ehre des Anrufs oder auch nur des Nominativs. Im Jahre 1929 machte es Maria Wilkins Smith, diese allzu früh gestorbene geniale Iranistin, gewiß, daß Zarathustra absichtlich diese Qualitäten in den Casus des Instrumentalis gesetzt hat. In diesem Buche hat der Leser bereits darauf zu achten gelernt, daß der Nominativ ein letzter Fall sei, der herrscherliche, der besser »adversativ« heißen würde. Zarathustra zeigt, daß er um diese herrscherliche Mitte des hohen Gottes besorgt ist, indem er »keines der Elohim, keines der am göttlichen Wesen beteiligten in den Nominativ stellte« (Franz Altheim). Es ist für das vorliegende Buch von hervorragendem Gewicht, daß alle zwischen unserem Herrn und uns Menschen hin und her wirkenden Einflüsse bei

Zarathustra im Casus Instrumentalis erscheinen, daß aber der späte Avesta in gedankenloser Erstarrung diese Instrumentalformen wie Nominative mißbraucht. Die Theologen sind oft wie der Avesta. Moses suchte Gott zu schützen, indem er ihn nie ohne Verbum nannte: Jahves Name wurde und blieb ein Satz – im »Actus purissimus« der Scholastik wird dies Verbale mindestens theoretisch in Kraft gehalten. Aber unsere heutige Sprache verdinglicht Gott: ja sie nennt ihn einen Begriff. Offenbar ist ein Gottesbegriff genau der Gegenpol zum Gotte des Moses: Der ich sein werde. Wir lästern nur dann nicht, wenn wir in den Namen hineinhören: »Ich werde so sein, wie ihr mich noch nie erfahren habt.« Wir lästern aber, wenn wir Gott in den Akkusativ setzen. Jesus ist deshalb zum Sohne geworden, damit er in den Akkusativ treten konnte, weil wir ja sehen wollen und alles Gesehene ist immer Objekt, accused, verursacht. Gott hat nicht anders unsere Taubheit und Blindheit, unsere Lieblosigkeit und Leidenslosigkeit überwinden können, als indem er sich akkusativisch treffen ließ. Die heutigen Physiker entdecken in ihren Objekten und Akkusativen heut wieder ein lebendes und ein auf sie selber einwirkendes Gebrüder. Gegenüber der Kreuzigung Gottes wandeln die Physiker auf einer Straße, auf der die Geschöpfe aus Objekten neu Geschwister werden können. Im alten Persischen ließ sich diese innere Freiheit noch durch grammatische Endungen behaupten. Die Physik scheint es im Augenblick sogar sehr eilig zu haben, ihre Objekte als »Dus« zu lieben und zu ehren; für unsereinen ist das etwas zu radikal, weil wir so lange auf diese Bekehrung gewartet haben. Auch tut es ja das bloße Umstülpen leider nicht. Der Schöpfer, die Geschöpfe, die Schöpfung bleiben; und das Elektron und das brüderliche »Dich« und der göttliche »Ich, der Herr« bleiben so, daß auch die »Es«, die Elektrons, ihre Klempner verlangen dürfen. Dreifaltig nämlich begegnen uns die Mitglieder, im Vokativ, im Instrumentalis und im Akkusativ. Was den Zarathustra auszeichnet, daß er in unserer Nennkraft unsere souveräne Macht wahrnahm, durch die wir an jedem Tage diese Aufforderung erfahren, die drei

Personen der Gottheit geziemend einzuteilen und wahrzunehmen: das ist wie ein Wunder, daß unser liebendes Herz die dreifaltige Realität täglich neu festsetzen soll. Ein Wunder ist das Naturgesetz eines einmaligen Ereignisses, weil es ja den vorher noch nie gewagten und den nachher vielleicht nicht mehr notwendigen Zusammenschluß vorher unverbundener Geschöpfe – seien es sogenannte Dinge oder Menschen – herbeiführt. Dies Wunder ist der Hannah, der Maria, dem lieben Vieh des Zarathustra widerfahren.

II. Die Sprache als Lebensprozeß. Ein Schema.

Die Zerteilung in Fachgebiete droht ja immer wieder die einheitliche und sehr einfache Geschichte des Menschengeschlechts in seiner Sprache, seinen Gebeten, seinen heiligen Namen unter disziplinlose Disziplinen zu zerhacken. Und so wird übersehen, wie nahe Kyros Kaiser Konstantin gestanden hat. Was Kyros 540 vor Christi oblag, und was Konstantin 325 tun mußte, die Anrufung des Einzigen wahren Gottes, war doch nur die Wiederaufnahme der Offenbarung am brennenden Busch, die In-Eins-Ziehung der drei für die Heiden ewig getrennt bleibenden Gezeiten: Zukunft, Vergangenheit, Gegenwart. Gott lebt nur da, wo diese drei Zeiten alle Seine Zeiten bleiben. Die Hitlers leben in der Vergangenheit, die Konjunkturpolitiker leben in der zyklischen Gegenwart, die sehnsuchtsvollen Hungerleider nach dem Unerreichlichen leben in der Totalrevolution der nackten Zukunft. Alle drei lügen. Die meisten Gottesgelehrten begnügen sich mit einer Kombination aus zwei der drei Zeiten, oder der Verklärung gar nur einer[1]. In jedem Zeitalter müssen die Schriftgelehrten von ihrer Verballhornung des vollständigen Gottesnamens zurückgeholt werden. Jede Generation muß da-

[1] »Ich werde sein, wo ich noch nie gewesen bin«, spricht der Herr. Vgl. Franz Rosenzweig, Kleinere Schriften, Berlin 1937, 182 ff. Beispiele für die Unwissenheit und Torheit: Journal of Biblical Literature 79, 151 und 277, 25 Jahre nach Rosenzweig! Vgl. »Vollzahl der Zeiten« (= Soziologie II), 205 ff.

zu dasselbe Ärgernis auf sich nehmen, das Moses' Auszug aus Ägypten und Jesus' Auszug aus Israel erregt haben. Auch die unsere wird es müssen, indem sie sich über die unbeschreibliche Roheit entsetzt, mit der heut sogenannte Theologen vom Namen Gottes handeln. Sein Geheimnis harrt auf jeden, weil jeder ja seine eigene Zukunft preiszugeben hat, für die Gottes. Jede Generation ist ein Argonautenzug, ein Kampf mit den Wichten in unserem Herz und Hirn, wie Ibsen das nennt.

Der Prophet Jeremias war in Israel unmöglich geworden und nach Ägypten ausgewichen. Immer noch aber gab es kein gutes Wort für eines der Nachbarvölker, im Kanon des Alten Testaments, trotz aller der Dienste, die Philister, Hethiter, Ägypter, Tyros und Sidon, auch den Israeliten erwiesen. Da überwältigt einen Israeliten die universale Regierung Gottes, daß er sie in Kyros, dem ersten König, der seinen Landesgöttern entsagt, mit Freuden anzuerkennen wagt. Ja, Kyros, so ruft Deutero-Jesajas aus, ist ein Gerechter Gottes; mehr als das: er ist der Gesalbte Jahves. Unglaublich klingt diese Umbenennung. Aber da steht sie.

Mit anderen Worten dürfen wir diese großen Rufe in den Kapiteln 40 bis 55 des Jesajas-Buches dahin umschreiben: In Kyros beginnt Jahves Offenbarung außerhalb Israels zu wirken. Diese Wirkungen vermehren sich ja, um das Kommen Jesu vorzubereiten und zu ermöglichen. Die Septuaginta, die griechischen Schriften des Kanons, das Eingreifen der Achämeniden in Palästina und Jerusalem, die Erzengellehre, die Vorstellungen des Buches Hiob – die Ohren der Völker öffnen sich, und Israel empfängt von dort. Die Erweiterung der Träger der Offenbarung hat also im sechsten Jahrhundert begonnen. Aus Persien stammt die im Neuen Testament gültige Engellehre, stammt der Erzengel Gabriel, der Maria anspricht. Und ein ernsthafter Kampf um die Gültigkeit oder Ungültigkeit, den Sinn oder den Unsinn der Erzengel steht uns bevor, uns Zeitgenossen der Vergottung der Teilgüter »Revolution« einerseits, »Wissenschaft« andererseits. Um Worte brauchen wir nicht zu streiten.

Aber um Namen muß gestritten werden. Denn man muß sich bei ihnen anrufen und bestimmen lassen.

Und die Gehörsbildung, auch nur um das Echo eines Namens zurückwerfen zu können, ist die lebendige Sprachengeschichte. Weil Israel die weltumfassende Wahrheit birgt, hat nur die Welt im Ganzen das erste Echo dafür ausbilden können. So etwas wie der Nazismus kann die Rolle des Judentums nicht einmal von ferne wahrnehmen, und eben deshalb kann er sie nicht ertragen. Wir Menschen sind aber noch gar keine Menschen, wenn wir nicht auch den von uns allerverschiedensten Menschen anerkennen. Denn vorher erkennen wir noch gar nicht die Großartigkeit und die Weite unseres eigenen Wesens. Das kleine Israel hat das Feinde-umfassende, Zeitalter verbindende Geheimnis »Mensch« zuerst abseits der Welt betreut. Dann kommt der König der Könige. Zwischen Jerusalem und Kyros aber standen noch eigensinnig sowohl um 1300 wie um 550 die Völker. Erst bei Konstantin sind 1. der Welt-Kaiser, 2. das Gottesvolk und 3. die vielen Völker alle drei auf Hörweite einander nahe gerückt. Wir werden also die Jahre 1280, 540 vor Christi Geburt und 325 unseres Herrn ineinander verknüpft zu lesen haben.

Um so weniger tut es not, in Zarathustra bereits, wie Hinz das tut, das volle Christentum hineinzulesen. Die Weisheit Gottes ist doch darin groß genug, daß er ihn, Zarathustra, eine erste Reinigung des ersten Weltreiches hat vollbringen lassen. Die Zwischenglieder zwischen Israel und Kaiser mußten noch in den Völkern aufsprießen. Aber dazu ist ja gerade ein erster Fehlschlag notwendig; sonst erfahren wir Menschen nicht, was noch nachzuholen sei. In Hannah, in Maria, in Zarathustra, in Kyros, ist aber nicht nur das Wunder geschehen – das geschieht ja, seitdem Sprache, also seitdem das Menschengeschlecht existiert – nein, in diesen Fällen ist es auch greifbar geworden für das blöde Auge der Zuschauer. Das unsichtbare, das die Revisoren ja immer nur hinterher begreifen, ist hier vor sie sichtbarlich gestellt worden. Das soll ja das Wort »Offenbarung« ausspre-

chen, daß nun das Rätsel der Sprache selber aussprechbar geworden sei, so aussprechbar, daß es die des Geistesatems Fähigen ergreifen kann. Es ist eine, die erste Bedingung der Offenbarung, daß mir etwas widerfährt, von dem ich weiß, daß Gott hier spricht, liebt, tröstet, droht, handelt, gegenwärtig ist. Und es ist etwas zweites, daß ich und meine Erfahrung so unverfälscht vor die Ungläubigen der Revisorenwelt gelange, daß meine Erfahrung ihren Begriffsmorden entgeht und, wie Jesus beim Bethlehemitischen Kindermord, überlebt und die Welt zwingt, diese Erfahrung in sich einzulassen. Das kostet den Einsatz des Lebens oder eines Nächsten lebensrettende Liebeserklärung so wie sie Elisabeth der Maria gewährt hat, und wie der Deuterojesajas dem Kyros. Denn weil das vereinzelte Leben verloren wäre, wirkt der Hinzutritt eines einzigen Liebenden, Verstehenden, Begnadigenden ja schon rettend.

Oder, um mit größter Genauigkeit zu reden: Die Welt und die Revisoren, die Objektivierer, gehören auf eine Seite. In dem Kapitel »Die Rasse der Denker« des ersten Bandes ist nachgewiesen, wie die Denker zu einem Teil der Welt, zur Rasse der Denker werden, sobald sie sich aus der Wolke der Zeugen herauslösen, sich dem zeugenden Element der Sprache entziehen und sich so dem geistigen Mitleben versagen. Wer unerschüttert denken zu dürfen wähnt, der versagt sich. Und wir sagen von ihm: Er versagt. Auf die Seite des Lebens gehören nur die, welche sich nicht unterstehen, Lebendiges zu »beurteilen«, zu verwerten, zu »behandeln«, sondern welche sich mit allem Lebendigen dem gemeinsamen Leben unterstellen, weil sie nicht »subjektiv« im Sinne von Subjekten des Denkens *Objekte vor sich sehen,* sondern weil sie es wagen, sub-jecti im Sinne von Untertanen und Eingetanen in das gegenwärtige göttliche Walten zu bleiben. Innerhalb dieses Waltens und Webens ist uns freilich das Fürsprechen so gut wie das Nachsprechen [1], das Vor-

[1] Der Leser wolle Campes Beschreibung des »Vordenkens« am Schlusse unseres Kapitels »Unvordenklich« nachlesen.

denken so gut wie das Nachdenken, das Voraussagen so gut wie das Nacherzählen freigegeben. Aber diese Freiheit ist nur unter einer Bedingung gewährt: Der Revisor muß die anderen Weisen der Sprache, des Geistes, des Gebets, der Begeisterung anerkennen. Die Skurrilität derer, die ihre Revisorenweise für die einzig Wahre, die Überlegenere, ausgeben, ist verbrecherisch. Denn so wird der Strom des Sprechens unterbrochen, der Eine, Einzige Geist gemordet, wird das bißchen Telegrafenstange des eigenen Verstandes mit der Leitung der Gotteskraft durch ihn hindurch verwechselt. Ich gebe dem Leser im folgenden die Ordnung, an der er sich orientieren kann, wie denn in jedem geistigen Prozeß die Satzarten, Wissenschaften und Künste, zusammenhängen und einander auf dem Fuße folgen. Der erste Bewunderer des Zarathustra-Glaubens hat gegen die Heiden und Griechen das Stromnetz des Wortes so beschrieben: – – – Nein, ich darf die Sätze des zweiten Jesajas nicht gleich folgen lassen. Denn die Bibel steht ja unter dem Fluch, für erbaulich zu gelten, für mythisch, und ein Professor wie Herr Bultmann hält sich für einsichtiger als den wie Bultmann meint: »leider« zur Bildersprache verurteilten Jesajas. Dieser Herr Bultmann weiß nicht, daß er einfach die abgegriffenen Bilder von vorgestern als seine eigenen Begriffe aufzubrauchen verurteilt ist. Im ersten Band hat das Kapitel vom Komma zum Beispiel dargetan, daß die Revisoren die Sprache der Poesie in der vierten Generation, nämlich wenn sie abgenutzt ist und reif zum Begrabenwerden, stolz als »Begriffe« paradieren. Die Bultmanns bereiten die Worte für den Mülleimer zu, für das Heideggersche »Sein« und das Hegelsche »Absolute an und für sich sein«, dahin also, wo kein Lebendiger hin soll.

Aus Rücksicht auf diese unsere Umzingelung mit Begriffen, diesen Fluch bis ins dritte und vierte Glied, kann der Leser verlangen, von mir erst eingefriedigt zu werden, so daß er unbefangen in der freien Luft eines Menschen der ersten Generation atmen und hören darf. Darum bitte ich ihn, zuerst den Zaun, nämlich das Schema zu studieren, wie denn der Strom jeder

Geistigen Äußerung von dem ersten Gebot über das zweifelnde und zitternde Gebet zu dem in Besitz genommenen Gebiet leitet, bis es schließlich im Okeanos des Unbestimmten der Personen Dich, Mich und Ihn entkleidet wird, damit er wiederkehren kann in göttlicher Unendlichkeit. Erst wenn er dies mein trockenes Schema als Windfang gegen den Wüstenwind der Revisoren aufgestellt hat, seien ihm die Bibelworte anvertraut, mit denen sich Israel und Zarathustra in die Arme gesunken sind.

Die Sprache in ihrem Durchwandeln eines Lebensprozesses

Ein Schema

Das Vorfeld

liebend ergriffen: oder streitend angegriffen:
Im Sprachenschoß oder Im Notfall

Phase Eins: Futurum	Du Dich Dir	*Hörer* im Imperativ aufgerufen und im Vokativ zum sich Umwenden bestimmt[1]. Das Passiv des Imperativs ist seine Vollendung.
Phase Zwei: Präsens	Mir? Mich? Ich	*Sprecher* im Subjonktiv eingespannt und in der ersten Person ungewiß, schwankend
Phase Drei: Perfektum	ihn ihm er	*Besprochener* im Indikativ wahrgenommen im Nominativ anerkannt und verselbständigt.

[1] Das wußten schon die Alten, siehe mein »Heilkraft und Wahrheit«, 1952, S. 67. Zum Passiv richtig Wilhelm Stählin, Symbolon, 1958, S. 80 ff.

Phase Vier:

»Les adieux«,	ohne ihn	*Der Akt*
entzeitet im Raum,	ohne mich	Der Infinitiv an und für sich
»Das Sein«	ohne dich	(mit dem Gerund)

Aus dem vorstehenden Schema erhellt die ursprünglich existentielle Bedeutung der Worte Deklination und Konjugation. Sie handeln vom gesunden Lebenswandel der Sätze. Der Vokativ zum Beispiel ist nicht eine Interjektion, wie sich moderne Grammatiker auszudrücken wagen, sondern er ist der *Vor*fall, mit dem der Wandel des Worts in Lauf gesetzt wird. Und der Nominativ ist alles andere, nur nicht der erste Fall[1].

Erst wird uns ein Ereignis verheißen: so wird Zukunft. Wir müssen ein Ereignis erleiden, und so wird Gegenwart. Wir müssen ein Ereignis festhalten und so wird Vergangenheit. Aus Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit wird die Geschichte und besteht Geschichte, bis sie summiert, analysiert, klassifiziert, begraben und zu Schutt werden darf. Zeitlos im Raum liegt dann das Tote. Nur der Nominativ ist dann übrig, der bloße Name, oder sogar nur das Wort, die Ziffer, wie Karl Jaspers das nennt: die »Chiffre«. Ist die Sprache so gestorben, dann muß ein neuer Vorfall einen Namen wieder ausrufen. Denn nur Vokative erschaffen die wirkliche Zeit, weil sie immer mit der Verheißung anhebt. Die Eulen der Minerva, die Definierer, die Revisoren, enden die Epoche. Was hier 1963 nach Christi Geburt schematisch dem skeptischen Leser vorgelegt wird, ist alte Wahrheit. Sie drückt der im Responsorium mit Kyros und Zarathustra beredt gewordene Zweite Jesajas aus; und sie möge sich der Leser, geschützt durch unser Schema, von keiner falschen Grammatik verstören lassen.

Schon im ersten Jesajas wird das geoffenbarte Wort im siebenten Verse des neunten Kapitels eine objektive Kraft genannt, die

---

[1] Dazu meine Festschrift für Margarete Susman in der Dezember-Nummer der Neuen Sammlung, 1963: »Die Zeitweiligkeit des Geistes«.

unmittelbar wirkt und unheimliche Folgen hervorbringt. Der zweite Jesajas aber geht weiter. Nicht nur ein prophezeites Unheil wird durch das Wort hervorgerufen, sondern die Laufbahn des Wortes ist wie im 19. Psalm die Bahn der Sonne: es läuft den Weg gleich als ein Held: »Denn wie der Regen oder der Schnee vom Himmel niederfällt und kehrt dorthin nicht zurück, er habe denn erst die Erde durchfeuchtet, sie gebären, sie sprossen lassen, dem Säenden Samen gegeben, dem Essenden Brot, so geschieht's mit meiner Rede, die aus meinem Munde fährt; nicht fruchtlos kehrt sie zu mir wieder, sie habe denn getan, was mir am Herzen lag, und ausgeführt, wozu ich sie sandte.« Was hier im Kapitel 55 von dem Wort Gottes, seiner Rede, gesagt wird, das sagt der letzte Vers des Kapitels 44 von Kyros! Und wir dem Sprachstrom Nachsinnenden lernen: Gott spricht durch Gestalten. Drei Stockwerke der Sprache waren bekannt und erkannt: Namen, Worte, Zahlen. In der Gestalt eines Menschen, stimmhaft geworden, namentlich erschaffen, unzählbar singular werden wir Menschen »Person«. Darum kann der israelitische Zeuge das Gotteswort und den Kyros mit ein und desselben Gestaltungskraft begaben. Also zum göttlichen Rang der Person gehört keineswegs nur das aktive Sprechen, nein, Kyros hat dank Zarathustra erst gehört, erst vernommen, daß ein Allherr Ahura Mazda sowohl die persischen wie die babylonischen Götter unter sich läßt. Es ist Jahve, es ist Ahura Mazda, der jenseits der einzelnen Akte von Gedanke, Wort, Werk, von Schweigen, Gehorchen, Anrufen, Befehlen, Bedenken als der Geist Gottes jegliches geistige Wirken jedes Menschen von Adam bis zum Jüngsten Tag bestimmt und regiert. Es gibt bis auf den heutigen Tag Zoroastrier, Anhänger des Zarathustra in Nordindien. Als der Islam Persien zum Abfall von seinem Glauben brachte, wanderten die Vorfahren dieser indischen Parsen — etwa 100 000, — so gering ist ihre Zahl und sie sind die Juden Indiens – lieber aus, als den Glauben zu verleugnen. Wir kommen hier an ein Geheimnis aller wahren Sprache. Gott schützt und bewährt ihre Sprecher. Sie bleiben *notwendig;* Gott braucht sie. Als Friedrich

der Große einen Geistlichen spöttisch nach einem Beweis für die Wahrheit des Evangeliums fragte, antwortete dieser schlagfertig: »Majestät, die Juden.« Dieser selbe Friedrich, der unselige, ist von Charles Wesley als der Zweite Kyros besungen worden, der Preuße von dem Engländer, der Atheist von dem frommen Methodisten[1]. Kein größerer Preis ist dem alten Fritz je gesungen worden. Nur die eben, welche den wahren Gott anrufen, verstehn es, einen sterblichen Menschen geziemend zu preisen: Zwischen der Schlacht bei Roßbach und der Schlacht bei Leuthen dichtet Wesley sein

A Second Cyrus

While yet we call, the prayer is seal'd,
Thou answerest "Here am I to save"!
Thou hast thy faithful word fulfill'd,
Thy sovereign Nod the victory gave,
Whatever subservient causes join,
O King of Kings, the work is thine.

Thee let thy prosperous Servant (= Frederick) own
sole author of his strange success,
Who liftest up and castest down,
but dost with all thy blessings bless
The man that in his maker trusts,
and glories in the Lord of Hosts.

Rais'd up through thee *the righteous man*,
called to thy foot and girt by thee,
Bid him *a Second Cyrus reign*
and execute thy whole decree;
Kings to his sword as dust bestow,
as driven stubble to his bow.

---

[1] Charles Wesley, Poetical Works VI, 123; auch in dem Bande Representative Verse, 1962, Nr. 262. Aber auch Napoleon I. ist von dem Oberrabbiner von Düsseldorf als der neue Kyros begrüßt worden. Beidemal war Wahrheit in der Anrede.

An dem Stimmhaftwerden Zarathustras ist nicht das geringste, das sein Echo in dem von ihm aufgerufenen zweiten Jesajas immer wieder aufzuklingen vermag.

III. Ahura Mazda und Zeus

Der Menschen Handlungen werden hervorgerufen. Und je weiter die Berufung fortschreitet, desto mehr werden die ganzen Menschen hervorgerufen. Jesus ist der erste ganz und gar hervorgerufene Mensch, Saulus von Tarsus ist ein hervorgerufener Apostel. Ilias und Odyssee sind die von den Kämpfen des Archipelagus hervorgerufenen Gesänge.

Diese Erfahrung ist zuerst Name geworden in dem Namen der Engel. Sie sind angeloi, Boten Gottes; diese Boten bringen abwechselnd Botschaften Gottes zu uns oder sie bezeugen Antworten an Gott, die ihm seine Kinder zu geben versuchen. In der Bibel heißt Gott daher der Umscharte, von den Heerscharen umringt.

In Zarathustras Lehre ist alles seelische Verhalten schon so erfaßt, wie du und ich es auch selber täglich erfahren müssen, z. B. »armaiti« ist meine Hingabe an Gottes Sache. Hinz hat das Wort mit »Andacht« deutsch auszudrücken versucht, wie ich oben erwähnt habe. Aber das deutsche Wort »Andacht« ist längst in eine gottesdienstliche Spezialität abgewandert; auch soll uns »armaiti« nicht nur an das alles »denken« machen, worauf »asa«, die wahre Ordnung, hinauswill, sondern armaiti veranlaßt uns zur Hingabe der Worte, der Gedanken und der Handlungen, aller drei. Nur da, wo wir die Seligkeit erfahren, daß unsere Gedanken, unsere Worte, unsere Handlungen alle drei übereinstimmen, können wir Boten, angeloi, Engel des Herrn verkörpern. Die Trias: Wort–Gedanke–Tat muß also in armaiti, in »Hingabe«, Einheit bleiben; »Andacht« würde die Einheit zerstören. Leider drücken sich unsere Theologen um die Engellehre. Nur Westermann hat über sie ein ernsthaftes Buch geschrieben. Aber auch er tadelt leider die »spätjüdische« und

»persische« Engellehre als »Entartungen«[1]. Da kann ich nur Gegenfragen anmelden. Lukas, der fromme Arzt, nennt den Engel Gabriel zweimal mit Namen. Ist das spätjüdisch, ist das persisch oder babylonisch? Oder dürfen auch wir von Gabriel sinnvoll sprechen, weil er uns wenigstens vor dem Begriff Gottes oder den Gedanken über Gott schützt? Sollen wir die Engel nennen, ausrufen, verschweigen, leugnen?

Ich gebe zu bedenken: Die zwei Zweige der Indoeuropäer: Griechen und Perser, sind bei Marathon, Salamis und Issus wütend aufeinandergeprallt. Die Griechen waren einst auf die Mittelmeer-Götter am Olymp und in Thessalien gestoßen und sie hatten die alten Götter von dort, Demeter, Poseidon, Hades, Persephone, Aphrodite, Apollo unter Zeus und Hera gebeugt. Am Ende hat der indogermanische Wettergott Zeus unter ihnen allen den Vorrang, als Vater der Götter und Menschen, erobert. Aber wir können noch wahrnehmen, daß er nur allmählich über Poseidon aufgestiegen sei[2], daß etwa Demeter und Persephone nur langsam der Juno-Hera gewichen sind. Nachträgliche Erhöhung des Zeus zum Primus inter Pares vielvölkriger Götterermassen war der Weg bis zu Marathon und den Thermopylen und Chaironea[3]. Die Perser haben mit derselben sprachlichen Ausrüstung wie die Hellenen angefangen. Aber Zarathustra hat die 127 Götterpantheone der von den Persern im Sturm überrannten asiatischen Religionen vernichtet. Die Engel Gottes, Ahuramazdas, sind in die Lücke getreten. Es scheint heute Mode, die geniale Entdeckung der Maria Wilkins Smith von den »Aspekten« Ahura Mazdas zu verkleinern, nur weil das Wort »Aspekt« Gottes sich bekritteln läßt.

Wahr bleibt an dieser Frau genialer Entdeckung, daß Zarathu-

---

1 Claus Westermann, Gottes Engel brauchen keine Flügel, 1957. Er spricht leider nur abfällig von der persischen Engellehre.

2 Siehe meinen Artikel »Zeus« im Band 19 der American Peoples Encyclopedia, 1962.

3 Genaueres über die Absorption der Olympier: »Die Vollzahl der Zeiten« 1958 (= Soziologie II) S. 212–265 und S. 461 ff.

stra zwischen uns und unserem Herrn die himmlischen Mächte hin- und hersteigen sah, genau wie unser Herr in der Wüste Engel erblickt hat, die zwischen unserm Vater und ihm hin- und hergingen, oder wie Jakobs Leiter diesen Verkehr versinnbildlicht. Von Gott weiß keiner von uns, ohne dies Hin und Her. Die Missionare, die von einem »Gottesbegriff« zu reden in Mödling sich angewöhnt haben, töten Gott. Nur im Hin und Her werden wir Menschen Menschen. Viele Götter anzurufen und den Engeln Namen zu leihen, ist immerhin wahrhaftiger als von einem Gottesbegriff zu faseln und uns Menschen diesen Begriff handhaben zu lassen. Der Begriff täuscht Gottes Abwesenheit vor; da aber Gott gegenwärtig ist, so kann er uns doch nur segnen, soweit wir aufgeben, uns ihm gegenüber zu wähnen. Im ersten Band habe ich des Prometheus Leidensruf in die Mitte eines Abschnittes gerückt: »Wenn uns Hören und Sehen vergehen.« Im Lichte der Zarathustra Gatha 29 wird der Mangel der griechischen Zeusreligion offenbar: Die Klage des Prometheus wird von dem siegreichen Zeus nicht erhört. Denn der Hauptgott der Griechen muß sich über immer mehr Götter erheben. Er muß sie sich einverleiben. Er muß noch immer stärker werden. Stärke ist des Kroniden, des Titanenbezwingers Merkmal. Dieser seltsame unaufhörliche Erhöhungszwang des Zeus, d.h. des eigentlich indoeuropäischen Gottes, war seit der Einwanderung der kleinen Gruppe von Zeushellenen in längst kultiviertes Tempelland alter Götter der Wahn des griechischen Genius. Dieser Zwang zur Macht nahm dem Hauptgott des Olymp seine Freiheit. Schwach, leise, unscheinbar durfte er nie gedacht werden!

Darum sind in den Gebildeten Europas und Amerikas Zeus und die griechischen Genies heut zum Inbegriff ihres eigenen Hochmutes geworden. Der lebendige Gott stirbt für uns, weil er ja nicht lebendig wäre ohne sein Sterben. Der Tod ist die Station des Lebens, an der sich das Leben bewahrheitet. Zeus kann nie wahr werden. Denn in das Reich Gottes führt uns das liebende Hineinsterben der getrosten Verzichter. Zeus kann nicht ver-

zichten. Aber was wäre das für ein Vater, der nicht aus Liebe verzichten könnte? Zu dieser Selbstaufgabe, zu diesem Gottes gewärtig werden, hat Zarathustra uns den Weg gebahnt, indem jeder Wirkweise Ahuramazdas eine »Empfänglichkeitsweise« auf unserer Seite sich zuwendet. Alles, was wir von Gott erfahren können, spielt doch Duett, Trio, Quartett, weil unser Herz mitspielt, mitsingt, mitklingt. Jenseits dieser Zusammenklänge herrscht allein unsere Unwissenheit. Den sich uns nicht mitteilenden Gott umhüllt kein Begriff, sondern tiefes Dunkel und Schweigen. In Gottes Abwesenheit verkennen wir ihn immer. Statt also Zarathustras Engellehre als persisch und spätjüdisch abzutun, möge der Erzengel Gabriel, dieser Mitteiler Gottes bei Lukas, die Theologen davon abbringen, von einem Begriff Gottes zu reden. Heil Zarathustra! Nieder mit der unbegreiflich begrifflichen Theologie! Gott hat zu uns gesprochen. Wir haben ihn angerufen. So werden wir hervorgerufen; so sind unsere Brüder und Schwestern hervorgerufen worden. Mögen unsere Nachkommen so hervorgerufen werden. Wir begreifen nichts davon. Aber wir bezeugen es, weil wir es erfahren. Es gibt dies Zeugnis in dreierlei Gestalt: als Lobpreis für gestern, als Verzweiflung für heute, als Credo für morgen. Alle drei Zeugnisformen sind aber selber unbegreiflich. Wir werden zu ihnen überwältigt. Sie werden alle drei von dem Alltagsverstand abgeleugnet und widerlegt. Wenn »Das Ich« der Philosophen redlich ist, dann ist es atheistisch; denn es entzieht sich jenem Hin und Her, das allein unsere Stimmen zeugungsfähig macht. Ich habe an einer anderen Stelle ausführlich geschildert, wie die griechische Bildung Zeus leblos gemacht hat[1]. Wer die Götter sehen will, den können sie nicht erhören. Es ist also kein Wunder, daß ganze Völker an Plato, der alles sehen wollte, zugrunde gehen können. Aber es ist ein Wunder, daß der Graezist Nietzsche, als er spürte, Gott sei tot, den ihm unbekannten Zarathustra heraufbeschwor, um sich von Plato und Sokrates zu befreien. Indem

[1] Vollzahl der Zeiten, S. 243.

wir Zarathustras Gottesglauben anerkennen, kommt es zu einer absichtslosen Nietzsche-Ehrung. Denn Nietzsche hat die Götzen der Schule, Plato, Sokrates und Aristoteles, und die durch diese Idealisten entseelte Religion zum Tempel hinausgewettert. Er hat dabei den Sohn des Menschen gelästert. Indessen der Herr über Leben und Tod hat solche ins Leben rufende und peitschende Lästerung ihm von vornherein vergeben.

Auf Nietzsche muß von uns das größte Herrenwort angewendet werden: »Was ihr mir antut, wird euch vergeben werden, wenn es euch in eurem Eifer für den heiligen Geist, wenn es euch in heiligem Eifer entschlüpft.« Feindesliebe ist an unserem Herrn seine zukunftsmächtigste, unbegreiflichste Göttlichkeit. Kraft ihrer wird der Lästerer des Kirchenchristus unter das Kreuz zurückgebracht; Nietzsche wird heimkehren, weil er sich aus immerhin echter Not die Masken des Zarathustra und des Dionysos vorband.

Denn Maskenvorbinden ist in Nietzsches Fall bestimmt ein Akt der Pilgerschaft nach dem lebendigen Gott gegen den toten Gott der »Gebülldeten« gewesen. Welcher Mut, gegen den angebeteten Wagner aufzustehn. Nietzsche hat sich selber verirrt[1]. Uns aber führt die Berührung mit dem wirklichen Zarathustra in eine vertiefte Verbindung mit unserem Schöpfer zurück.

Denn er hat unsere Gottesnähe gesteigert, als er die Weisheit, nicht sein Wort oder seine Macht, zum Hauptnamen Gottes prägte. Gott bei Zarathustra läßt die Parteien reden. Er ist nicht zu stolz, die »Art« zu fragen, wie denn die Schöpfungsordnung für Haustiere zu regeln sei, wie es mit dem Platze des Rindes im Weltganzen stehe. Und er läßt die Kreatur klagen und Zarathustra hervorkommen mit seiner Rolle. Der Herr der Weisheit bleibt also dem aktiven Strom der Rede und dem passiven Empfang durch Hören und Gehorsam überlegen: seine Weisheit verteilt die Rollen und erteilt das Wort. Von dieser Gotteserfahrung des weisen Herrn stammt ab sowohl die Hiobsszene im

[1] »Die Übermacht der Räume, 323–329; Sprache des Menschengeschlechts I, 220 ff.

Alten Testament wie das Vorspiel im Himmel bei Faust. Aber auch die Verflechtung von Wort und Bestimmung und Gehorsam in das von der Weisheit gelenkte Stromnetz und die gesamte Engellehre ergibt sich aus diesem Zusammenhang aller Schaffenskräfte in der Weisheit des Höchsten. Denn die göttliche Weisheit verlangt, daß viele Stimmen laut werden und reden und gehört werden und selber vernehmen. Gott war der große Kapellmeister, bevor es Kapellmeister gegeben hat. Und die himmlischen Heerscharen waren und sind sein Orchester.

Es ist kein geringer Name für unseren Vater im Himmel, wenn wir von ihm sagen: Er läßt uns sprechen. Er läßt uns schweigen. Er läßt uns lauschen. Er läßt uns anrufen. Er gibt uns die Kraft, uns loszusagen. Und da muß wohl eine künftige Engellehre ansetzen. Falls das den Leser verblüfft, so folge er mir in das Reich jener Engel, die auch er seit zweihundert Jahren ernst zu nehmen gelernt hat, in das Reich der Musen.

DIE VOKALE DER MUSEN

1. Homer und Dante

Homer als gestaltende Macht kann nur mit Dante verglichen werden. Denn es gab kein Seelenepos vor Homer, keinen Seelenroman vor Dante. Wer einwirft, es habe doch Lieder von Jason und Hera in Hellas gegeben oder im Abendlande die Lieder von Siegfried oder Gudrun oder Walthari, mißverstünde unseren ersten Satz. Wir wollen nämlich behaupten, daß nur Dante und Homer tabufrei das All der Seele ihrer Zeit zur Sprache bringen. Nur sie umfassen alle Mächte ihrer Zeit. Nur sie sind souverän.
Es war die unbestrittene Meinung des 19. Jahrhunderts, die Ilias sei mit dem Nibelungenlied zu vergleichen. Daran war viel der nationale Ehrgeiz schuld. Aber er doch nicht allein. Die schönste Würdigung des Homer durch einen Germanisten aus der jüngsten Zeit (durch Jan de Vries) steht in einem Bande »Zur Heldensage« von 1961 [1], ohne daß Dante erwähnt würde. Die erst in unserer Ära durchgekämpfte Trennung von Welt und Kirche ist an dieser Verengung des Sinns für Homer schuld. Bei ihm ist Welt der Menschen und Kirche der Seelen noch ein einziges musisches All. Und Homer steht zu seinen Göttern wie Dante zu seinen Päpsten. Dante hat die Kühnheit, sich von dem kirchlichen Absolutismus dadurch zu befreien, daß ihn der letzte Erbe Homers, daß ihn Vergil geleitet. Er, Dante selber, durchschreitet, mündig geworden, Fegfeuer und Himmel so gut wie Hölle. Der Dante der Divina Commedia hat erst ganz mittels seiner Verbannung Florenz erzeugt. Denn Florenz hat ihn zwar einst verbannt, aber ehrt sich selber seit 600 Jahren durch die öffentliche Lectura Dantes. Jeder Italiener weiß, daß Dante bei der Geburt

[1] Her. von Karl Hauck.

der Nation »Italien« Pate gestanden hat. Mag er an Fürstenhöfen wie bei den Scaligern von Verona oder in Ravenna habe singen müssen, so war er deswegen so wenig ein Fürstendiener wie Themistokles. Die unübersehbare Fülle der italienischen Freistaaten hat sich an Dante Stolz und Mut getrunken. Der Blick auf Dante korrigiert unser Verständnis für Homer. Er gewinnt eine vom Nibelungenlied weit abstehende Hoheit. Und wenn der Sänger vielleicht am Hof der Aineiaden hat singen müssen – für die ja eine feine Huldigung in der Ilias steht –, so ist er damit längst nicht als Höfling kastriert. Die Erschütterung in Krieg und Heimkehr, die erstmals in diesem Sänger Wort wurde, hat – Wort geworden – Humanität zwischen Freund und Feind, zwischen Weib und Mann durch den Archipelagus des Mittelmeers getragen. Dank Homer sind die Griechen nicht Phönizier oder Punier geblieben, sind seine Lieder nicht Schiffermärchen oder Skaldensagas. Letztere sind nur Homers Hintergrund.

Wir mögen das, was Homers Schaffen vorauslag, durch einen Vergleich mit den Chansons de Geste ahnen[1], oder wir mögen mit dem alten Notker Teutonicus die Schiffer von Sidon und Tyrus mit Liedern für ihren Herakles, den Melquart, ausstatten. All das ist nicht zu bestreiten. Aber noch wissen wir nichts darüber. Und wie schon Eduard Meyer unmutig ausgerufen hat, das Original hört nicht auf Original zu sein, wenn man von ihm nach rückwärts flieht. Moses wird mit nichten durch seinen angeblich so einflußreichen Schwiegervater erklärbarer. Das 24. Buch der Ilias ist nie vorher gesungen worden; eben deshalb hat der bloße Philologe es als unecht abgesetzt. Es ist nicht etwa kühn, sondern nur redlich, wenn wir dem Sänger dieses Sanges seine Ehre wiedergeben und die unerhörte Leistung beider Epen, der Ilias wie der Odyssee, rühmen. Mit serbischen Volksliedern oder mit dem Rigveda hat keines der beiden zu tun. Man hat sie

[1] Henrik Schueck, Les Origines des Chansons de Geste, Neuphilol. Mitteilungen, Helsingfors 1915.

zusammen mit diesen für ihre Gedächtnisleistung studiert. Wir werden auf diesen Blättern erweisen, daß Homer sich von der Gedächtnisanstrengung dank der Musen befreit hat, und daß wohl gerade durch diese Befreiung er hat Homer werden dürfen, der Sänger, dank dessen im Verlaufe seines Sangs, einmal Feind und Feind, das anderemal der Mann und sein Weib in einander Einblick gewonnen haben mittels der Wandlung durch das Wort. Erst Homer hat die inneren Kämpfe, die innerhalb der Trojaner, innerhalb der Griechen wüteten, zur Sprache gebracht.

Was also Homer zum Nähr- und Ziehvater der Griechen erhebt, liegt jenseits des »Schiffermärchens« der Kirchhoff und Willamowitz. Um dies Kapitel zu entlasten, verweise ich für einen Teil des Beweises auf die genaue Analyse des 24. Buches der Ilias, die ich vor sechs Jahren in der »Vollzahl der Zeiten« gegeben habe. Hier erinnere ich nur kurz daran, daß lange die These galt, das 24. Buch der Ilias sei unecht, weil sich da Priamos, Hektors Vater, und Achilleus staunend als »Menschen« zu erblicken lernen, und miteinander – die »Todfeinde« – flennen. Die urkomische Forderung einer Verfälschung des Schlusses wurde lange offiziell gelehrt.

Homer und Bibel hatten eben nach 1789 dasselbe Schicksal. Die Philologen glaubten, *über* sie zu arbeiten zu sollen. Und leider lag in dem Wörtchen »über« das Verbot, zu den Texten aufzusehen; man blickte also auf sie hinunter, und zwar nolens volens, das heißt so, als sei das eine heilige Pflicht. Von dieser heiligen Pflicht, Adel und Kirche abzuschaffen, ging man seit 1789 aus. Und von dieser unleugbar großartigen Redlichkeit ist Julius Wellhausen, der Kritiker der Bibel, ein sprechendes Beispiel gewesen. Aber wer *über* Texte arbeitet, statt sich von ihnen über sich selber erheben zu lassen, schleudert unweigerlich seinen Text um eine ganze Weltperiode vor sich und den eigenen Geist zurück. Er glaubt, naiv und ungefährdet, *hinter oder nach* ihm zu denken. Wie irrig! Der Urheber einer noch nie dagewesenen Poesie, Homer, wurde ohne weiteres, d.h. ohne jeden Beweis,

durch seelisch verrohte Kritiker in eben die Vorzeit zurückgeschleudert, aus der uns gerade sein erlösendes Wort herausreißt, heraussingt, herausführen kann, *wenn wir auf ihn hören, als hörten wir ihn zum ersten Male.* Aber seine Ausleger glaubten fest, *nach* ihm und daher *über* ihn hinaus zu leben. Sie waren aber sehr bald primitiver als ihr Text. Lernen wir lieber von Homer, wie er die Hitler seiner Zeit überwand.

Homers Epen ziehen den künftigen Polites der Poleis aus der sakralen Sphäre seines Ortsheiligtums in die allen 250 Poleis gemeinsame Sangeswelt der Musen des olympischen Zeus hinüber. Wenn Dante die Bürger der italienischen »Polis« der sakralen Polis des Papsttums entzieht und seine Hörer zu Italienern macht, weil sie auf ihn, Dante, hören, so beruft er sich dabei auf Vergil. Wer aber ist Vergil? Der letzte Nachfahre des Homeros. Wie Dantes Lippen von Vergil gelöst werden, so daß er in die Hölle zum ersten Male den Logos tragen darf, so küssen die Musen Vergils Vorfahren, den Homer, so daß er von den Göttern und Menschen souverän singt. Herodot geht soweit, zu sagen, Homer habe den Griechen ihre Götter gegeben. Die Lage wird genauer bezeichnet, wenn wir finden, daß der olympische Zeus sich schon bei Homer von seinen Mädchen, den Musen, auf den Peloponnes geleiten läßt. Ihr Sang ist also des Olympiers Missionierungsweise. Italien stammte aus Dante, Hellas aus Homer. Dantes Protest ist dem Auszug der Päpste aus Rom nach Avignon und der Entmachtung des Kaisertums deutscher Cäsaren gleichzeitig. So kam sein Singen einer dritten Macht, der künftigen italienischen Nation zugute.

Homers Dichtung kommt gegen das Ende der Zeuskönige und hat mehr als 250 Kleinstaaten erlaubt, in die Lichtwelt der Heroen, der Hera und des Herakles – das heißt des Stadtheros, »der die Hera berühmt macht[1]« – und des Jason nachzurücken.

Dies Nachrücken wird vom Staatsrecht im Erbfolgewesen ge-

[1] Hiervon handelt meine »Vollzahl der Zeiten« = Soziologie II, S. 202 ff., gegen Kretschmer in Glotta 8 (1917), S. 121 ff.

regelt. Die Kirche hat als parallele, geistliche Nachfolge die apostolische Sukzession ausgebildet. Aber weder die leibliche Sukzession eines Erben noch die apostolische Sukzession in geistliche Ämter erfaßt das ordnende Zeitfolgeprinzip der griechischen Musen. Die Hellenen erfreuten sich einer dritten Art der Sukzession, nämlich der musischen Sukzession. Dank der Rezitationen des Homer an den Stätten, die »der Griechen Stämme froh vereint«, entsteht eine *musische Sukzession.* Das Wort Erbfolge, Sukzession, ist ernst zu nehmen. Es ist unerhört. Ein Philologe hat das so ausgedrückt: »So ist die Bedeutung der homerischen Sprache für die Ausbildung der späteren Hauptformen der Prosa, die Sprache der Gesetze und der Staatsordnung an zahlreichen Beispielen veranschaulicht worden. Homer spielt in dieser Hinsicht für das Griechische eine ähnliche Rolle wie für das Altindische die vedische Literatur, für manche Kultursprachen die verschiedenen Bibel-Übersetzungen... Man muß das einzigartige Schicksal würdigen, daß der hochverehrte Text, der die Griechen in Schule und Leben durch die Jahrhunderte begleitete, in dem sie sich selbst wiederfanden und an dem sie ihre sprachliche und geistige Schulung begannen, nicht ein religiöser Text war; mit der geistigen Freiheit konnte sich so bei ihnen das Vertrauen auf die Kraft des eigenen Denkens ungehemmter entfalten.« [1]

Nicht der Ritus ihrer Stammeskulte hat also die Griechen zu Griechen geadelt, sondern die Gesänge der Heimkehrer von ihren Fahrten im Archipelagos, was in meinem Bande »Die Vollzahl der Zeiten« so ausführlich dargetan ist, daß ich hier mich nicht wiederholen will. Aber in einem Werke über die artikulierte Sprache darf ich an einer Sache nicht vorbeischlüpfen, an der Streitfrage, was die Griechen meinten, wenn sie zwischen die stumme Natur und die Seligen, todesfreien Götter die Menschen als »Meropes Brotoi« stellten. Die älteste Erklärung dafür geht nämlich darauf, es heiße das »die artikuliert sprechenden

[1] Manu Leumann, Homerische Wörter 1950, S. 329.

Sterblichen«.[1] Diese große Wahrheit hat man verschüttet. Einer glaubenslosen Zeit schien das wohl zu wahr, zu großartig. Ist das aber wahr, so hätten die Griechen am schärfsten uns Menschen auf das »Artikulieren« festgelegt! Die Götter sprechen durch Gestalten, die Tiere durch Laute. Wir aber gliedern die Laute zu Wortgestalten, Satzgestalten, sogar zu Gesangs- und Buchgestalten, zu Gesetzen und Gebeten usw. In dem Worte »Meropes« wäre also der Logos mindestens als unsere aktive Leistung richtig hervorgehoben. »Meropes« als die gegliedert Sprechenden stimmt auch zu der Tatsache, daß durch die ganze antike Zeit hindurch die Vokabel meros nicht etwa nur den Teil eines Dinges bedeutet hat, sondern ebensosehr den Redeteil: Das Verbum »merizein« hieß »die Rede gliedern«, hieß also auch: artikulieren!

Diesen Tatsachen hat die modernste Philologie sich versperrt. Weshalb einfach erklären, wenn man es kompliziert machen kann? Der sogar von Wilamowitz-Möllendorf schon vor 60 Jahren abgeschüttelte Nicolai des 20. Jahrhunderts, Nikolaus Wecklein, hat in der Münchener Akademie 1911 (Sitz. Ber. Nr. 3, S. 39f.) in das Wort meropes »sorgenvoll blickend« hineingelesen. Das erinnert an Friederike Kempner. Leumann nennt merops unerklärlich. Die Silbe »ops« bietet eben die Zweideutigkeit, daß sie von »Blick« und von »Stimme« abgeleitet werden kann. Aber im Zweifel gilt die Gleichung ops = vox als die später verschollene und gerade darum als die zuerst heranzuziehende. »Merops« stellt den Menschen genau zwischen die unartikulierte Natur und die unsterblichen Götter. Die »ambrotoi«, die todesfreien Götter, erkennt also in der alten von uns erneuerten Deutung der Grieche demütig an, von Homer bis zu Virgil; und diese Frömmigkeit prägt noch bei Horaz den hinreißenden Satz: »Dis te minorem quod geris imperas.« (Carmina III, 6.) Wir wüßten es nicht frömmer zu sagen: »Nur wer sich für geringer hält als die Götter, darf gebieten, darf herrschen.« Dem

[1] Vgl. auch Dionysius Thrax, ed. Uhlig 1883, S. 454.

kann man nicht durch die Kunstgriffe ausweichen, das »unerklärliche« merops und Brotoi für ein und dasselbe zu erklären[1]. Auch das Bemühen, uns Menschen aus der Mitte zwischen der toten Welt und den unsterblichen Göttern zu entwurzeln, verstößt gegen jedermanns tägliche Erfahrung[2].

»Wir«, welchen die Muse singen und sagen soll, so glaubt jeder hörfähige Zuhörer, hören auf, taube Individuen oder ein zusammengezähltes Ährenfeld der Menschenrasse zu bilden. Denn wir, des Sängers Hörer, werden in seinem Sange zu Weitersingern einer notwendigen Gliederbildung, einer Artikulierung des Menschengeschlechts. Die artikulierende Sprache artikuliert ihre Sprecher und Hörer zu Amtsträgern. So haben es die Inder, die Juden, die Christen, die Irokesen, die Pharaonen, so hat es Zarathustra gewußt. Wir inkarnieren, sobald wir sprechen und hören, zu etwas, was über das Lebensalter und den abgeschnittenen Sexus hinaufreicht in das Ämterreich eines Klerus des Worts. Jeder demütig gesungene und gläubig erlauschte Satz versetzt uns, Sprecher oder Hörer, Einzelsänger oder Chor, in einen nur im Wort gründenden Zustand. Und dieser Zustand ist der einer im Bereich der Natur nicht existierenden Amtsperson. »So des Sängers Sang aus dem Innern schallt und wecket der dunklen Töne Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.« Die Gliederung der Sätze weist jedem von uns nicht etwa nur einen Platz im Satzbau zu, sondern auch im Hofstaat, bei den Schiffen der Griechen, oder heutzutage im Betrieb, auf der Straße oder im Haushalt. Der Gesellschaftskörper ist eine schallbegründete Ordnung leibhafter Art. Denn unsere namentliche Ernennung zu Meister und Knecht, zu Mutter und Tochter, zu Freund oder Feind läßt Homer seine Hörer noch einmal und verstärkt durchleben, daß er, der Musenhörige, uns mit dem

---

[1] Diese köstliche Vereinfachung ist Walter Leafs Lösung, zu Ilias Sigma 288. Sie stammt schon aus dem Altertum.

[2] Sie wird verfochten nach Nikolaus Wecklein auch von der Linguistik bei Fick, Bechtel, Walde und Pokorny, aber bei allen ohne jeden Beweis. Siehe Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen II, 1927, S. 690.

Wörtchen »Uns« zu seinen Mithörern, zu der Muse Mithörigen begeistert.

Bei solch überwältigender Leistung dürfen wir in der Selbstbezeichnung der Hellenen als »Meropes Brotoi« das beste Wissen der Griechen über unseren Platz im singenden und klingenden Universum vermuten. Manu Leumann haben wir schon dafür zitiert, daß keine heiligen Schriften, sondern Homer das Volk der Hellenen gebildet habe. Denn an ihm lernten sie, sich zum Kampf der Wagen und Gesänge froh zu vereinen. Homer: das ist das Epos. Und was besagt dies Wort Epos? Genau die Wurzel, die in Epos steckt, steckt in den Endsilben des Wortes Meropes. Es ist das Wort, das lateinisch vox, voc- geworden ist. Stimmhaft gegliedert sind wir Sterblichen. Sterblich wie die Tiere sind wir, aber sprechen und hören dürfen wir wie die Götter. Seit Homer glauben wir das alle[1]. Unserer Namen Himmelreich ist seit Homer das von Goethe im Diwan endgültig einbekannte:

> Mit den Trefflichsten zusammen
> wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
> Daß mein Nam' in Liebesflammen
> von den schönsten Herzen prangt.

II. Die Schrift der Musen

Die Homerische Frage hat einen Aion lang – von 1795–1930, von Wolf bis Wilamowitz – die Frage nach dem Dichter bedeutet. Denn Individuum und Volk, Person und Masse traten in diesem Weltalter auseinander. Der »Persönlichkeitskult« – nicht zufällig benutzt Kruschtschew dieses Schlagwort gegen Stalin; es ist ein Scheltname, der Stalin in den bürgerlichen Persönlichkeitenaion

---

[1] Im ersten Bande trifft sich unser Kapitel »Das Haupt beim Sprechen« mit dieser Auslegung. »Weitersager Mensch« schien eine zu einfache Benennung während des zoologischen Jahrhunderts, von Wolfs Geheul bis zu Goebbels' Gebell. Deshalb wird Joh. 8, 26 bis heut falsch übersetzt.

zurückstößt! – hat die Homerische Frage gefragt. Wir aber leben in einer anderen Zeit. Denn wir sind vom Sprachschwund bedroht. Die Schrift ist so massenhaft – in Reklame, Zeitung, Propaganda, Brief und Schulheft –, daß sie schier die Norm ist; hingegen schrumpft die Welt der Mündlichkeit. Die meisten Redner reden bloß Schriftdeutsch. Ihre Reden sind Schreiben. So wollen wir bei Homer in die Schule gehen, um zu erfahren, was es denn mit dem Epos auf sich hat. Die Homerische Frage sei uns die Frage nach dem Leib des Gedichts. War das leibhaftige homerische Epos ein mündliches oder ein schriftliches Denkmal? Die Volksliedfanatiker zerlegten es in Lieder, damit es mündlich gewesen sei. Die Einheitsverfechter mußten unter Beweis stellen, daß ein so ungeheuer langes Werk um 750 vor Christi Geburt schon habe aufgeschrieben werden können.[1]

Beide Lösungen gehen an der Frage der »Schrift« und ihres Verhältnisses zur mündlichen Sprache vorbei. Sie fragen nicht nach der Neugeburt des Wortes »Epos«, als eines Mund und Schriftrolle zusammenfassenden Begriffs. Zwischen 1517 und 1945 haben die Theologen um das Schriftprinzip für die Bibel gerungen; aber für die Hellenen hat kein einziger Philologe ein Rätsel in der Schriftlichkeit ihrer Literatur, und der Inschriftslosigkeit ihrer Göttertempel gesehen. Dennoch ist hier ein ungeheueres Rätsel. Alle Tempel vorgriechischer Reiche waren beschriftet und die Wahrheit der Tempel kündete der Wandbehang in feierlicher und unauslöschlicher Unsterblichkeit. Die mündliche Rede blieb sterblich in Babylon oder Ägypten. Hingegen die schriftlichen Hieroglyphen oder Keile blieben für immer Todes enthoben, unsterblich. Erst die Auferstehung des Gekreuzigten, d. h. des leibhaftigen Wortes Gottes hat uns erlaubt, die Tempel der Isis, des Marduk, des Shiwa, des chinesischen Himmels zu schließen. Denn seitdem erst wissen wir, wie sehr der Tod ins

[1] Der Gegensatz durchzieht die gesamte Literatur. Ich gebe zwei Beispiele: John Forsdyke schreibt 1956 in »Greek before Homer«, S. 18: »Homer must be connected with the invention of writing« O. S. Kirk, »The Songs of Homer« 1962, S. 98 ff., schreibt, Homer habe nichts mit der Schrift zu schaffen.

Leben gehört, und wie deshalb die steinernen Ewigkeiten der Inschriften unfruchtbare Ewigkeiten sind.

Den Griechen ist durch eine Wiedergeburt ihrer Schrift eine Auferstehung widerfahren, dank derer sie nicht in Hieroglyphen ihr Heil zu suchen brauchten, sondern in der Vergänglichkeit einer »Literatur«. Sie haben ja diese Vorstellung, es brauche ein Volk eine Literatur, damit es ein Volk werde, in unsere Welt gebracht. Von dem Barbaren hieß es, er könne weder die Buchstaben noch könne er schwimmen. Lesen und Schreiben waren Kennzeichen des freien Mannes. Aber der Sinn dieser »Literatur«, der inspirierten Schrift, pflanzt sich der Bibel gegenüber als ein zweites Schriftprinzip auf. Und unser Jahrhundert, in dem das Wort und die Schrift, beide, tödlich krank liegen, wird wie Amfortas nur genesen, falls Athen und Jerusalem in unserem künftigen Schriftprinzip ausgesöhnt werden können. Welches also ist das hellenische Schriftprinzip dank oder seit Homer?

Die Griechen haben schon um 1200 vor Christus sich fremder, kretischer Schriftzeichen bedient, die kein Alphabet, sondern ein Syllabar waren, eine Summe von vornehmlich Silbenzeichen. Wir finden, daß sie diese Schrift im Alltag der Wirtschaft verwendet haben als nützlichen Geschäftsbehelf. Der geniale Ventris hat sie entziffert. Sie haben nicht ewige Sternumläufe in den Stein gemeißelt. Die Himmel wurden also nicht auf die Erde durch Inschriften niedergebracht. Und doch war einst die Schrift um des Himmels willen unvermeidlich geworden. Denn nur am Himmel sehen die Menschen verschiedener Breitengrade, verschiedener Längengrade ein und dasselbe Bild: Sonne, Mond und Sterne. Zur Vereinigung der Weltzeiten und der Welträume wurde also geschrieben jahrtausendelang, bevor solche Vereinigung auf Erden erreichbar war, damit der Himmel einmütig den Siedlern in Süd und Nord, Ost und West dasselbe Weltbild vorschrieb. »Vorschriften und Vereinigungen der Lande« heißen daher die Hieroglyphen, die Steinschriften, die zur zerstreuten Ländermasse die Einheit des Himmels hinunter tragen. Zwangsgewalt hatte diese Schrift, weil sie zahllose Bo-

denfetzen im Spiegelbilde der soviel einheitlicheren Himmelswelt einte. Die Astrologie war also die Politik dieser Schrift. Zarathustra, der Anrufer des Einzigen Gottes, hat nicht zu schreiben getrachtet!

Die Hellenen auf ihren Hunderten von Inseln und Bodenfetzen sind wie die Perser der Einigung durch Priestervorschriften entgangen. Aber Vereinigung haben sie trotzdem erstrebt und erlangt. Zum Krieg gegen Troja waren oder wurden sie »froh vereint«. Und wer einte sie im Frieden? Der Leser weiß schon die Antwort: Homer und seine Nachfolger in der Literatur. Dieses einfachste – denn diese Antwort weiß jeder Gymnasiast zu geben – ist aber auch sehr wunderbar. Denn nach der Aufgabe der minoischen Silbenschrift haben die Hellenen drei Jahrhunderte später zum zweiten Male eine fremde Schrift sich geholt, die phönizische. Aber bei zweiten Rezeptionen dürfen die Mängel der ersten ausheilen. Und so ist es geschehen. In der ersten Schriftthereinnahme scheinen die Griechen das priesterliche Erbe verewigender Inschriften für ihre täglichen Geschäfte verkürzt zu haben. In der zweiten Schriftthereinnahme, der des Kadmus, verfuhren sie umgekehrt. Zwar für den Geschäftsverkehr hätte auch die zweite Schriftthereinnahme, die von den Phöniziern, die Schrift selber unverändert lassen können. Aber nun war man seßhaft in zahllosen Kolonien, Inseln und Halbinseln. Feste sollten die gemeinsame Geschichte festhalten, Feste für weite Landschaften. Wie übertönte man die örtlichen Bardensänge? Bei Homer selber steht das; es ist aber für unbedeutend gehalten worden. Homer sagt, Thamyris sei dem Gesang der olympischen Musen zum Opfer gefallen. Sie hätten ihn geblendet. »Thamyris« aber ist der Name für die rein örtliche Versammlung, sei es auf dem Peloponnes, sei es sonst bei einem bloßen Clan. Olympia ist diesem lokalen Thamyrisritual zum Trotz gegründet worden, um die Einheit vom Hohen Olymp im Norden bis in den Peloponnes zu tragen. Der Name »Olympia« wird der universale Name, der den Ortssang übertönen soll! Wer also brachte die Einheit? Das Epos der Musen. Das Leben von Hellas, der

Sang von allen die Olympier anrufenden Gruppen, trat zwischen Ortsgemeinde und einzelne Landschaft einerseits, das Wirken der hohen Götter in ihren Heiligtümern andererseits; das Epos wurde eine maßgebende Macht. Wo wir von öffentlicher Meinung, von Literatur, von Kunst und Wissenschaft, von Bildung und Kultur reden, da steht Homer. Seine Macht war nicht sakral oder kultisch, aber sie war auch nicht privat; sie war vielmehr etwas Drittes, gleich enthoben der Willkür des Thamyris und der Lokalphilister wie der unverrückbaren Religion. Sie begeisterte ein um das Epos der Olympier-Gläubigen sich scharendes »Publikum«. Die zweite Hereinnahme der Schrift nach 800 vor Christus trug dieser Mittelhöhe eines gemeinsamen und umfassenden und doch nicht priesterlichen Geisteslebens Rechnung. Denn ohne eine Änderung des phönizischen Schriftwesens hätte es der Griechen Stämme nicht »froh vereinen« können. Die vorgriechische Welt schrieb die Vokale nicht. Den astrologischen Himmelsvorschriften geschah von daher kein Abbruch. Aber ein Epos lebt von Vokalen, weil von ihrer Länge oder Kürze der Rhythmus des Vortrags abhängt! Kurzes O und langes O, Omikron und Omega, Epsilon und Eta, die Diphthonge ou und oi und au konnten die Phönizier nicht schreiben; aber die Helenen hätten kein politisches Interesse an ihrer Schrift gehabt, hätte nicht die Länge und Kürze in ihr ausgedrückt werden können. Dem Vortrage des Epos zuliebe wurde die griechische Schrift die erste Schrift, die den Vokalen Raum gab; ja, nicht genug damit, die sogar am Ende diesen vorher übersehenen Lauten den Vorrang vor den Konsonanten einräumte. Aber praktisch gesprochen war es der Sang der Rhapsoden, um dessen Willen die Vokale wegen ihrer verschiedenen Versansprüche unterschieden werden mußten. Auf »musisch« konnte man a, e, i, o, u, au, eu, ei, oi schreiben und bald sogar langes E und langes O von kurzem E und kurzem O unterscheiden. Man fand für die Buchstaben, die jeder nur einen einzigen Laut verkörperten, zum ersten Male Namen und befand sich mit dieser Namengebung innerhalb einer neuen Sphäre. Wir nennen diese Sphäre heut die

geistige oder die intellektuelle Sphäre. Auch das Wort »Kultur« wird unfehlbar herangeschleppt, mit dem sich die Deutschen gegen Amerikaner heut Mut zuzufächeln pflegen. Immer handelt es sich da um ein mittleres zwischen Leib und Gott, zwischen Erde und Himmel schwebendes Gedankengut. Die griechische Schrift hat niemals an der priesterlich-sakralen Heiligkeit teilgenommen; sie war aber immer mehr als ein weltliches Geschäft der Privatleute. Dank der Schreibkunst teilte jedermann eine Mitgliedschaft in einer höheren, aber nicht in der höchsten Welt. Als die Vokale neben die Wortwurzelzeichen der priesterlichen Tempelinschriften traten, trennten sich die Musen von den Göttern, die Sänger von den Priestern, das Gedicht von der Liturgie, die Liturgie vom Zeitgeschmack. Obgleich außerhalb der Götterliturgie, steigt das musische Epos hoch über den Reihentanz und das Klatschen und Jauchzen der unartikulierten Barbaren. Das griechische Epos wird geschrieben, kann geschrieben werden mit der klaren Artikulation der Längen und Kürzen. Und so kann der Hexameter des Epos überallhin dringen. In der erfundenen Gestalt des Musaios trifft sich dieses Doppelspiel; von Musaios behauptet die Legende, er habe das Alphabet einerseits, den Hexameter andererseits erfunden. Und den eigenen Namen Musaios trägt er von den Musen.[1] Da vereinigt sich also in einer offenbar erfundenen Gestalt, was die Griechen zu einer Sondergestalt weltlicher Kultur prägt.

Die griechische Schrift hat die 22 Buchstaben des phönizischen Alphabets übernommen und die Hellenen haben hinter das »T«, das letzte Zeichen der Semiten, weitere Zeichen angefügt, so daß sie mit dem Omega endeten. Das weiß jedes Kind, weil deshalb aus dem Wort des Jesaias, Gott sei der Erste und der Letzte, der Evangelist Johannes machen konnte: er sei das A und das O.[2] Also weiß noch heut das Volk bei uns, daß um Christi Ge-

[1] Diels, Vorsokratiker, Band II, S. 67.

[2] Siehe Nestle, Philologus 1911 und Kittel, Theologisches Wörterbuch, Band I, S. 1 ff.

burt A der erste und O der letzte Buchstabe des griechischen Alphabets war? Bei den Hebräern aber waren und sind A und T die Grenzbuchstaben der Elementenreihe, der Stoicheia, wie sie auf griechisch hießen.

Nun ist es sehr schwer, einem heutigen Publikum zu beweisen, daß die Griechen nicht nur ein phönizisches Alphabet mit den Vokalen a, i, o, e, u, oi, eu, au angereichert haben. Da kein Volk vorher die Vokale schrieb, so wäre das an sich schon Grund zur Verwunderung und Bewunderung oder besser zu einer Ahnung, daß sich eben damit das Verhältnis eines Volkes zum Schreiben ändern mußte. Plato selber hat im Kratylos gestutzt (393 d) und er weist darauf hin, daß e, o und u einheimische Namen trügen zum Unterschied von den anderen Buchstaben. Es sind aber seltsamerweise die moderne Philologie und die Sprachwissenschaft selber daran schuld, daß sich niemand auf die griechische Schrift einen besonderen Vers macht. Die heutige Phonetik geht nämlich bei der Analyse der Laute so vor, daß sie wie selbstverständlich von den Vokalen anhebt und von da zu den Liquiden und den Konsonanten weitergeht. Dadurch kommt es, daß wir alle dies Vorgehen für das einzig wahre halten. Aber damit steht es so wie mit dem Schritt von Ptolemaeus zu Kopernikus. Wer erst mit den Vokalen, dann mit den Konsonanten hantiert, der denkt nie daran, daß dies Verfahren ganz spät und ganz künstlich sei. Vokale bringt auch das Tier hervor, Vokale wurden bis Hellas nirgends geschrieben. Infolgedessen war es vor Homer unvorstellbar, die anderen Laute zu bloßen »Mitlautern« zu degradieren. Sie waren doch die Hauptsache!

Ja, es gab vor den Griechen kein Wort für den einzelnen Laut! Dennoch aber redet jeder heute von Vokalen und Mitlautern; denn das — »Mit-lauter« — bedeutet das lateinische Wort »Konsonant«. Konsonant wiederum ist eine Übersetzung des griechischen »Symphonos«. Seltsam genug: jeder kennt das Fremdwort Symphonie. Aber wer weiß denn, daß Symphonos das Urwort für die Mitlauter der Vokale, für die Konsonanten ist? Die vorgriechische Welt hatte keinen Namen für die Vokale und so

konnte sie nicht daran denken, die konsonantischen Buchstaben als Mitlauterzeichen anzusprechen. Was wir nämlich nicht benennen, das kennen wir nicht. Nun aber traten dank der neuen Buchstaben lang e und o der griechischen Schuljugend die Selbstlauter, die Vokale, als die Tönenden, die Mitlauter hingegen, die Konsonanten, nur als Mittöner in der Klasse vor Augen[1]; damit trat sie aus der bisherigen Geschichte der Schrift in Vorderasien aus und verbündete sich mit der außermenschlichen, der geschichtslosen Natur der Klänge. Dies ist in allem und jedem der Weg des Epos und in meiner »Vollzahl der Zeiten« stehen viele andere Belege für diesen Weg der Hellenen. Hellas hat also nicht nur die Vokale erfunden. Es hat sie auch als die Hauptsache ins Zentrum ihrer Buchstabennamen gerückt und die von den Altvorderen übernommenen Konsonanten zu Tönen zweiten Ranges umgenannt. Damit haben die Griechen indirekt, aber deutlich ausgesprochen, daß ihre Schrift auf die Vokale aufbaue. Insofern haben die Vokale ein Recht darauf, auch vor uns als die Geschöpfe zu gelten, denen wir den Homer verdanken. Denn vor Homer galten sie nichts und hatten weder Gestalt noch Namen. Auf Delos, in Olympia, in Athen und wo nicht noch, ist Homer an den großen Festen rezitiert worden. Anscheinend waren die sogenannten homerischen Hymnen das Bindeglied zwischen dem Epos und der lokalen Kultordnung. Indem ein Hymnos den in Delos verehrten Apollo zum Beispiel feierte, führte er das Epos aufs beste in das örtliche Leben ein und setzte das panhellenische Epos in Einklang mit der Ortsüberlieferung. Aber so sehr dies längst gesehen wird, so seltsam trennt die philologische Literatur den Einfluß des Homer von der Verbreitung der Schrift. Zum Beispiel weist Leuman darauf hin, daß Homer die Sprachen von Sparta, von Kreta, von Athen, in ihren wich-

---

[1] Hierzu Plato, Sophist, S. 253 a, wo die Vokale als die tönenden Buchstaben erscheinen, und die Konsonanten als die durch die Vokale miteinander Verbundenen. Schon bei Homer, Odyssee 9, S. 458, steht für »stimmhaft« »potiphoneis«, und es ist lustig zu denken, daß die Attiker aus Homer ihr Wort für »Vokal« entnommen haben; so Leumann, Hom. Wörter 300.

tigsten Worten bereichert hat und trennt dennoch diesen homerischen Einfluß von riesigem und ihm selber unerwarteten Ausmaß von jeder Erörterung der Schrift. Dabei steht bei ihm ohne jeden Zusammenhang mit dem Epos auf Seite 277: »Um auch an das Wandern von Wörtern und Sachen zu erinnern, so sind mit der Schrift die Ausdrücke für Schreiben und Lesen, graphein, grammata, und anagignoskein, ananemesthai, als Kulturlehnwörter von Dialektgebiet zu Dialektgebiet durch ganz Griechenland gewandert. Wenn sogar ›diese‹ nachhomerischen Wörter zu allen Griechen sich verbreiten, so ist auch bei homerischen Wörtern die Möglichkeit dazu gegeben«. Leumann hat natürlich recht, daß im Text des Homer weder das Lesen noch das Schreiben auf Papier genannt werden. Graphein heißt da beinschriften. Aber was nicht im Gedicht drin steht, das kann sehr wohl beim Dichten bereits gewirkt haben. Liest man die deutsche Klassik, so wird auch da immer nur von dem Sänger geredet, dessen Sang aus dem Innern schallt. Aber Tinte und Druckerschwärze herrschten trotzdem längst auf Klopstocks und Uhlands Schreibtisch. Daher ist die Übereinstimmung der Worte für die schwarze Kunst in ganz Griechenland der schlichteste Beleg für unsere Zusammenziehung von Homer und Schriftlichwerden. Mit Homer kam die Schriftsprache; mit der Schriftsprache kam Homer.

Die olympischen und verwandten Spiele, die vokalischen Schriftzeichen und das Epos, sie haben den Himmel Homers und die Sonne Homers geschaffen, den Himmel, aus dem weder Sonne noch Mond noch Sterne uns Vorschriften machen. Vielmehr modulierten Diphthonge, lange und kurze Vokale hier ein Gedicht, so daß es transportfähig wurde wie ein Schiff, das nun Hellas umkreiste. Thamyris ist der Barde der ortsgebundenen Dialektgemeinde. Die olympischen Musen, wolle doch der Leser an den Olymp und Olympia denken, an Delos und Delphi, damit ihn ergreife, mit welcher Inbrunst in Hellas die unzähligen Siedlungen von einem Tonhimmel überwölbt und bestimmt blieben.

Die Chinesen erwarben 1000 vor Christi Geburt eine kaiserpäpstliche Schrift, in der der Himmel und Sohn des Himmels miteinander verkehren; diese Schrift wird aber in jeder Provinz Chinas anders ausgesprochen. Der sakrale Rang der chinesischen Schrift wurde in Hellas preisgegeben. Die alphabetische Schrift stieß bis dicht an das Ohr der Lautleser und Hörer heran. So wurde sie nicht vulgär, blieb aber auch nicht sakral. Weil sie der Abspaltung des sichtbaren Zeichens für Ewiges von der mündlichen Aussprache entging, wurden die Insassen, die Bewohnerinnen des homerischen Musentempels mit vollem Recht *Halb*-Göttinnen. Der Kult der Musen setzt also die »Meropes Brotoi« in die genaue Mitte zwischen den Unsterblichen und den sterblich Inartikulierten. Die Musen sind genau dies Mittlere einer tönenden Schrift, einer geschriebenen und dennoch klingenden Welt. In den neun Musen trafen sich Stimme und Auge wie nie zuvor. Ihre Namen will ich nicht aufzählen; denn da müßte ich jede rühmen und des Rühmens wäre kein Ende. Möge jeder Leser mindestens eine in sich wach rufen. Staunend wird er die Präzision wahrnehmen, mit der alle stimmhafte Literatur da berufen worden ist. Auch die Grammatik selber ist in Griechenland entstanden, um Gedichte zu verstehen, nicht also um Liturgien oder Gesetze herum: »Von alters her hieß die ›Grammatike‹ das Beurteilen der Gedichte«.[1]

Seit Homer lebt Literatur als ein Halbwesen, nämlich halbwegs zwischen Kult und privatem Dasein. Nun erinnere sich der Leser, daß wir in diesem Werk von Anfang an (I, 48 ff.) immer drei Ebenen unterscheiden, nämlich Namen, Worte und Zahlen. Hier hilft uns das. Denn Homer singt, wie Namen sich wandeln durch die Gespräche unter den wortwechselnden, den konversierenden Menschen. In meiner »Vollzahl der Zeiten« ist die

[1] Grammatici Graeci I, 3 (1901), 7. Ebenda S. 320 steht eine kurze Geschichte des Alphabets. Da wird die Einteilung der homerischen Gedichte in 24 Bücher mit dem durch die Vokale angereicherten 24 Zeichen zählenden griechischen Alphabet zusammengebracht. Das ist eine für uns heute noch lehrreiche Fabel.

Umbenennung zwischen Priamos und Achilleus im 24ten Buche der Ilias eingehend verfolgt worden. Der Leser mag sich dort davon überzeugen, oder in eigener Lektüre der Ilias, wie Homers Muse die Namen, diese unsere göttliche Ausrüstung als Trojaner, als Griechen, als Prinzen, als Väter, zu wandlungsfähigen Worten im Munde von Freund und Feind werden läßt, zu Worten, deren Aussprache Frieden zu stiften vermag. Da werden wir an die Quelle des Humanismus geführt. Denn ein anderer Mensch wird da als göttlichen Glanzes anerkannt und so brüderlich herausgehoben. Ich will nun die lange Ausführung in jenem Buche nicht wiederholen, sondern nur was der Ilias recht ist, an Hand der Odyssee unternehmen. Die Ilias beginnt, als der Sänger seine Göttin bittet, irgendwo anzufangen mit dem Lied eines Zornes. Nun, die Odyssee beginnt mit dem ebenso »irgendwelchen« Wort: »... Einen Mann nenne mir Muse.« Die klassischen Philologen haben ja wie die Bibelkritiker aus politischen Gründen, nämlich als Revolutionäre des Dritten Standes, die Rhapsoden gespielt, die Flickenaufreißer der homerischen Einheiten, trotz Goethes und Schillers Protest. So haben sie alles, was auf die Einheit von Homers beiden Epen deutet, unbesprochen gelassen. Nun ist der großartigste Erweis der Einheit der Odyssee in dem ersten Wort »andra«, einen Mann, enthalten und darauf hat 1952 endlich sogar ein Philologe unsere Aufmerksamkeit gelenkt, nachdem ja die gelehrte Welt nach 150 Jahren Pause neu einig wird, wie einheitlich Ilias und Odyssee konzipiert sind.

Ich will also für Homer – auch für den Sänger der Ilias – am Beispiel der Odyssee in Anspruch nehmen, daß er in das göttliche Revier unveränderlich ewiger Namen einbricht und sie durch Worte der Menschen so lange umkost und umtost, bis auch sie zu konjugierbaren und deklinierbaren Worten menschlicher Ertragbarkeit und Verträglichkeit gewandelt werden. Vor über zwanzig Jahren habe ich gezeigt, wie in der Odyssee, oder ich sollte sagen, wie aus der Odyssee im Laufe des Liedes eine Penelopeia wird. Dem Manne, den die Götter anfangs dadurch

verfolgen, daß er seinen Namen als der, dem gezürnt wird, trägt, wird Schritt um Schritt dieser Fluchname abgenommen und in den Segen verwandelt, den die beständige Liebe der Gattin ausstrahlt[1]. Alle wahren Geschichten wissen, daß unsere Lebensgeschichte darin besteht, daß uns die Prinzessin zuerst und als Erste hinter unserer monströsen Erscheinung als Prinzen erkennen soll, und daß dank ihrer vorwegnehmenden Sicht allmählich die ganze übrige Welt statt des Monsters den Prinzen in uns zu erblicken bereit wird. Außer der sogenannten Literatur der letzten 150 Jahre ist alles, Märchen, Sage, Kult und Glaube, voll dieses Weges der Liebe in die Welt hinein. Die besondere Lösung der Odyssee wurzelt darin, daß dem Odysseus die Nemesis seines Namens, »Der, dem gezürnt wird«, das Leben schwer macht.

An diesem Punkte setzt nun W. B. Stanford ein (»Classical Philology« 47, 1952, 212 ff.) Bis 1850 habe niemand an der antiken Auffassung gerüttelt, »odyssamenos« sei passiv zu verstehen als der Unbeliebte. Der Großvater Autolykos habe diese Last auf Odysseus, seinen Enkel, übertragen. Nun kehrt Stanford zu dieser alten Erklärung zurück; aber er entfaltet sie, damit sich die Dichtung selber einschalten kann, indem er fortfährt: Im 24. Gesang der Odyssee beginnt der Held, allen lieb statt anstößig zu werden. Und nun zitiere ich lieber wörtlich: »Tristan failed. Ominously named he failed through enthralment to passion; Ajax through stubborn pride, Pentheus through blindness and intolerance; Odysseus – Homer indicates – succeeded by means of intelligence and endurance in suffering the worst that hatred of gods and men could do to him. *He surmounted* the *nemesis of his name.*« Der Name, ein kultisches und sakrales zaubermächtiges Wirken, kann durch Musen entwirkt, entzaubert, eingeschmolzen werden. Soweit Stanford. Gerade weil ich seinen nackten auf Odysseus allein

[1] Ernst Howald, Der Dichter der Ilias 1946, blickt auf die Odyssee grundlos hinunter. Das verdirbt sein Buch.

bezogenen Individualismus nicht teile, vielmehr aus dem Wortlaut des Gedichts selber die Mitwirkung der Penelope an des Namens Entzauberung für entscheidend halte, soll es mir hier genügen, daß Stanford und ich beide eine Emanzipation des Mannes von seinem Namen wahrnehmen. Das also ist das Geheimnis, das in dem ersten Worte des ersten Gesanges auftönt: von einem Manne wird die Rede sein, der anfangs Odysseus heißt, bei dem aber mit diesem *Namen* keineswegs das letzte Wort gesprochen ist!

Damit hat die Liturgie aufgehört zu herrschen. Denn ihre Namen sind unverzichtbar. Die Poesie aber kann Namen in Worte zurückverwandeln. Im ersten Bande haben wir in die Not der Entbindung vom Fahneneide und in die Not des Lossagens hineingeblickt. Die Welt des griechischen Archipelagus war voll dieser Nöte der Kleinstaaterei, und so ist das irgendwo und irgendwer, das überall und nirgends, der Herr Niemand, der Odysseus zu Zeiten selber wird, viel mehr als ein »Schiffermärchen«. Es ist eine neue sprachliche Ausweiche, diese Pluralität des Humanen, wo man eines ist und das andere wird.

Den Achilleus befreit sein Respekt vor dem Feind aus seiner Rolle des Zürnenden in der Ilias. Den Odysseus befreit die Liebe von Weib und Kind aus der Rolle dessen, dem Götter und Menschen zürnen.

So hat die Muse zwischen der Götter ewige und deshalb verhängnisvolle Namen und der Menschen wandelbare Worte eine mittlere, musische Lösung gefunden oder geschaffen. Keineswegs verlieren die Namen allen Sinn oder alle bleibende Prägekraft. Aber wir dürfen selber in das göttliche Prägekraftwerk mit einsteigen, das die Zeit und ihre Wandelmacht antreibt. Unsere Sehnsucht nach göttlichem Dasein gibt uns den Mut, in diesen Zeitenstrom ausharrend einzutreten, und niemand, seit Homer sang, möchte ihn entbehren, diesen Wohllaut der Musen.

3. Der Abstieg ins Museum

Aus den Musentempeln, die in Hesiods Askra oder in Platos Akademie standen, wurden am Ende Schulen. Nietzsche kommt das Verdienst zu, ein späteres »Museion logon« nüchtern mit Redeschule übersetzt zu haben (Rheinisches Museum 28).
Wie kam das?
»Halbwelt« pflegt der Kenner der Höhen und Tiefen jene Welt zu nennen, die weder die Welt der Kleinen noch der Großen ist, weder der piccolo mondo antico des Fogazzaro, diese Kleinwelt des Heims, noch die große geschäftige Welt der regierenden Mächte, sondern eher eine Unordnung, ein gärendes, ungeformtes Etwas, das sich zwischen diese beiden Welten der kleinen und der großen Ordnung immer neu einschiebt, immer aber vorübergehend.
Die musische Welt ist eine vorübergehend sich einschiebende Halbwelt. Denn sie wird nach Willkür von dem freiwilligsten Element, dem unzuverlässigsten, besucht oder nicht besucht, von dem, was wir »das Publikum« nennen. Das Publikum kann kommen oder fortbleiben. Es kann tun, was es will. Das Publikum findet sich ein, wo zwischen der ernsten Kultwelt der Götter des gesamten Hellas, der Olympier, und der Kultordnung des namengebenden Heros der einzelnen Polis sich eine Theaterwelt zwischenschaltet. Auf das Publikum, vor dem die homerischen Gesänge rezitiert worden sind, also auf Delos, in Olympia, am Panionion, auf Kreta, in Athen, ist ein Theaterpublikum gefolgt. Und diesem Publikum wurde eine andere Bilderverteilung geboten als in den allgriechischen Epen.
Was ist der Unterschied zwischen Homer und den Tragikern oder Komikern? Wie verändert sich das Musische bei dieser Sukzession? Auf das Theater einer Stadt, Athens, können Helden aus allen 254 anderen Städten gebracht werden, wenn einem Dichter das einfällt. Über dreißig fremdsprachige Chöre haben im fünften Jahrhundert Athens Bühne betreten. Aus Theben kam Ödipus, aus Kolchis Medea, aus dem Peloponnes Herakles,

aus Thrazien Dionysos. Das Epos hatte ein und dasselbe olympische Hellas in 255 Gemeinwesen hineingetragen. Die Bühne trug Geschichten aus den 254 anderen Gemeinwesen in das eine Athen. Der Leser erinnere sich zwei Kapitel zurück an die Briefe an Cynthia in Kairo, wo ein bestimmter, unwiederholbarer Weltraum mit heiligen Vorschriften bedeckt wurde, um die Ewigkeit mitzuschreiben. Homer ersetzte diese vorgeschriebene und angeschriebene Mauerwelt durch eine Menschenwelt. Dazu kam nun das Theater und unterfing sich, in die Friedhöfe der einzelnen Gemeinwesen einzubrechen und den Ehrengräbern die Helden zu entreißen. Wie Lazarus kamen sie aus ihren Grüften und mochten wie nach Athen verschleppt sich ausnehmen. Sogar der Großkönig Dareios erschien auf der Bühne Athens; da wirkte eine bis dahin unerlaubte und unerhörte Macht des Entwurzelns und des Verallgemeinerns, die Musik der Musen brach in die Liturgie der Götter und der Heroen ein. Als Athen tragödiengesättigt fiel, zuerst unter Sparta, da war der ganze Archipelagos in Athen zu Gaste gewesen. Teilnehmend in Furcht und Mitleid war der Theatergänger zu dem »Humanus« geworden, dem nicht mehr eines anderen Menschen Geschick fremd bleibt, sondern in den es eingeht. Mit Athens Fall um 400 hat sich die musische Kraft verwandelt, um den Rangverlust von Athens Theater zu überleben. Am Fuße der Stadttempel auf der Akropolis lag das Theater. Nun brach die Muse noch weiter von den Göttern der Stadt entfernten Grund. Der Akademos, die Stoa, der Peripatos, der Garten des Epikur befreiten sich von den immer doch noch im Festkalender der Stadt verwurzelten Theater. Wie sich das Theater des einzelnen Ortes von den panhellenischen Festen gelöst hatte, so wurden die neun Musen nun Gäste der stadtfreien Philosophen. Plato, Aristoteles, Zeno gewähren den Musen Unterkunft.

Nach Epos und Drama ist also Philosophieren die dritte Epoche der musischen Halbwelt, nämlich der Halbgöttinnen zwischen den ewigen Olympiern und uns artikulierenden Sterblichen. Auch Plato hat unsterblich artikuliert als Sterblicher, und als

»Sohn des Apollon« feiert ihn die Welt mit Recht[1]. Der Musagetes nahm eben nach 400 die Musen in die Philosophie hinüber. Die Musen sind noch einmal gewandelt worden.

Als Alexander der Große die Poleis Griechenlands unterschiedslos überrannte, konnte weder Athen noch Korinth, noch Theben mehr auf irgendwelche Inseln der Musen ausweichen. So flohen die Musen in die Museen, die ihnen die neuen Herrscher einrichteten. Das Museion wird so zur vierten Stufe. Im Museum vollzieht sich die letzte Verwandlung der musischen Sukzession. Nach Alexandria und Pergamon und Rhodos werden die Musen verschlagen. Und sogar in die Evangelien hinein reicht ihr Weg. Maria von Magdala ist eine Form der Aspasia, und die übliche Auffassung der Maria Magdalena leidet darunter, daß sie nicht in die griechische Geisteswelt hineingerückt wird. So kommt es nämlich, daß die heutigen Christen mitsamt ihren Theologen Jesus von Nazareth nicht mit Paulus auf dem athenischen Areopag zusammensehen wollen[2].

Allerdings hat das Museion nicht mehr den freien Himmel der pierischen Musen versinnbildlichen können. Ein Dach ist nun über das freie Leben der Musen gesetzt. Unter diesem Dach wird aus den neun Musen das Wissen um das, was die freien Musen in ihrer Freiheit geleistet haben. Und dies Wissen heißt alsbald die sieben freien Künste.

Wie hatte Homer begonnen? Schon in den Briefen nach Kairo findet der Leser dieses Bandes dargelegt, wie der Sänger in das strenge Reich der Liturgen eingebrochen ist, wie des Sängers »irgendwo und irgendwann« da beginnt, wo der Liturge streng Anfang und Mitte und Ende seiner Kulthandlungen abrollen ließ. Von irgendeinem Manne singt Homer, »Irgend« ist eine musische Erfindung. Irgendwoher wird in der Ilias ein Zorn besungen, nach neun Jahren des Kriegs, während die Priester

---

[1] Frederick J. G. Woodbridge, The Son of Apollo; Themes of Plato, Boston 1929. Ferner Georg Picht, Die Musen im »Merkur« 184 (1963).

[2] Abbé Bruckberger, Marie Magdalène, stellt das richtig.

die Jahrestage dieses Kriegs feierlich anzusagen haben und zelebrieren müssen.

Was also haben die sieben freien Künste getan? Frei hießen sie noch von den Musen her. Aber sie sammelten nun die tausend freien »irgendwohers« und »irgendwers« der musischen Ekstasen. Nun wurde Begeisterung und Genius katalogisiert und eingesammelt in Enzyklopädie und System, in den Kreis und das Viereck also, aus deren beider Enge Homer ausgebrochen war. Damit war die freie Fahrt, die Irrfahrt der Hellenen, wie sie der beredteste Grieche genannt hat, zu Ende. Vom Musenhügel im Freien, unterm freien Himmel, zum Museum ist die großartige Sukzession verlaufen. Wir verdanken ihr das musikalische, das von den Musen in immerwährender Improvisation versammelte und angeregte gebildete Publikum. Zwischen den zahllosen Einzelwelten, den piccoli mondi, und der Götterwelt haben die Musen die *Meropes Brotoi,* die trotz ihrer Sterblichkeit sich zu Göttern zusammensprechenden, zusammensingenden, zusammendenkenden Menschen ernährt. Musik und Drama und Philosophie und Museen haben zwischen das schriftliche Gesetz der Polis und das Gebet zu den Göttern und den mündlichen Befehl im Heere und die vertragliche Verpflichtung unter den Nächsten die bewegliche aus Schrift und Rede gemischte Unterhaltung gepflanzt. Sie hat an beidem, der Strenge der Buchstaben und an der Beweglichkeit des Gesprächs Anteil wie einst, als die Muse den Sänger an Stelle der Priester zum Künder des griechischen Genies einsetzte und der Wohllaut der Vokale sich mit der Dauerhaftigkeit der Konsonanten zusammenfand, in gegenseitiger Anerkennung und Vermählung von Vergänglichem und Bleibendem, des Einmaligen und des Wiederkehrenden.

Die Musen, so hoffen wir, inspirieren den menschlichen Proteus, den Genius, und sein Publikum immer neu. Aber wir Argonauten werden gefragt: sind die Musen Engel?

DIE FRUCHT DER LIPPEN

Creabo fructum labiorum. (Ich will Frucht der Lippen schaffen.) Jesaja 57.

Wir können nun den ersten Zyklus menschlicher Rede verlassen. Wir betreten die Schwelle unserer eigenen Ära. Der Gang hub an beim vorgeschichtlichen Stamm, bei einer kleinen Gruppe rasender und erschreckter, schreiender und hüpfender Menschen, die sich ein Herz faßten, sprachen und tanzten, und so von Schrecken, Geschrei und Rennen zu einer geistgetriebenen Ordnung des Lebens fortschritten.

Sie stellten einander unter Verben, Pronomina, Namen und Zahlen. Die Sprache machte sie menschlich, sie bekleidete sie und erfüllte sie mit Kraft als Kinder des Menschen, als Vernehmer der Geister ihrer Toten, als Vorfahren und Nachfahren. Ihre Zeiten wurden ihnen eingeätzt. So wußten sie, in welche Zeit sie gehörten.

Die zweite Stufe ließ die Seele des Menschen sich zum Universum erheben. Die Tätowierungen auf dem Körper wurden ersetzt durch die Tätowierungen im Tempel, damals als das gesamte Universum zu dem Großen Haus von Ägypten, zu Pharao, oder zum Kaiser von China sprach, dem Sohn des Himmels. Ewigkeit schwang über ihm Kreise.

Sage mir, wer zu Dir spricht, und ich werde wissen, wer Du bist. Der Pharao war darauf bedacht, das »Du« der Himmelswelt zu sein, das Kind von Sonne und Mond und aller Sterne, der Horus im Horizont der Südwelt des Mittags und der Nordwelt der Mitternacht. Der Lauscher auf das Universum, der Himmelsohn wurde das Herz eines lebendigen Universums. Die Hieroglyphen wurden dessen Tätowierung. Sie schrieben die Umläufe des Aions getreulich mit. Als die Rituale in Stamm und

Reich errichtet waren, begann die Dichtung. Und sie führte zu den grünen Auen, wo Nausikaa den Odysseus am Meeresstrande findet und wo Achill seine Mutter, die Ozeangöttin Thetis trifft. Seitdem die Panik durch Riten überwunden war, konnte die Poesie in die »Natur« zurückkehren. »Natur« bedeutet soviel wie die »Welt ohne Panik«. Die Poesie lauscht der Natur ohne Furcht. Sie ist das Kind des Friedens und hat Frieden und Gesetz schon geerbt. Die Poesie kann indessen die Gesetze oder Friedensschlüsse der Welt besser erscheinen lassen als sie sind. Die Poesie verklärt jene Natur, die durch Riten von der Panik befreit ist; aber die Welt bleibt die Welt, aufgeteilt in viele Bezirke, wo Weltkriege, Welträtsel, Weltrevolutionen und Weltchaos lauern.

Der homerische Dichtungsstrom ergoß sich in *eine* Richtung: auf die Welt zu. Homer zog Vorteil aus den Errungenschaften des Ritus. Israels Psalmenstrom ergoß sich in die entgegengesetzte Richtung. Israel erfühlte die Mängel in der Vielfalt und Unvollkommenheit der Riten. Sie alle bannten die Geister der Vergangenheit oder sie bannten Götter in einen Kreislauf von Gegenwart. Israel wandte seine Bemühungen nicht »der Welt minus Panik« zu, sondern der Tatsache, daß die weitere Schöpfung immer noch im Kommen sei. Israel sah, daß ein Ritus dem anderen widersprach und daß weder Tempel noch Tätowierung noch Gedichte jemals ihre örtlichen und zeitlichen Wirkungsbereiche überschreiten konnten. Je mehr Riten oder Tempel errichtet wurden, oder je mehr Gedichte geschaffen wurden, um so größer wurde das Durcheinander der Sprechweisen, um so höher der Turm von Babel. Israel zog sich aus dieser Welt des Tohu und Bohu zurück, der Welt, in der es laut des Kaisers Nero viele Aeonen nebeneinander gebe[1].

Israel baute freilich einen Tempel, aber als es das tat, da war es schon zu der Einsicht gekommen, daß Gott nicht in diesem Tempel lebe. Israel entmachtete den Tempel. Israel beschnitt

---

1 Wilhelm Michaelis, Die Apokryphen zum Neuen Testament 1956, S. 316.

freilich seine jungen Männer, aber es tat das dem Kind in der Wiege an, nicht erst den zu initiierenden Jünglingen. In den Fruchtbarkeitsriten des Clans hatte der Knabe mittels der Beschneidung begeistert werden sollen. Israel entleerte diesen Ritus der Stämme, indem es ihn verfrühte. Israel schrieb freilich Gedichte, aber es gab nicht zu, daß es sie selbst »gemacht« habe; von Menschen hergestellte Idole oder Abbildungen konnten nicht verehrt werden. Israel bestand darauf, daß es angesprochen worden sei und daß es antworte. Israel entmachtete so die Künste. Aus dem Genie machte es den Antworter. In diesen drei Akten befreite es die drei großen Sprachen der Heiden – das Ritual, den Tempel, die Künste – von der Verlockung und dem Reiz, sich als absolut zu geben. Die wirkliche Sprache, darauf bestand Israel, sollte erst noch kommen. Sie werde nur von dem gehört, der auf die Zukunft hören könne, der als Hörer auf den sich bewegenden Aion, als der Prophet aus der Zukunft in die Gegenwart hineinrufe[1]. Als alles dieses gesagt worden war, als die Sioux gesprochen hatten und die Chinesen, die Griechen und die Juden, ging eine Welt zu Ende. Dies war und ist der vollständige Zyklus des Altertums:

1. Die Hörer der Totengeister schufen das Ritual der Begeisterung.
2. Die Hörer der Himmelswelt und des Universums erbauten Tempel der ewigen Wiederkehr.
3. Die Hörer auf die Regeln und den bereits erreichten Frieden wurden Dichter und Künstler für ein Publikum.
4. Die Hörer der Zukunft sprachen vom Ende der Zeit in die Gegenwart zurück.

Diese vier Stufen der Sprache wurden von Jesus vereinigt und überwunden. Um dieser Tat willen heißt er Christus. *Christus ist Jesus als die Frucht der Lippen des Altertums.* Jesus hat auf

[1] Mein, »Hitler and Israel, or on Prayer« in the Journal of Religion, Chicago 1945, 129 f.

die Geister des Altertums gelauscht. Der Geschlechterkampf in Adam und Eva und ihrer gesamten Nachkommenschaft wurde überwunden von Maria und ihrem Sohn, als sie die Ehe und das Begräbnisritual hinter sich ließen. Jesus hat den Kalender der Himmelswelt und die Regierung des Universums gekannt; denn er trat auf, als Pontius Pilatus die irdische Einheit des römischen Erdkreises in Palästina verkörperte, und am Karfreitag gab er sich selbst hin an Stelle der blutigen Opfer in den Hallen der Tempel. Jesus hat die Poesie und den bereits erreichten Frieden erkannt; denn seine Sprache verklärt gewiß die Lilien und die Sperlinge, die Ehebrecherin und den Dieb; die Welt außerhalb der Tore der Städte enthielt für ihn keine Schrecken, aber er ließ alle Gedichte hinter sich. Er schrieb kein Buch; als er in den Sand schrieb, wurde er selbst das wirkliche Gedicht[1], das Carmen Humanum, in dem jeder von uns seitdem als eine Zeile erklingen darf.

Jesus hat in die Zukunft gelauscht, denn die Psalmen waren auf seinen Lippen und der messianische Glaube Israels formte ihn; aber er war kein Prophet. Das ist das erste, was von ihm berichtet wird. Er ist die Hauptsache. Er erwartete nicht jemand anderen, er war der *eine* Erwartete selbst. Sie nannten ihn, weil sie nur die Art Männer kannten, die vor ihm gelebt hatten: Josephs Sohn, Zimmermann, König, Priester, Rabbi, Prophet, Messias.

Diese Namen bezeichnen deutlich Einschränkungen. Sie sind Enderzeugnisse der vier von uns aufgewiesenen Sprachströme: Der letzte König, der letzte Priester, der letzte Prophet, der Messias. Alle diese Letzten konnten bis dahin nur den Weltuntergang bedeuten. Und Jesus war in der Tat das Ende unserer ersten Welt. Er nahm die Sünden der ersten Welt auf sich. Dieser Satz stellt schlicht die Tatsache fest, daß, getrennt voneinander, das Stammesritual, die Tempel der Himmelswelt, die naturpreisende Dichtung und die messianischen Psalmen in Sack-

[1] Vgl. »Wir sind Gottes Gedicht«, Eph. 2, 10.

gassen enden, im Unabänderlichen ihrer einseitigen »Tendenz.« In diesem Sinne büßte Jesus mit der Todesstrafe, daß er der Erbe dieser tödlichen Sackgassen war. Sie erschlugen ihn, weil er alle ihre Reichtümer und all ihren Besitz in seinen Händen und in seinem Herzen, in seinem Bewußtsein und in seiner Seele trug. Er war zu reich, um nicht an der Katastrophe dieser allzu reichen alten Welt teilzuhaben. So lag ihm ob, der Verurteilte des Königs, das Opfer des Priesters, das Gedicht des Dichters, der Prophezeite des Propheten zu werden.

Aber der Schlußpunkt der vier Sprachbewegungen wurde auch der Ausgangspunkt. Jesus begründete die *Kirche*, weil er die Frucht aller reinen Lippen des Altertums war. Er sprach in die vier Abläufe hinein, die von ihm erschaffen worden waren. Wie hätte er anders sprechen können? Er zitierte das Deuteronomium als er die goldene Regel in Worte faßte. Aber wir sind mehr, als wir sagen. Jesus war nicht in irgendeiner der Regeln und Rituale enthalten, obwohl er sie alle erfüllte und verlebendigte, so oft das Gedicht seines Lebens auf ihre Inhalte stieß. Er erschuf den Menschen, der in jeder Handlung über diese Handlung in beachtlicher Weise hinausgeht. Als man glaubte, er wäre Zimmermann, war er der Rabbi. Als man ihn Rabbi nannte, war er Prophet. Als man ihn einen Propheten nannte, war er der Messias. Und als man ihn den Messias nannte, offenbarte er sich als der *Eine*, der allein auf den freien Gott, auf den lebendigen Gott gehört hatte. Sein wirkliches Leben ließ seine soziale Stellung stets hinter sich zurück. Dieses Übermaß ist in der christlichen Zeitepoche »der Mensch«. Ein Mensch ist ein Wesen, das sich nicht einpaßt. (Excessus mentis = »Übermaß der Seele« ist bei Johannes Eriugena, Bonaventura und Cusanus ein stehender Ausdruck für den Weg der Seele eines Christen über ihre seelischen Gefängnisse hinaus).

Wir sind die Kinder des Hörens. Weil wir auf unsere Eltern hören, tragen wir ihre Namen. Weil wir auf die Konstellationen und Konjunkturen unserer sozialen Welt hören, sind wir Kinder unserer Zeit. Weil wir auf den Lockruf der Poesie hören,

sind wir Kinder der Natur. Und weil wir auf den Ruf unserer Bestimmung hören, sind wir Söhne und Töchter der Revolution oder der Zukunft.

Jesus ist der Sohn Gottes. Er erfüllt und vollendet die vier »Höraufgaben« des

Kindes der Ahnen,
Kindes des Aeons,
Kindes der Natur und des
Kindes der Prophetie.

Indessen erweist er, daß sie hier und jetzt vor unseren Augen nur in diesem angenehmen Jahr des Herren, das wir Heute nennen, erfüllt werden können. Man müsse erst von jeder der Gesetze der vier Hörweisen frei geworden sein, bevor man sie mit neuem Leben erfüllen könne.

Jesus war der Sohn des Rituals, der Sohn aller gesprochenen Worte, aber, indem er sich frei von ihrer speziellen Autorität erwies, wurde er der Begründer einer neuen Sprache, in der sie alle zu einem neuen Anfang verschmolzen werden (Joh. 8, 25). An dieser Stelle kommen wir zu unserer Verlegenheit, wenn wir über ihn sprechen. Das 19. Jahrhundert zerschnitt Jesu Zusammenhang mit seiner Vergangenheit. Es war ein künstlerisches Jahrhundert. Es liebte das Leben und haßte das Leiden. Es mochte die Kreuze nicht: Warum mußte er sterben? Es konzentrierte sich auf das Leben Jesu. Biographien wurden die große Mode, so erhielt Jesus auch seine Biographie. Das war etwas Neues. Es stand im Gegensatz zur christlichen Überlieferung. Diese hatte in der »Thanatographie« bestanden. Eine Biographie endet mit dem Tode des »Biographierten«. Die Geschichte Jesu hat allein Sinn, wenn sein Tod unsere »Viten« begründet und ihnen vorausgeht. Der einzelne Christ ist ein Mensch, zu dem Er bereits spricht; der Leib Christi besteht aus denen, die ihn hören. Aber die biographische Modekrankheit hat zu einer Geistesverfassung geführt, nach der es für einen Christen genügt, *über* Christus zu reden und sich *selbst* einen Christen zu nennen.

Aber die einzige Frage, die er rege macht, lautet: »Habe ich Euch das Altertum versiegelt? Lebt Ihr nach mir? Seid Ihr frei von Stamm und Beruf und Publikum und Prophetie?«

Für heutige Rousseauisten ist Jesus der Unschuldsjüngling, der Heros des christlichen Vereins junger Männer, der brave Junge. Die Biographien haben ihn seines wirklichen Namens beraubt, denn er ist für uns uninteressant, wenn er nicht Das Wort ist. Wir haben aufgewiesen, daß Sprechen soviel heißt, wie die Früchte des Endes als Keim der Zukunft zu behandeln. Ist das Grab Jesu nicht der Schoß des christlichen Zeitalters, dann sollten wir lieber seine ganze Geschichte als ein Märchen vergessen. Die Entleerung ist passiert: wenn die Kirche heute von Jesus spricht, ist er nicht mehr der Weinstock und wir die Reben. Er hat bloß einmal gelebt. Keine Kritik am biblischen Kritizismus kann das ungeschehen machen. Man hat von Jesus so gering geschrieben, als wäre er ein spracheloses Kind der Natur gewesen. Auf der anderen Seite erfordert die Geschichte der Sprache die Wiedereroberung des Ortes, der Christus in ihrer Dialektik zukommt. Als dem Wort, das Fleisch geworden ist, gebührt Jesus der zentrale Platz in der Geschichte der Sprache. Aber die Nazis, die Juden, die Faschisten, die Chinesen, die Marxisten leugnen das Wort als unseren wahren Ahnherrn.

Das ist also unsere Verlegenheit: für den modernen Menschen ist Jesus eben ein Mensch, der vom Jahre 3 vor unserer Zeitrechnung bis zum Jahre 28 oder 29 oder 33 nach ihr gelebt hat. Für uns ist beides ohne Belang. Andererseits hat die Sprache ihren vollen Umkreis durchlaufen bei den Rothäuten, den Ägyptern, den Griechen und Juden, und wir sprechen keine ihrer vier Sprachen mehr, und denken keinen ihrer Gedanken. Aber wir können sie alle sehr wohl verstehen. Ihr Sinn liegt offen vor uns. Wir durchschauen sie. Und um des Friedens unserer Seele willen müssen wir den Grund dafür herausfinden.

Auf welche Weise können wir die Erträge des letzten biographischen Jahrhunderts der Christenheit zu einer Saat werden lassen für unser Verständnis der Sprache?

Unsere ersten Schritte über das kritische, analytische und biographische Jahrhundert hinaus sollten durchaus um unserer selbst willen erfolgen. Die Not unserer Zeit erfordert die Wiedergewinnung des Wellenkontinuums des Geistes. Auch wir müssen sprechen. Und wir können nicht sprechen, wenn wir nicht dessen gewiß sind, daß wir im Kontinuum des Sprechens stehen. Die Sprache hat das mit der Liebe gemeinsam, daß beide vom Einzelnen einmal zum ersten Male entdeckt werden müssen und daß sie trotzdem universal sind. In seiner ersten Liebe entdeckt der Mensch gleichzeitig das Ganze der Liebe überhaupt. Die Kontinuität der Geschichte, die Ordnung des Universums, das Schicksal des Menschen – das alles enthüllt sich der Seele, die zum ersten Male liebt. Dadurch daß er von der Liebe ergriffen wird, werden seine Augen geöffnet und seine Ohren werden ein Organ der Wiedererkennung. Er vermag Rätsel zu lösen, versteht die Sprache der Blumen und der Sterne, er kann reden, jauchzen und singen. Einen anderen lieben, bedeutet soviel wie alles verstehen. Und die Beredsamkeit der Liebe stammt aus der Zuversicht, daß alle Kreaturen die gleiche Sprache sprechen. Als Sprecher, so gut wie als Liebhaber, benötigen wir die Gewißheit, daß wir uns in einem Kontinuum bewegen, daß unsere Entdeckung des wirklichen Lebens und unsere Worte einen universalen Sinn haben. Ohne das werden wir wahnsinnig und verläßt uns aller Geist. Es ist undenkbar, daß wir beim Sprechen etwas anderes tun als die Menschen aller Zeiten. Unser Sprechen würde in der Luft verhallen, würde ein sinnloses Stammeln sein, wenn wir nicht das Recht zu dem Glauben hätten, daß alles Sprechen als ein und derselbe Lebensprozeß gerechtfertigt und autorisiert ist, vom ersten Tage seit ein Mensch sprach, bis zum letzten.

Es ist daher im wörtlichen Sinne eine Notwehr, wenn ich die Nichtigkeit der beiden Dogmen der Wissenschaft stillschweigend zugrunde lege: Denn sie besagen:

1. Daß eines Menschen Leben mit seinem Tode ende und
2. daß die Worte des Menschen ein bloßes Mittel zum Ausdruck seiner Gedanken seien.

Diese beiden Dogmen berauben unsere Worte jeden Sinnes, und die letzten 50 Katastrophenjahre sind die logische Antwort auf sie. Diese Dogmen erweisen die Unsinnigkeit einer Wissenschaft, die den Menschen als ein Stück Natur behandelt.

Diesen beiden Dogmen gegenüber halte ich daran fest, daß wir die Frucht von Lippen sind und daß unsere Lippen Frucht tragen werden. Denn das leuchtet mir ein. Es stellt mein Recht zu hören und zu sprechen wieder her. Aber dieser Sinn verlangt gleich allem Sinn universale Anwendung. Ich habe versucht, den Leser dessen zu versichern, daß Jesus die Frucht der vier Sprachströme ist, die ihm vorausgingen. Er ist die Frucht der Lippen des gesamten Altertums.

Meine Antwort auf das historische, künstlerische, literarische, biographische und kritische Jahrhundert ist streng linguistischer Art. Gott hat nicht irgendwo in Palästina eine hübsche ungeschichtliche Wildblume erblühen lassen. Die gesamte Menschheit ist am Hervorkommen dieses Mannes beteiligt. Insofern sie fruchtbringend, folgerichtig, verbindlich und zusammenhängend gesprochen hat, hat sie nur dank seiner eine Zukunft.

Die vier Sprachströme, die unter dem Kreuz endeten, sind in unseren früheren Kapiteln ermittelt worden. Aber zu gleicher Zeit blockiert das Kreuz den Weg rückwärts zu jedem einzelnen dieser Ströme hin. Ich kann nicht in das Stammesritual oder in die pharaonische Himmelswelt zurückfallen. Hitler, der genau diesen Versuch unternahm, hat sich als ein Wahnsinniger entpuppt, und die beiden anderen Ströme sind gleichfalls blockiert: die modernen Griechen, d.h. die Physiker, und die modernen Juden, d.h. die Zionisten, sind gewiß nicht die Griechen oder Juden des Altertums. Die Griechen verherrlichten die Schönheiten des Kosmos; unsere Physiker entleeren den Kosmos seines Sinnes. Die Juden rühmten Gott; die Zionisten haben als erstes öffentliches Gebäude in Jerusalem eine Universität errichtet. Die durch das Wort geschehene Blockierung der Rückwege ist also Tatsache. Keiner der Sprachströme des Menschen des Altertums strömt unmittelbar in uns weiter.

Da dem so ist, müssen wir Jesus als den Keim aller Sprachen unseres Zeitalters betrachten. Als Hörer und Sprecher, als Sänger und Lehrer sind wir die Frucht seiner Lippen. Soll das mehr als ein Wortspiel sein, dann müssen wir kühn an die Frage der Lippen herangehen. Den Lippen des lebenden Jesus, die so wunderbar wie seine Worte gewesen sein müssen, können wir nicht mehr lauschen.

Seine Lippen müssen uns trotzdem erreichen, aber wie erkennen wir sie? Mit dieser Frage ist die Aufgabe dieses Kapitels bezeichnet. Die Lippen des geschichtlich wirkenden Jesus, sind die vier Evangelien gewesen. *Die vier Evangelien des Matthäus, des Markus, des Lukas und Johannes, sind die Lippen des auferstandenen Christus.* Sie enthüllen den Sinn seines Todes. Sie sind die Lippen, die uns berichten, was es bedeutet, daß sein Herz brach. Von uns wird erwartet, daß wir die Früchte dieser Lippen seien.

In Notwehr unternimmt der Mensch verzweifelte Dinge. In Notwehr bringen wir den Mut auf, fruchtbare Rede zu begreifen. Weil Jesus der Schlagbaum ist, der uns von den fruchtreichen Sprachströmen des Altertums trennt, müssen wir das Verständnis für seine »Lippen« erwerben. Wie wurden diese Lippen gebildet? Kann man behaupten, daß die vier Evangelien für uns die Lippen des Wortes bei seiner Kreuzigung seien? Augenscheinlich könnten sie nicht genügen, wenn sie sich nicht der Kräfte aller vorchristlicher Sprache bedienten und, indem sie das tun, über alles das hinausschritten, was vorher jemals gesagt worden ist.

Aber kann denn das wahr sein? Und warum vier Evangelien, warum nicht eins oder zwei?

Es ist unsere Hypothese, daß die vier Evangelien die Lippen sind, deren Früchte wir sein sollen, und daß sie *seine* Lippen sind. Daraus folgt, daß – weil die vier Evangelien ein Organ, nämlich seine Lippen sind – das Geheimnis ihrer Einheit *das* Geheimnis ist, das wir zu verstehen haben.

Das »naturalistische« Jahrhundert der Bibelkritik wußte sehr

wohl, daß schon das bloße Dasein der »Lippen« des gekreuzigten Christus ihre eigene Suche nach Jesus als einem bloßen Menschen vereitelt hätte. Der Angriff der Bibelkritik konzentrierte sich auf dieses eine Argument: Daß wir die vier Evangelien nicht als vier lesen sollten; folgerichtigerweise wurden sie auf eins zurückgeführt: Das geschah, indem man drei auf eines reduzierte und eins verwarf. Hinter die drei ersten Evangelien, die »Synoptiker«, wurde von Weisse eine gemeinsame Quelle plaziert, die berühmte »Q«; diese, so sollten wir glauben, sei das Dokument, auf das sie alle drei zurückgingen. Hingegen das Evangelium des Johannes wurde seines Quellencharakters entkleidet und irgendwo in das zweite Jahrhundert verbannt, aus welchem Abstand es nicht viel Zeugniskraft für die Tatsachen haben konnte. So wurde der heilige Johannes zu einer »Legende«, während die drei synoptischen Evangelien vereinfacht wurden, indem man sie auf eine einzige schriftliche Quelle zurückführte. Folgerichtig konnte keines eine selbständige Einheit bleiben, weil es nicht besser sein konnte als die gemeinsame »Quelle«.

Nachdem einmal die drei synoptischen Evangelien auf eine Quelle reduziert worden waren, wurden sie zum bloßen Material für die Rekonstruktion des Lebens Jesu aus allem übrigen Material heraus. Reitzenstein benutzte orientalische Mysterienreligionen, Dibelius zog artistische Vorbilder heran, Scholem Asch bediente sich jüdischer Rabbinertraditionen, um Jesus zu »erklären«. Jesus wurde der Reihe nach zum Ausdruck der Stile oder Moden des ihm vorausgegangenen Lebens. Als Wegsperre wurde er aus dem Wege geräumt. Er gehörte nun eben zu derselben Antike, von der er uns erlöst haben sollte! Er sprach, dachte, betete, lehrte wie viele Männer der alten Zeiten. Da war kein Grund, viel Aufhebens von diesem Mann zu machen, diesem kleinen Mann aus dem »Orient«. Anatole France faßte alles zusammen in der Bemerkung des Pontius Pilatus zu einem Freund. Da sitzt Pilatus an der Riviera, schaut auf seine interessante Laufbahn zurück und sagt zu seinem Gesprächs-

partner: »Jesus de Nazareth? Je ne me souviens pas.« In der Tat, er hatte nichts Bemerkenswertes hinterlassen; genau, wie die Kritiker meinen: Jesus wurde zu einem Erinnerungsstück des Altertums.

Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß die wissenschaftliche Reduktion der vier Evangelien auf den Schutthaufen von Quellenmaterial die Voraussetzung dieses Ergebnisses ist.

Aber was kann den modernen Menschen davon überzeugen, daß die Evangelien etwas Besseres sind? Im negativen Sinn hat der Eifer, die Evangelien auf praktisch eines zu reduzieren, heute nachgelassen. Was hatte dieser Eifer bewirkt? Die Kritiker haben zwar »nachgewiesen«, daß ein griechisch verfaßtes Evangelium, das des Markus, »zuerst« entstand. Es gab in der Tat nichts, was sie nicht erwiesen hätten. Zum Beispiel waren sie bis zu einem Punkt gelangt, wo niemand mehr glaubte, daß der Brief an die Hebräer an Hebräer geschrieben wurde.[1] Mit anderen Worten: jeder Stein unserer Überlieferung wurde umgedreht und beiseite gelegt, bis er das Gegenteil von dem besagte, was er sagt. Aber diese Periode des Um-und-umdrehens ist zu Ende gegangen. Sie interessiert mich nicht. Für die Leser, die die Frage nicht studieren können, will ich einige Fakten erwähnen, welche die ganze Ära von »Reimarus bis Wrede« auf der Suche nach einem historischen Jesus beenden. Sie bilden nun einen Damm gegen künftige Reduktionisten. Wir werden niemals einen historischen Jesus aus sogenanntem »Material« erkennen. Hier sind die Fakten:

1. Johannes schreibt als ein Augenzeuge, der die minutiösesten Einzelheiten weiß, wenn er es für nötig hält, sie zu erwähnen. Der Autor des Evangeliums ist der Apostel. Deshalb verlangt es Autorität.

2. Alle vier Evangelien sind apostolisch. Matthäus war der bekehrte Zöllner unter den Aposteln, und er schrieb unter den

[1] Chapman, Matthew, Mark and Luke, 1937, S. 187, Anm. 2.

Augen des Petrus und der Söhne des Zebedäus und des Bruders Jesu in Jerusalem vor dem Jahre 42. Markus leistete dem Petrus Folge, Lukas lebte mit Paulus zusammen. Johannes diktierte einem griechischen Sekretär.

3. Matthäus schrieb in hebräischer, nicht in aramäischer, Sprache, und er schrieb als erster.

4. Markus stellt frei heraus fest, daß er den Matthäus zitiert.

Diese vier Fakten widerlegen auf einfachste Weise die Kritiker, die das Viereck der vier autoritativen Evangelien bestreiten. Ich erwähne diese Fakten für den Trost der Seelen, die durch die Ehrfurcht solcher »Wissenschaft« eingeschüchtert sind. Ich selber bin unter den hervorragendsten Quellenkritikern jener Tage aufgewachsen. Eines meiner ersten Bücher war einem von ihnen, J. Vahlen, gewidmet. Ich leistete selbst einen Haufen Arbeit an Quellen und unbekannten Autoren und Quellenbeziehungen. Im Jahre 1912, als ich in einem Archiv über einem Manuskript aus dem 13. Jahrhundert arbeitete, las ich in einem Pergament den folgenden Satz: »Multi enim studio contradicendi amiserunt sensum.« Viele verlieren in ihrem Eifer, um jeden Preis zu widersprechen, den Sinn. Ich erschrak.

Zu widersprechen ist *ein* Ding. Jedermann steht das frei, aber es steht ihm nicht frei, zu behaupten, daß sein Widerspruch je eine positive Lösung nur kraft des Nein wissen könne.

Auf die Bibel angewandt bedeutet das: es ist nicht jedermanns Geschäft, die Bibel als die Lippen zu lesen, deren Frucht der Leser werden soll. Es ist jedermanns Vorrecht zu sagen: ich glaube nicht, daß Johannes sein Evangelium geschrieben hat, oder: wir können nicht wissen, wann es verfaßt wurde. Man kann sein Nein eben gegen irgendeine Feststellung richten, die einem von einem anderen Menschen zukommt. Aber niemals kann man eine positive Entscheidung mittels bloßer Spekulation an die Stelle des Alten setzen. Das ist indessen genau das, was die Bibelkritiker getan haben. Sie haben sich nicht damit be-

gnügt, der Tradition nicht zu vertrauen. Sie haben uns positiv erzählt, wer die wirkliche Geschichte berichtet hat, wie es um sie bestellt ist, wann unsere Evangelien geschrieben wurden und zu welchen parteilichen Zwecken.

Es ist dem Verstand nicht gegeben, die Wirklichkeit durch Negation zu erkennen. Unsere Überlieferung mag schlecht oder wenig vertrauenswürdig sein. Aber dann haben wir eben nicht die wahre Überlieferung. Logische Purzelbäume können die positive Geschichte nicht hervorbringen. Wenn das Bewußtsein sich als Schöpfer wirklicher Fakten versucht, haben wir aufs neue das Verfahren der Gnosis vor uns. Auf dem Gebiete der Erziehung ist es Gnosis, wenn man den Menschen erzählt, wie Erziehung sein sollte und dann denkt: »Nun sind sie erzogen.« Gnosis auf dem Gebiete der Geschichte herrscht da, wo man dem Menschen erzählt, wie die Geschichte verlaufen sein könnte, und dann denkt: »Nun, diesen Weg hat sie genommen.«

Dieser Einblick in die negative Betrachtungsweise eines Jahrhunderts der Kritik erschütterte einen großen Mann so tief, daß er seinen Ruf als Kenner der Bibelkritik drangab, Medizin studierte und sich nach Afrika begab, um Negerarzt zu werden. Bevor Albert Schweitzer Europa verließ, veröffentlichte er ein Buch, das diese Einsicht vermittelt, seine berühmte »Endgültige Kritik von 150 Jahren Suche nach dem Leben Jesu«. Diesen Titel können wir jetzt im Rückblick seinem Buche von damals, von 1908, verleihen! Sein erster Titel lautete »Von Reimarus bis Wrede, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung«. Schweitzers Preisgabe Europas zugunsten der sprachelosen physischen Welt des Dschungels wurde hervorgerufen durch das negative Unternehmen der Kritiker. Sein Einblick in ihr Fehlgehen kurierte ihn für eine ganze Weile. Schließlich aber kehrten seine Gelehrsamkeitsgewohnheiten zurück und er wurde rückfällig. Was er sich selbst für Jesus verbeten hatte, wandte er nun auf Paulus an. Sein dicker Band über die Mystik des Apostels Paulus ist nach den gleichen Grundlinien verfaßt, die er in der Forschung nach Jesus verdammt hatte.

So ist Schweitzer zu einer tragischen Figur geworden, die einen Zauber brach, indem sie den Kritizismus verwarf, und die doch nicht von ihm loskam. Dies kann uns eine Mahnung dazu sein, daß die Arbeit von 150 Jahren nicht durch bloßen Willensentschluß schnell abgetan werden kann. Indem Schweitzer die Negation negierte, erreichte er doch nicht eine neue Position. Als sein Glaube noch einmal eine positive Sprache verlangte, fiel er in die überlieferten Denkbahnen zurück. In der Vorrede zu der Mystik des Apostels Paulus ist Schweitzer sich seiner Schwierigkeit bewußt. Er gibt zu, daß er das Neue Testament als eine Quelle liest. Er macht den Versuch, aus solchem Material irgend jemandes entlegene Religion herauszukonstruieren. Das Neue Testament gilt nicht als die Lippen einer Stimme, die eine neue Dimension der Sprache schuf, die Dimension, in der alle Generationen der Menschen Brüder und eins werden. Im Gegenteil, als ein Sohn der Natur versucht Schweitzer sich und seinen Lesern zu beweisen, daß jede Generation einen unterschiedlichen Geist habe[1].

Gewiß, jede Generation hat einen unterschiedlichen Geist, aber ist es nicht gleichermaßen gewiß, daß der Mensch, der das A und O genannt wird, der Beginn und das Ende aller Zeiten, diese Tatsache genau so gut kannte wie Albert Schweitzer, wie ein Pariser Modefabrikant, wie ein New Yorker Schlagzeilenschreiber oder wie die deutsche Jugendbewegung? In der Tat waren es genau diese Gespenster der unterschiedlichen Zeiten und Orte, die Jesus aufriefen. Er entschloß sich, etwas zu tun für die Schweitzers seiner und aller Tage. Und er verkündete, daß wir in die Welt eine Kraft einsetzen könnten, durch welche diese Gespenster gebannt werden. Weil diese Gespenster und Zeitgeister seiner Seele sehr gegenwärtig waren, nannte er die neue Kraft den gesunden Geist oder den heilenden Geist. Als Schweitzer über Paulus schrieb, beschäftigte er sich mit dem einen Mann, der als erster diese neue Kraft in einem gewaltigen

[1] Siehe dazu Werner Picht, Albert Schweitzer 1962.

Maße anwendete: laut Schweitzers wissenschaftlicher Lebensarbeit – nicht laut seiner praktischen – mangelt es beiden, Jesus und Paulus, an dem von ihnen selbst einst bekannten Ziel, alle Zeiten miteinander zu verknüpfen, trotzdem es im 1. Korinther und im Epheser Brief so laut steht.

Indem ich den Wandlungen dieses großen und bewunderungswürdigen Christen und – für mich – völlig unverständlichen Theologen Albert Schweitzer folge, habe ich mich selbst zu fragen, ob ich besser ausgerüstet bin. Mein großer Vorteil ist – scheint mir –, daß ich niemals Geistlicher oder Philologe von Beruf gewesen bin. Da ich ihre Voraussetzungen zu gut kannte, scheute ich vor ihrem üblichen Kreislauf zurück: Erst erreicht man eine Lebensstellung und wird dafür bezahlt, sich mit gewissen klassischen Texten zu befassen; dann verwendet man seine Lebenszeit darauf, diese Texte aus dem Wege zu räumen und als Ergebnis dieser Aufräumungsarbeit ersetzt man die bisherige durch die »wirkliche« Überlieferung. Wir mögen uns versagen, die Früchte seiner Lippen, der Evangelien, zu sein; aber wer ist daran interessiert, als Ergebnis eines ernsten lebenslangen Studiums dahin belehrt zu werden, daß es keine Lippen Jesu gegeben hat?

So wurde mir sowohl die Versuchung Schweitzers erspart, die das Buch über Paulus hervorrief, wie auch die Erschütterung, die ihn nach Afrika segeln ließ. Mein Herangehen an das Wort, das unsere Ära geschaffen hat, ist nicht verwirrt von solcher Art Skylla theologischer Illusionen und charybdischer Desillusionierung. Statt dessen blieb ich davon überzeugt, daß das Jahrhundert der »Natur« lediglich die verkehrten Fragen gestellt habe: die Kritiker der Bibel und Homers waren loyale und ehrliche Gläubige des Rousseau, des Thomas von Aquino und des Aristoteles. Diese ihre drei Autoritäten lehrten, daß die Sprache die natürliche Ausrüstung des Menschen darstelle. Auf der Grundlage dieses Dogmas wurde der ganze Bau des Kritizismus errichtet. Wie konnte Jesus Das Wort sein, wie konnte Johannes sagen »Im Anfang war das Wort«, wie konnte Matthäus

Jesu Aussage zitieren: »Ich werde wahrhaft bei euch sein bis an das Ende der Welt« angesichts des naturalistischen Dogmas? Und im besonderen, wie könnten die vier Evangelien als inspiriert bezeichnet werden, wenn die Worte des Menschen Daten des Wörterbuchs und der Grammatik wären? Nein, sie könnten es nicht. Das Dogma, daß die Sprache dem Menschen ebenso natürlich anhafte wie den Affen, zwang vier oder fünf Generationen von berufsmäßigen Forschern, jede denkbare Theorie von Reduktion und Atomisierung zu produzieren, die die Evangelien in Material verwandeln konnte. Die Kritiker beeindruckten die Welt und sich selbst mit ihrer eigenen größeren Welt, mit ihrer eigenen größeren Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit; mit ihnen verglichen hatten die Fundamentalisten keinen Glanz, keinen Scharfsinn, keinen Mut. Und in der Tat war der Glanz dieses Jahrhunderts der Analyse mehr als ein Feuerwerk. Es war *der echte Ausdruck des natürlichen Denkens.* Und was ist das natürliche Denken? Das natürliche Denken hofft, die Natur zu erkennen, sie zu benutzen und mit ihr handeln zu können. Die Kritiker hofften, die Bibel als bloße Natur benutzen zu können, als Quellenmaterial für die neue Naturgeschichte der Menschheit, die kommende Naturwissenschaft von der Entwicklung. Sie hielten dieses Unternehmen einer Naturgeschichte für möglich, weil ihre Lehrsäle und Bibliotheken im Schatten geheiligter Institutionen, wie Kirche und Staat, fest errichtet schienen. Sie hatten keine Ahnung, daß die Wissenschaft auf einem Bund zwischen Laien und Gelehrten beruht, der »Kirche« heißt, und auf einer gemeinsamen Freiheitsordnung, die man in unserem Zeitalter »Staat« nennt. Bevor man in Muße kritisieren kann, *muß man Muße haben.* Keine menschliche Wissenschaft ist also wirklich wissenschaftlich, die ihre eigenen Voraussetzungen ignoriert. Die Voraussetzung eines gemeinsamen Friedens, innerhalb dessen der Kritiker kritisieren kann, bedeutet, daß er, der Kritiker selbst, die Einheit und den Zusammenhang der Sprache durch alle Epochen und mit allen menschlichen Gruppen aufrecht erhalten muß. Denn der Friede ist die Frucht

der Sprache und auf keine andere Weise zu haben. Und Wissenschaft setzt voraus und erfordert Frieden.

Wenn dieses einmal verstanden worden ist, hört die Sprache auf, ein »Objekt« der Naturwissenschaften zu sein. Der Friede, den der Gelehrte braucht, und die Sprache, die er zum Gegenstand seiner Studien machen will, sind dann ein und dasselbe. Um streng gelehrt zu bleiben, zerschnitt man Sprachen, Glauben und Geschichten in Aramäisch, Spanisch, Baskisch, Masurisch in endloser Zersplitterung; aber man verließ sich auf den geduldigen Glauben der Massen an die Wissenschaft, auf ihre Liebe für die Wahrheit, auf ihre Hoffnung der kommenden Brüderschaft zwischen gelehrt und ungelehrt. So wurde »Jesus der Jüngling« fabriziert, Jesus und Judas wurden psychoanalysiert, der Jesusmythos wurde geschrieben, kurz die Wissenschaft zersägte Glaube, Liebe, Hoffnung eben der Massen, von denen sie selber geehrt werden wollte! Im einzelnen mag Emmanuel Quint, der schwachsinnige Zwilling Jesu bei Gerhart Hauptmann, oder das sentimentale Kerlchen bei Scholem Asch dir zusagen. Aber dieser Schwachkopf kann nimmermehr die Masse und den einzelnen eines Herzens und eines Sinnes werden lassen. Dann also ade freie Wissenschaft! Nun, dieses alles könnte gewiß passieren. Aber die Wegesperre zur sprachlichen Vorzeit würde noch immer da sein, Jesus oder kein Jesus. Wir leben in einer anderen Ära als Cicero oder Gamaliel, Montezuma oder eine Rothaut vom Stamme der Seneca. Diese unsere Ära erfassen zu können, liegt in jedermanns Interesse.

Es handelt sich nicht um das Interesse von Theologen wie Schweitzer oder von Philologen wie Bultmann, sondern um das jedermanns, der in Frieden leben möchte, nachdem zwei Weltkriege uns eine Zeitlang in eine wahrhaft vorchristliche, vorhomerische und vormosaische Welt zurückgestoßen haben. Meine Verteidigung gegen diesen Angriff auf meinen Frieden, auf meine Welt, auf mein Zeitalter, ist auf das *eine* Dogma gegründet: *die Sprache ist ein Kontinuum.*

Nun behaupten die vier Evangelisten, daß mit diesem einzigen

Kontinuum in ihren Tagen etwas geschehen ist. Daher schlage ich vor, zu fragen: Was ist geschehen? Wie ich das herausgefunden habe, erscheint mir nachträglich simpel, und nun will ich versuchen, das Skelett meiner Logik anzugeben.

Alle vier Evangelisten sagen einmütig: Sprechen und Schreiben müssen einen Wandel erfahren, weil beide durch das Wort tatsächlich gewandelt worden sind. Wenn die vier nicht lügen, muß ihr eigenes Sprechen und Schreiben von diesem angeblichen Wandel Zeugnis ablegen.

Wenn wir herausfinden können, daß sich ihre Sprache unterscheidet und in welcher Hinsicht sie sich unterscheidet von allem, was zuvor gesagt worden ist, werden *der* Wandel, von dem sie uns überzeugen wollen und *der* Wandel, den die Sprache in ihrer Evangelienschreibung erfahren hat, ein und derselbe Wandel sein müssen. »Bekehrung«, »Glaube«, »Erlösung«, »Offenbarung«, »Zungen reden«, »Ausgießung des Heiligen Geistes« – alle diese fast toten Ausdrücke müßten mit dem Prozeß zur Deckung kommen, der in den Texten der Evangelien wahrnehmbar ist. Das würde ihre Sache beweisen.

Um alles zusammenzufassen: die Evangelienschreiber selbst müßten die Dokumente der durch das Wort bewirkten sprachlichen Wandlung sein.

Die vier Evangelisten brauchten mit ihrer neuen Weise des Sprechens nicht die einzigen Dokumente für solch eine Wandlung zu sein. Gläubige Christen werden fortlaufend von dem Wandel in der Natur des Menschen beeindruckt, der durch Märtyrer und Missionare bewirkt wird. Ein Apostel wie Paulus, der zugleich Märtyrer und Missionar war, wird einem orthodoxen Christen ein besserer Zeuge dünken als der Lukastext, und die breiteren Massen werden stets von Reliquien, Wundern, Kathedralen und Klöstern angezogen werden.

Aber für den reinen Verstand, für die *Wissenschaft*, für den Intellekt werden weder Knochen noch Steine je den Beweis dafür liefern können, daß ein Wandel des Denkens geschehen sein könnte. Das wissenschaftliche Gewissen in uns allen rebelliert

gegen solchen äußeren Augenschein. Mönche finden sich in Indien, Märtyrer und Jünger in China, heilige Schreine in Thailand und Yukatan, Kathedralen in Mexiko. Der Verstand gibt einen geschichtlichen Wandel der Natur des Menschen auf solcher Basis nicht zu und darf ihn nicht zugeben, weil es nicht des Verstandes Sache ist, auf äußeren Augenschein zu vertrauen und auf ihn hin zu glauben.

Aber der Verstand kann nicht umhin, von einem Wandel des Stiles auf einen Wandel des Denkens zu schließen.

Der Gläubige wird daher nicht auf unsere Argumente warten müssen. Der Ungläubige indessen soll belehrt werden. Der Schmelztiegel, in welchem der Stil sozusagen chemisch verwandelt wird, muß aufgewiesen werden. Und es ist in unseren Zeiten das »Bewußtsein«, nicht die Seele oder der Leib, das unfähig ist, das Christentum als das Medium seiner eigenen Wahrhaftigkeit zu verstehen. Nur wenn es dem Intellekt gelingt, den Prozeß, auf dem er selbst zur Wahrheit gelangt, dem Prozeß gleichzusetzen, der in den vier Evangelien abläuft, wird der Verstand von seiner Anklage lassen, daß das Christentum tot ist wie eine Mumie, und niemals etwas anderes war als ein zugleich heilsamer und schändlicher Mythos.

Die »vier Evangelien« – wir werden die Anführungsstriche benutzen, wenn wir sie als Singular, als ein Ganzes anführen – können das eine bezeugen: das Wort wandelte die Welt des Verstandes ein für allemal.

Ein Buch des Altertums ist allen anderen Büchern gegenüber verschlossen. Eine antike Philosophenschule ist abgeschlossen gegenüber allen anderen Schulen. Ein Buch: es hat seinen Anfang und sein Ende. Zwei Deckel schließen es ein.

Das gilt nicht für die vier Evangelien. Sie sind die Antwort auf eine Sackgasse, auf ein Weltende. Sie bewegen sich durch einen Bewußtseinswandel hindurch. Sie bewegen sich durch die Zeit hindurch; wenn sie enden, haben sie kaum erst angefangen.

Am Schluß aller vier Evangelien sagt Johannes, daß der gesamte Kosmos nicht groß genug sei, um alle Bücher zu umfassen, die

über das Christentum zu schreiben möglich sei. Das klingt phantastisch[1]. Aber schließlich bezeugt heute sogar dieses, mein eigenes Kapitel, daß die frohe Zuversicht des Johannes recht hatte. Johannes muß in seiner Jugend ebenso fröhlich gewesen sein wie sein Meister[2]. Denn als sehr alter Mann rühmt sich Johannes noch, daß er einst schneller als Petrus laufen konnte (Johannes 9,4). Der älteste Apostel schloß also sein Evangelium mit einer Bemerkung von so geringem Ernst, daß ein Beamter nur die Stirn runzeln kann. Das ist ein bemerkenswerter Zug des Neuen Testaments oder, vorsichtiger gesagt, des Ganzen, zu dem die vier Evangelien als Strophen gehören[3].

Die frohe Überschwenglichkeit des Beschlusses der »vier Evangelien« steht mit der Stimmung des Anfangs in Spannung. Die »vier Evangelien« setzten ein mit großer Umsicht.

Matthäus ist würdevoll, ernsthaft und schreitet bedächtig vor. Durch sämtliche vier Evangelien hindurch können wir beobachten, daß es immer leichter wird, von dem Ereignis zu reden. Eine Beschleunigung und ein Zuwachs an Sicherheit findet sich in den vier Teilen. Dieses Zunehmen an Artikuliertheit und an Sicherheit zeigt jedes der Evangelien. Aber dieses Wachstum, obgleich identisch in allen vier Fällen, findet in jedem Falle einen sehr verschiedenen Ausdruck. Das zweite Evangelium bringt das Wachstum durch seine Kürze zum Ausdruck, Markus hat 677 Verse gegenüber 1072 bei Matthäus. Man hat viele Gründe für diese Abkürzung angeführt, wie ich wohl weiß. Aber jeder Stilist wird wissen, daß eine kurze Behandlung eines Themas für gewöhnlich größere Zuversicht des Autors voraussetzt als eine längere. Jeder Autor muß hinterher kürzen. Für Petrus, den Inspirator des Markus, muß die Sache schon weniger der

---

[1] 1893 nannte H. J. Holtzmann dies eine »ungeheuerliche Hyperbel«, die man besser auslasse!

[2] Chesterton schließt seine herrliche Schrift auf Jesus mit dem Riesenwort »Mirth« (Frohsinn).

[3] Es freut mich, daß H. Cunliffe-Jones, Studia Evangelica 1959, S. 14 ff, »The Fourfold Gospel, a Theological Problem«, diese meine Fragestellung fordert.

Begründung bedurft haben. Wo Matthäus die vollständigen Reden wiedergibt, war es Markus gestattet, sich mit wenigen Bemerkungen zu begnügen. In Rom und der Welt Roms ging vieles Lokale in Palästina die Hörer nichts an.

Lukas hinwiederum schreibt behaglich zwei Bände für seinen Diakon, sogar mit Bezugnahme auf andere Berichterstatter. Wir können ihn uns vorstellen, wie er weder in der Spannung, Armut und Gefährdung des Matthäus, noch in der Gemeinde der Katakomben und in der Abhängigkeit von Petrus und gespornt von dessen Heftigkeit schreibt wie Markus, sondern in einem Raume sitzend, der mit Büchern und Dokumenten ausgestattet ist, in einiger Muße und mit Zeit zum Überdenken, für seinen Schüler Theophilus, wie »Hieronymus im Gehäus«. Was für ein ungeheurer Wandel von Matthäus, dem ersten Anwalt der neuen Jesuswelt vor der großen Bibelwelt, der zu Gegnern spricht, hin zu dem Diakon und Sekretär des Petrus, der der Autorität dieses Fürsten der Apostel Genüge zu tun beflissen ist, und zu Lukas, der nach dem Tode seines Meisters Paulus die Freiheit besitzt, einen vertrauenden jungen Schüler zu belehren. Und doch ist da ein noch größeres Wachstum an Artikulierung im Kommen. Denn als Johannes seinem griechischen Sekretär diktierte, war er von jedem irdischen Druck befreit. Da fehlten die Gewichte, die auf Matthäus von den Feinden her lasteten, auf Markus dank seiner Gefolgschaft und auf Lukas aus der Pflicht zu lehren. Der höchste Grad von künstlerischer, visionärer und rationaler Kraft verbindet sich bei Johannes mit einem kindhaften Überschwang. Er nimmt sich die Mühe, intimste Einzelheiten der Überlieferung trotz höchster Ergriffenheit zu verbessern. Johannes beginnt mit der gesteigerten Aussage: »Im Anfang war das Wort« und ergänzt damit den Beschluß des Matthäus: »Ich werde bei euch sein alle Tage bis an der Welt Ende.« Zusammen umschließen sie also Ende und Anfang! Aber Johannes klingt nicht aus mit einer feierlichen Vision durch die Zeiten, sondern im Ton jugendlicher Begeisterung über die Herrlichkeit der Mitte, mitten in der schönen Welt! »Der Raum

des Kosmos würde nicht ausreichen, alle Bücher über Jesus zu enthalten.« Der Glaube beginnt bei Matthäus zitternd mit dem einen unbestreitbaren Punkt: »Jesus kann mit Recht ›Sohn Davids und Abrahams‹ heißen«; als Johannes schreibt, ist der Glaube zu einem Ozean geworden, auf dem das Schiff der Gläubigen unendliche Zeit gewinnt.

Verglichen mit dem männlichen Befehl des Petrus an Markus: »Faß es kurz«, »es reicht«, »genug ist gesagt worden«, mit dem breit erzählenden »wie ich schon gesagt habe« des Lukas, mit des Johannes »ich könnte immer weiter erzählen«, trägt *Matthäus* ersichtlich die Last, der einsamste, weil der erste zu sein. Und doch kann für ein oberflächliches Auge Johannes als der allereinsamste erscheinen, der in großer Abgeschiedenheit schreibt, während Lukas wie ein Akademiker in sein Studierzimmer verschanzt ist, Markus wenigstens im Schutz einer gläubigen Gemeinde lebt und Matthäus einem Haufen von Gegnern gegenübersteht, gegen die er sich zu Gehör zu bringen sucht. Aber Einsamkeit oder Alleinsein hinsichtlich der Sprache ist etwas ganz anderes als Einsamkeit aus Mangel physischer Berührung. Wir können in New York einsam sein und auf dem Gipfel eines Berges in voller seelischer Gemeinschaft uns befinden. Die vier Evangelien zeigen, wie Sprache, Stil oder Artikulation durch den Rang unserer sittlichen Einsamkeit oder Bruderschaft geschaffen werden.

Vor die gesamte Synagoge und den Tempel von Jerusalem mußte der Zöllner und Sünder Matthäus in der Robe des Anwalts treten. Sie haben die Macht; er ist ein Ausgestoßener, mindestens ein Verdächtiger. Man vergleiche damit Johannes: Jerusalem, die heilige Stadt, wird in seinem ersten Kapitel mit völliger Sicherheit als »Welt« und »Dunkelheit« etikettiert. Das ist uns natürlich: sie war zerstört, als er schrieb. Johannes lebte bereits in einer neu aufsteigenden Kirche, die mit ihm zusammen das Licht sieht, das Wort empfängt, jugendlich vorwärts stürmt, um freudevoll das Kommen des Herrn in sein Eigentum zu begrüßen. Für Johannes kommt die Vereinsamung Zion zu, nicht ihm.

Matthäus schrieb, als die Zinnen Zions noch stolz auf ihn herabblickten. Als er sein Plädoyer hält, konnte er kaum darauf hoffen, noch in Frieden in Jerusalem leben zu können. Er war ein fahrender Mann auf der Straße, die ihn aus der alten Ordnung der Dinge weg wies. Das Evangelium des Matthäus ist eine Abschiedsrede, ein letzter Versuch, Jerusalem davon zu überzeugen, daß sie den Gerechten getötet habe, weil die Juden nicht mehr die Geduld hatten, einen radikalen Wandel in den Methoden zu erwarten, mit denen Gott die Welt regiert.

Gerade diese unaufhörliche prophetische Erwartung aber war die einzige Raison d'être Israels in der Mitte der Welt gewesen. Augenscheinlich mußte daher die Verkündigung des Matthäus in einem Atem der rechtmäßigen Funktion Jerusalems Genüge tun und der neuen Zeitrechnung sich öffnen. Jedermann weiß, daß Matthäus eine Fülle von Bibelstellen anführt. Dies zu wissen wird aber nicht genügen. Da er der erste Verfasser eines Evangeliums war, besaß Matthäus kein Neues Testament und keinen Teil eines Neuen Testamentes, die ihm das Recht oder die Vollmacht gegeben hätten, die Bibel seiner Zeit als Altes Testament zu bezeichnen. Daß jemand die Bibel zitiert, braucht keinen Eindruck auf uns zu machen. Selbst der Teufel kann die Schrift zitieren. Aber die sprachliche Bedeutung des ersten Evangeliums liegt in etwas anderem. Indem Matthäus dieses Evangelium schrieb, formte er die Bibel seiner Zeit zum Alten Testament um. Im Vorgang seines Schreibens wurde die Bibel Israels zum Alten Testament. Für alle Leser des Matthäus wurde das eine vollendete Tatsache. Für Matthäus war das eine Vollendung, deren er sich nicht bewußt wurde, bis sie geschafft war.

Bei der Abfassung seines Evangeliums schreitet Matthäus vom Reden als Jude zum Reden als Nicht-Jude vor. Der Text ist klar. In seinem ersten Kapitel beginnt Matthäus: »Dies ist das Buch von der Geburt von Jesus, dem Christus, der der Sohn Davids ist, des Sohnes Abrahams.« Im gleichen ersten Kapitel Vers 21, heißt es: »Jesus wird sein Volk von seinen Sünden befreien«. Mit anderen Worten: wir sind in Israel, denn es scheint Matthäus

nicht erforderlich zu sein, das Pronomen[1] »sein« in »sein Volk« überhaupt zu erläutern. Aber im 28., dem letzten Kapitel, hat die Beredtsamkeit des Matthäus ihn über die jüdische Welt hinausgetragen. Und wie er daran geht, die Machinationen der Priester und Ältesten der Juden zu berichten, schreibt er: »Das wurde allgemeine Rede unter den Juden bis zu diesem Tag. Hier werden die Juden selber nicht länger in an Christus Gläubige und Ungläubige unterteilt. Die Juden als Juden befinden sich außerhalb der Familie des Matthäus. Der Zaun zwischen ihnen und Matthäus ist im Kapitel 28 unendlich höher als im Kapitel 1. Der Erguß seiner Erfahrungen, seiner Erinnerungen und seiner Notizen wandelte das eigene Bewußtsein des Schreibers. Jedermann sollte durch das Schreiben eines Buches ein anderer Mensch werden. Kein guter Literaturprofessor wird dieses Werden durch ein großes dichterisches Werk leugnen. Ein Buch, das die Frucht gelebten Lebens ist, trennt den Menschen, der es schreibt, von der Lebensperiode, in der es erwuchs. Früchte machen stets Epoche, weil ihre Ernte den Kreislauf der Jahreszeiten beschließt: die Herbstzeit macht das ganze vorhergehende Jahr unwiederbringlich. Die Weisheit unserer Überlieferung besteht in der Tatsache, daß im ersten Evangelium sich ein Mann selbst aus Israel herausschreibt, indem er über Jesus schreibt. Auf diese Weise verwirklicht er für seine Leser die Tatsache, daß »über Jesus« Schreiben bedeutet, die Bibel zum Alten Testament hinunterzuschreiben. Das konnte nicht mit Gründen erreicht werden. Ein kluger Jurist mag eine Sache beweisen durch Behauptungen, Ansprüche und Zitate, und doch selbst ungerührt bleiben. Viele Menschen haben Aufsätze geschrieben, vollendete logische Abhandlungen über das Christentum, um seinen Anspruch zu erweisen oder zu widerlegen. Das macht sie nicht zu Evangelisten. Der Evangelist ist ein Mensch, der, wenn er von Jesus spricht, sein eigenes Bewußtsein wandelt; indem er selbst in der Bewegung ist, führt er andere in die gleiche Bewegung

[1] »Seines« steht ausdrücklich im griechischen Text.

hinein. Das Evangelium des Matthäus setzt den Prozeß in Lauf, kraft dessen die Welt und Israel anders aussehen. Denn das Christentum ist die Welt, wie sie immer gewesen ist, zuzüglich des Todes Jesu. Das Evangelium des Matthäus war das erste Zeugnis dafür, daß diese *eine* Zugabe zur Welt einen Wandel in der Welt der Sprache zuwege bringen würde, daß alle Dinge in der Welt im Lichte dieses Ereignisses neu geschrieben werden müßten. Denn hatte Matthäus nicht gläubig mit rein biblischer Begründung begonnen? Hatte er nicht innerhalb »seines« Volkes oder mit ihm zu schreiben begonnen? Moderne Leser lassen sich sehr häufig durch das erste Matthäus-Kapitel langweilen, weil die Genealogie von Joseph zu David und Abraham so unwichtig scheint. Aber ohne das könnte Matthäus sich selbst oder seine christlichen Leser nicht zu dem Punkt geführt haben, wo »sein« Volk aufhört, sein oder ihr Volk zu sein!

Als aufrechter Mann, der seine Sache unter Gefahr seines Lebens vertrat und damit seine jüdische Volkszugehörigkeit aufs Spiel setzte, schrieb Matthäus sein Evangelium. Er kehrte die Bedeutung der Bibel um, indem er erfuhr, daß sie nicht mehr das *letzte* Wort sei. Der letzte Satz des Evangeliums – die Kritiker haben es für unecht erklärt, weil es uns in der Tat auf einen neuen Boden stellt – spricht diese Tatsache sehr einfach aus: »Taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes.« Im Unterschied zur Bibel, die das letzte Wort für die Juden ist, wird uns gesagt, daß Jesus bei *uns* sein wird bis ans Ende der Welt. In diesem *einen* Satz gewinnt das kurze Erdenleben Jesu plötzlich eine so monumentale Bedeutung, daß die kleine Zugabe zur Welt, die dieses Leben bestenfalls zu sein scheint, plötzlich zu gewaltigen Ausmaßen anwächst. In diesem einen Satz fällt der Zusatz mit voller Wucht auf den Leser. Dieses eine Leben hält durch sein Gewicht die Schalen der ganzen Menschheitsgeschichte im Gleichgewicht; auf der anderen Schale liegen die Zeiten von Adam über Abraham und David hinunter bis zu den Tagen des Herodes. In diesem Satz, der von der gesamten zukünftigen Geschichte als von der jüdischen Bibel ge-

schieden zu sprechen wagt, ist das Evangelium zum Evangelium im Vollsinn geworden, weil nun erst die Vergangenheit zur Vergangenheit und die Bibel zum Alten Testament werden. Dies ist um so merkwürdiger, als Matthäus sicherlich keine Ahnung vom Schicksal seines eigenen Buches hatte. Da er zuerst in hebräischer Sprache schrieb, nicht in aramäischer[1], konnte er kaum erwarten, daß es durch eine Übersetzung als das erste Buch eines griechischen Kanons aufbewahrt werden würde[2].

Wir können nun unmittelbar weiter schreiten und unsere Aufmerksamkeit auf das Drama innerhalb eines jeden Evangeliums richten, wie wir es für Matthäus aufgewiesen haben. Beginnen wir bei Lukas. Matthäus entdeckte, daß die Bibel das Testament einer abgelaufenen Vergangenheit sei. Bei *Lukas* bilden die beiden Bücher, das Evangelium und die Taten der Apostel, ein zusammenhängendes Drama. Paulus hat Jesus dem Fleische nach nicht gekannt und legt keinen Wert darauf, seine Aussprüche zu zitieren. Und doch ist Paulus ausgerüstet, das Evangelium mit der Kraft eines »Weltherzens« zu verkünden, als der »rechte Arm Jesu«, wie er später genannt wurde. Lukas' Evangelium und seine Apostelgeschichte zusammen enthüllen die Identität Christi. Paulus und Jesus, der Christus im Fleisch und der Christus in Paulus, sind die Pfeiler der Brücke, die Lukas zu seiner eigenen Überraschung errichtet. Der »abrupte« Schluß der Apostelgeschichte ist oft kritisiert worden. Aber ist das abrupt, womit das Lukas-Evangelium schließt: »Sie indes beteten an und kehrten nach Jerusalem zurück mit großer Freude und waren alle Zeit im Tempel und lobten Gott?« Seine Apostelgeschichte schließt: »Paulus blieb zwei Jahre in seinem Gelaß, empfing viele Besucher, predigte das Reich Gottes und lehrte Jesus, den Herrn, uneingeschränkt mit aller Freude.« Präge dir zweimal das Wort »Freude« ein, wie es beide Bücher abschließt und dadurch beide Bücher identifiziert. Und nun sieh dir die Anfänge

[1] I. M. Grintz, J. of Bibl. Lit. 79, 1960, S. 52 ff.

[2] Es ist mir bekannt, daß von manchen Kritikern ein griechisches Original des Matthäusevangeliums angenommen wird.

der beiden Bücher an: das Evangelium beginnt mit der Geburt Jesu, die Apostelgeschichte mit der Geburt der Kirche. Geburt und Freude sind Anfang und Ende beidemal. Da wo bei Matthäus ein Weltprozeß aus den Juden die Menschheit macht, da macht bei Lukas derselbe Weltprozeß Rom aus Jerusalem. Auch hier verfehlen wir also den Sinn der Schrift, wenn wir sie als »Material« behandeln. Ihr Sinn ist, uns in unseren eigenen Gesinnungswandel hineinzuzwingen. Kein Kommunist ist solch ein Materialist wie die Bibelkritiker.

Daß Paulus am Ende in Rom ist, und daß da nun der Tempel steht, das macht Lukas selber staunen. In einem Handbuch der Literatur von heute steht freilich als erster Satz: »Wir schreiben Bücher, um Geld zu verdienen.« Wo dieser Satz gilt, da sitzt der Autor kühl berechnend und grinsend über die Tricks, die den Käufer zum Ankauf verführen werden. Ein Diener des Wortes, wie Lukas den Ausdruck versteht, muß schreiben, weil er sonst sein eigenes Herz nicht verstehen kann. In Petrus und Paulus lebte der Christus, der in Jesus lebte, für eine zweite Generation. Das Martyrium des Paulus gehört nicht in den von Lukas aufgewiesenen Ablauf und Fortschritt. Die These, daß die Apostelgeschichte unbeendet geblieben ist und mit dem Tode des Paulus enden müßte, ist ebenso profund wie der Wilamowitzische Einfall, daß Homers Ilias »eigentlich« hätte enden sollen oder endete mit dem Tode des Achilleus. Lukas entdeckte die Verdoppelung, den Sieg über die Aufeinanderfolge der Generationen, der durch den Heiligen Geist bewirkt wird, und er entdeckte, als er weiter fortschritt, daß seine Berichte über Jesus im Fleisch in Israel und von den Taten des Heiligen Geistes (Apg. 1,2) bei den Heiden (Ende von Apg. 28, 29) *parallel* gingen. Aber wie Petrus durchgesetzt hatte, daß Markus jede Ehrung des Petrus ausließ, so schrieb Lukas nicht um des Ruhmes Pauli, sondern um des Ruhmes des Herrn willen. Wenn er den Tod des Paulus am Ende der Apostelgeschichte berichtet hätte – wie entsprechend, wenn die Ilias den Tod des Achilleus an ihrem Ende berichten würde –, so würde das die Anerken-

nung des Heiligen Geistes als des »Christus noch einmal« zunichte gemacht haben. Und warum wurde es die Aufgabe des Lukas, zwei Generationen – Jesus und die Apostel – ineinander zu einigen? Warum mußte die Taufe mit Feuer an Pfingsten mit der Geburt des Kindes in Bethlehem parallelisiert werden und die Reisen des Paulus durch die heidnischen Länder mit Jesu Verkündigung in Israel? Der Grund ist leicht einzusehen. Lukas selbst schrieb für einen Christen der zweiten Generation. Zwischen ihm und Theophilus existierte das Väter-Söhne-Problem des Geistes, so wie es zwischen Jesus und den Aposteln bestanden hatte. Ererbtes Christentum gibt es nicht; trotzdem scheint das Christentum in der Gestalt von etwas Ererbten auf uns zuzukommen. Die Apostelgeschichte des Lukas läuft mit dem Evangelium parallel, weil Theophilus aus einem Erben oder einem Traditionschristen in einen ersten und unmittelbaren Hörer des Geistes gewandelt werden muß. Da die Schriften des Lukas eine Brücke über zwei Generationen schlugen, zwang sein Bericht seinen Leser, den Theophilus, an seine eigenen Kinder zu denken. Soweit es nämlich Lukas gelang, die Parallele zwischen Evangelium und Apostelgeschichte einsichtig zu machen, soweit gelang es ihm auch, die Brücke von Theophilus in die künftige Kirche zu schlagen. Der moderne Leser könnte seine Bedenken haben, sich dieser Logik anzuschließen. Warum sollte Theophilus seine eigenen Kinder und Enkel anders lehren, bloß weil er von der Parallele las zwischen Evangelium und Apostelgeschichte, zwischen Judäa und dem Imperium, zwischen Jerusalem und Rom? Was hat ein Buch mit unserem eigenen Verhalten zu tun? Der moderne Mensch ist im Recht, wenn er hier zögert. Für uns ist das Lesen keine Phase des Handelns, aber für Theophilus war das Lesen etwas anderes. Vertraulich wurde das Evangelium zunächst von Mund zu Mund verbreitet. »Der Weg«, wie das neue Leben hieß, war der Weg, auf dem die Menschen miteinander umgingen und sprachen. Der Christ des ersten Jahrhunderts wurde in einen Lebensweg eingeführt und unterwegs, auf dem Wege, wurde ihm von den Dingen be-

richtet, die erforderlich waren, um aus ihm selbst einen Missionar, einen Zeugen, einen Bekenner, notfalls einen Märtyrer zu machen. Zu hören bedeutete nichts anderes, als den ersten Schritt dazu, anderen weiter zu berichten. Es ging nicht um Neugier, sondern um das Heil. Und das wurde durch die Torheit des mündlichen Verkündens vollzogen. Die erschütternde Neuheit eines geschriebenen Evangeliums bestand daher darin, daß überhaupt irgendetwas Geschriebenes zum Range der Evangeliumswahrheit zugelassen werden sollte.

Christus hatte nicht geschrieben[1]. Und die ganze Wahrheit des Kreuzes war darauf begründet, auf diesem schier übermenschlichen Glauben. Wer von uns würde wagen, seine größte Wahrheit der Albernheit ungläubiger Nachbarn anzuvertrauen? Aber seitdem dies einmal gewagt worden ist, war das Beispiel gegeben. Und das Schreiben war als zweitrangig gestempelt. Es war weniger gut, weniger erwünscht, weniger vertrauenswürdig, als Verkünden. Ich dächte, daß wir uns noch vergegenwärtigen können, wie Matthäus unter Blut, Schweiß und Tränen schrieb und dabei Vergebung dafür erflehte, daß er die Tinte benutzte. Er benötigte eine vollgültige Entschuldigung. Denn in seinen Tagen lehrte man, einer der »Gefallenen Engel« sei der, »der die Menschheit das Schreiben gelehrt und daher viele Menschen bis auf den heutigen Tag zu Sündern gemacht hat. Denn die Menschen wurden nicht geschaffen, ihren Glauben mit Tinte und Feder zu beweisen« (Buch Henoch 69, 10). Ich denke mir, daß Matthäus unter der Erschütterung durch die Steinigung des Stephanus sich die Freiheit nahm, zum Betreten des Feder-Engpasses zurückzukehren. Es war wohl das erste Blut eines Märtyrers, das den Gebrauch der Tinte auch in dem neuen Bund erlaubt hat. Ich schließe das aus der Tatsache, daß die große Rede des Stephanus vor den Priestern sich im ersten Kapitel des Matthäus wiederspiegelt. (Siehe unten S. 842.)

---

[1] Lukas Vischer, Die Rechtfertigung der Schriftstellerei in der alten Kirche. Theolog. Ztschr. 12, 1956, S. 320–336.

Das Opfer des ersten Märtyrers gab den geschriebenen Worten des ersten Evangelienschreibers Gewicht, wo er ohne Stephanus höchst verdächtig gewesen wäre. Das große Einstehen des Stephanus für das sich Wandeln des Geistes in neue Gestalten mußte gerettet werden. Nachdem Stephanus sein Leben dafür hingegeben hatte, würde die neue Botschaft durch die Feder nicht geschändet werden. Geschriebene Evangelien sind dem neuen Weg nur widerstrebend erlaubt worden. Übrigens waren sie dazu bestimmt, laut verlesen zu werden.

Wir sind so verrückt, jedermann zu fragen: »Warum schreibst du nicht?« Aber mit den ersten Jüngern des neuen Geistes war es umgekehrt: Müssen wir schreiben? Können wir schreiben? Dürfen wir schreiben? Und die Wahrheit heftet sich an diese Keuschheit unseres Geistes, die seltener geworden ist als die Keuschheit der Leiber. *Wann müssen wir schreiben?* In Lebensgefahr unserer selbst oder anderer, in Selbstverteidigung, dann wenn es in Notwehr der einzige Weg ist, unsere Identität zu wahren. Wir müssen sprechen und schreiben und lehren und Zeugnis ablegen, wenn wir oder unser Seelenfriede sonst zerfielen. Ein neuer Stil wird nur unter äußerstem Druck geschaffen werden. Matthäus gewann das Recht, die Feder als sein Schwert zu brauchen, als das Blut der Märtyrer den Boden Palästinas rötete. Ähnlich schrieb Markus, als die Arena und das Kreuz in Rom auf Petrus warteten.

Nun geht unsere Behauptung dahin, Lukas habe unter einer ähnlichen Erregung oder unter einem ähnlichen Druck geschrieben. Das ist nicht so leicht einzusehen. Er lebte nicht in den Zentren der Gefahr. Er erlebte ein reifes Alter bis 84 nach Christus – irgendwo in Griechenland wie der Kanon der Evangelien uns berichtet, – und sein Stil gefiel einem Ernest Renan so sehr, daß er das Lukasevangelium das schönste Buch nannte, das jemals geschrieben sei. Nun, Renan war ein Grieche im Geiste, und sein Lob kann uns in Verlegenheit bringen; denn den Griechen begeistert das Spielerische und Leichte. Das Strenge stört ihn als nicht elegant genug.

In der Tat ist der Druck bei Lukas sehr verschieden von dem, den die offensichtliche Gefahr um Matthäus und Markus erregt. Lukas muß in Muße gelebt haben, als er den Ursprüngen seines Glaubens nachging. Indessen auch von Lukas wurde in die Welt der Geschichtsschreibung ein neuer und spezifischer Druck eingeführt. Chroniken hatten die Annalen von Rom, Paros und Athen verzeichnet. Historiker hatten über den Geist Roms geschrieben, durch den es in fünfzig Jahren den Weltkreis eroberte, oder den Geist der Athener unter Perikles. In entsprechender Weise bezeugen die verschiedenen Bücher des Alten Testaments die spezifische Mentalität einer bestimmten Periode. Die Bücher, die unter dem Namen des Moses gehen, das Lied der Lieder, Jeremiah, die Richter, die Könige – alle bezeugen den Übergang des einen Geistes in eine bestimmte einzelne Ausdrucksform.

Aber der erste Satz des Lukas ändert das. Der zwischenzeitliche Charakter des Geistes wurde zu seinem Thema: *Inspiriertsein bedeutet übersetzen:* Indem er sein Augenmerk auf diese Fuge zwischen den Zeiten richtet, wurde Lukas zum ersten menschlichen Wesen, das fähig war, die Geister zweier Perioden zusammen zu sehen und sie als einem Geist dienstbar in Worte zu fassen – »Diener des Wortes«, »minister of the word«: minister bedeutet im Griechischen dienstbar sein –, als dienstbar dem Geister aller Geister.

Die wahre Bedeutung des Ausdrucks »Heiliger Geist« geht verloren, wenn wir nicht daran festhalten, daß er die Geister der verschiedenen Zeiten einander erschließt. Irgendeine friedliche Menschengruppe kann in Fröhlichkeit, Harmonie, Freundschaft und Güte den rechten Geist besitzen, ohne daß sie den Heiligen Geist besäße, aber heutzutage behandeln wir den guten und den bösen Geist für gewöhnlich so, als bewegten sie sich auf der selben Ebene. Für Lukas ist nur das heilig, das Macht über die vielen Moden der Zeitalter hat. Diese Moden jedes Zeitalters, diese Geister der Zeiten, sind echt und wirklich. Jede Generation hat ihren Genius. Der Genius Jesu gehörte zu seinem eige-

nen einmaligen Leben. Goethes Genie als der Verfasser von »Werthers Leiden« war zeitbedingt. Aber der Heilige Geist ist sozusagen der Genius in zweiter Potenz. Gott ist der Vater aller Geister. Die Entdeckung Jesu war, daß der Genius nicht ausreicht. Und so opferte er seinen Genius, seinen eigenen Geist für den Frieden zwischen den Geistern aller Zeiten. Nicht sein Leib war sein Beitrag zur Geschichte – wie viele Soldaten haben ihre Leiber für den Geist ihrer Nationalhelden hingegeben! – Jesus gab seinen Genius hin, weil er entschlossen war, die endlose Wiederkehr der Kreisläufe in den Geschäften und Berufen der Menschen zu brechen. Er war die Geister jeder Zeit satt, einschließlich seines eigenen Genius. Aus diesem Grunde schrieb er kein Buch. Denn es verlangte ihn, die Herzen aller Generationen zueinander zu kehren, ohne Rücksicht auf ihre Zeitmoden, ja ohne Rücksicht auf seine eigene! So steht es bei Lukas 23, 46.

Lukas war der erste Mann, der damit ausgezeichnet wurde, daß er diesen Wandel in der Bedeutung des Geistes in einem Zweiphasenbuch darstellen durfte. In seinen beiden Bänden wird gezeigt, wie der Geist sich über die Geister erhebt. Über den Genius von Christi eigenem Gang durch Judäa und über den Genius in den Handlungen des apostolischen Zeitalters wird so berichtet, daß es sich um die Facetten des einen Geistes handelt. Seitdem haben die Menschen von ihren Historikern verlangt, ihnen mehr als eine Periode der Entwicklung zu vermitteln. Wenn wir nicht den einen Geist am Werk spüren hinter dem Geist unterschiedlicher Perioden, können wir von der Geschichte nicht begeistert werden. So ist die Geschichte tot, und es ist gefährlich, mit den Gräbern der Vergangenheit zu spielen. Es ist absurd, irgendeinen großen Mann oder eine große Tat nachzuahmen, und es lähmt. Aber die Geschichte ist etwas Gutes und läßt uns auferstehen von den Toten, wenn wir hinter die Tagestatsachen vorstoßen und uns die Summe von Opfern und Schaffenskraft vergegenwärtigen, die hinter jeder uns vertrauten kleinen Tatsache verborgen ist. Die Kenntnis

historischer Tatsachen ist schädlich, wenn wir sie nicht als entweder inspiriert oder korrumpierend durchschauen.

Jeder große Historiker nach Lukas hat eine Mehrheit von Zeitgeistern zugestanden und den Versuch unternommen, den einen Geist durch sie alle hindurch scheinen zu lassen. Thukydides hat das noch nicht gekonnt und Livius noch weniger.

Lukas wurde der erste Sieg verliehen über den Geist einer Zeit und die Tradition eines Landes. In seinen Büchern war die Unterscheidung zwischen – modern ausgedrückt – Genius und Geist — in seiner Sprache: Zwischen Dem Geist und den vielen Geistern, enthalten.

Dieser Triumph konnte nicht dadurch gefeiert werden, daß man »über« den Geist theoretisierte. Es mußte auf die entgegengesetzte Weise geschehen, indem man bei jeder Gelegenheit die Mannigfaltigkeit von Zeit und Ort offen zugestand. Das Wort, das bis dahin besonderen Landschaften und besonderen Zeiten zugehörte, erwies sich nun als Eines in Osten und Westen, mit Jesus auf Erden und mit dem auferstandenen Christus. Der blinde Fanatismus irgendwelcher Denkschule oder Nationalliteratur, sowie der Eifer des Lesers Theophilus wurden gereinigt. Theophilus wurde gewarnt, daß der Geist in jeder Generation neue Formen aus seinen Lenden entlassen könne. Der Genius eines Zeitalters dürfe nicht als der Geist Gottes mißverstanden werden. Denn wir haben genau soviel Zukunft, als wir unsere Vergangenheit erkennen. Nur zusammen dürfen Zukunft und Geschichte unser Glaubensartikel sein! Wenn jemand den Wunsch hat, mit seiner eigenen Zeit zu vergehen, kann ihn niemand hindern oder ihm das widerlegen. Die Zeitgrenzen unserer Rolle auf Erden wählen wir selbst. Indem Lukas der Kirche, in der sich Theophilus befand, eine Vorgeschichte aus mehr als einer Periode und aus mehr als einem Genius verlieh, gab Lukas allen Christen zugleich eine Nachgeschichte hinter ihre eigene Periode und ihre eigene Lebenszeit. Das Recht der Geschichte, uns überhaupt zu formen, hängt von dem Siege ab, den die Macht der Übersetzung über die Macht jedes Zeitalters

erringt. Diese Überzeugung war zweifellos in Stephanus, in Matthäus und ihrem Meister lebendig. Aber dem Lukas gelang es, diese Wahrheit in einem literarischen Dokument zu verkörpern. Von Herakles erzählte Hellas, aber von der Fortpflanzung des Geistes wissen wir erst seit Lukas. Heilige sind keine Heroen!

Der Genius und der Geist jeder einzelnen Zeit zerstieben in der Vereinzelung. Die naive Hingabe an den Geist des eigenen fin de siècle stürzte Europa in zwei zerstörende Kriege. Die Menschen hatten sich ihrer Zeit ausgeliefert. Und der Zeitgeist wurde zum Dämonen. Sobald wir erwarten, daß jede Zeit ihren eigenen Geist habe, werden wir uns mit der Hitlerjugend in Massakrija wiederfinden.

Auch wenn wir erwarten, daß der Heilige Geist in einem Treibhaus außerhalb der Jahreszeiten der menschlichen Seele existiere, enden wir in Sterilisierung und Nichtigkeit. Wir sollten uns angewöhnen, von jeder Generation als einem Zeitkörper und von dem Geist als Einem zu denken, der alle diese Körper miteinander verbindet. Es bedurfte einer Zeit von 1900 Jahren, um das zu lernen. »Zeitkörper« ist bis zum heutigen Tag ein ungewohnter Ausdruck. Aber er ist heute der genaueste Ausdruck und die genaueste Wiedergabe für die von Lukas geschilderten Geister und wie sie vom Heiligen Geist überwunden wurden. Wenn und wann unsere Zeiten zu verbandfähigen Zeitkörpern werden, werden wir das geleistet haben, was Lukas in seinem Doppelbuch von Jesus und den Aposteln berichtet. Die Herrschaft der einaltrigen Götter Zeus und Hera war dann gebrochen. Der göttliche Mensch ist mehraltrig! Als Jesus sagte: »Ihr werdet größere Dinge tun als ich«, war er göttlich. Und er war es, als er sein halbes Leben den Aposteln abtrat.

Die Generation des Theophilus, die den Lukas las, erlebte den Fall Jerusalems und den Übergang vom apostolischen zum episkopalen Zeitalter. Die Kirche ist dadurch ausgezeichnet, daß in ihr in einem atemraubenden Tempo ein Zeitalter auf das andere folgt. Was der Protestantismus heute als den schnellen

Zerfall des ursprünglichen Christentums kritisiert hat, ist der ausgezeichnetste Beweis für das Prinzip des Lukas von der ständig fortschreitenden und ewig sich wandelnden Übertragung. Die Märtyrer, die Bischöfe, die Bekenner, die Apologeten, die Väter, die Mönche, die Eremiten, die Missionare – alle diese Arten von Heiligmäßigkeit folgten auf die Apostel und Evangelisten, auf die Lehrer und Propheten der ersten Kirchengeneration in einem schnellen Szenenwandel. Ich wäre geneigt, Luthers Axiom vom Werte des Urchristentums ins Gegenteil zu kehren, und möchte sagen, daß ich nicht an den Heiligen Geist glauben könnte, wenn er nicht seine Ausdrucksformen unbarmherzig wandelte. Unsere Not ist es erneut, auf welche Weise wir von Genius zu Genius weiterschreiten und dabei doch in Einem Geiste vereint bleiben sollen. Mit jedem Jahrhundert wird das schwerer, und wir müssen unseren jungen Leuten einen wohl überlegten Grad von Unwissenheit zugestehen, damit ihr Genius nicht erstickt wird. Aber aus einem Geist müssen wir alle vorschreiten, ungeachtet der Vielfalt von Zeiten und Räumen.

Das wirft Licht auf den Ablauf im Evangelium des *Markus*. Wie das des Matthäus und das des Lukas ist das Evangelium des Markus ein Sieg über die Gefahren der Zeit. Petrus hatte den Auftrag, die Schafe zu hüten. Johannes ist über diesen Auftrag sehr begeistert am Ende seines Evangeliums, und er stimmt darin mit Matthäus überein. Das wahre Verhältnis zwischen Jesus und den Aposteln wäre aber aufs Spiel gesetzt, wenn Petrus, der größte der Apostel, zu sehr als mit Jesus ebenbürtig angesehen worden wäre. Gerade Markus als Petri Amanuensis mußte daher ein für alle Mal die Einzigkeit Christi als des »Sohnes Gottes« sicherstellen. Petrus, der den Herrn dreimal verleugnet hatte, mußte bestreiten, daß er, Petrus, mehr als ein sündiger Mensch sei. Wenn das für Petrus, der ihr Fürst war, gezeigt werden konnte, würde es für alle Christen und für immer geleistet sein. Nun, Markus leistete genau diesen Dienst. Er beginnt schlicht mit der Feststellung, daß Jesus der Sohn Gottes

war, und er schließt mit dem Hinweis auf den endlosen Strom der Mission, der aus »Dienern« besteht, die dem Worte gehorchen und nicht dem Petrus oder irgendeiner anderen fleischlichen Autorität. Es ist schwieriger, diesen negativen Prozeß bei Markus zu verfolgen, als den ähnlich negativen Prozeß bei Matthäus. Bei Matthäus stellt das Alte Testament die Ordnung dar, die Jesus vorausging; der Geist verließ Israel, als Jesus kam und die Herrschaft antrat. Bei Markus hatte sich erwiesen, daß Christus allein der Sohn Gottes war und bleiben würde. Alle künftigen Generationen wurden unter diese eine und einzige Inkarnation gestellt, weil Petrus selbst in eine unendliche Entfernung unter diesen selben Gottessohn trat. Der bei Markus ablaufende Prozeß hat Jesus gegen die Zukunft geschützt! Die Glorifizierung des Petrus wird siegreich abgewehrt und verhindert. Markus berichtet, daß Petrus »bestürzt« gewesen sei (Mk. 9, 6), während die anderen Evangelisten das nicht zu sagen wagen; er ändert den Singular eines Wortes des Petrus bei Matthäus: »Ich werde« in das bescheidenere: »Wir werden«, er schnitt seinen Namen heraus, wenn eine kluge Frage gestellt wurde. »Das Haus des Petrus« bei Matthäus wird bei Markus zu dem Hause, zu dem vier der Apostel kamen. Petrus hat sich selbst bei Markus einen »Satan« genannt, ohne daß wie bei den anderen Evangelisten dafür eine entschuldigende Erklärung gegeben würde[1]. Und es kann als Gipfel der Selbstverleugnung des Petrus bezeichnet werden, daß dem Markus nicht erlaubt ist, dem einen der beiden Jünger, die zu Emmaus den auferstandenen Christus erblickten, den Namen Petrus zu geben. Doch sagt Paulus grob heraus: Petrus ist der Erste gewesen, der den auferstandenen Herrn gesehen hat. Mit anderen Worten: in den Augen Pauli selbst konnten für ein Apostolat keine höheren Beglaubigungen gefunden werden als die eine, über die zu schweigen Markus befohlen wurde. Lukas und Johannes nehmen sich die Mühe, dieses Stillschweigen zu entschuldigen, weil

[1] Für die Einzelheiten Chapman, S. 38 ff.

sie brüderlich darauf bedacht sind, den Primat des Petrus zu erwähnen (Lk. 24, 13 ff., Joh. 21; Paulus 1. Kor. 15,5).

»Im Markusevangelium ist Jesus isoliert und wird von seinen gewählten Jüngern völlig mißverstanden. Im Markusevangelium ist das von vitaler Bedeutung, weil das Heil in völlige Isolierung hineingepreßt ist. Matthäus und Lukas erweisen sich als unfähig, das mit der erstaunlichen Brutalität des Markus durchzuführen.« [1]

Die Versuchung, die von Markus ausgefochten wurde, ist gut belegt in 13, 11, wo er von Jesus berichtet, daß er gesagt habe: »Denn Ihr seids nicht, die da reden werden, sondern der Heilige Geist!« Petrus, der den Herrn während seiner Passion verleugnet hatte, geht nun dazu über, den Herrn gegen eine solche Abhängigkeit von schwachen Menschen zu beschützen. Er hatte das Recht dazu – und er allein – Markus davon abzuhalten, Petrus gegen den Herrn zu stellen. Wenn man das Ergebnis »erstaunliche Brutalität« nennt, so übersehen die Kritiker, daß der Kampf des Petrus seiner eigenen potentiellen Autorität galt: allein im Namen Jesu sollte das Evangelium gepredigt werden (Mk. 16, 17). Petrus war hart gegen sich selbst.

Damit kommen wir zum 4. Evangelium. Der Processus bei *Johannes* ist wiederum ein anderer, aber auch dieses scheinbar ätherische Evangelium schreitet dramatisch fort. Johannes war, wie kein anderer Apostel, der Bruder des Herrn aus natürlicher Sympathie. Als sein Bruder wurde er geliebt und befreundet; das kam zu seiner Berufung als Apostel hinzu. Natürliche Kongenialität und geschöpfliche Sympathie waren die besondere Erkenntnisquelle des Johannes. Entsprechende Quellen für erhöhtes Verständnis waren bei Petrus sein Kirchenamt, bei Matthäus das Bewußtsein, gerettet worden zu sein und für alle Jünger zu schreiben, und bei Lukas die Sorge um die Eingliederung der nächsten Generation. Ein Lehrer wie Lukas ge-

[1] Hoskyns and Davey, Das Rätsel des Neuen Testaments, New York 1931 S. 137 ff.

langt zu einem immer besseren Verständnis, weil er es mit unreifen und nicht ergriffenen Studenten zu tun hat. Ein Bischof wie Petrus gelangt zu großer Sorgfalt, weil seine Verantwortung für das Heil der Seelen sie fordert, und Matthäus weiß und versteht besser, weil er aus einem ziemlich schimpflichen Gewerbe herausgenommen war und tiefe Dankbarkeit und Freude über seine eigene Aufnahme empfand. Als kindhaftes Gemüt versteht Johannes das, was zunächst niemand sonst verstehen konnte: das Werden der lebendigen Person. Mitglieder einer leiblichen Familie verstehen gegenseitig ihre letzten Beweggründe; der Ursprung jeder ihrer Reaktionen und Gesten liegt vor ihnen offen da. Ein gleiches gilt unter Geistesverwandten. Denn der Geist geht der Inkarnation voraus; der Geist ist der originale Gedanke des Schöpfers, dessen Auswirkung wir lebendigen Menschen darstellen. Ein verwandter Geist versteht daher aus Sympathie und »Kongenialität« im ursprünglichen Sinne, woher Jesus kam, aus welcher schicksalhaften Tiefe, aus welcher vorgesetzlichen, vornationalen, vorreligiösen ursprünglichen Matrize. Johannes als verwandter Geist beginnt mit dem wirklichen, ursprünglichen Ort des Menschen in Gottes Geist. Aber der Weg seines Evangeliums führt ihn aus der himmlischen Heimat zur Erde hinab. Der geheimnisvolle Ablauf, der Prozeß, besteht bei Johannes in dem Weg von dem Wort in Gott zu dem leibhaften Jesus. Johannes läßt Jesus seine erhabensten Reden (14. Kapitel) mit der nüchternen und konkreten leibhaften Bewegung unterbrechen: »Laßt uns gehen«. Nur Johannes überliefert dieses kostbare Zeugnis für den Realismus Jesu und niemand anderes (14, 31). Infolge seiner persönlichen und privaten Intimität braucht er Jesus niemals von außen her zu sehen. Er lebte mit ihm im inneren seiner Seele. Aber daß er seinen Bruder Jesus in den kleinen Geschehnissen des alltäglichen Lebens mit dem kosmischen Amtsnamen Christus gleichsetzen konnte: das war der Sieg des Johannes. Johannes sah im Herrn sein anderes Ich. Die Seele des Johannes war von Natur christlich. Aus diesem Grunde bedurfte es für sein

Wissen und Verstehen keiner Zeichen oder besonderer Vorgänge. Er kannte ihn vom Herzen her. Indem er aber sein Evangelium schrieb, begriff Johannes, daß die äußeren Handlungen seines Herrn nicht weniger notwendig waren. Obwohl er mit ihm eins in Ewigkeit war, demütigte er sich dazu, vor der Geschichte bloß einer seiner Jünger zu sein. Das ist die Schönheit der letzten Kapitel des Johannes. Thomas mußte sehen, bevor er glaubte; solch Sehen hatte für Johannes selbst keine Überzeugungskraft. Aber Johannes überlieferte die Geschichte des Thomas treulich als die Art von Jüngerschaft, die seiner eigenen Art am meisten widersprach. Er ehrte in Thomas die Todesbereitschaft. (Johannes 11, 16). Und er gab dem Petrus die Ehre als dem einen, dem Autorität zukam – sogar über Johannes –, weil der Herr so gesagt hatte. Also vom Innersten des Herzens her schreitet Johannes vor zu den äußeren Umständen des sozialen Amtes und der sozialen Stellung und verwehrt auf diese Weise allen Herzen, die von Natur Christen sind, die Welt der Geschichte und der Verwirklichung zu fliehen. Weder Papst in Rom noch Missionar in Indien ist Johannes geworden, aber er hat sie beide gelten lassen. Und darum muß Papst und Missionar die »Störende Anwesenheit des Johannes« (I, 259ff.) ewig gelten lassen.

Alle vier Evangelien sind Prozesse, innerhalb derer die vier Evangelisten ihre menschliche Beschränkung am Fuß des Kreuzes niederlegen und ihre individuelle Erfahrung in einen Beitrag an die Gemeinschaft verwandeln: Matthäus erkannte an, daß er nicht länger ein Jude sei, Markus, der Schüler des Petrus, erkannte an, daß Petrus seinen eigenen Namen aufgegeben habe; Lukas, der Begleiter des Paulus, erkannte an, Paulus tue unter den Heiden, was Jesus unter den Juden geleistet habe; Johannes erkannte an, daß, obgleich ein verwandter Geist den ewigen Sinn ohne Diskussion erfassen könne, es doch auch notwendig bleibe, daß die gläubige Seele den Ämtern zunächst gehorche, weil wir in der Arbeitsteilung dieser sichtbaren Welt die Langsamkeit aller Prozesse hinnehmen müssen.

Unser Ausdruck »anerkennen« ist hier im Sinne der vier Evangelisten nicht so gemeint, daß er dasselbe bedeute wie eine Quittung. Er fordert einen Wandel des Bewußtsein während des Schreibens, damit der Schreiber selbst die Folgen entdecken konnte. Er *lernt* anerkennen und das Lernen, das ist sein Evangelium.

Nehmen wir den Fall des Matthäus. Durch die Kritiker, die auf seine vielfachen Zitate aus der Schrift hinweisen, werden wir verführt, in ihm einen Rechtsgelehrten zu sehen, der einen erstaunlichen Schriftsatz für seinen Klienten schreibt. Ein Rechtsgelehrter hat seinen letzten Satz im Sinn, wenn er seinen ersten Satz niederschreibt. Solch ein Bericht ist nach *einem* Vorsatz geplant und aus einem Geiste verfaßt. (Wenigstens ist das so nach der Theorie, an die ich nicht glaube.) Aber Matthäus beginnt: »Jesus war der König der Juden«, und am Ende erkennt er selbst: »Um Himmels willen, ich bin ja kein Jude mehr!« und verläßt Jerusalem.

Wir wenden uns Markus zu. Markus kniet in Petrus' Gottesdienst. Petrus ist für ihn die letzte Autorität. Am Ende seines Evangeliums erkennt er, daß er, Markus, auf Petrus nicht bauen könne, so wenig wie auf irgendeinen anderen sündigen Menschen. Markus – wie häufig mag es ihn geschmerzt haben, hören zu müssen, wie Petrus ein Teilstück der Überlieferung strich, weil es den Petrus rühmte – gewann genügend Mut, seine Aufgabe als Handlanger des Petrus zu überschreiten. Indem er von Petrus vernahm, wie der Fürst der Apostel seinen eigenen Wert herabsetzte, erfuhr Markus eine Belehrung über die Einheit der Kirche. Die Kirche konnte nur entstehen, wenn ein Einziger seinen Namen ihrem Leibe gab. Und Markus ging nach Alexandria im Geiste Gottes, nicht in dem des Petrus.

Der Wandel bei Lukas geschah des Theophilus wegen. Theophilus kannte Lukas. Und die Bekehrung der Heiden war für ihn vielleicht die einzige Sache, die ihn interessierte. Aber die Schriften des Lukas brachten hierin einen Wandel zustande. Das ursprüngliche Geschehen wurde nun deutlich erkennbar als die

ewige Matrize, aus der Paulus nur eine einzige Frucht darstellte. Und so muß jede Generation aufs neue in diese *eine* echte Matrize hineinströmen: die des Kreuzes! Nach Paulus mußten alle Generationen ihre Nahrung und ihr Vorbild aus dem Evangelium des Meisters entnehmen, bis sie als Schüler mit einer eigenen »Apostelgeschichte« in Wettbewerb mit den Leiden der Apostel treten könnten. Alle würden auf den Evangelisten zu hören haben, bevor sie das Evangelium wieder übersetzen könnten, wie das Paulus getan hatte. Alle müßten Lehrer der nächsten Generation werden, so daß die Jüngeren noch größere Dinge tun könnten. Eindrucksvoll genug, daß zu Pfingsten der Himmel auf die Erde herunter gekommen war (Apg. 1) und eine neue Erde geschaffen hatte mit Rom anstelle von Jerusalem als Mittelpunkt. Aber nur einen Einzigen hatte Gott berufen, den wahren Himmel zu offenbaren. Er mußte als Einzig anerkannt werden, als die unverrückbare feste Größe. Nie konnte sonst der gleiche Himmel, d. h. Gott in alle menschlichen Herzen kommen und die Erde in jeder Generation erneuern. Theophilus mußte daher über die bloße Taufe hinaus vorschreiten. Er konnte sich nun mit einer Übersetzungsaufgabe für seine Kinder betraut erblicken, die ebenso gewaltig sein würde wie die Übertragung des Evangeliums, die durch Paulus und Petrus in Gehorsam gegen den Herren für die Heiden vollbracht worden war. So wuchs in den beiden Büchern des Lukas der Befehl Jesu, die Völker zu taufen, in geometrischer Progression. Denn er enthüllte, was späterhin erreicht werden würde und könnte: war ein Christ getauft, so konnte er über seinen Vorgänger hinauswachsen. So, aber nur so, wurde ein Fortschritt möglich. »Fortschritt« ist nur kraft Christus möglich. Vinzenz von Lerinum hat darüber wunderschön geschrieben.

Und Johannes – Johannes, der Adler in seinem Ätherflug – gelangte dahin, neben dem Himmel, in dem er mit seinem Meister lebte, auch die Erde zu lieben. Aus diesem Grunde spricht der letzte Satz des Johannes von dem Raume des Kosmos, der nicht

im Stande wäre, alle die über Jesus möglichen Bücher zu fassen. Der Raum des Kosmos? Was bedeutete er für Johannes, der in seiner Vision Das Wort erblickt hatte, das von Beginn her bei seinem Vater war, ehe das Universum geschaffen wurde? Doch dieser gleiche geschaffene Kosmos wurde sein letztes Wort. Er war bereit, den Himmel Gottes zu verlassen und aus Liebe zu Gott einzugehen in diese kreatürliche »Welt«. Er gelangte dahin, dieses materielle Universum zu sehen, zu fühlen und zu schmecken, obwohl er seiner entraten konnte. Aber Gott hatte es geschaffen und wünschte, daß auch er es liebe.

Es besteht daher eine merkbare Reihenfolge bei den Verfassern der vier Evangelien. Der Name Jesu besteht in der alten Kirche aus vier Teilen: Jesus, Christus, Sohn Gottes, Heiland. Die vier griechischen Anfangsbuchstaben dieser vier Namen wurden gelesen als Ichthys (ichthys = Fisch) [1]. Die vier Evangelien riefen diesen Namen aus. Matthäus, der Sünder, wußte, daß der Herr sein persönlicher Retter (Heiland = *S*oter) gewesen sei, Markus kannte ihn von Anfang an als Sohn Gottes (*Hy*ios *Th*eou), Lukas erblickte in ihm den »*Ch*ristus«, der den Saulus bekehrt hatte, den Saulus, zu dem Jesus niemals gesprochen hatte; für Paulus konnte Jesus nichts anderes als ausschließlich der Christus sein. Und Johannes, der verwandte Geist, verstand ihn als seinen älteren Bruder, und das bedeutet, daß er mit ihm persönlich als »*J*esus« lebt.

1. Heiland
2. Gottes Sohn
3. Christus
4. Jesus

waren die Aspekte, unter denen die vier Evangelisten schrieben. Und nun tritt das Gesetz der Sprache in Tätigkeit, das immer der Natur und der bloßen Entwicklung der Zeit widerspricht. Dieses Gesetz besagt: *das, was in einem Ereignis das zentralste*

[1] Siehe Bd. I, S. 119 ff.

oder primärste ist, wird zuletzt artikuliert werden. Die Qualität Jesu, durch die er in seiner Umgebung am weitesten sichtbarsten und störendsten wirkte, bestand darin, daß er Sünder rettete. Die engste Berührung mit seinem Herzen, wo er am stärksten Jesus, diese eigene wirklich einzige Person war, besaß Johannes. Johannes überliefert die innersten Gedanken Jesu. Matthäus berichtet all die äußeren Glaubensbeweise für Jesus als den Heiland, Matthäus vermochte seine Erfahrungen als erster wiederzugeben; Johannes konnte sie erst als letzter aussagen. Warum? Die Reihenfolge ist seltsam, aber sie wiederholt die Erfahrung Jesu von sich selbst, die erst am Ende als die seines innersten Lebens sichtbar wurde. Daß die Welt nicht uns sieht, sondern unsere Oberflächenfunktion zunächst, entspricht der Erfahrung jeder lebenden Seele. Wir werden zunächst an unseren weniger einzigartigen Zügen sichtbar. Der äußere Mensch wird früher erkannt als der innere, die historischen Tatsachen früher als ihre dauernde Bedeutung. Nur durch Pfingsten und durch die Erfahrungen des Paulus unter den Heiden wurde die dauernde Bedeutung des »Christus« bekannt, während Petrus an seiner eigenen geschichtlichen Erfahrung mit dem lebendigen Sohne Gottes festhalten konnte. *Die Reihenfolge der vier Evangelien ist notwendig, weil diese Reihenfolge die Ordnung umkehrt,* die mit der natürlichen Individualität Jesu beginnt. *Und solch eine Umkehr der Natur ist die notwendige Abfolge bei der Bewußtwerdung, der Artikulation!* Ichthys: 1. Jesus, 2. Christus, 3. Sohn Gottes, 4. Heiland ist die korrekte, »natürliche« Ordnung, um diese Individualität zu beschreiben. Die gesprochene und geschriebene Durchleuchtung dieser Individualität ist in der entgegengesetzten Ordnung und Reihenfolge bewußt geworden: 4. Heiland, 3. Sohn Gottes, 2. Christus, 1. Jesus. Diese zwei Bände liefern viele Beispiele für dies Gesetz von der Umkehr der Reihenfolge, so noch im vorigen Kapitel die Lehre von Vokal und Konsonant.

Wir wenden uns nun der praktischen Verbindung zwischen den vier Evangelien zu. Die Freiheiten, die sie sich in Hinsicht auf

diese Verbindung gegenseitig gestatten, werden den wahrhaften Schlüssel zu dem »vierfachen Evangelium« liefern. Vorher aber möchte ich an einem peripheren Beispiel dieses gegenseitige Verhältnis verdeutlichen.

Das Beispiel betrifft die Behandlung der *Weltgeschichte* durch sie. Geschichte verläuft rhythmisch. Jeder Historiker, der sich nicht auf die französische, englische, deutsche oder russische Geschichte spezialisiert hat, und jeder interessierte Laie selbst könnte sich davon überzeugen, daß die Russische Revolution mitsamt den Weltkriegen vier oder fünf Generationen auf die Französische Revolution und die napoleonischen Kriege folgen. Eine ähnliche Zeitspanne trennt Cromwell von Robespierre. Und wieder sind es vier oder fünf Generationen von Cromwell zurück bis Luther[1]. Warum brechen sie aus nach viermal dreißig Jahren? Wir mögen nicht im Stande sein, diese Frage zu beantworten. Das ändert daran nichts, daß es eine Tatsache ist, die sich auf Daten gründet, die zu eindrücklich sind, als daß man sie unbeachtet lassen dürfte.

Diese Frage trieb die frühe Kirche um. Augenscheinlich war Jesus genau zur rechten Zeit gekommen, d. h. eine Generation vor der Zerstörung des Tempels. Für Johannes in seinem Alter und für die Kirche nach dem Jahre 70 war es klar, daß Jesus die Zeit richtig ermessen hatte. Er hatte den Samen aus Zion herausgenommen, bevor er dort unfruchtbar gemacht worden wäre. Aber vor 70 konnte dieses Argument nicht ausgeführt werden. Jesus witterte das Verderben. Er deutete die Zeichen der Zeit eine Generation voraus. Zwischen seiner Kreuzigung und dem Jahre 70 schaute der Glaube der Christen nach überzeugenden Argumenten aus, die diese Geschichtsdeutung unterstützen würden, ähnlich wie Lenin und Trotzky die Weltrevolution längst vor 1917 aus einem logischen Studium der Revolutionen voraussehen konnten, während Nietzsche die Verderb-

[1] Über diese Liste: 1517, 1649, 1789, 1917 vgl. »Out of Revolution, Autobiography of Western Man«, New York 1938.

nis einfach witterte. Stephanus in seiner Rede und Matthäus in seiner gegen eine an der Macht befindliche jüdische Aristokratie geschriebenen Darstellung versuchten, einen sicheren Rhythmus für die Ankunft Jesu nachzuweisen. Die Geschichte habe seit jeher wiederholt Sprünge gemacht, sagte Stephanus vor dem Hohen Rat. Abraham und seine Familie zählte er an erster Stelle auf bis hinunter zu Joseph. Dann Moses, dann David und Salomo, schließlich die Propheten und die Babylonische Gefangenschaft. »Seht Ihr nicht,« so rief er aus, »daß Jesus einen Wendepunkt bedeutet, gleich der Gefangenschaft, gleich David, gleich Moses, gleich Abraham? (Apg. 7)«. Die Rede des Stephanus war die erste christliche Ökonomie des Geistes. Bei Matthäus wuchs diese Rechtfertigungsrede zu einem Geschichtsgesetz aus. Alle 14 Generationen, so schrieb er, wird uns ein Übergang des Geistes berichtet. Es sind 14 Generationen von Abraham zu David bis zur Gefangenschaft, 14 Generationen von Babylon bis zum Kommen des Christus in der Person eines Abkömmlings von Abraham und David. Die sogenannte »Genealogie« im ersten Kapitel des Matthäus ist keine Genealogie, sondern eine Philosophie der Revolution und des Rhythmus der Revolutionen. Und sie folgt dem Geist der Stephanusrede.

Auch Lukas gab eine Genealogie Jesu, aber diese Genealogie war nicht mehr die Grundlage seines Evangeliums, denn inzwischen war Jerusalem zerstört. Der Kern des großen beredtsamen Ausbruchs des Stephanus war gewesen: der Geist ändert seinen Ausdruck von Zeitalter zu Zeitalter. Das ist – wir dürfen das nicht vergessen – einfach wahr! Matthäus systematisierte Stephanus und sagte, daß solch ein Aufbruch in jeder 14. Generation geschehe. Nach dem Apostolat des Paulus für die Heiden benötigte Lukas dies für »Israel« richtige Gesetz des Matthäus nicht mehr, behielt aber das Geheimnis der geistlichen Übertragung in der Seele. Aber er konnte sich leisten, noch mehr zu verallgemeinern. Er setzte dreimal 14 Generationen an für die Zeit von Jesus zurück bis zu den Stiftern des Judentums, aber er dehnte die Liste auf 77 Generationen aus von der Erschaffung

Adams durch Gott bis auf die Erschaffung des zweiten Adam, Jesus. Andererseits ersetzte er in zwei Fällen die Zahl 14 durch 22. Wir sehen ein Prinzip am Werk, das Freiheit mit Einheit verbindet. Die gemeinsame Frage ist für alle drei – Stephanus, Matthäus und Lukas – eine wirkliche Frage. Für Leute, die sie nicht als ewige Frage gelten lassen wollen, kann ich auf ihre säkularisierte Version verweisen. Gibbon hat die Frage der Evangelien für Rom gefragt. Er fragte nicht »Weshalb fiel Israel?«, sondern er fragte »Weshalb fiel Rom?« Rom fiel, als der Geist es im Stich ließ. In dieser Form einer Schulzimmerfrage interessiert sie die Menschen von Gibbon bis Spengler.

Nun, Matthäus deutete auf eine Regelmäßigkeit hin. Lukas berichtigte die Zahlen. Das dreimal 14 hatte sich als falsch erwiesen. So mußte es geändert werden, aber die Frage selbst blieb, obgleich unbeantwortet, in der Schwebe. Das wurde nicht durch einen dialektischen Prozeß des Ja und Nein erreicht, sondern durch den echten und gesunden Forschungsprozeß des »Ja vielleicht, aber gewiß auf eine andere Weise«. Das stellte eine neue *Methode* dar; das griechische Bewußtsein hatte sich immer nur in Entgegensetzungen vorwärts bewegt. Eine neue christliche Methode wurde möglich, weil Herz und Seele der verschiedenen Denker *eines* geworden waren, bevor sie zu argumentieren anfingen. Moderne Forschung stammt aus dem Christentum, weil Forscher trotz verschiedener Ideen in Herz und Seele Frieden halten. Dies ist das Gesetz unserer Zeitrechnung. Noch bei Plato sollten die Ideen seine Schüler vereinigen. Aber die Ideen tun uns diesen Gefallen nicht. Deshalb mußte Paulus die Griechen bekehren, damit es den Fortschritt der Wissenschaften geben könne. Augustin sprach diese Bedingung wissenschaftlichen Fortschritts aus. »In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.« Hierfür haben Stephanus, Matthäus und Lukas das erste vollkommene Beispiel geliefert, das ich kenne. Seitdem ist alle Dialektik veraltet!

Stephanus rief aus: »Dieser Sohn Abrahams hat wahrhaft das Opfer selber gebracht, das Abraham an seinem Sohn Isaak unter-

ließ. Ein Aion ist angebrochen, der die Geschichte des Samens Abrahams abschließt.« Matthäus reflektiert über diese Verkündigung und der Sohn Abrahams wird in seinem Evangelium und für die Geschichte zum Sohne Gottes. Lukas zieht die Periode zwischen dem Gottessohne Jesus und dem Gottessohne Adam zu einer Zeitspanne zusammen. Lukas schuf die christliche Ära. In unseren Schulbüchern ist diese Unterscheidung zwischen einer christlichen Ära und dem Altertum zu einem viel späteren Zeitpunkt angesetzt (533 n. Chr.)[1]. Aber die wirksame Herausführung einer neuen Ära war das gemeinsame Werk des Stephanus, Matthäus und Lukas. Und im dritten Kapitel des Lukas ist der neue Rahmen der Betrachtungsweise mit einer Ära vor und einer nach Christus klar vorausgesetzt.

Und nun müssen die »Vier Evangelien« sogar im wörtlichen Sinn als eins aufgewiesen werden. Die »Vier Evangelien« – darauf bestehen wir – sind die Lippen, mit denen das Herz des »Ichthys« durch die Zeitalter hindurch spricht. Wir müssen sie alle hören. Warum *wir* sie *alle* lesen müssen, haben wir einsichtig zu machen versucht, indem wir die vier Schichten der Nähe zu ihrem Meister bloßlegten, die sie darstellen. Der Meister lebt augenscheinlich in ihnen allen *in einem unterschiedlichen Grade der Distanz.* So wie es kurzsichtige und weitsichtige Menschen gibt, Freunde und Feinde, so wird ein Mensch nicht aus einer der vier Distanzen voll gesichtet. Jesus nannte sich den Heiland der Sünder, den Vollender des Gesetzes, den Erlöser aus bloß menschlicher Sprache, den Sohn Josephs von Nazareth; wir können diese vier Selbstbezeichnungen nur vernehmen und verstehen über die vier Längenwellen des geretteten Sünders, des bekehrten Gesetzeseiferers, des frei gewordenen Lehrers und des geborenen und gleichzeitig berufenen Freundes.

Nun müssen wir nachzuweisen suchen, daß die Evangelisten auch um ihre Einheit wußten. Wir wissen bestimmt, daß sie einander lasen. Aber von dieser Tatsache können wir die Frage nicht abtrennen, warum denn einer nach dem anderen sein Evangelium

[1] Vgl. The Christian Future, New York 1946, S. 33; 135. Dts. Ausg. 209.

in Ergänzung schrieb. Wollten sie einander ersetzen? Wenn es so wäre, warum behielt die Kirche alle vier bei? Warum konnte die Kirche nicht auch eines der späteren Evangelien übernehmen?

Wir wollen zunächst ein Beispiel anführen, um die Situation zu klären. Der Evangelist Johannes wurde im hohen Alter gefragt, warum seine Predigt so kurz sei, daß er nur zu sagen pflege: »Kindlein, liebet Euch untereinander.« Er gab die berühmte Antwort: »Aus zwei Gründen: es ist genug und der Herr hat es gesagt.« Die vier Evangelien genügen, seitdem jede der vier annehmbaren Benennungen, die »Ichthys« auf sich haften lassen konnte, zur »Lippe« geworden ist dank eines Evangelisten dramatischer Umwandlung. Den Evangelisten haben diese vier Benennungen sich entrungen. Er hat sie gewollt. Das ist genug. Halten wir uns nur an das Wort des Johannes. Wir wollen die vier Evangelisten noch einmal lesen: geben sie einen Beweis für gegenseitige Abhängigkeit über das von ihnen benutzte »Material« hinaus? Ja, sie geben ihn: *Sie erzeugen einander.* Jedes Evangelium setzt genau an dem Punkt ein, bis zu welchem das vorhergehende Evangelium auf seinem mühsamen Pfade vorgedrungen ist. Das letzte Wort des einen gibt die Ouvertüre und den Grundton für das nächste. Das »letzte Wort« ist hier nicht im wörtlichen oder pedantischen Sinn zu verstehen; wir verstehen unter ihm den letzten Gedankenschritt, der im dramatischen Vorschreiten erreicht worden ist[1]. Wenn dem so ist, dann setzen die Evangelien einander fort, indem sie da zu denken und zu sprechen beginnen, wo der frühere Evangelist geendet hatte, und indem sie sein Schlußwort zum Anfang eines neuen Dramas verwenden. Das letzte Wort des Matthäus ist, daß Jesus im Sinne der Trinität der Sohn Gottes geworden ist. Markus beginnt »Der Sohn Gottes«; nicht wie Matthäus: »Der Sohn Davids«. Markus endet mit der »Aussendung der Diener des Wortes«. In entsprechender Weise beginnt der Missionar Lukas mit den »Dienern

[1] Die beiden Halbschriften des Lukas werden von hier ab als Eine behandelt.

des Wortes«. Weiterhin beendet Lukas die Apostelgeschichte mit einer ausführlichen Feststellung: Daß die Juden Ohren haben und nicht hören, Augen und nicht sehen, aber »die Heiden werden *hören*«.

Majestätisch bricht Johannes genau in dieses letzte Wort der Apostelgeschichte ein: »In der Tat, die Finsternis hat das Licht nicht gesehen, die Welt hat es nicht gesehen, aber die Seinen haben seine Glorie erblickt, und wir haben ihn gesehen.« So endet Lukas mit der Macht des Evangeliums und »des einen Wortes« aus Jesaias 6. Johannes beginnt mit der Macht des Wortes. Es ist unüberhörbar, daß sie sich den Ball zuwerfen [1].

Das ist kein Zufall, diese Verbindung zwischen Ende und Beginn. Mühsam arbeitet sich jedes Evangelium bis zu seinem Höhepunkt hinauf. Ungezwungen fällt die Hülle des Evangelium-Schreibers über den Mann, der am besten vorbereitet ist, an diesem entscheidenden Punkt die Vollmacht zu übernehmen; die uns zu Menschen macht: Weiterzusagen. (Statt »kerygma« sagt doch um Gotteswillen »Weitersagen« wie Jesus selber!)

	Beginn	*Ende*
Matthäus:	Sohn Davids.	Sohn Gottes.
Markus:	Sohn Gottes.	Diener des Worts.
Lukas:	Diener des Worts.	Die Heiden werden hören.
Johannes:	Das Wort kann nun von allen gehört werden.	Jesus, der Mensch, der Freund.

Überblick

1. Matthäus Beginn: Sohn Davids und Abrahams.
2. Ende: der Sohn Gottes (taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Geistes).

---

[1] Das »en arche«, im Anfang, stand schon bei Paulus. Aber bei der erschütternden Zersplitterung der Kritik mag ich im Text nicht mehr sagen. Der willige Leser möge den Schluß des Römerbriefes des Paulus und sein zweites Kapitel im ersten Korintherbrief zuziehen. Beide Male wird das Wort Gottes da an denselben Platz gestellt wie im Eingang des Johannes-Evangeliums, nämlich vor die Zeit.

	Markus	Beginn:	der Sohn Gottes.
3.		Ende:	die Diener des Wortes.
	Lukas	Beginn:	die Diener des Wortes.
4a.	Lukas	Ende:	Evangelium: Fülle des Lobpreises.
	Johannes	Beginn:	Im Anfang war das Wort.
4b.	Lukas Apostel-geschichte	Ende:	Die Juden haben keine Augen und Ohren; die Heiden werden hören.
	Johannes	Beginn:	Die Welt hat das Licht nicht vergessen, sein eigenes Volk nahm ihn nicht auf; wir haben seine Glorie erblickt.
5.	Johannes	Ende:	Dieser Mann *Jesus* im Raume des Kosmos.
	Matthäus	Beginn:	*Jesus* (Christus, Sohn Davids, Sohn Abrahams).

Der Ring ist geschlossen. Die »Vier Evangelien« sind nun Eines.

Diese Liste, dürftig wie sie ist, sollte doch als Szenarium für vier dramatische Handlungen in einer einzigen Offenlegung gelesen werden.

1. Szene: Matthäus, der Zöllner, stößt die Ziffern und Notizen seiner Konten um und erfährt die Vollmacht, die menschliche Worte haben können, wenn sie auf dem Wege eines Mannes zu seinem Tode gesprochen werden.

2. Szene: Petrus, der bäurische Fischer, wird in das Zentrum der letzten westlichen Himmelswelt nach Rom mit seinem Gottesmenschen Cäsar berufen, nach Rom mit der Astrologie seiner Tempel und den Hieroglyphen, und hier verkündet er den wahren Tempel, Das Wort, und die wahren Hieroglyphen dieses Tempels, die Diener des Wortes.

3. Szene: Lukas, der griechische Arzt, erfahren in der Kunst des Heilens, wird in die jüdische Atmosphäre beru-

fen, wo man »Nein« sagt zur Körperwelt und die Berührung mit körperlichen Idolen fürchtet; er wendet dieses »Nein« ebenso auf das natürliche Gesetz der Juden wie das der Heiden an und verkündet auf der anderen Seite das schöpferische »Ja« der Christen.

4. Szene: Johannes, der Prophet der Offenbarung, tritt in den griechischen Kosmos ein, und befreit die Kunst und die Dichtung der Griechen, indem er die Poesie Gottes zu seinem Thema macht. Er fragt: Wie schreibt Gott sein Gedicht?

Wenn wir nun *dieses* Szenarium zur Ausführung bringen, wollen wir die Szenen entwirren, indem wir mit Johannes beginnen. Denn sein Fall ist für uns Moderne am leichtesten verständlich. Der Grund dafür ist, daß wir Dichtung am besten verstehen, besser als Wissenschaft, Gebet oder Riten.

Das Evangelium des *Johannes* ist immer als hellenisierend oder hellenistisch empfunden worden. Aber gerade diese unbestreitbare Tatsache machte das Evangelium verdächtig. Warum sollte Lukas, der Grieche, weniger hellenistisch sein als der Galiläer Johannes? Das enthüllt sich hingegen als notwendig, sobald wir die Sprache als ein Vorschreiten auf einem Wege von einem Woher zu einem Wohin behandeln. Johannes wurde aus Galiläa in die griechische, und Lukas aus der Ärztewelt in die jüdische Geisteswelt gerufen; Petrus wurde in die römische Himmelswelt berufen, und Markus, sein Helfer, ging später sogar nach Ägypten, der Wiege aller Himmelswelten. Matthäus, der moderne Geschäftsmann, legt den Weg in die Urschicht der Riten zurück und deckt den Preis auf, der für das Ritual bezahlt werden muß. Viermal wird ein weiter Weg zurückgelegt. Die Evangelisten malen nicht; sie schreiten.

Weil die Sprache strömt, schrieb Johannes kein hellenistisches Evangelium. Statt dessen erlöste er den griechischen Dichtungsgenius. Die Griechen verehrten den Logos. Sie redeten und rede-

ten bis zur Trunkenheit. Rhetorik, Logik, Philosophie und Theater waren ihr täglich Brot; die Künste waren ihr Laster, ihre Tugend, ihr Leben und ihre Religion.

Was immer ihr magischer Zauberstab auf dem Gebiete der Dichtung, ihrer Art zu schaffen, berührte, wurde verwandelt, gleich den Steinen der Mauern von Theben unter der Musik des Orpheus. Wir folgen dem Liede Homers vom Zorne des Achilleus, bis wir weinen über Hektor, seinen Feind. Und wir lesen die Geschichte von dem »Manne« Odysseus, bis wir Homer Glauben schenken, daß es alles in allem um eine echte »Penelopeia« geht.

Plato ist über diesen Genius seines Volkes in Schrecken geraten. Er hat sich gegen die Dichtung gewandt und vorgeschlagen, Homer zu verdammen. Aber Verbote reizen zur Übertretung. Die Erlösung von der Besessenheit mit den Künsten mußte von den Juden kommen. Die Juden hatten die Künste entthront. Ihre herrlichsten Dichtungen verstanden sie als bloße Antworten an Gott. Aber das Geniale war in ihnen hell lebendig. Als ein wahrer Genius, inspiriert von Gottes Geist, hat Johannes die Apokalypse in sich hinein, nämlich daliegend wie ein Toter, auf der winzigen Insel Patmos empfangen. Unsere Kommentare verstehen nicht, daß hier die sämtlichen griechischen Genien Pate stehen, um zu zeigen, wie es denn ist, wenn das Genie in die Nachfolge des Herrn eintritt. Plato, der Sohn des Apollon, hat die griechische Seele vom Rausch des Genialen nicht heilen dürfen; ihn selber hatte der Morbus poeticus versehrt. Johannes, der Evangelist, hat es vermocht.

Wie geschah es? Weder Mann noch Weib, weder Grieche noch Trojaner, weder Eros noch Sophia wurden sein großer Gegenstand. Statt dessen sang er von der Macht, die uns lieben, leiden, sprechen und gehorchen macht, von dem Menschen als Gottes Gedicht. Das Wort wurde Fleisch. Die innere Poesie des Menschen, der wahr spricht, wird enthüllt, ob er nun Poesie oder Prosa redet. Johannes war immun gegen den Morbus poeticus. Herrlich weist sein Evangelium die Reporter, die Griechen ab.

In 12, 21 wollen sie Jesus sehen; sie verwechseln das Kamerabild eines Leibes mit der Einsicht in eine zurückgelegte Lebensbahn, in einen fruchtbaren Tod, mit der Verklärung in ein Kind des Lichts. Auf dieser Bahn gibt Johannes die großartigste Rede Jesu wieder; aber keiner der Reporter konnte eine Silbe davon verstehen. Trotz des blutigen Ernstes der Stunde mögen Jesus und Johannes sich über das totale Mißverständnis der Presse herrlich amüsiert haben. Aber die Redlichkeit gebietet, daß auch ich bescheiden wie jene Reporter werde, wenn es zu der Auferstehung des Lazarus kommt. Wie irgendein Grieche habe ich diese nur dem Johannes eigne Perikope noch nicht verstanden. Sie ist aber offenbar ein Herzstück dieses Evangeliums [1].

Lukas war als Grieche und Arzt immun gegen den morbus prophéticus, gegen die jüdische Negation aller weltlichen Erfolge. Gott war der eine Einzige, so behaupteten die Juden einem pluralistischen machtsuchenden polytheistischen Chaos gegenüber. Israel ist in diesem Widerstand soweit im Recht – genauso wie ja auch der griechische Genius weitgehend im Recht ist und Plato im Unrecht, wenn er sich gegen ihn wendet –, daß sogar Jesu Kreuz ihren Abscheu gegen irgendeine endgültige Vergöttlichung nicht überwinden konnte. Sie kreuzigten ihn, weil Gott für sie »zukünftig« bleiben mußte. Es bedurfte des Griechen Lukas, die Grenze oder Schranke ihres »Nein« klar zu machen. Als Arzt des Leibes kannte Lukas die heilenden Kräfte von Gift, Chirurgie, von vielen anscheinend negativen Prozessen. Lukas konnte zugestehen, daß niemand ein Übermensch ist; keiner kann daher den Anspruch erheben, ein Arzt der sozialen Übelstände zu sein. Das ist nur Gott allein. Aber wie, wenn der Mensch Gottes Droge wäre, sein Blutplasma, sein Vitamin, sein Serum? Ein von Gott gesandter Mensch dringt in die Arterien der Gesellschaft ein und kann dort verzehrt werden, so wie es Jesus geschehen war. Zugleich jedoch wird er reinigend und hei-

[1] Bei W. H. Cadman, The Raising of Lazarus, in Studia Evangelica 1959, S. 423 ff., sind mir Spuren des Verständnisses aufgegangen.

lend wirken, wenn er wußte, was er tat wie der Christus. In solchem Wirken wird also, den Rabbinern zum Trotz, die freie Zukunft des Gottes der Propheten nicht preisgegeben! Und dies ist tatsächlich die Verkündigung des Lukas im Evangelium und in der Apostelgeschichte. Jesus hat diesen Prozeß unserer Vergöttlichung eingeleitet, indem da ein Kind Gottes sich für seine Feinde opfert, für eine Gesellschaft, die leidenschaftlich gegen ihn reagiert. Und er hat den Menschen die Augen geöffnet für diese Bestimmung jedes Kindes Gottes, wonach sie »dem Blutstrom der Gesellschaft injiziert« sind, und so ist er der Gesalbte, der »Christus«, dem alle anderen nichts als folgen können.

Ich weiß sehr wohl, daß das Anliegen des Lukas, wonach er eine Erlösung der frömmsten Juden im Auge hatte, von der Mehrheit der Kritiker nicht einmal als eine entfernte Möglichkeit angesehen wird. Deshalb mögen einige technische Punkte erwähnt werden, die genügen sollten, um seinen Fall wenigstens als unentschieden anzuerkennen. Lukas schrieb entweder in Böotien oder aber in Kaisereia in Kleinasien. In seiner Gemeinde sind streng jüdische Elemente keine willkürliche Annahme. Er war der erste, der ein Buch in dem strengen Sinn schreiben sollte, daß dieses Buch für gottesdienstliche Lesungen parallel zu den Lesungen aus dem Alten Testament verwandt werden konnte. Seine durchgängige Änderung des »er sagt« bei Markus in den kultivierten Stil des »er sagte« ist oft bemerkt worden. Sie war nötig, sollte jede Perikope die Weihe erhalten, die für das laute Lesen im Gottesdienst erforderlich war.

Lukas respektierte den jüdischen Namen für Israels Glaubenszentrum. Denn er verwendet den Namen »Jerusalem« dreißigmal, und an 26 dieser 30 Stellen führt er ihn in der hebräischen Form als »Jerusalem«, nicht in der griechischen »Hierosolyma« an. Alle anderen Evangelien verfahren entgegengesetzt. Jemand, der zu Juden sprach, würde ebenso rücksichtsvoll wie Lukas handeln und die Ohren seiner Hörer schonen. Erst kürzlich ist gesagt worden, daß sein Stil voller Hebraismen steckt, und daß er das Alte Testament nicht nach dem griechischen, sondern nach

dem hebräischen *Originaltext* zitiert[1]. Clark meint, das beweise, daß Lukas selbst Jude gewesen sei. Dafür scheint es nicht beweiskräftig. Freilich weist es auf die Bemühung, die wir Lukas zuschreiben, nur noch stärker hin. Aber der Leser beachte, daß Lukas das prophetische Wort »Hoffnung« in seinem Evangelium meidet. Der Punkt, an dem Israel am harthörigsten war – und das nicht zufällig, weil es seinen tiefsten Glauben betraf –, war der, daß die Christen von Gott wissen wollten, daß er endgültig »Ja« zu eines Menschen religiösem Auftrag gesagt habe. Man wußte von Gott, daß er die Menschen stets von Vergötterung zurückgehalten habe, weg von der Versuchung, den Himmel bereits auf der Erde zu errichten. Die Heiden haben leichtfertig Menschen vergöttert. Um das Dilemma des Lukas deutlich zu machen, zitiere ich hier die schreckliche Hymne, die der Grieche Hermokles für den General Demetrios verfaßt hatte:

Er ist die Sonne, die euch liebt.
Heil dir, Sprößling Poseidons, machtvoller Gott.
Die andern Götter haben keine Ohren, sei es daß sie unser Klagen nicht hören können oder wollen:
Dich erblickt unser Auge.
Nicht Holz, nicht Stein, sondern Leben, Atem, Wirklichkeit.
Dich enthüllt unser Gebet.
Als erstes verleihe uns Frieden.
Gib, Teuerster, wenn du kannst,
Du bist Herr und Meister.

Lukas muß mit dieser Art Blasphemie in der politischen Sphäre durchaus vertraut gewesen sein. Die Vergottung der Cäsaren stand mit diesem Gedicht auf der gleichen Linie. Lukas verabscheute sie ebenso sehr wie seine jüdischen Freunde. Wie konnte er sie davon überzeugen, daß die delikate Grenzlinie zwischen uns sterblichen Menschen und dem Schöpfer Himmels und der Erde durch den neuen Glauben an Christus, den Fleisch gewordenen Sohn Gottes, nicht verletzt werde?

[1] Albert C. Clark: The Acts of the Apostles, Oxford 1933, S. XXIII.

Das konnte nur auf die Weise geschehen, die Paulus in seiner Verkündigung anwandte. Erst muß ein Mensch Gott zugestehen, sein »Nein« zu sprechen. Das tut der Mensch durch seine Bereitschaft zu leiden. Erst nachdem Gott gleich einem brennenden Feuer vom Menschen als einem sterblichen Menschen alle Schlacken und vergänglichen Eigenheiten entfernt hat, kann seine bedingungslose Entscheidung für diesen Menschen, sein »Ja« klar werden. Das naive Bewußtsein sagt: »Ich werde Gott sein, ich werde der Messias sein, ich werde der Gesetzgeber sein.« Gott bricht diesen Willen, aber der Mensch, der seinen eigenen Willen tut und für die unvermeidbare Beimischung seines Selbstwillens zu seinem Leben mit seinem Leben zahlt, zu dem sagt Gott »Ja«. (2. Kor. 2, 4ff., 17ff.) Sterbend leben wir. Unser Verzicht erlaubt unsere Vergöttlichung. Wen Gott lieb hat, an dem läßt er nichts in diesem Leben ungestraft.

Indem Lukas dieser engen Paßstraße über den Bergrücken zwischen zuviel und zuwenig Selbstvertrauen folgt, bringt er allein zuverlässige Berichte über Jesus, die sich auf dieses Verhältnis zwischen dem ersten naiven »Ja« und dem göttlichen »Nein« und dem schöpferischen, inkarnierenden und Geschichte begründenden zweiten »Ja« beziehen. Bei ihm allein steht die großartige Erzählung: Jesus sieht am Sabbat einen Mann arbeiten. Er geht zu ihm und sagt: »Mann, wenn du weißt, was du tust, so bist du gesegnet; wenn du's aber nicht weißt, so bist du verflucht und ein Brecher des Gesetzes.« (Nach 6, 10 im Kodex Bezae.) Da sind die neuen drei Ebenen erschaffen, das erste Ja, das Nein, das Ja der Herrlichkeit. Damit ist Jesus über Athen und Jerusalem, d. h. über das eigene Genie und über das bisherige Gottesgesetz hinausgeschritten unter einen neuen Segen.

Nur bei Lukas wird das Kreuzverhör Jesu so sorgfältig berichtet, daß Jesus selbst niemals sagt: »Ich bin der Messias.« Markus gestattet Jesus zu sagen: »Ich bin der Messias.« (14, 62). Lukas kannte das Buch des Markus. Deshalb kann des Lukas ausgedehnter Bericht anzeigen, daß er den falschen Schein mied, den

Markus zuließ, es habe sich Jesus selber als Sohn des lebendigen Gottes bezeichnet. Markus war das gleichgültig. Denn Ägyptern, Griechen und Römern tönte die Apotheose eines sterblichen Menschen durch Selbstproklamation nicht schrill in den Ohren. Markus durfte so zweideutig schreiben. Aber Israel mit seiner Ehrfurcht vor der Einzigkeit Gottes konnte nicht ertragen, daß irgend jemand sich des Herrgotts Rang anmaße. Erst die Auferstehung verwandelt Jesus in das Haupt des Gottessohnes, sein gesegnetes Sterben. Lukas gab auf diesem Punkte nach: Sie, die Juden, nicht Jesus, sprechen die entscheidenden Worte. Nur auf diese Weise kann ein Mensch zu dem von Gott gesagten Worte werden, nämlich: daß er nicht selbst irgendwelche seiner eigenen sterblichen Feststellungen zu göttlicher Wahrheit erhebt. (Das ist auch die Begründung, die im Brief an die Hebräer verwandt wird.) Für Lukas ist die ständige Übereinstimmung zwischen der Macht des Vaters, der die gesamte Umwelt Jesu so handeln und sprechen läßt, daß sie ihn beglaubigt, einerseits und den eigenen Taten des Sohnes andererseits der wahrhafte Beweis dafür, daß hier Gott sein volles »Ja« zum Sohne sagt. Indem der Sohn darauf verzichtet, in Sachen des Glaubens Gewalt anzuwenden und indem er auf die Gelegenheit verzichtet, Leiden zu erregen anstatt selbst zu leiden, beglaubigt er seine Sendung. Er, der sich selbst verleugnet, übernimmt Israels ewige Aufgabe des Samenvolkes für die ganze Menschheit. Indem sie die Niederlage in Kauf nimmt, baut die Christenheit in sich selbst auch diese bleibende Wahrheit des Alten Testaments ein. Wenn die Propheten dem Befehl gehorcht hatten: »Sagt ›nein‹ zu den Götzen«, warum sollte es blasphemisch sein, jetzt zu sagen: »Ich gehorche dem Befehl, ›nein‹ zu unserem Willen zu sagen und ›ja‹ zu dem Schritt über dieses ›Nein‹ hinaus? Und so ist es von Anfang an das Anliegen des Lukas, zu beweisen, daß bei Gott nichts unmöglich ist (1, 37). Indem Jesus für seine Feinde stirbt, müssen seine Feinde ihn in seiner wahren Sendung erweisen. Nur durch diese Wechselwirkung wird der menschliche Wille unterscheidbar vom Willen

Gottes. Und nur wenn das geschehen ist, kann die Umwandlung erfolgen. In der Tatsache, daß der gehaßte Bringer des Evangeliums das Gericht aus den Händen der Empfänger entgegennimmt, ist der Wille des Bringers von seinem bloßen Selbstwollen gereinigt. Das ändert der Verfolger Sinn. Dies also ist des Lukas frohe Botschaft.

Da ich als Hörer auf die Sprache schreibe, gilt meine Beweisführung in erster Linie jenen, die nicht vorzüglich an »Theologie« im engeren Sinne interessiert sind, und die daher nicht nach all den gelehrten theologischen Gesichtspunkten in bezug auf Lukas Verlangen tragen. Indessen geziemt es sich, daß ich für solche, die in diesen theologischen Fragestellungen versiert sind, hinzufüge, daß Lukas nicht das ganze Feld der jüdischen Tradition abging. Wir werden das sehen, wenn wir uns Matthäus zuwenden. Das streng historische oder naturalistische Studium der Evangelien seit 1800 hat die Kampflinien, auf denen das Kreuz errichtet werden mußte, allzu sehr vereinfacht. Wir werden sehen, daß Griechen und Juden zwei von vier Fronten ausmachen, während heute »Heide« und »Jude« im Neuen Testament zu Unrecht als eine erschöpfende Zweiteilung angesehen werden.

Der Hörer auf die Sprache entdeckt, daß Lukas einen schwachen Punkt in sich selbst angreift. Die größte Frömmigkeit und der höchste Typus von Frömmigkeit wurde in Jesu Tagen im rechtgläubigen Israel angetroffen. Nicht ihre Inferiorität, sondern ihre Strenge und Qualität legte den Priestern Jerusalems die Pflicht auf, Jesus zu verurteilen. Es war Blasphemie, wenn sich jemand selbst Gott nannte und einen Sitz zur rechten Seite Gottes beanspruchte. Es handelt sich bei den Juden nicht um einen eigensinnigen Widerstand, sondern um einen höchst respektablen, den alle Menschen guten Willens in unsern Tagen erneut als lobenswert ansehen sollten.

Die Beweisführung des Lukas ist daher von ewiger Bedeutung und bekämpft eine ewige Stellung, die höchst verdienstlich ist. Die frommen Juden müssen Jesus auch heute kreuzigen! Aber

Israel beruht auf einer Kombination von prophetischer Reinheit mit hebräischer Volkheit. Israel ist ein erwähltes Volk, *erwählt* ebensosehr wie *Volk*. Lukas befaßt sich ausschließlich mit dem prophetischen Aspekt Israels. Wir werden sehen, daß die hebräische Seite von einem sehr andersartigen Manne in Angriff genommen werden mußte.

Dies muß für das vierte und dritte Evangelium genügen und ihre Heilung des morbus graecus und des morbus propheticus. Beide Evangelien wurden ihre Gegengifte. Johannes, ein Hebräer der Hebräer, wird befähigt, die griechische Dichtung zu erlösen, und Lukas, der griechische Arzt, vermag die hartnäckige Negation Israels wieder fruchtbar zu machen. Aber gibt es einen ähnlichen Austausch von Polaritäten, eine ähnliche Übertragung von Energien zwischen Matthäus und Markus auf der einen Seite und ihrem jeweils zugehörigen Publikum auf der anderen? Ich denke, es gibt sie. Der Leser wird gut tun, auf unsere früheren Kapitel zurückzublicken, die ja vor die Zeit der Juden und der Griechen gedrungen sind. Wir fanden »Eingeätzte Zeiten« und »Mitgeschriebene Ewigkeit« als die Kunstmittel zum Aufbau der menschlichen Gesellschaft. Nun, die beiden ersten Evangelien vollbringen an »Ägypten« und an dem Stammesritual das gleiche Erlösungswerk, das Johannes an der nicht mehr magisch gebundenen Dichtung bewirkte und Lukas dadurch, daß er das heilende »Nein« der Psalmen richtigstellte. Da wir heute unendlich weniger mit der Himmelswelt und ihren Hieroglyphen oder mit dem Begräbnis- und Opferritual der Stammeszeit vertraut sind als mit Bibel und Homer, so verlangt ihre Behandlung eine etwas mühsamere Darlegung.

Wir wenden uns dem Evangelium des *Markus* zu, dem zweiten Evangelium, und erinnern uns der Hieroglyphen, wie sie auf die Mauern der Tempel, die den Himmel auf die Erde brachten, gemalt sind. Noch Kaiser Heinrich II., ein Heiliger der Kirche (1002–1024 A.D.), trug als Krönungsmantel ein Kleidungsstück, in das die Sonne, der Mond, die Sterne des Firmaments eingewebt waren, denn der Kaiser war der Kosmokrator. Er

war erhöht in die Nabe des Rades, um Nacht und Tag zu vereinigen, um den Norden, wo die Sonne niemals scheint, mit dem Süden, in den der Polarstern der Mitternacht niemals hingelangt, zu versöhnen. Der Kaiser, der Sohn des Himmels, wie er in China genannt wurde, war der erste Beweger einer durch ihn versöhnten, nicht von Panik bedrohten und dem Chaos entrissenen Himmels- und Erdenwelt. Seine Kenntnis der Sterne und sein Einverständnis mit ihnen schützten das Volk vor der Panik der Katastrophen. Wenn die Menschen unserer Tage dem Präsidenten der Vereinigten Staaten eine weltweite Depression in die Schuhe schieben, folgen sie den Fußstapfen aller alten Völker, wonach die ewigen Kreisläufe durch ein menschliches Wesen vervollkommnet werden könnten, das in die Nabe des Rades erhoben ist. Der Weihrauch, der vor der Statue des Kaisers brannte, war ein Mittel, seine Nüstern zu beleben, daß er die Harmonie und die Schönheit des Universums riechen könne. Wer keinen Weihrauch brannte, wer nicht »Heil Hitler« sagte, zerstörte die Himmelswelt. Er mußte sterben.

Gegen diesen Kult wurde das Evangelium des Markus vom echten Sohne Gottes geschrieben. Es wurde in einer Welt geschrieben, welche um der Sicherheit willen darauf bestand, daß der Kaiser das Herz des Äons, der Sohn Gottes sei, und die diesen Glauben aufrecht erhielt mit Zaubersprüchen, Kalendern, Opfern, Tempeln und Hieroglyphen. Es wurde von Menschen geschrieben, die den Anspruch des Kaisers verneinten und die daher diejenigen, für die sie das Evangelium schrieben, in unmittelbare Todesgefahr stießen wegen Hochverrats gegen die Wohlfahrt des Imperiums.

Sie predigten in der Mitte einer heilig gehaltenen Himmelswelt, in welcher allenthalben der »Greuel der Verwüstung«, d.h. Cäsars Gottesstatue, als Zentrum eines magisch gebundenen Universums eindrang, sogar »da, wo sie nicht stehen sollte« (Markus 13, 14), sogar im Zentrum des Allerheiligsten in Jerusalem. Dieser Ausdruck, den ich hier nach Markus zitiere, wird zuerst von Matthäus verwandt. Und wir hätten daher nicht das

Recht, Markus ein besonderes Interesse an ihm zuzuschreiben. Matthäus, weil er der erste war, verfuhr hinsichtlich seiner Materialien möglichst umfassend, gewiß umfassender als der kürzende Markus. Und doch will ich einige berühmte Sätze aus dieser Rede Jesu zitieren und beweisen, daß diese Rede für Petrus in Rom größere Bedeutung hatte als für irgendeinen anderen Apostel. Zur Rechtfertigung dieser These kann ich zwei Gründe anführen, sonst würde sie willkürlich sein. Zunächst haben die Kritiker stets anerkannt, daß hinsichtlich der eschatologischen Bilder Markus klarer ist als Lukas oder Matthäus. Weymouth-Robertson bemerkt: »Gewisse Züge der Rede kommen im Bericht des Markus über sie am deutlichsten heraus.« Und: »Der klarste Überblick über diesen eschatologischen Ablauf findet sich bei Markus.« [1]

Markus, mit anderen Worten, hat sich große Mühe um diese Rede gegeben. Der zweite und gewichtigere Grund ist folgender: diese Rede über die Zeichen der Himmelswelt ist die einzige Rede, die Markus vollständig mitteilt. Alle anderen Reden werden von ihm gekürzt oder ausgelassen. Nun, wenn im ganzen Buch des Markus gerade *eine* Rede von vielen, die sich bei Matthäus finden, vollständig wiedergegeben ist, so wird sie dadurch in das Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt: Sie wurde in Rom besonders nötig.

In dieser Rede, die der Leser nachlesen möge, wird die astrologische Himmelswelt beschrieben: »Die Sonne wird verfinstert werden und der Mond wird kein Licht ausgießen, und man wird die Sterne vom Himmel fallen sehen, und die Kräfte, die im Himmel sind, werden in Unordnung geraten.« Da ja bis dahin alle Priesterkulte darauf gingen, diese Störungen am Himmel zu bekämpfen, dank des Evangeliums aber diese Kulte dahinfallen, so ist Jesu Prophezeiung sehr wörtlich gemeint. Aber unsere modernen Nicolai schütteln traurig über soviel Aberglauben ihr Haupt: »Die Einzelheiten dieser Schilderung sind

[1] Weymouth-Robertson: The New Testament, 5. Aufl., S. 62 und 118.

zweifellos nicht wörtlich zu nehmen. Sie sind der Versuch, mittels poetischer Phantasie sich vorzustellen, was es bedeutet, wenn Gott in die menschliche Geschichte eingreifen sollte.«[1] Ach, die Modernen unterlassen zu fragen, wie Gott eingreifen könnte, solange die Zauber der Himmelswelt in Kraft stehen? Markus lag die Heilung des morbus aegyptiacus ob und nicht die der Poesie! Wie hat er diese Kur vollzogen? Sie war einfach. Sie war gefährlich. Sie hieß: Gemeinschaft! Zeugen, Wolken von Zeugen mußten den Platz der toten Sterne am Firmament einnehmen. *Jesus mußte den Platz der Sonne besetzen.* Und haben denn die Heiligen und Christus das nicht getan? Das ganze Evangelium des Markus versucht zu zeigen, daß Jesus das eine vollständige Sonnenjahr einer menschlichen Sonne, eines menschlichen Herzens, durchlebt habe. Aber keiner der Menschen und nicht einmal einer seiner Jünger hatte die Anwesenheit des vollkommenen Lebens erkannt. Er aber hatte ihnen trotzdem vertraut. Er hatte sie berufen, obgleich sie ihn nicht verstanden, und sie hatten Gemeinschaft mit ihm von diesem Augenblicke an. Wir wissen bereits, daß Petrus in dieser Sache alle Verdienste ablehnte. Denn während »des vollkommenen und angenehmen Jahres des Herrn« befanden sich die Jünger in Ungewißheit. In 3, 12 verbietet er ihnen zu sagen, wer er sei. In 4, 11 wird ihnen gesagt: für euch die offene Wahrheit, für die Menge die Gleichnisse. In 8, 31: »Es wurde ihnen zum erstenmal gesagt.« In 9, 9: »Er verbot ihnen streng, irgend jemandem davon zu erzählen, was sie gesehen hatten, bis der Sohn des Menschen von den Toten auferstanden sei.« In 10, 38 wird ihnen gesagt: »Ihr wißt nicht, was ihr verlangt.« In 10, 32: »Sie waren erschrocken, und die ihm folgten, taten es in Furcht.« Die ganze Zeit hindurch ist das einzige Bindeglied zwischen ihnen und dem Herrn die Spannung und die Erwartung auf ihrer Seite.

Um diese Diskrepanz herum zwischen Jesu Zeit und ihrer Zeit ist das ganze Evangelium aufgebaut. Denn Jesus vollzieht be-

[1] Ebd. S. 119.

reits seinen Auftrag. Die Zeit ist erfüllt. Er wandelt auf Erden wie die Sonne. Aber die Jünger fordern von ihm: »Sage uns, wann diese Dinge sein werden« (13, 4). Sie müssen erst noch zu Sternen werden!

Warum ist das Markus-Evangelium von dieser Diskrepanz bestimmt zwischen Jesus, der das vollkommene Jahr darlebt, und seiner Jüngerschaft, die es in irgendeiner geheimnisvollen Zukunft erwarten? Warum wimmelt das letzte Kapitel des Markus von Feststellungen über den Unglauben der Jünger wie der: »Simon, schläfst du?« »Sie konnten es nicht glauben.« »Sie waren erschrocken.« »Sie konnten die Zeichen nicht glauben.« Er warf ihnen ihren Unglauben und ihre Hartnäckigkeit vor.

In der Tat haben die Kritiker gemeint, daß das Evangelium des Markus verstümmelt oder unvollständig sein müßte, weil es so abrupt und im Tone der Verzweiflung endet. Nun, wir sind bereits gewarnt worden vor dieser seltsamen Verdächtigung von seiten des Verstandes gegen die Abschlüsse und Anfänge schöpferischer Literatur. »Tristam Shandy« würde gewiß mit seiner unglaublichen ersten Seite nicht vor ihnen bestehen. Wenn indessen das eine Zu-spät-Kommen der Jünger das Zentrum des Evangeliums des Markus ist, können wir sein Ende mit vollem Verständnis lesen. Dieses »unechte« Ende enthält den Satz: »Geht in die Welt und kündet das Evangelium der gesamten Menschheit, und *Zeichen* werden denjenigen erscheinen, die glauben.« »Nachdem der Herr Jesus so gesprochen hatte..., setzte er sich zur rechten Hand Gottes nieder. Und sie gingen aus und verkündeten überall, und der Herr wirkte mit ihnen und bestätigte ihre Worte mittels der *Zeichen,* die begleiteten.« Der Leser wird nun durch und durch verwirrt sein und den Kopf schütteln. Daß Johannes das »Wort« besingt, wo Homer den »Mann« besungen hatte, daß Lukas sagt »Christus jetzt«, wo die Juden nur noch ein »noch nicht Christus« gehört hatten, sollte, wie ich meine, ein humanistisch gebildeter Leser verstehen können, aber daß Jesus die Hieroglyphen der Himmelswelt und die Sternenkalender des Sonnengottkaisers, des Sol Invictus

der Reiche, überbot, erscheint zu weit hergeholt, weil unsere eigene Welt den Himmelszeichen so überlegen zu sein glaubt. Wenn das moderne Bewußtsein das Bedürfnis hat, eine Analogie heranzuziehen, so ist es der Zyklus der Wirtschaft, der Macht und der Verehrung der Macht, der als Analogie benutzt werden kann. Der moderne Glaube an Medizin, Maschinen und eine riesenhaft dotierte Organisation ist von gleicher Natur wie der Sonnenkult des Altertums. Die Ausdrücke »Einfluß«, »einflußreich«, »Macht und Konjunktur«, »Zyklus« und »Depression« sind unsere astrologischen Ausdrücke. Sie werden heute für soziale Verhältnisse, nicht für kosmische Vorgänge gebraucht. Der Analogie kann im gleichen Sinne dienen, daß wir darüber hinaus gewöhnt sind, solche »Konstellationen« geduldig hinzunehmen wie Regen und Sonnenschein. Das bedeutet, daß auch wir einige Hieroglyphen besitzen, die uns wie geweihte Zaubersprüche einschränken. Dies mag als eine beiläufige Bemerkung gelten. Jedenfalls wurde die Ordnung der alten Himmelswelt durch den *einen* letzten Satz des Markus ins Gegenteil verkehrt, wonach Gott die Worte der Prediger mittels der Zeichen bestätigt, die sie begleiten. In der Himmelswelt hatte das Wort des Sohnes des Himmels Wirkung, ohne daß es die Probe der wirklichen Welt zu bestehen brauchte. Die Götter erschienen ex machina, mittels Maschinen; der Regen oder das Blut wurde von Priestern erzeugt, die als Jupiter oder Isis handelten. Man zwang die Hieroglyphen, Wahrheit zu bezeugen mittels schwarzer Magie, wenn die weiße versagte. Diese Front der Astrologie ist 150 Jahre lang nicht ernst genommen worden; Günther Bornkamm hat sie wenigstens 1958 zu erwähnen begonnen, nachdem ihr Fluch — nach 1900 Jahren Christus — Deutschland vernichtet hat! *Die Welt als solche*, ob Rasse, Vaterland, Europa, Natur, Entwicklung, Revolution betitelt, *die Welt hat kein Herz.* Aber die Reiche fingierten ein Herz des Kosmos und sie schrieben es ihrem Kosmokrator zu. Jesus hat durch sein Opfer ein Weltherz dadurch erschaffen, daß jeder ihm Folgende in freier liebender Antwort auf ihn, auf das Wort, in Hall und

Widerhall, im Schlagen des eigenen Herzens, an der Erschaffung dieses Weltherzens teilnimmt. »Weltherz« — so haben es die Kirchenväter genannt. Wir aber, nach den letzten tausend Jahren Weltgeschichte, werden die aus der Wolke der Heiligen, den Opfern der Gewalt unsere kleinen Herzen zum Schlagen bringenden Heilsströme eher dem Herzen Gottes, dem Herzen des Sohns zuteilen und zuschreiben. Denn die tote Welt und der lebende Gott müssen sich in uns durchdringen. Gottes Herz will durch uns hindurch in die herzlose Welt hineinschlagen.

Jesus wurde zum Herzen eines lebendigen Universums dank seines Glaubens an eine freie Antwort. »Diese erste Schöpfung der Welt Gottes«, wie der Fischermann Petrus sie nennt, wurde der astrologischen Welt abgerungen durch den Glauben an das Kontinuum aller Sprache. Diese Sprecher konnten einander bei den Händen ergreifen und die neue Macht des *einen* gemeinsamen Geistes weitergeben. Sie sprachen im Namen des einzig Einen, der diesen Glauben an die freie Antwort gefunden hatte, als niemand ihn besaß. Sein Tag war dahingegangen. Aber in der Nacht, die er hinter sich ließ, konnten seines Leibes Glieder leuchtende Sterne werden, die auf das volle Licht eines anderen Tages warten. Daß wir mit unserer Interpretation nicht fehl gehen, könnte höchst unmittelbar aus dem zweiten Petrusbrief bewiesen werden. Hier stehen die Himmel – d. h. die astrologische Welt – alle in Flammen. Sie werden vernichtet werden. Ein neuer Himmel und eine neue Erde werden kommen, ohne Astrologie, »bis der Tag aufsteigt und *der Morgenstern sich in euren Herzen erhebt*« (2. Petr. 1, 19). Das ist beredt. Denn die Himmelswelt Ägyptens hat ihr Zentrum in der gleichzeitigen Erscheinung des glänzendsten Nachtsternes Sirius und der Sonne am Morgen des 19. Juli. Dies war Pharaos Neujahrstag, weil Nacht und Tag, Nord und Süd in diesem einen Augenblick miteinander versöhnt wurden. In den Worten des Petrus mußte das ersetzt werden durch die Morgendämmerung, im Herzen der Menschen und durch den neuen Morgenstern Christus. Aber ich scheue davor zurück, von diesem Brief Gebrauch zu machen,

weil das meiner These schaden könnte. Denn die Kritiker urteilen sehr streng über diesen Brief und sagen, daß er nicht von Petrus stammen könne. So lasse ich das Glücksrad der kritischen Moden sich weiterdrehen. Es muß daher genügen, die wirkliche Front, an der die Kirche kämpfte, ins Blickfeld zu bringen. Petrus und das Papsttum, für viele die Urtypen des machtlustigen Priesters, sind über die Tempelkulte des Altertums Sieger geworden, weil sie sich zu servi servorum, zu Knechten des Gottesknechtes erniederten.

Petrus, ein jüdischer Fischer, war auf der einen Seite mit den realen kosmischen Prozessen von Wetter, Wasser, Luft und Himmel vertraut. Auf der anderen Seite war er als Israelit nicht von der Astrologie befleckt. Hier also war ein Mensch vor der Berührung mit der unreinen Wissenschaft des Altertums bewahrt worden, aber zugleich mit ausgezeichneter Schärfe seiner fünf Sinne ausgestattet. Dies war der Mann, den der Herr über die vier Krankheiten ausersah, die alten Himmel mit ihren lokalen Kalendern aufzulösen, die Hieroglyphen von Stonehenge oder Memphis durch das Leidensleben der Leiber der Märtyrer zu ersetzen. Die Diener des Wortes wurden die Hieroglyphen des Neuen Tempels. Dazu ist Petrus nach Rom gegangen. Und die Wolke der Zeugen erhob sich in den Litaneien[1].

Hierfür darf ich schließlich Petrus selbst zitieren. Sein erster Brief wird ihm heute nicht mehr abgesprochen. In diesem Brief sehen wir ihn den Sieg verkünden über die Steine der alten Tempel. Und wir können seinen Ausdruck nur dann verstehen, wenn wir uns daran erinnern, daß diese Tempel mit Zaubersprüchen und Hieroglyphen bedeckt waren. Petrus erklärt, daß er nicht aus der »Gnosis« handele, d.h. aus der Vorhersagekunst der Astrologen, sondern aus der »Prognosis« Gottes. Gott berief Petrus zu einer Zeit, wo er überhaupt nicht wußte, was von ihm erwartet wurde, lange bevor er in »Nachahmung des Einen, der

[1] Hebräerbrief 12, 1. Die Anrufung der Heiligen trat an die Stelle der Horoskope. Jede Litanei ist eine Sternstraße.

ihn berufen« hatte, ihm entsprechen konnte (1, 15). Und nun erfolgt die wörtliche Erklärung: »Und ihr selbst, ihr seid die lebendigen Steine und werdet eingefügt in einen geisteserfüllten Tempel« (2, 5). Entsprechend muß der Anfang des Hebräerbriefs in unseren Übersetzungen verbessert werden: »Nach vielfältiger und wechselreicher Rede hat Gott zuletzt gesprochen in seinem Sohn, dem Widerschein von Gottes Glanz, der Hieroglyphe für Gottes Wesen!« Es handelt sich um das einzige Vorkommen des Wortes »Charakter« im Neuen Testament und das Wort bedeutet Hieroglyphe. In seinem Brief an die Epheser bekämpft der Märtyrer Ignatius lebhaft die steinernen Tempel. Er ist so eifrig darauf bedacht, den toten Bau der Tempel zu ersetzen, daß er den Heiligen Geist den Seilstrang nennt, das Kreuz die neue Maschine und die Christen die Steine, die mittels dieses Kranes zur Höhe des göttlichen Hausbaus heraufgewunden werden.

Der einmalige vergängliche Jesus erwirbt also die Kraft, die steinerne Hieroglyphe von Karnak oder auf dem Rosettestein zu überleben, zu überdauern, zu überwinden. Denn er hat Gottes Leben.

Soviel über Petrus in Rom und über Markus, der eben deshalb als der erste Bischof von Alexandrien und Ägypten gilt. Der morbus aegyptiacus war beschworen. Markus besiegte Pharao, wie Petrus Rom — ob die Kritik dem Markus sein ägyptisches Amt abspricht, ändert daran nichts.

Nun kommen wir auf unseren ersten Evangelisten, auf Matthäus zurück. Wir haben wenig Recht darauf, bei ihm eine ähnlich klare und eigentümliche Front zu erwarten; weil er überhaupt der erste war, der schriftliche Aufzeichnungen machte, mußte er über alles und jedes berichten. Oben fanden wir das bestätigt im Falle der Rede über die Himmelswelt, die Markus nur sorgfältiger ausarbeitete, weil sie in Rom wichtiger war. Und doch ist Matthäus, obwohl er der erste ist, doch schon überraschend genau auf sein besonderes Publikum gerichtet. Die Krankheit, die er überwindet, liegt auf uns selber, gleich den

anderen Krankheiten; nur liegt uns diese Krankheit so eng und nah an, daß es schwieriger und unangenehmer ist, sie bloßzulegen. Wir ermitteln seine Leistung als ein spezielles Heilmittel gegen eine besondere Krankheit, wenn wir bemerken, daß er die zwölf Apostel nicht als die zwölf Sterne betrachtet, sondern als die Richter über die zwölf Stämme Israels. Warum erinnerte er an diese? Könnte es sein, daß er vor allem in der Notlage war, die Tabus des Stammesrituals zu brechen?

Wir haben die Anliegen des Petrus, des Lukas und des Johannes verfolgt, wie sie aus ihrer spezifischen Immunität sich ergaben. Es könnte so aussehen, als wenn sich für Matthäus keine solche Spezialität finden lasse. Denn dann müßte er gerade als Buchhalter und Steuerpächter sich für sein Evangelium ausgerüstet haben. Schon der Prophet Jesaias berief Stenographen; war Matthäus Jesu Stenograph? Petrus wird ein mündlicher Mensch gewesen sein und hat vermutlich die Tinte verachtet. Matthäus aber war gut vertraut mit Rechnungen und geschriebenen Berichten. Da wir nicht erwarten können, daß er von Jesus und von seinen Mitaposteln innerhalb seines alten Tätigkeitsgebietes verwandt wurde, wo er sein Schreiben für die Reichsverwaltung Caesars eingesetzt hatte, können wir erwarten, daß er auf einem anderen Feld kämpfte.

Nun lesen wir, daß Matthäus in guter Gesellschaft nicht verkehren konnte, und ausgerechnet dieser Mann beginnt sein Evangelium mit Jesu Platz im »Gotha« Israels! Er betont die Tatsache, daß sein Meister Jesus trotz des äußeren Scheins als der Sohn von Königen zur wirklich besten Gesellschaft gehörte. Und alsdann zeigte er, daß Jesus die Privilegien, die mit dieser sozialen Stellung verbunden sind, freiwillig aufgab. Ein Sohn von Königen sollte steuerfrei sein (17, 27)! Er sollte keine Zölle noch irgendeine Steuer zahlen, sei es Kopfsteuer oder die Abgabe eines halben Schekels, wie Jesus lächelnd sagt. Aber Matthäus fährt fort: Gerade das Gegenteil ist passiert. Er drückt die ganze Bedeutung des Lebens Jesu im Stil einer Abrechnung aus. Ich fürchte das Feingefühl des Lesers zu verletzen, aber er sagt

in der Tat: »Er gab sein Leben als Lösegeld für den Rückkauf vieler« (20, 28).

Das ist bei Matthäus keine bloße Redensart. Matthäus versteht Jesus als den rechten Erben der Häuptlingsschaft, als den Erben, der beim Fest des Stammes sich freiwillig als Opfer hingibt. Aber dadurch, daß der Häuptling ein freiwilliges Opfer ist, wird er das erste Opfer der Weltgeschichte, das zu sprechen vermag. Niemand hatte jemals in dieser Rolle gesprochen; denn stumme Opfer brauchte der Stamm, wie unser Kapitel über die eingeätzten Zeiten erzählt hat. Die Verbindung zwischen den Vorfahren und den Lebenden beruhte auf dem gemeinsamen Mahl, an dem der Tote teilnahm, als wäre er ein Lebender, und das ganze Begräbnis- und Beisetzungsritual war auf diese Verbindung zwischen dem Toten und den Lebenden gegründet. Die Geister der Toten forderten Nahrung, und diese Geister wurden blutdürstig, wenn sie nicht genährt wurden; das ergab sich aus dem Glauben oder Aberglauben aller Stämme. Wir führen die Sitte fort mittels festlicher Eröffnungsessen in den Klubs oder Brüderschaften. Unser Wort »Speise« bedeutet »für viel Geld«! Für viel Geld werden auch wir Mitglieder der guten Gesellschaft. Opfer waren der Kern des Rituals, weil sie allein die Gruppe verleiblichten (inkorporierten) und ihr einen legalen Status als öffentlichen Körper über das Grab hinaus und über die Zufälligkeiten von Geburt und Tod hinaus verliehen. Opfer war daher das einzige Mittel, Ordnung aufzurichten und juristische Personen zu schaffen.

Und es war wesentlich, bei diesen Opfern die Eigennamen auszusprechen und die besonderen Begehungen auszuführen. Sie waren das, was wir als gute Manieren beim Essen und Trinken für wesentlich halten. Für wieviel Menschen unserer Zeit sind die guten Manieren das Herzstück des sozialen Ranges, der Mitgliedschaft und der Karriere! Die Tafelbräuche des Altertums waren noch strenger. Bei uns erwartet man von einem Kellner nicht, daß er aus eigenem Antrieb an der Unterhaltung teilnimmt. Ebensowenig erwarten wir, daß das Roastbeef und der

Fisch zu sprechen beginnen. Die Voraussetzung für eine gute Tischgesellschaft ist das vollständige Stillschweigen derer, die servieren, und der Speisen, die serviert werden. Und mein ganzer Abschnitt wird von einem Leser guten Geschmacks verworfen werden, weil ich die entfernte Möglichkeit erwäge, daß das Roastbeef sprechen könnte; das aber ist der Kern des *Matthäus!* Das Urteil: »keine Manieren« – wie oft hatte er das auf sich und seine schlechte Gesellschaft anwenden hören! Er wußte, daß dieses Urteil einen Mann schneller erledigte als sogar ein Verbrechen. Die Gesellschaft erwartet von uns Beachtung der Spielregeln. Es ist unverzeihlich, wenn wir gegen die Etikette verstoßen, und doch muß ich selber diesen Bruch der Etikette begehen, wenn ich überhaupt Matthäus verständlich machen will. Denn in diesem Punkte besteht seine wirkliche Leistung. Er ist der einzige Evangelist, der uns über die Flucht Jesu nach Ägypten berichtet hat, als Herodes die bethlehemitischen Kinder mordete. Der Schwerpunkt liegt bei Matthäus darauf, daß Herodes zwar Jesus nicht morden konnte, daß ihn aber dafür die gute Gesellschaft wegen seines Etikettebruches später ermordet hat, weil er darauf bestanden hat, den Opfern der Gesellschaft Sprache zu verleihen. *Daß Jesus als das Opfer sprach,* machte ihn unmöglich. Matthäus beleidigte die Juden, indem er Jesus als ihr Opfer schilderte. Immerhin waren sie doch längst so zivilisiert, daß sie nur noch Brandopfer darbrachten, seit Abraham vom Opfer Isaaks abgelassen hatte. In Schweden konnte es noch tausend Jahre später geschehen, daß ein König sechs seiner Söhne schlachtete, um die Geister zu versöhnen. Als er seinen siebenten Sohn greifen wollte, rettete das Volk das Kind, wurde christlich und gab Menschenopfer auf. Aber Israel war längst ohne Menschenopfer, als das Volk Abrahams und Mosis. Bis auf den heutigen Tag glauben alle Juden, daß das Evangelium den guten Geschmack verletze. Wir lesen in unseren Texten das Wort »Skandal«. Aber der Ausdruck »schlechter Geschmack« würde in all den Fällen besser passen, in denen wir uns unter einer Verletzung der guten Manieren winden. Das Ritual irgendeiner

Gruppe – und ich fürchte, wir verlieren das leichter aus dem Blickfeld als irgendetwas anderes – erhält sich selbst durch sein heftiges Reagieren gegen jeden Verstoß. Es verhält sich so zu allen Zeiten und an allen Orten. »Warum übertreten deine Jünger die Tradition der Vorfahren, indem sie vor den Mahlzeiten die Hände nicht waschen?«, fragten die Schriftgelehrten. Jesus gab zurück: »Warum übertretet ihr Gottes Gebot, und verweigert euren Eltern etwas, was sie nötig haben, nur weil es ›geweiht‹ sei?« »Ihr habt Gottes Wort wirkungslos gemacht im Interesse eurer guten Manieren« (15, 2). »Essen mit ungewaschenen Händen macht nicht unrein.«

Gegen das Tabu der guten Manieren »sündigt« Matthäus und »sündigt« auch Jesus, denn Matthäus stellt uns Jesus als das sprechende Opfer dar, als die Speise und den Wein, die inmitten des Mahles zu sprechen beginnen. Der Schock, der von Matthäus ausgeht, wird wundervoll von einem modernen Kritiker formuliert. »Die Aufforderung, Christi Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken, ist in einem aramäischen[1] Evangelium in dem Jerusalem des 1. Jahrhunderts unmöglich; nichts konnte jüdischen Auffassungen und Gefühlen stärker widersprechen. Worte wie diese würden die jüdischen Bewohner von Jerusalem damals und heute in Schrecken setzen. Die Juden waren und sind dem Trinken von Blut, das das Gesetz wiederholt verbot, äußerst abgeneigt. Es würde schwer fallen, sich einen Satz auszudenken, der sich weniger dazu eignet, irgendwo und irgendwann in einem jüdisch-christlich bestimmten Umkreis aufgezeichnet zu sein. Kein jüdischer Evangelist könnte ihn wiedergeben[2]. Es sind überzeugende Sätze, und das Ekelgefühl wird sich vermutlich neu in vielen Lesern regen. Der Humor dieses Abschnittes liegt erstens darin, daß der Kritiker sich hier mit Johannes beschäftigt, der doch aber in dieser Sache einfach Matthäus bestätigt.

---

[1] Die Bibelkritik hat sich an dem Zusatz »aramäisch« für Matthäus geweidet. Er half ihr, den Evangelisten herabzusetzen. M. hat aber hebräisch geschrieben.

[2] Edgar J. Goodspeed: Journal of Biblical Literature, 1944, S. 90.

Unser Kritiker versucht nämlich, den jüdischen Ursprung des Johannes zu bestreiten, und er übersieht den Präzedenzfall des Matthäus, der augenscheinlich für Hebräer schrieb. Die zweite humoristische Tatsache besteht in der modernen Anmaßung, daß jeder Skandal vermieden werden könne. Die Juden steinigten Stephanus, töteten Jakobus und kerkerten Petrus ein, weil sie voller Zorn waren. Das Lamm, das Blut, das Brot – alle diese Ausdrücke waren zweifellos Blasphemien. Aber die gesamte Kirche wurde über diesem Zorn errichtet. Paulus hatte einen vollen Mißerfolg in Athen, als er sich ein einziges Mal anzupassen suchte[1], Matthäus wurde verabscheut, das Evangelium wurde verabscheut und wird – seien wir ehrlich – von allen Menschen guten Geschmacks — Goethe! — verabscheut.

Opfer ist überall der Preis für einen bindenden Ritus. Wenn wir uns mit einem Geist der Vergangenheit verbinden, einem Stück Papier, einem Haus oder einem Grab, kann es passieren, daß wir zu diesem Zwecke irgendeines anderen Menschen Blut vergießen, z. B. im Kriege. Und so ist es bis auf den heutigen Tag. Das macht nichts, solange wir uns klar machen, welchen Preis wir bezahlen. Aber Jesus schuf eine Brüderschaft der Ausgestoßenen, die Brüderschaft der schweigenden Opfer, in dem er ihr erster Sprecher wurde. Warum konnte er sprechen? Weil er sich *freiwillig* opferte, wo bis dahin die Opfer willenlos waren. Aber die Eucharistie ist einem Juden noch heute ein Skandal. Sie verursacht ihm im ganz wörtlichen Sinne Ekel, wie das bei jedem Etikette-Menschen zutreffen dürfte. Die Pudenda, das, was unser Feingefühl und unsere Scham verletzt, sind damit nicht aus der Welt geschafft, daß man sie leugnet. Matthäus wußte das. Warum war es ein weniger schlechter Geschmack, wenn sich das Opfer selber Brot und Wein nannte, als wenn die hohen Herrschaften den Gerechten verurteilten? Matthäus war immun gegen die tödliche Krankheit der Gesellschaft. Er wußte, daß

[1] Auch hier ist es amüsant, wie die Bibelkritik (Dibelius) den Fehlgriff des Paulus, den Lukas redlich berichtet, als ein rhetorisches Meisterwerk des Lukas mißversteht.

jedes Ding seinen Preis hat, und daß nichts kostbarer ist als die Freiheit von den Tabus der guten Gesellschaft. Und daher stand er davon ab, den ersten Menschen, der für die Opfer und als ein Opfer gesprochen hatte, mit seinem von der Gesellschaft her bestimmten Namen als Sohn Davids, des Sohnes Abrahams, zu bezeichnen, wie er es in seinem ersten Kapitel getan hatte. Dieses Tabu brach! In seinem letzten Kapitel fand sich Matthäus in der unendlich aufregenderen Gesellschaft der Sünder. Diese Sünder verbündeten sich nicht durch hohe Eintrittsgebühren in einen exklusiven Klub, sondern durch den Namen des ersten Opfers, das laut gesprochen hatte. Deshalb ist die Legende wahrscheinlich – das sage ich nebenbei –, daß Matthäus sein Leben in Äthiopien geendet hat. Denn die Äthiopier beachten bis zum heutigen Tage beides, das jüdische Zeremoniell und die Liturgie des Neuen Testaments. Sie beschneiden und taufen; sie halten den Sabbat ebenso heilig wie den Sonntag. Man kann es nicht beweisen, aber es würde mit dem Wort des Evangeliums übereinstimmen, wenn das alles auf Matthäus zurückginge, und zwar deshalb, weil ja die Krankheit, die er bekämpfte, nur in der Überschätzung des Rituals bestand. Manieren muß es geben; aber Manieren sind nicht mehr als Manieren. Der schlechte Geschmack ist nicht an sich empfehlenswert. Aber wehe dem, der über seine guten Manieren nie hinauswächst.

Indem Matthäus deutlich machte, was unser Bruch mit den guten Manieren bedeutet, stieß er auf die Ur-ordnung von uns allen. In der Urzeit hatten die Tafelsitten die schöpferischen Elemente dargestellt, aus denen der Stammeskörper hervorging. Die Einführung gemeinsamer Mahlzeiten trat anstelle des gegenseitigen Wegschnappens der Nahrung. Jeder Lagerleiter kann dir, Leser, bezeugen, daß einer Gruppe Moral erst daran sich bildet, daß einer dem anderen den besten Bissen gönnt. Die Einführung gemeinsamer Mahlzeiten schuf also einen neuen Frieden der Seele. Mit der Speise für den Toten nahm die neue Verleiblichung ihren Ursprung. Die Nahrung wurde zwischen die Lebenden und den Toten gestellt, und beide nahmen an ihr

teil in *einem* Geist und in *einem* Namen. Daher waren die Opfermahlzeiten die erste Verfassung der Menschheit. Hier geschah es, daß die Gemeinschaft ins Leben gerufen wurde, weil die Selbstsucht, die den Magen beherrscht, vergessen wurde, wenn die besten Stücke für den Toten und später für die Götter zurückgelegt wurden. Etwas Dauerndes verdrängte die Interessen der lebenden Generation. Die Zufälle der Geburt und des augenblicklichen Daseins wurden von der Ewigkeit des Toten überschattet. Im kühlen Schatten dieser dauernden und ewigen Ordnung wurden friedvolle Verständigungen zwischen Freund und Feind zustandegebracht. Es wurde die Gastfreundschaft, das Recht des Feindes, mit uns zu essen, begründet, und sie wurde möglich, weil das Ritual den Menschen seinen Platz in der Aufeinanderfolge endloser Zeiten anwies. Hier aßen die Menschen nicht wie die Tiere, sondern sie tranken einander zu mit ihrem vollen Namen. Der Toast beim Mahl stammt aus der Urzeit. Die Menschen grüßten einander und dachten die Toten als Mitesser bei den Mahlzeiten, d.h. als miteinander Lebende; so daß das Leben des Kameraden in ihren eigenen Augen nun mehr wog als das eigene.

Auf diese vorgeschichtlichen Anfänge der Gesellschaft lenkt Matthäus unseren Blick zurück, Johannes sprach zu den Menschen, die mit Künsten und Wissenschaften vertraut waren. Lukas sprach zu den größten Hochkirchlichen und Puritanern der alten Welt. Markus sprach zu den zivilisierten Angehörigen von Tempelreichen. Aber Matthäus drang dank seines »schlechten Geschmacks« bis zu der archaischen Schicht aller Gesellschaft vor, zu der Stammesschicht des Rituals. Daher schuf Matthäus eine Version des Evangeliums, die der universalste und grundlegendste Charakterzug des neuen Lebens werden sollte. Die Messe und die Eucharistie, d.h. der innere Kern alles Gottesdienstes, ist bei Matthäus verzeichnet.

Da er verdeutlichte, daß Christus durch sein Opfer das Heil der Opferer erkaufte, sagte die Schrift nun: bei jedem Mahle spreche ja das Opfer, nämlich Brot und Wein, zu der essenden Gemein-

schaft und sie lüden uns ein, uns mit ihrem Meister sozusagen auf die andere Seite zu begeben, auf die Seite des Opfers. In der Messe wird jeder Hörer aufgefordert, für das Heil und die Erneuerung der Welt sich zu opfern, oder zum Geopfertwerden bereit zu sein. In der Messe lädt das erste Opfer die anderen, die Teilnehmer, zu einem Dienst ein, in dem sie selbst die sich Anbietenden sind. In die Dumpfheit einer durchschnittlichen Seele bringt dieser Vorgang selten einen Anstoß. Die Menschen haben den Gottesdienst zu einer Kirchenparade oder einem Gemeinschaftstreffen degradiert. Aber die Kirche wurde über dem Glauben errichtet, daß von nun an kein Gottesdienst zugelassen sei, wenn die Teilnehmer sich nicht selbst als das angebotene Opfer betrachteten. Der ganze Ausdruck eines Leibes Christi, dessen Haupt im Himmel sei, bedeutet genau dies: wir würden den Herrn in unserer Wut, in unserem Neid und in unserer Gleichgültigkeit jeden Augenblick kreuzigen. Nun aber sind unsere Augen geöffnet für das, was wir getan haben und noch tun, und deshalb erklären wir feierlich: zusammen mit unserem Haupt treten wir auf die Seite der stummen Opfer hinüber. Wir bieten uns unserem Schöpfer dar, so daß er uns nach seinem Belieben umschaffen kann. Wie anders sollte jemals eine neue Inspiration über uns Menschen kommen, wenn wir uns nicht als das Gefäß für diese Inspiration anböten? Wieder und wieder muß der Mensch aufgerissen werden durch die Pflugschar des Leidens und sich öffnen wie die trockene und versteppte Erde für Tau und Regen. Und da einmal ein Mensch dies vorbildlich ganz allein tat, so brauchen wir es nicht mehr ganz allein zu tun. In jeder Generation darf nun die Größe der Gruppe zunehmen, die neu gebildet werden kann, bis es der gesamten Menschheit möglich wird, zu schweigen, sich von dem Geschnatter und Geschwätz des Tages zu reinigen und miteinander auf den Geist zu hören.

Als der Gründer der ersten christlichen Universität in Japan starb, hinterließ er eine Mahnung an Kanamori, seinen Lieblingsschüler: »Ich habe Grund zu der Annahme, daß Du mein

Nachfolger sein wirst. Aber ich warne Dich vor gewissen Schwachheiten, die Du in der Ausübung Deines neuen Amtes bekämpfen mußt.« Und er zählte sie anschließend auf. In der Aufregung der Stunde wurde diese Notiz gleich allen anderen Papieren, die der Gründer hinterließ, von der ganzen Trauergesellschaft gelesen. Herr Kanamori fühlte sich gedemütigt, verließ das Haus, schwor den christlichen Glauben ab und wurde für die nächsten dreißig Jahre ein weltlicher Gelehrter. Aber als seine Frau, mit der er vorbildlich zusammen lebte, starb, konnte er seine Einsamkeit nicht mehr aushalten. Er kehrte auf seinen alten Platz zurück und hielt eine öffentliche Ansprache. Er predigte über den Text. »Wir sind ein lebendiges Opfer«. »Ein lebendiges Sichdarbieten muß es sein. Das war das, was ich nicht verstand. Wie ehemals die Ochsen, die zum Altar gebracht wurden, oft ausbrachen und Menschen um sich herum verletzten, so ergriff ich nicht meine Gelegenheit, die Gelegenheit, diese Demütigung in mein Leben hineinzunehmen.« Nie wurde ein herrlicherer Kommentar zu Matthäus verfaßt.

In der japanischen Feier des Herrenmahles belebt diese überwältigende Erfahrung eines lebendigen Opfers das Ritual. Der Dolch, der in der feierlichen Zeremonie eines rituellen Selbstmordes benutzt wurde, ein Ritus, der unter den Samurai so beliebt ist, wird dargebracht in ein weißes Blatt Papier gewickelt, das auf eine bestimmte Weise gefaltet werden mußte. Die Weiße des Papiers spielte auf das Opfer des Lebens an, das stattfinden soll. Von diesem weltlichen Vorbild wurde das Einwickeln in weißes Papier übernommen und das Brot für die Kommunion den Kommunikanten in einer solchen Verhüllung dargeboten. Der Sinn des Opfers und des Sichdarbietens ist dergestalt in so treffender Weise ins Japanische übertragen, wie er – so wage ich zu sagen – im Evangelium des Matthäus aus dem Alten in das Neue Testament übersetzt worden ist.

Matthäus, der Drastischste und der Unmanierlichste, schreibt also unter den Evangelisten über das Elementarste. Dank ihm

haben wir den neuen Ritus schriftlich. Ohne ihn würde unser Zeitalter ohne Bekleidung für seine Nacktheit geblieben sein. Es ist angenehm, altmodische Kleidung ablegen zu können; aber unser Zeitalter bedarf trotzdem der Kleidung, bestimmter Bekleidung. Nun, empfangen wir die Kraft des Ritus, befreit vom Aberglauben, von Mythos und Magie. Jedermann kann Matthäus verstehen. Kind und Genius, Krieger und Bauer, wenn seinem Herzen das Selbstopfer nicht fremd ist. Die Gemüter, die die Sakramente als mystisch oder altmodisch verachten, erschrecken mich stets durch ihre Kindischkeit. Was müssen sie für ein unwissendes und ungebildetes Herz haben; wie sehr muß die Mahlmühle ihres Gehirns alle ernste Erfahrung ihres Lebens und ihrer eigenen tiefsten Hoffnungen zermahlen haben! Für gewöhnlich erwarten diese selben Leute, daß sie von ihrer Familie vergöttert, vom Publikum gelesen und von vermögenden Institutionen bezahlt werden. Wie können sie das erwarten, wenn nicht jedermann in sich bereit ist, ein Stück von sich als Opfer hinzugeben? Darin besteht unsere höchste Natur, daß wir uns darzubieten vermögen. »Liturgie ist nur ein anderer Name für die Tafelsitten des allmächtigen Gottes!« [1]

Daß das Opfer zum Reden gebracht werde, daß das Herz der Welt durch Antworten geschaffen werde, daß das Nein Gottes umgewandelt werde in eine heilsame Medizin des Leidens auf dem Wege zu einer neuen Inkarnation, daß die menschliche Seele als Gottes neuestes Gedicht erkannt werde – dies waren die vier frohen Botschaften. Die Sackgassen des Rituals, des Tempelkults, Israels und des Griechentums öffneten sich zueinander. Und diese vier Evangelisten waren erfolgreich, weil sie ja gegen eine spezifische Sprachkrankheit immun waren, die ihre Botschaft fortschwemmte. Deshalb fahrt bitte nicht fort, Johannes hellenistisch, Markus einen Ägypter, Matthäus judaisierend und Lukas einen Pauliner zu nennen. Denn unsere

[1] Ich verdanke diesen Ausspruch Father Smith in Bruce Marshall: The World and Father Smith, Boston 1945.

neue Freiheit der Rede geht aus den Evangelien dadurch hervor, daß sich in ihnen Gegner vermählen! Weder schrieb der prophetische Johannes für die Juden, noch Lukas, der Arzt, für die Griechen. Umgekehrt war es: der Prophetengenährte Johannes überwindet die griechischen Musen und der akademische Arzt Lukas überwindet die Schriftgelehrten. Der Fischer Petrus predigt, um die priesterlich-astrologische Welt zu überwinden; und statt daß ein Mann guten Geschmacks und guter Position das Alte Testament überrunde, findet das erste Evangelium seine Feder in diesem sozial unansehnlichen Zöllner. Achten wir auf die spezifische Krankheit, auf deren Heilung das einzelne Evangelium bedacht ist, dann erscheinen seine literarische Form und sein Stil makellos. In den Augen der Kritiker haben sie alle einen falschen Schluß. Wenn sie als Heilmittel gelesen werden, erweisen sie sich am Schluß als ebenso zweckmäßig wie am Anfang. Als »natürliche Quellen« der Geschichtsforschung sind sie unmöglich. Aber als Brunnen geistlicher Sprache sind sie gesund. Nun, wir machten eine ähnliche Erfahrung hinsichtlich der Abschlüsse und Anfänge der Odyssee und der Ilias. Und wie könnte es anders sein? Was macht das Ende und den Anfang beim Sprechen? Der Beginn eines menschlichen Atemzuges erschließt Zeit und Ort dieses besonderen Aktes des Geistes. Ende und Anfang ziehen eine Inspiration auf die Erde herab. Ende und Anfang jedes Buches klären darüber auf, ob es wahr ist oder nicht. Diese Wahrheit ist eine dreifache Wahrheit. Ein Wort kann hinsichtlich seines Inhalts wahr sein; es kann zweitens wahr genug sein, um seinen eigenen Autor ins Recht zu setzen; *schließlich kann es so wahr sein, daß es den nächsten Sprecher dazu zwingt, zu antworten und weiter zu sprechen.* Shakespeare zwang Milton dazu, vom bisherigen Pfad der Dichtung abzugehen, weil seine Sprache so vollkommen war, daß Milton sich beklagte. (An Shakespeare, 1630). Von der Wahrheit der Tatsachen, die die »vier Evangelien« berichten, hat die Kirche gelebt. Von der Wahrhaftigkeit der Menschen, die sie berichteten, haben die Christen in ihrem eigenen Leben gezehrt. Diese bei-

den Aspekte der Wahrheit sind eine lange Zeit hindurch wirksam gewesen. Mein Denken ist, wie ich oben erläutert habe, von dem dritten Aspekt aller Wahrheit betroffen, *von ihrer Kraftfülle, Antwort zu erzwingen,* indem sie die Sprache verwandelt. Diese dritte Wahrheit bewährt sich in der Übertragung in immer neue Gestalten. Und diese Wirksamkeit der vier Evangelien habe ich, wie ich hoffe, zur Zufriedenheit des größten Skeptikers nachgewiesen. Die Evangelien waren wahr genug, um den nächsten Sprecher zu zwingen, weiterzusprechen über das letzte Wort des vorhergehenden Sprechers hinaus. Jeder von ihnen mußte da einsetzen, wo der letzte Sprecher aufgehört hatte. Sie gaben die konkrete Zeit und den Gegenstand ihrer Rede so lebendig aneinander weiter, daß sie einander zur nächsten Bewegung anstießen. Sie singen, vielleicht vierzig Jahre hindurch, das *Eine* Evangelium; jeder nach seinem eigenen Schlüssel, auf seiner spezifischen Wellenlänge, entsprechend seiner Einsicht, indem sie einer nach dem anderen die freudvolle und mühsame Aufgabe dem besseren Manne übergaben. In diesem Vorgang werden also die »vier Evangelien« zu einer Fortsetzung von Jesu Leben durch die Geister hindurch, die von ihrem Amt als Evangelisten überwältigt wurden. Sie werden umgeschaffen zu den Lippen des Wortes.

Infolge des unwiderstehlichen Rufes seines Heilands schreibt sich *Matthäus* aus der bisherigen geistlichen Hauptstadt der Menschheit hinaus, in deren Nähe er Zöllner gewesen war, in die Kirche der Ökumene hinein. Er wird kopfüber in den neuen Aion geschleudert durch das eine Geheiß: »Komm!«

Markus befindet sich innerhalb dieser Kirche und als Gefährte des Petrus steht er in zweiter Linie und ist gegen äußeren Druck abgeschirmt. Die heftigen subjektiven Erregungen des Petrus und sein Auftrag absorbieren seinen Helfer; aber Markus hat in Petrus ein Dach über seinem Kopf, das Dach der Gefolgschaft; er brauchte nicht wie Matthäus seine Zugehörigkeit preiszugeben.

Lukas erzählt. Sein Anliegen ist die mit Zeugnissen belegte Er-

zählung der Vergangenheit. Weil er einen Schüler vor sich hat, ist er das Kabel, Ruhmestaten der ersten beiden Generationen an die später Geborenen zu übermitteln, so daß nicht weniger als vier Generationen, von Jesus Eltern bis zur Kirche der Kinder des Theophilus, miteinander in Kommunion treten.

Johannes steht außerhalb dieses Zyklus von Befehl, Gefolgschaft und Geschichte. Er befindet sich an der Quelle, am ewigen *Anfang*. Mittels dieses *einen* Wortes »Am Anfang« – es wird in der Apokalypse »Am Ende« lauten! – leistete Johannes Jesus den entscheidenden Dienst, der das Ereignis seines Todes aus dem Altertum herausnahm. In der Antike hätte Jesu Tod nur die Verwendung im Ritus, im Kalender, in der Dichtung oder in den Schriften Israels zur Folge haben können. Was würde denn in Griechenland – der Welt der Poesie – das Schicksal Jesu im Munde seines Freundes gewesen sein? Da hätte der Freund Johannes seinen Freund betrauert wie Achilleus von Homer betrauert wird, in einem unsterblichen Gedicht, vielleicht in einem »Kriton« oder einer »Apologie« durch einen Plato. Hingegen in Israel würde der Tod Jesu sein Unternehmen als einen Fehlschlag entlarvt haben; in den Augen Israels hatte Gott zu dem gekreuzigten Messias »Nein« gesagt. In Ägypten würde Jesus die Sterne gegen sich gehabt haben. Man würde ein besseres Horo-skop, einen neuen Umlauf mit einem anderen Christus abgewartet haben. Im Stammesritual würde Jesus zum Helden eines Mythos geworden sein; die Christenheit wäre ein Stamm mehr geworden, wobei seine Jünger Ostern gefeiert hätten und sein Mythos jährlich durch diesen kleinen Kreis erneuert worden wäre. Das Evangelium Johannis blockiert solche Rückfälle in das Ritual, in die Umläufe der Himmelswelt, in die Dichtung und in die jüdische Negation. Jesus bedeutete kein Ende und sein Tod war kein Abschluß. Matthäus, Markus und Lukas hatten bereits berichtet, wie der *eine* freie Mensch die unendlichen Ketten dieser Zyklen überwunden hatte und aufgebrochen war zu einem neuen Leben außerhalb der alten Ordnung der Dinge, in eine die ganze Welt umgreifende Kirche. Johannes besiegelt

das Aufkommen einer neuen Ära hinter Stamm, Tempel, Dichtung und Israel; anstelle der Kreisläufe wurde die neue Ära eine offene Zeit, weil die vier Ströme der Sprache nun wieder ursprünglich vereinigt waren und in Ewigkeit hervorbrechen konnten mit der selben ursprünglichen Kraft, wie am ersten Tage der Schöpfung die vier Ströme des Paradieses. Die unendliche Wiederholung der Kreisläufe ist abgebrochen, seit oder wenn das Kreuz, in welchem diese Sprachströme zusammenlaufen, hoch gehalten wird als Anfang unendlichen Fortschritts. Unsere Ära läßt die Kreisläufe hinter sich. Ohne Zweifel werden auch wir noch von ihnen versucht; gerade heute ist der Mensch des Westens beinahe wieder auf die ewige Wiederkehr zurückgedrängt worden in Gestalt des Fatalismus Spenglers. Er redet vom neuen Mittelalter, vom Dritten Weltkrieg und dergleichen mehr. Er muß wieder aufwachen zum Kreuz der Grammatik mit Hilfe der Grammatik des Kreuzes. Johannes gab der Schöpfung des Menschen aus der Sprache den Platz am Eingang zu unseren, seinen besonderen historischen Erwerbungen. »Im Anfang war das Wort« – Stammeswelt, Ägypten, Homer und Israel waren Schöpfungen des Menschen, weil der unvergängliche Mensch Hörer und Sprecher und Weitersager ist. Daher steigt jeder wahrhaftige Mensch höher als irgendeines seiner alten Sprachrituale. »Wie kann ein Christ unter dem Fatum stehen?« rief Augustin aus, »da Fatum nur die Worte bedeutet, die früher gesagt worden sind, Christus aber Das Wort ist, was jetzt gesagt wird?« Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht, damit er als ein ewiger Anfang spreche, und Jesus ist bis zum bitteren Ende frei wie sein Vater geblieben. Unsere Ära ist dem Zyklus nicht verfallen, solange der Sperrblock des Christentums zwischen ihr und dem Altertum liegt. Jeder Vater ändert seine Pläne, wenn sich seine Kinder verfehlt haben. Gott ändert also seine Pläne aus Liebe zu dem Sohn. Das hat der Sohn uns gelehrt.

Die drei anderen Evangelien konnten von späteren Generationen vorchristlich, d. h. als bloße Geschichte gelesen werden. Das

ganze 19. Jahrhundert verzichtete auf Johannes und konzentrierte sich auf die drei ersten Evangelien, »die Synoptiker«. Ohne Johannes würde das »Evangelium« nur als bloße Geschichte existieren. Mit Johannes überwindet die Kirche ihre Gefahr, eine bloß ritualistische, eine bloß mythologische, eine bloß poetische, eine bloß erdachte Institution zu werden. Sie erblickt nun alle ihre zeitlichen Gestalten in dem Licht eines ewigen Anfangs. Weil ihr Gründer immer an ihrer Spitze und an der Spitze aller ihrer Sprachwege steht: das Wort, das im Anfang ist und seinen Wandel durch die Zeiten antritt.

Die vier Evangelisten machen unsere Ära immun gegen den Rückfall in bloße Trägheit und blinde Kreisläufe. Sie stellen das Kreuz der Grammatik des Altertums in der neuen Ära dar. Alle Sprache war längst in das Kreuz der Grammatik in Drama, Lyrik, Epik und Theorien ausgegossen; aber einmal begründet, wuchsen diese grammatischen Formen unter ihrem eigenen Zeichen zu endlosen Ritualen an. Die Rituale konnten nicht mehr durchschaut werden und wurden zur Magie, zum Zauber, zum Kreislauf, zur Routine, zum Spiel des Intellekts, zum Sport der Logik und zum Aberglauben. Das Wort siechte dahin. Die Evangelisten wandeln das Kreuz der Grammatik zu einer Grammatik des Kreuzes um. Ein Mann hatte gelebt unter dem »Es geschah« (fiat) zum »Es ist geschehen« (factum est), von »Geh in die Welt hinein« zum »Es ist vollbracht, mein Vater«, vom Hören auf den Ruf durch Dichtung und Erzählung, zum Umlaut, kraft dessen er sein ganzes Leben zusammenfaßte und vollständig machte. Die vier Evangelien zeichneten diesen Umlauf ab, wie Hilarius Isaak es am Ende des vierten Jahrhunderts aussprach: »Warum werden die Erfahrungen und Aussprüche des Herren in vier Bänden und von vier Autoren dargestellt?«

Vier Bände und vier Autoren entsprechen einander. Denn wir haben in den Worten des Jesaja vor uns das eine angenehme Jahr. Dieses Jahr ist enthalten in vier Bänden als in vier Abläufen ähnlich den vier Jahreszeiten, in denen ein Jahr abläuft:

jede Jahreszeit ist wechselweise den anderen notwendig. In entsprechender Weise werden die Handlungen und Reden des Herrn innerhalb der Ära der vier Bücher umschrieben; jedes ist jedem anderen nötig. Gemeinsam sind sie vollkommen, indem sie die Fülle der Zeit bezeugen.

»Zudem gab es einen guten Grund, warum sie von vier Autoren dargestellt werden mußte. Die Ausdrücke für die Jahreszeiten sind unterschiedlich; ebenso ist die Bezeichnung der Evangelien verschieden und wenn sie einander auch in ihren Worten zu widersprechen scheinen, weichen sie nicht voneinander ab, wenn sie im Lichte dieser Einsicht interpretiert werden. Die Jahreszeiten der Natur sind auch so unterschiedlich wie möglich in ihren Namen, in ihren Witterungsbedingungen, ihrem astronomischen Aspekt; aber in dem Ergebnis, Früchte hervorzurufen, die zum Leben kommen, weichen sie nicht voneinander ab.«[1]

Im Zusammenhang unseres ganzen Buches können wir sagen, daß jedes Evangelium darauf bedacht ist, den gesamten Kreislauf dieses Lebens aufzuweisen vom Imperativus Personalis über den Subjunctivus Concomitativus und den Narrativus Historicus zum Indicativus aeternus. Alle vier bringen Ewiges zur Sprache. Aber den einzelnen Evangeliumsschreiber hat eine besondere grammatische Figur vorwiegend bestimmt. Matthäus, der die mitreißende Gewalt des plötzlichen Befehls selber erfahren hatte: »Folge mir!« nahm seinen Leitfaden vom Imperativus Personificativus. Markus schrieb für und mit dem Fürsten der Kriegerschar der Apostel und schrieb das Kriegstagebuch des Herrn, verfolgte also ein höchst »präsentisches« Motiv, das von Begleitern[2]. Lukas, der Begleiter des Paulus gewesen war und so wenig wie Paulus selbst der Jüngerschar selber angehört hatte, erzählte von Weihnachten an wie irgendein Erzähler, der an der Zeitspanne der Ereignisse, über die er berich-

---

[1] Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum 50, S. 430.

[2] Die phantastische Behauptung, von Chapman und Butler längst widerlegt, Markus sei älter als Matthäus, übersah neben vielem anderen, weshalb Markus als Kriegstagebuch für die Reden des Matthäus nichts übrig hatte.

tet, keinen unmittelbaren Anteil hat. Er lauschte dem Narrativus der Geschichte. Aber Johannes, der keine äußeren Bezeugungen oder Ereignisse nötig hatte, um seinem Freund Glauben zu schenken, gewann den Anhaltspunkt für sein Schreiben aus der Ewigkeit Gottes, die dem Sohn den Sieg über die losen Kreisläufe des Rituals, der Aionen und Revolutionen über Romane und Mysterien gab. Der Abgrund der Zeiten schließt sich bei Johannes. Er beginnt mit dem Schritt, der nur durch die Kraft des Wortes vollbracht wird, mit seinem Indicativus aeternus »Im Anfang war das Wort«. Und so wird Jesus als die Freiheit zum Neuanfang ausgewiesen.

Hier also zeigt sich die Grammatik des Kreuzes, und nun werden die Phasen alles Gruppenlebens durchsichtig in Gestalt des Kreuzes der Grammatik. Solange einen Menschen dies Kreuz der Grammatik nicht eingeweiht hat – als einen treuen Gefolgsmann, der den Ruf der Pflicht vernimmt; als mich, den Liebenden, den meine Seele bei meinem Namen ruft; als Dich, den Kranken, den die Hoffnung ergreift, geheilt zu werden; und schließlich als den Denker, der die Kategorie der Freiheit in sich verwirklicht und frei den Gesetzen gegenübersteht, die sein Bewußtsein für die Natur denkt – solange nicht ein Mensch mindestens eine dieser vier Erfahrungen gemacht hat, benutzt er die Sprache zu keinem vernünftigen Zwecke. Sprache ohne Erfahrung wuchert immer fort wie das Unkraut im Garten. Sobald die Evangelien geschrieben waren, begann dieses Geschwätz ohne Erfahrung in die neuen Tatsachen hineinzupfuschen, auf denen die Existenz der Kirche beruht. Dieses Hineinpfuschen wurde »Gnosis« genannt. Die Menschen versuchten sich das neue Leben auszudenken, ohne daß es sie zuerst ergriffen haben mußte, sei es als Berufung, sei es als Hören, als Leidenschaft oder in einer Umkehr des Herzens. Hätte es nicht die vier Evangelien gegeben, so hätte die ganze Geschichte in Palästina der Flut der Gnostiker nicht widerstehen können. Von Simon Magus an: Dieser zog zu einer Zeit umher, »als das Blut der Märtyrer noch den Boden Palästinas rötete«. Trotzdem ver-

kündete er, daß eine kleine Hure nunmehr Maria sei und er selbst sei nunmehr der Heiland. Bis zu Marcion: dieser erkannte kein anderes Evangelium an als das eine von Lukas geschriebene, und erklärte, daß dieses unmittelbar vom Himmel herabgefallen sei. So haben wir allen Grund, »Die Vier Evangelien« mit Harnack uns gerade darauf anzusehen, inwiefern sie selber uns gegen die Gnosis geschützt haben. Das hat die Bibelkritik nicht ernst genug genommen, sondern stattdessen die Evangelien zerzaust. Aber auch uns schützen Die Vier Evangelien genau wie die Christen um 150—180 nach Christus[1].

Der Gnostiker trennt das tägliche Leben des Schriftstellers oder Lehrers, Apostels oder Redners von dem Inhalt seines Schreibens. Mit anderen Worten: die Gnostiker haben das Reich der Erfahrung nicht betreten, innerhalb dessen ein Sprecher selbst die Frucht der Lippen geworden ist und das Herz die Lippen anderer Herzen darstellt. Gnosis ist heute über die ganze Welt verbreitet. Die Kirchen selbst sind voll von ihr. Der Pazifismus beruht auf Gnosis als einem Versuch, die Welt zu erkennen, bevor uns selber Zuspruch gewandelt hat. Während des letzten Jahrhunderts ist die Liebe zwischen Mann und Frau unsere letzte Schanze gegen den Rückfall in die Gnosis gewesen. Aus Julias Wort zu Romeo lernte manch ein Mann des 19. Jahrhunderts, wenn auch noch so nebelhaft, sich selbst als den erkennen, der von den Lippen der Seele, die er liebte, hervorgerufen werde. Die nächsten Generationen, die diesem letzten Jahrhundert der großen Liebenden von Goethe bis Selma Lagerlöf folgen, scheinen auf nichts gehört zu haben als auf den Ruf zu den Waffen. Leben wird erlöst durch Liebe. Die Liebenden trägt der Geist durch die Gefahren. Fällt aber die Liebe zum Sexus hinunter, dann nimmt anscheinend der Geist die Gestalt der Kriegsbegeisterung an. Und es könnte sein, daß die Kriegsfreiwilligen von 1914 im Erfahren dieses Rufes für ihre Zeit das einzige Gegengift gegen die Gnosis des »Zauberbergs« gefunden haben.

---

[1] Harnack, Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1928, S. 333 ff.

Die Kriegsfreiwilligen von 1914 liebten den Tod! Aus diesem Grunde ist der Einblick in die Strukturen der Evangelien kein Luxus. Die Lehrer von alt und jung, von Mädchen ebenso wie von Jungen werden ihre Hörer ruinieren, wenn sie auf dem Richterthron sitzen bleiben, von dem die abstrakten Urteile in Zahlen der Statistik und Begriffen des Systems ergehen. Der viel verleumdete Heinrich Treitschke war ein großartigerer Lehrer: denn als er Richelieus, des französischen Staatsmannes, schreckliche körperliche Leiden und geistige Selbstbeherrschung beschrieb, war er sich nicht zu gut, in Tränen auszubrechen. Kein Lehrer hat die Lehrberechtigung, der nicht mindestens eine der vier Leidenschaften der Sprache mitleidet. Denn er verstünde die Bedingungen nicht, unter denen allein Sprechen Sinn gibt. Das Wort »Freiheit« darf ihm nie die Erfahrung des Freiwerdens ersetzen. Das Wort »gut«, nie die Erfahrung wie aus böse besser wird, und besonders schrecklich, Liebenswürdigkeit ersetzt heut fast immer den Gebildeten die Leidenschaft, lieben zu müssen; geschickte Anpassung soll den persönlichen Einsatz ersetzen können. Darum ist es des Schweißes der Edlen wert, den Sinn der Sprache ins Bewußtsein zu heben.

Aus diesem Grunde bitte ich die Leser noch einmal um Geduld. Denn das bloße Verstehen der einzelnen Evangelien kann heut nicht mehr genügen. Nur alle zusammen können den leeres Stroh dreschenden Verstand der Gnosis – heut heißt sie Bibelkritik, – Psychologie, Mythenforschung oder ökonomischer Materialismus – durch die Beichte unserer eigenen Erschütterungen und Glaubenskrisen in Schach halten. Gibt es Wege, auf denen das Kreuz der Grammatik, trotz der Künste und Wissenschaften unserer Zeit, von uns eingelassen wird? Neue Wege öffnen sich in der Tat, sobald das Denken wieder dahin zurückkehrt, daß es uns seinen eigenen »festen Standpunkt« preisgibt. Gesteh uns Deinen zeitlichen, Deinen langer Zeiten bedürftigen Strom-Charakter ein. Es »gibt« keine Wahrheit außerhalb des langen Leidensweges aus der Ewigkeit Gottes in die Welt hinein. Und kein Augenblick Deines Verstandes kann wahr-

haftig von Dir gelebt oder bedacht werden, wenn Du nicht an der Ewigkeit des Geistes teilnimmst. Zu Weltanschauungen sollst Du niemals ausfrieren. Dein festes Weltbild, Deine superkluge Analyse, Deine gebildete Überlegenheit oder Selbstbespiegelung, der ganze Kant und der ganze Hegel werden Dich an Deinem Mitsingen nur hindern. Gott sei die einzige »feste Burg« singt Luther mit Wahrheit. Unseres Adams Begeisterung hat einmal im Angesicht des Todes, d. h. eines lebenslangen, freiwilligen Opfersterbens inkarniert, und ist aus Wort Leben geworden. Und auf die vier Evangelien ist dieser Geist übergeströmt in vier verschiedene Strombetten. Der Text der »vier Evangelien« ist daher sozusagen ein Wachsmodell des Adergeflechts unserer Vernunft.

Versuchen wir die Elemente dieser vier geistigen Glockenspeisen zu bezeichnen, bis sie in das Leben ihrer zu ihnen verwandelten Evangelisten sogar leiblich eingreifen, so nähern wir uns der in der alten Väterkirche immer durchsichtigen Wirkung der Inkarnation auf ihre Gläubigen. Fides dabit intellectum, haben die Schulmänner von Anselm bis Schlatter gelehrt: Der Glaube wird Verständnis schenken. Aber der Glaube der Scholastiker von Paris und Heidelberg ist nicht der Glaube der vier Evangelisten oder der Väter. Diese riefen mit Christus: Fides creat corpora. Der Glaube gebe Antlitz und Gestalt; das ist die Erfahrung der Evangelisten und der Völker gewesen. Uns geschieht nach unserem Glauben, leiblich und leibhaftig. Unser Leib ist, wie jeder weiß, nicht eine Holzkiste oder Truhe. Er korrespondiert so gut er kann mit unseren geistigen Erlebnissen. Wir zittern, wenn uns eine neue Wahrheit überwältigt. Wir liegen und träumen ganz oder halb, und die größten Gedanken fallen da in uns wehrlose hinein, oder die größten Schrecken fallen über uns her. Wir setzen uns auf und überschlagen sitzend, wo Widersprüche aufgelöst werden müssen. Wir gehen spazieren im Gespräch. Wir wandeln uns also. In anderen Büchern habe ich die Theologen angefleht, uns Gläubigen, die wir nämlich noch glauben, es sei Gott eben erst im Begriff uns zu erschaffen,

nicht das Joch ihrer längst ausgeschöpften Begriffe aufzuerlegen. Denn diese verhindern oder leugnen den Glaubensprozeß, den leiblichen Wandel als den unerläßlichen Weg des Geistes in uns hinein. Sie lachen, wenn der Gläubige niederkniet, statt sich »die Sache zu überlegen«. Ich könnte eine seltene Bekehrungsgeschichte erzählen, in der eines großen Denkers Überlegenheit vor dem blöden Knien eines blöderen Geistes niederbrach, nicht etwa äußerlich oder rührselig, nein, nur weil die verschütteten Quellen seiner eigenen Seele da zum ersten Male zu fließen wagten und auch ihn in die Knie warfen, leiblich umbildeten.

Wir springen auf und machen Schritte, wenn wir uns in Kampfstimmung befinden. Gewiß unterdrückt oder verachtet der moderne Mensch viele dieser physischen Reaktionen auf seelische Prozesse. Aber in seiner Sprache benutzt er sie, auch wenn sein eigener Leib niemals Erlaubnis erhält, sich in ihnen zu üben. Wir sagen, daß ein Künstler »empfängt« wie eine Frau, daß ein Verbrecher »zusammenbricht« unter dem Gewicht der Beweise, daß der Sprecher in einer »kämpferischen« Stimmung sich befand, und daß ein Lehrer auf einem Lehrstuhl sitzt und seinen Unterricht mit »setzt Euch!« anfängt. Augenscheinlich also drückt die eine leibliche Regung besser als andere eine bestimmte seelische Haltung aus.

Ich denke mir Matthäus stehend und fechtend, Johannes liegt »wie ein Toter« in den Worten der »Offenbarung«, Markus sich hinneigend oder kniend neben Petrus und Lukas naturgemäß an seinem Pulte sitzend. Im Vergleich zu diesen leibhaften Haltungen lassen mich die alten Symbole, die von der künstlerischen Überlieferung der letzten 19 Jahrhunderte verwandt werden, kalt. Sie sind praktisch genommen während der letzten 150 Jahre von allen Künstlern von Rang, selbst in der Kirchenkunst, fallen gelassen worden. Könnte es sein, daß es für diesen Abbruch einer verehrungswürdigen Überlieferung einen guten Grund gibt? Könnte es nicht sein, daß diese eingewurzelten Formen und Symbole veraltet sind? Sie sind antiquiert dank unseres eigenen Christlichwerdens; wir können für die Periode der

Formlosigkeit seit 1750 – weil in ihr eine innerchristliche Symbolik ausgereift ist, deren Früchte nunmehr reif sind – Gott danken.[1]

Die alten Attribute der Evangelisten waren der Löwe für Markus, ein Engel für Matthäus, ein Ochse für Lukas und ein Adler für Johannes. Diese Attribute waren den viergestaltigen Cherubim des Alten Testaments entnommen. Die Cherubim ihrerseits waren aus ägyptischem und babylonischem Glauben gespeist. Diese Cherubim des Alten Testaments sind zusammengesetzt aus Adler, Stier, Löwe und Engel. Aber das Alte Testament hat schon lange seine Gewalt über unsere symbolische Einbildungskraft eingebüßt. Denn je mehr der Mensch Wortgeschöpf wird, desto deutlicher dient sein Leib diesem Amt. Kein Tier kann als Gefäß der Sprache beim Hören und Sprechen sitzen, stehen, knien oder völlig ausgestreckt wie ein Toter liegen. Der *Geist* zwingt uns, die Gestalt anzunehmen, die dem hörenden und sprechenden Menschen angemessen ist. Das Wort könnte nicht in die Welt gekommen sein, wenn es nicht die Kraft hätte, Weiber und Männer über ihr Geschlecht hörend und sprechend hinwegzureißen. Stehen bedeutet unter Befehl in Bewegung sein; knien bedeutet im Glauben und im Frieden entgegennehmen; sitzen bedeutet lehren und erzählen; ausgestreckt liegen bedeutet empfangen wie der Künstler, der Genius der Empfängnis und der Schöpferkraft. Es scheint nicht willkürlich, wenn man die Wahrheit bekennt, daß der Geist unseren Leib bestimmt und uns unseren Rahmen vorschreibt. Der Geist beruft unsere Leiber in sein Reich oberhalb der Liebe des Geschlechtes und erst aus dieser Höhe des Geistes fällt auf Dich und mich unser

[1] Der Maler Schmidt-Rottluff hat 1912 genau im Übergang zweier Geisteswelten die vier Evangelisten dargestellt. Er hat nämlich die alttestamentlichen Attribute bereits weggelassen, aber als Kind des 19. Jahrhunderts sich auf die Köpfe der Vier beschränkt! Die Evangelisten sehen da gar wild aus ihrem Blech – das ist sein Material – heraus. Aber Gott hat nun einmal die Fleischwerdung, die Inkarnierung verfügt, und nicht die bloße Kopfwerdung. Vgl. Will Grohmann, Schmidt-Rottluff 1956, S. 159 und 240.

Sinn. Als die »vier Evangelien« seine Lippen wurden, formten sich Seine Lippen bei Matthäus, indem er von den Juden streitend fortging, und damit Markus veranlaßte, sich in dem innersten Heiligtum der Petruskirche hinzuknien, sie formten sich bei Markus, indem er Lukas veranlaßte, die Berichte in zwei Perioden zu gliedern, bei Lukas, indem er Johannes veranlaßte, in den ewigen, den kosmischen Sitz der Wahrheit vorzustoßen. Auf solche Weise reichten die vier Männer hinein in die erneuerte Welt des Weitersagens, in das innerste Heiligtum, in die Kette der Generationen hinan an die ewige Wahrheit. Sie reformierten das Kreuz der Grammatik, von dem diese Seiten so oft zu sprechen hatten, indem sie eine Grammatik des Kreuzes formten; diese Grammatik des Kreuzes vereint sterbliche Menschen; vereint können sie die Wahrheit sagen. Einen Augenblick lang war dieses Kreuz der Grammatik in einer lebenden Seele Fleisch geworden. Aus diesem Grunde wurde sie das Wort genannt. Aber diese Erde hat keinen Platz für die absolute Wahrheit. Sie bricht sie in Zeiten auseinander. Daher ist das Kreuz der einzige Ort, wo die volle Wahrheit eines menschlichen Herzens auf einen Blick offenbart werden kann. Die große Wahrheit ist nur durch die Evangelien erhalten; selbst gegen einen rituslüsternen Klerus, sogar gegen eine zynische Wissenschaft, sogar gegen eine geheime Inquisition, sogar gegen den abergläubischen Mob haben sie sich in jedem Zeitalter neues Gehör verschafft. Im Gegenteil, die Institutionen selber haben die Evangeliumswahrheiten lehren müssen und dadurch vor ihren eigenen natürlichen Tendenzen, auf ihren eigenen Altären, in ihren eigenen Gerichtshöfen, und Hochschulen und Sportpalästen, während ihrer eigenen Wahlfeldzüge warnen müssen. Diese *vier Wahrheiten* waren: erstens die Freiheit der Seele, zweitens die Relativität jedes Gesetzes für den Freien, drittens die Kosten der Freiheit, viertens die absolute Autorität des Gesetzes für diejenigen, die nicht frei sind.

1. Freiheit war nicht die Freiheit zum Denken, weil der Gedanke nur das Gesetz denken kann. Als William James vier lange

Jahre hindurch davon geredet hatte, daß er ein sogenannter Freidenker sei, entdeckte er eines Tages, daß sein Bewußtsein nur Gesetze einsehen konnte. Er sprang auf von seinem Krankenbett und erklärte: »An die Freiheit muß ein Mensch in seinen Taten glauben; sie kann nicht bewiesen werden.« Da fand er die Wahrheit des Evangeliums wieder: Der wird frei, der liebt. Denn die Liebe beruft zum Weitersagen; der Weitersager aber ist der befreiende Mensch.

2. Freiheit relativiert alle Gesetze. Denn der, der liebt, liest alle Gesetze als seien sie dazu eingesetzt, die Freiheit zu verteidigen. Die Ehe ist die Frucht der Liebe. Die Verfassung ist die Frucht der Waffenkameradschaft. Wissenschaft ist die Frucht der Brüderlichkeit der Geister. Was Freiheit für die Entdecker ist, ist Gesetz für ihre vertrauenden und dankbaren Erben. Sie sprechen gern die Sprache ihrer Väter, wie sie in den Gesetzen niedergelegt ist, weil sie sich selbst in den Namen erkennen, die von den Entdeckern ihnen übertragen sind.

3. Der Preis der Freiheit ist dreifaltig: Zeit, Reichtum, Leben, alle drei müssen freiwillig geopfert werden, um große Ziele zu erreichen. Freiheit wird ein leeres Wort, wo ich nicht wenigstens von einem der drei sage: »Laß fahren dahin!« Der Weg der Freiheit in die Welt hinein besteht in der Hingabe dieser drei Kapitalien im Dienst einer neuen Liebe, eines neuen Glaubens, einer neuen Hoffnung. Anders kommt es zu keiner Inkarnation der Seele.

4. Die Beziehungen zwischen Freiheit und Gesetz ist absolut; niemand, der nicht den Preis bezahlen will, kann sich der Freiheit erfreuen. Wer nicht den Willen zur Einehe hat, kann nicht und kann niemals wissen, zu was wahre Liebe zwischen den Geschlechtern ausreifen soll. Wer nicht bereit ist, für die Wahrheit zu leiden, kann niemals wissen, was die Wahrheit ist. Wer sein Vaterland nicht verteidigt, wird und soll niemals verstehen, was Freiheit ist. Freilich nicht alles, was sich Vaterland nennt, ist das auch. In diesen vier Wahrheiten werden die vier Namen Jesu zurückübersetzt. Es sind *seine* Namen, in denen und unter denen die

Evangelien geschrieben sind. Niemals vorher hatte ein Gedicht, ein Gesetz, eine Prophezeiung oder ein Buch über sich selbst hinaus auf den Preis verwiesen, den es kostet, das Gedicht zu verfassen, das Gesetz zu erfüllen, die Prophezeiung zu empfangen und das Buch zu formen. Die Evangelien sind mißbraucht worden. Sie sind als Materialsammlung angesehen worden, oder in ihnen wurde jedes einzelne Wort geheiligt. Aber solange die vier Evangelien wirken, *beschützen sie ihren Leser gegen sich selbst.* Das hatte das Altertum nicht gekannt. Alle Lippen des Altertums waren *durch sich selbst* Idole, Götter, heilige Schrift und Autorität geworden. Die griechische Muse küßte nur jedes Einzelnen Stirn. Unserer Ära gehören aber nur jene Prozesse an, die evangelische Qualität in sich bergen, wonach sie im Namen des Herzens getan und in Seinem Namen gesagt werden. Der Rest blieb vorchristlich, selbst wenn er im Jahre 1500 oder 1900 in Szene gesetzt wurde. Wie die Symbole der vier Evangelisten selbst vorchristlich waren und erst heute in seinem Namen getauft werden können, so erlebte die christliche Ära zahllose Bücher »über« das Christentum, welche Christus gegenübertraten und daher selber nicht christlich waren. »Von Reimarus bis Wrede« hat das gedauert.

Allmählich werden auf dem Gebiete der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, der Wirtschaft und der Erziehung solche Machwerke, Bücher oder Thesen verschwinden.

Im Licht der vier Evangelien sind sie als fruchtlose Wörter enthüllt. Und wir haben die Freiheit, nach der Ära der fruchtlosen Wörter zu leben, weil wir an dem Baum der Freiheit sproßen, von dem Jesaja vorausgesagt hat: »Ich werde Frucht der Lippen schaffen« (57, 19).

Die Väter der Kirche haben immer in der Vielzahl der Evangelien tiefen Sinn gesehen. Die moderne Bibelkritik hat daher noch eine besondere Ätzlauge angewendet, um diesen Sinn der Vierzahl zu zerstören. Sie hat alle Evangelien zu spät datiert. Jetzt am Ende sei der Trick entlarvt, mit der diese Spätdatierung »bewiesen« wurde.

Die nahende Zerstörung Jerusalems instrumentiert die Kreuzigung. Jesus, Paulus, Petrus zusammen haben die Kirche christlich und apostolisch im letzten Augenblicke vor dem Fall des Tempels »hingekriegt«. Den Fall Jerusalems prophezeien die Evangelisten durch Worte Jesu. Aha, sagt die Kritik, das sind Hinterherprophezeiungen, vaticinia ex eventu. Als Jerusalem gefallen war, erfand man diese Vorhersagen.

Man macht also Leute, die mit Löwen rangen, die ihre Todesfurcht überwanden, zu Lügnern, und man sieht gar nicht, wie die Evangelisten zu Münchhausen, zu Aufschneidern und Prahlhänsen gemacht werden, Männer, von denen doch die Schwächen, die eigenen und die der Apostel, rücksichtslos aufgedeckt werden. Unter allen Keckheiten der Bibelkritik ist die Annahme, Apostel und Evangelisten hätten die Prophezeiungen hinterher erfunden, die Unverschämteste, weil das die Kirche auf Lügen aufbaut. Der noch seines Laientums fähige Leser lese in diesem unseren zweiten Bande meinen Aufsatz »Ehrlos – Heimatlos« von 1919 nach. In ihm sind der Lügenkaiser und die Judenausrottung prophezeit worden; denn 1918–1919 lebte ich selbstlos und wie Ricarda Huch gesagt hat: »Tief innen ist jeder Mensch prophetisch.« Die Herren, die nie prophezeien konnten, weil sie nie selbstlos waren, sollen sich an den Evangelisten nicht vergreifen. Diese wären doch lieber selber ans Kreuz gegangen, ehe sie hinterher eine Prophezeiung hätten erfinden mögen. Die Bibelkritik zeiht diese Helden einer Todsünde. Der richtige Schluß aus dem Textbefund ist der umgekehrte: die Prophezeiungen haben imponiert, weil sie die Gabe der Prophetie in Jesus bezeugten. Deshalb wurden sie behalten und aufgezeichnet.

Für die Datierung der Evangelien hat man diese verruchte Fälschungstheorie ausgeschlachtet. Sie mußten alle zu spät liegen! Nun, ich habe 1918 prophezeit, richtig prophezeit; wir schreiben heute 1964 und ich drucke diese Prophezeiung in diesem Bande, also 46 Jahre später. Herr Gilpatrick »beweist«, wegen der Hinterherprophezeiung des Matthäus, dies Buch sei 84 nach Christus von »jemandem« geschrieben worden. Edgar J. Goodspead hat

1959 in seinem liebevollen »St. Matthew« dem Apostel Matthäus die Ehre als Evangelist wiedergegeben. Und rechnen wir 46 Jahre von 84 zurück (wie von 1964 zu 1918) so kommen wir für Matthäus auf einen Spielraum zwischen 38 nach Christus und 84 nach Christus.

Im Jahre 38 lebten zwölf Apostel als eine geschlossene Korporation in Jerusalem. Alle ihre Vollmachten hatte ihnen der Herr als einer unzertrennbaren Gesamthand anvertraut, und als Matthäus zur Feder griff, da konnte er das nur als ihr Schriftführer wagen.

Die heutige Kritik entsteigt der Hölle des Individualismus seit der Aufklärung. So sieht sie die einzelnen Evangelisten wie Irrlichter im Sumpf einherstümpern. Ach, jeder von ihnen sprach in aller Apostel Namen, am meisten naturgemäß die beiden Nachgeburten, Matthias und Paulus. Von dem Schaltapostel, vom Matthias, gibt es dafür einen kostbaren Beleg. Clemens von Alexandria berichtet Stromata VII, 13: »Der Apostel Matthias sagte beständig: Wenn der Nächste eines Erwählten sündigt, dann hat der Erwählte gesündigt. Hätte dieser sich aufgeführt, wie *Das Wort* ihn heißt, dann hätte seinen Nächsten solche Ehrfurcht erfüllt, daß er nicht gesündigt hätte«.

Dies Zitat ist kostbar, weil hier die Gesamthand der Apostel merkbar wird. Kein Johannes schreibt hier vom Logos, kein Lukas von den Dienern des Worts. Nein, der Nachkömmling beruft sich hier auf Das Wort, auf den Logos, und aus seinem Satz steigt die einheitliche Rede aller Apostel und Evangelisten auf. Das angeblich späte »johanneische« Element ist also auch dem ersten Evangelisten vertraut.

Sie sind alle eines Sinnes. Der Stammbaum beim Matthäus ist so wenig »matthäisch« wie der Prolog zum Johannes-Evangelium »johannisch« ist. Denn sie glaubten alle miteinander Sünder und Gerechte zu sein, und eben nur miteinander der heilenden Geisteskraft würdig zu werden. Damit aber werden wir zu einer vernünftigen Datierung der Evangelien gelangen. Sie sind keine Mogeleien mit hinterher erfunde-

nen Prophezeiungen, sie sind keine Zweckfälschungen. Sie bezichtigen vielmehr die Verfasser oder Gewährsmänner der Schwächen, deren Opfer sie waren. Und sie gehen alle auf die innigste Gemeinschaft der Apostel miteinander zurück. Matthäus hat für die Zwölfe geschrieben, als sie noch zusammen waren. Und ich hoffe noch den Tag zu erleben, wo redliche Bibelkritiker in diesen zwölf Jahren in Jerusalem von der Kreuzigung bis zum Fortgang des Petrus die genialste Leistung Jesu, ihres Herrn, erkennen werden. In diesem Jahrzehnt muß die herrliche Hymne des Philipperbriefs ertönt sein, müssen sich die Knie zum ersten Male vor dem Sohn gebeugt haben.

In dem Teil A — »seit dem Dreitagewerk« — ist die Sprache der modernen Physik als *trinitär*, gemischt aus nationaler, liturgischer und wissenschaftlicher Quelle, der bloß *dreimaligen* Zaubersprache der Heiden gegenübergestellt worden. Seit 33 bildet sich diese Sprache, und eben zuerst in dem Jahrzehnte des Harrens in Jerusalem.

So wie wir also im Munde aller vier Evangelisten, dank der Geschichte bei Clemens von Alexandria, den Herrn als den Logos finden, durchaus nicht nur im Johannes – vor 50 Jahren wurde das Johannes-Evangelium für diese »Logosspekulation« in das zweite Jahrhundert datiert! – so stimmen alle vier Evangelien darin überein, daß ihnen ein Wort verboten ist, mit dem unsere Zeitgenossen unseren Glauben ersetzen.

Das Wort »Hoffnung« fehlt in allen vier Evangelien; trotzdem die Weltchristenkonferenz dieselbe Hoffnung zum Herzen des Glaubens ausgerufen hat. Ach, die glaubende Gemeinde der Evangelien sah den Herrn ihres Glaubens in dem blutigen Ernst seiner Wundmale, in dem hoffnungslosen Todesschmerz des verratenen, angespienen Gekreuzigten. Sie glaubten mit ihm, ja, sie hofften mit dem Erstling glauben zu können, und hatten so *eine vorher noch nie möglich gewesene Hoffnung*. Denn Christen hoffen, wie ihr Herr und Meister glauben zu dürfen, glauben zu können. Sie hoffen also eine Hoffnung, die, bevor Jesu geglaubt hatte, niemand erhoffen konnte!

Statt dessen wird heute auf Konzilien (Evanston) darauf geblocht und gepocht, daß Glaube und Hoffnung ein und dasselbe seien, mit Berufung auf den Hebräer-Brief. Gemach, gemach. Für die Evangelien ist das Wort »Hoffnung« ein *verbotenes Wort*. Das wird der Leser mir entweder nicht glauben oder aber, wenn die Wortstatistik es nachweist, kann er es für Zufall erklären. Der heilige Geist aber hat mir den Gefallen getan, diese Ausflucht dem verehrten Leser abzuschneiden.

Denn die vier Evangelisten haben ja nicht nur Evangelien geschrieben, Lukas auch die Apostelgeschichte. Lukas gebraucht Hoffnung in »Der Apostel Taten« achtmal; niemals in seinem Evangelium! Da hört der Zufall auf. Lukas hat sich des Wortes »Hoffnung« in seinem Evangelium enthalten. Er hat es sich verboten. Jesus ist allein durch den Glauben, ohne Hoffnung, der Sieger geblieben. Gerade darin besteht das Evangelium. Jesus war kein »sehnsuchtsvoller Hungerleider« nach dem Unerreichlichen. Er war kein Knabe, kein vielversprechender Jüngling, kein hoffnungsvoller Theologiestudent. Er ist der Arnold Winkelried, der uns eine Gasse bahnt in das Teufelsreich der mit ihrem Tode endenden Toten, und der auch den Tod ins Leben zurückführt. Was hätte da die Hoffnung gesollt? Die Hoffnung strahlt von uns her in die Welt. Sie ist immer nur durch Dinge anfüllbar, die uns hoffenswert dünken, also muß es solche Dinge schon gegeben haben. Hoffen kann ich nur das Wünschenswerte. Das Wünschenswerte schiene mir nicht wünschenswert, wäre es mir nicht bekannt. So ist die Hoffnung eine Bewegung, die in mir ihren Ausgang nimmt.

Anders der Glaube: in ihm kommt der Schöpfer auf sein Geschöpf zu, um uns zu Ende zu schaffen. Indem unser Herr sich von seinem Vater zu Ende schaffen ließ, und ganz in seines Vaters Hand verharrte, blieb er da, von wo Adam weggelaufen war, und konnte so über sein eigenes Hoffen weiter hinaus von Gott geschaffen werden. Jesus ist nicht nur der zweite Adam. Er ist ebenso der zu Ende geschaffene, der endgültige Sohn, wie ihn Adam, wie ihn jeder bloße Adam in Angst und Schrecken

zunächst von sich stößt, aus blindem Hoffen. Jesus hat den Tod nicht weggestoßen, sondern vollbracht.
Die vier Evangelisten haben in Jesus den endgültigen, den zweiten Adam und den zu Ende geschaffenen Sohn Gottes angebetet und deshalb ihn nicht durch das Wort »Hoffen« beleidigt.

Das Wort selbst

Wir beschäftigen uns hier weder mit Kirchen- noch mit Weltgeschichte. Wir sind dabei, die Grundlagen für eine Geschichte der menschlichen Gestalt zu legen. Der erste Band hat diese Gestalt für unsere eigene Gegenwart als trivial und trilemmatisch entdeckt. Denn Physiker in ihrem Fach sprechen drei Sprachen; Arzt und Patient müssen dreifältig zueinander treten, ehe sie wirksam miteinander sprechen. Die armen Bourgeois und die armen Bolschewiki verdursten und verhungern an ihrer Dialektik, bis sogar Stalin 1950 die Dreifalt der Sprache heraufbeschworen hat. Die Neuerung des dritten Jahrtausends wird also nur die Erkenntnis sein, es müsse die sakrale Form der Trinität nunmehr durch ein weltliches Trivium und eine soziale Trilemmatik übersetzt werden. »Die Frucht der Lippen« fruchtet unaufhaltsam weiter. Der ganze erste Band unseres Buchs ist wie eine riesige Charade, die im zweiten aufgelöst wird.
Der Geist hatte die Häuptlinge und die Priester, die Dichter und die Propheten in Bewegung gesetzt. Indessen waren sie alle von dieser Kraft getrieben worden, ohne fähig zu sein, sich über die treibende Kraft Rechenschaft zu geben. Aus diesem Grunde sind die Menschen durch Geister angetrieben worden, ihre eigenen Ziele zu durchkreuzen. Die Verwirrung der Sprachen und der unaufhörliche Krieg zwischen diesen Sprachen wurde vorherrschend.
Dies wurde geändert durch den Sohn, der stille hielt. Er machte Schluß mit der Hochflut der geschwätzigen, nach Neuigkeiten kramenden, mystischen oder praktischen Humanität. Auf solche Weise entdeckte er, daß sie in Trennung voneinander böse und

giftig seien, obgleich jede in sich selbst höchlichst vollendet und wirksam war. Jesus behauptete nicht, daß die Dichtung oder die Magie, das Ritual oder die Prophetie nichts Ausgezeichnetes wären. Er wußte, daß sie bestanden, und wie gut er sie kannte, bewies er mit seiner schöpferischen Erfindung eines neuen Rituals, seinem dichterischen Genie für das Gleichnis, seiner mühelosen Überlegenheit über Besessene und Dämonien, seiner prophetischen Einsicht in die Zukunft der Weltgeschichte. Aber bis zum Rande gefüllt mit all diesen vier Strömen der Sprache machte er sich selbst von ihnen allen frei. Er, der Erbe aller Zeiten, entschloß sich, sich in die Saat einer Zukunft zu verwandeln, die vollkommen davor geschützt sein werde, bloße Zeit zu sein. Die alte Zerrissenheit der menschlichen Seele durch diese Schluchten, die in uns durch die Fluten der Sprachströme bewirkt worden sind, sollte aufhören. Die Zeiten sind seit Christi Geburt einander alle gleichzeitig! Jesus stellte sich selbst zwischen die Ära dieser Schluchten und unsere eigenen Lebenszeit, damit wir nicht zu sehr durch den Druck der Lawine geschwächt würden, durch die Besessenheit, die alle Ungläubigen unwissend vor sich treibt infolge der Schwerkraft, mit der sich jeder Jargon des Denkens weiterwälzt. Je religiöser, desto pompöser; je künstlerischer, desto brünstiger. Je gelehrter, desto verkehrter...

Bis zum heutigen Tage tragen uns namengebende Sprache und kosmische Schrift, natürliche Dichtung und prophetische Vision. Wir können sie bezeichnen als Sitte und Wissenschaft, Kunst und Politik. Aber das ist kein kleiner Unterschied in den Ausdrücken verglichen mit dem Altertum, wo die Sitte aus Tätowierungen bestand, die bei den Versammlungen des Stammes verkündet wurden, wo die Wissenschaft in Gestalt von Runen in den kosmischen Leib der Tempel eingeschrieben wurde, wo die Künste Eine der Musen weihte und wo politische Taten und Kriege auf Vernichtung angesagt wurden. Die »Zeitbecher« oder Zeitschalen, die von diesen vier Wellenlängen gebildet wurden – durch das »Verkünde, horch, lausche, schweig!« in

allen gesetzgebenden Versammlungen, durch das »Beschaue, messe, tritt an, stehe auf!« aller kosmischen Tempel, das »Singe, erzähle, sage, schmücke, richte!« aller neun Musen, das »Du sollst ihnen sagen, Du sollst warnen, fliehen, erwarten, fallen, hervortreten, versprechen, hoffen!« aller Prophetien – diese Zeiten wurden durch Jesus in eins gezogen. In ihm liefen die Zeitbecher über. Aus diesem Grunde konnten während des letzten Jahrhunderts griechischer Sezierung ihn die Liberalen für ein künstlerisches Genie halten, die Psychoanalytiker für einen Stammesritualisten, die emanzipierten Juden für einen ihrer vielen Propheten und die Fundamentalisten für eine kosmische Kraft. Seelenanatomie kann in ihm zweifellos diese Elemente finden. Da er den Riß zwischen diesen vier »Ämtern« der menschlichen Sprache ausheilen sollte, mußte er selber sie alle meistern. Aber sie alle waren einfach die Widerlager, aus denen er das neue Leben herauspreßte. Er verwarf seine vier Ur-Ämter insoweit, als sie die toten Abschlüsse des altertümlichen Ahnenkults, der Astrologie, der Prophetie und der Dichtung waren. Nachdem er gezeigt hatte, daß er heilen, herrschen, lehren und singen konnte, verzichtete er auf alles dies als nicht genug. Und indem er seine eigene Rolle als die des Erben aufgab, wandelte er das Ende zum Anfang um. Sein ganzes Leben gleicht einem nicht einzunehmenden Wall, auf dem geschrieben steht: Niemals wieder! Die blinde Lawine eingleisiger Vernunftserkenntnis verlor durch sein Dazutreten ihre Wucht.

Die Menschlichkeit des endgültigen Menschen besteht in unseren vier Ämtern als Richter, Wissenschaftler, Künstler und Prophet. Unsere göttliche Berufung besteht darin, auf jedes einzelne dieser Ämter zu verzichten, wenn sie die Menschheit auseinandertrennen. Jesus gab seinen eigenen Geist auf, damit nicht irgend etwas Vorchristliches, ihm Vorhergehendes, mit der neuen Schöpfung verquickt werde. Er stellt sich zwischen Vergangenheit und Zukunft und nichts vom Menschen Jesus durfte in die neue Ordnung seines zweiten Leibes, die Kirche übernommen werden. Die Menschen, die von seinem Opfer reden, verstehen

das oft nicht. Er stellt sein ganzes Leben vom Anfang bis zum Ende zwischen die Vergangenheit unserer Ära und nicht etwa nur seine letzten Tage. Sein eigenes Leben wurde bei dieser Hausreinigung aufgebraucht. Er bejahte, daß sogar sein eigenes Fleisch noch in den alten Aion gehöre. Aus diesem Grunde ist es sinngemäß, daß wir vom auferstandenen Christus als der ersten Zelle des neuen Leibes unserer eigenen Menschlichkeit reden. Jesus Christus ist der erste Name einer universalen Sprache der Menschheit. Unsere Hergabe unserer eigenen privaten, berufsmäßigen und zufälligen Namensgebung ist unser Beitrag zu der allen gemeinsamen, einzigen, universalen, einmütigen neuen Sprache, die auf und in seinem Namen gründet. Der Brief an die Hebräer spricht das schlicht so aus: »Euer Opfer besteht darin, daß ihr euch damit zufrieden gebt[1], daß Sein Name allen anderen Wörtern eures Wörterbuches vorausgeht« (13, 15). Nun, hierum geht es euch heut. Das Wort kann nämlich nicht in die Welt hineinkommen, wenn es nicht von uns selbst in unserer Heimatsprache und Umgebung in jedes Zeitalter neu eingeführt wird. Und diese Entgegennahme des Namens gilt jeder Zeit als Skandal und als etwas Lächerliches. Alle natürlichen Gemüter, die Griechen und die Römer, die Hebräer und die Goten hassen die Vorstellung, daß eine neue Sprache hier und jetzt entstehen könne, eine neue Sprache, welche ihre großen Literaturen und Codices, ihre Handbücher der Wissenschaft und ihre Knigges ihres endgültigen Wertes beraubt. Da das genau das ist, was der Name »Christ« auf unserer Visitenkarte besagt, erklären die vier antievangelischen Parteien, die »Dysangelisten« der Darwin, Marx, Gobineau, Nietzsche alle, daß die Erwähnung des Namens Jesu Christi von schlechtem Geschmack zeuge. Wie wir gesehen haben, handelt es sich bei dem Namen in der Tat um schlechten Geschmack. Sie erklären ihn für unwissenschaftlich; wie wir gesehen haben, ist er unwissenschaftlich. Sie erklären ihn für blas-

[1] Reginald Hebers herrlicher Sang »Holy, Holy, Holy« fordert von den Heiligen: »Casting down their golden crowns around the glassy sea«.

phemisch; wie wir gesehen haben, ist er blasphemisch. Und sie erklären ihn für unlogisch; wie wir gesehen haben, ist er unlogisch: weil derselbe Name jeden Tag, jedes Jahr und jedes Jahrhundert jedesmal in einer neuen Sprache verkündet werden muß, darf er nie ziemlich, nie wissenschaftlich, nie fromm, nie logisch klingen. Dann wäre er wirkungslos! Der Name des Wortes ist unser Opfer. Und wenn wir zu schamhaft sind, aus Gründen des Geschmacks diesen Namen zu erwähnen oder zu zahm, aus Gründen der Wissenschaft, aus Harmonie oder aus systematischer Korrektheit, so schließen wir uns selbst von dem neuen Äon und von der durch das Kreuz geformten Sprache freier Menschen aus. Meistens ziehen wir vor, *vor* Christi Geburt zu vegetieren wie die Psychologen des Paulus und werden uns bald dessen rühmen, daß es »nach Christi Geburt« gar nicht gebe. Die Zeiten gehen ohne Christus vergnügt weiter, an ihm vorbei. Die gegenwärtige Krise besteht also in der Spanne zwischen der tiefen Sehnsucht von uns allen, die Konfessionen aufzugeben, und der ernsten Notwendigkeit, den Skandal und das Lächerliche des Kreuzes zu bekennen. Das Wort der Menschheit wird ein hilfloses Stammeln und eine nichtswürdige Wiederholung toter Wörter bleiben, wenn wir im Interesse des Geschmacks, der Sitte, der Wissenschaft und des Systems ablehnen, uns auf unseren Bürgen zu berufen, seinen Hochstand zu verstehen und die Welt durch die berüchtigten Wörter Christus und Christ herauszufordern. Wenn Jesus der Logos ist, das Wort, so müssen wir, wie die Griechen es nannten, »homologi« werden, was »des selben Wortes« bedeutet. Wir müssen unsere Worte umwandeln, indem wir ihn sorgsam zum Schlüsselwort aller unserer eigenen Wörter machen, und jeder muß das ganz persönlich tun. Der einfache Grund für dieses eiserne Gesetz der Sprache in unserer Ära kann nun bestimmt werden. Wenn wir sprechen oder handeln, sind die Früchte unserer Worte und Handlungen vor uns verborgen. In schwachen Augenblicken denken wir alle, daß wir mit leeren, lügnerischen oder konventionellen Redensarten durchkommen. Und wir neigen dazu, uns

einzubilden, daß solche Worte oder Taten keine Folgen haben. Wir sagen: »Ich werde dazu getrieben, das zu sagen, ich wurde dazu durch Furcht, Selbstinteresse oder Mitleid veranlaßt.« Und diese Erklärung scheint uns zu entschuldigen. Aber was meinen wir in Wirklichkeit mit solchen Aussagen? Wir behaupten, daß wir bloße Zahnräder in der Mühle des blinden Schicksals seien; denn alle diese gewöhnlichen Erklärungen für unsere Sprechweise verbinden unsere Aussagen mit einer Begründung, mit Ursachen oder Motiven, die aus schon Gewesenem herrühren. Alle unsere Entschuldigungen blicken nach rückwärts. Jesu Aussagen blicken alle nach vorwärts. Jede von ihnen gibt ausschließlich Sinn im Licht der Zukunft. Keine von ihnen war »verursacht« durch irgend etwas Vorhergehendes, durch Herkommen, Entschuldigung, Ursache, Grund und Motiv. Im Gegenteil, *alles dies Vorausgegangene sprach gegen jede einzelne seiner Handlungen und Aussagen.* Er sagte so und handelte so, weil er gedrungen war, eine von der Vergangenheit unterschiedene Zukunft heraufzuführen. Wie Ambrose Vernon es ausgedrückt hat: »Jesus went to the cross, because he could not help it.« »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen« gilt leider nicht von uns, wohl aber von unserem Herrn. Nun, in seiner Kreuzigung wird der Widerstreit der früheren Rechtfertigung durch Präzedenzfall, Motiv, Milieu und Frömmigkeit gegenüber der nach vorwärts gerichteten Liebe vollständig sichtbar. Wer unter seinem Kreuz lebt, weiß, daß er durch keine rationalen, sozialen, natürlichen und physischen Neigungen oder Bande entschuldigt wird. Er weiß, daß »der Mensch« natürlich ein Feigling ist, daß der Mensch ein Konformist ist, daß der Mensch schablonisiert und gebunden ist. Aber nach Christus weiß er auch, daß dies nur die *eine* Hälfte des Hauptbuches ist. Je stärker der Druck der Bedingungen und Vorurteile, der Tradition und Natur auf »dem Menschen« liegt, um so notwendiger ist es, daß »dieser« Mensch sich aufgerufen fühle, seine Ketten aus bloßen Ursachen zu zerbrechen. Nun, vor Christus haben die Menschen Spartakus-Aufstände unternommen und scheuß-

liche Knittelverse oder Reuepsalmen geschaffen. Das neue Gesetz, das Er verkündete, war: dank dem Blute des Worts sollen die Worte eines Menschen Ausgangspunkt werden dürfen für eine neue Inkarnation. Indem er allen sichtbar wurde, war jede seiner Handlungen eine Saat, die in endlosen kommenden Zeiten Frucht brachte. Keine seiner Handlungen konnte von seinen Zeitgenossen verstanden werden, wohl aber von uns, die wir alle ihre Wirkungen vor uns sehen. Seine Wirkungen werden deutlich durch den Ablauf der Zeit. Sie waren 33 unsichtbar, aber 1933 unübersehbar. Niemand wußte 33, daß er Gottes Sohn kreuzige. 1933 wußte es Hitler ganz genau. Denn die Hitlerpfaffen nannten Hitler Christus. Jesus war also der erste Mensch, der die Macht des Unerschaffenen bezeugte, indem er jede Versuchung abwies, die Erträgnisse der Vergangenheit zu ernten, wie es ihm Satan nahelegte. In unserer Zeit können wir alle den Rahm von der Milch schöpfen. Wir können alle große Geschäfte machen, wenn wir die »Pöstchen« ergreifen, die bereits organisiert sind und deshalb bezahlt werden. Aber mein Leben als ein Gedicht Gottes oder als ein Sündenbock der Gesellschaft oder als ein Unterpfand des Geistes, wie Paulus uns nannte, hat keinen Platz im Budget irgendeines durchschnittlichen Konzerns oder der guten Gesellschaft. Jeder, der nur ein Kind Gottes ist, ist überzählig. Es gibt keinen Platz für ihn in den Übersichten, Fragebögen und Statistiken, weil er so wenig zählt, wie das Kind in der Krippe, für das der Wirt keinen Raum hatte. Wie könnte er? Jesus war unvorhergesehen, unaussagbar. Und doch müssen wir beachten: Er war vorausgesagt und sichtbar. Der Durchschnittsmensch wünscht dadurch, daß er zu den Seelenpfuschern geht, davon unterrichtet zu werden, daß er aussagbar ist, und doch möchte er nicht von seinen Nachbarn durchschaut werden. Er ist geheimnistuerisch und abergläubisch zur gleichen Zeit. Jesus aber war ein gläubiges Geheimnis.

Jetzt kann der Leser, obgleich er dessen in unserer Welt des sprachlosen Denkens ungewohnt ist, allmählich gerüstet sein, die vier Ausdrücke dieses Kreuzweges zu analysieren, in denen

die Kernwahrheit der Sprache und die Macht der Sprache über unser Leben sich erweist. Im christlichen Leben zwischen Vergangenheit und Zukunft ist die eine Spannung zwischen »vorausgesagt« und »unvoraussagbar«. Die andere Spannung besteht zwischen »voraussagbar« und »ohne Verheißung«. Die tote Seele, um die zweite Spannung vorauszunehmen, kann leicht verstanden werden. Sie folgt der Linie des geringsten Widerstandes. Der Psychologe, den sie befragt, beruhigt sie, indem er sagt: »Gut, Dein Verhalten ist natürlich. Du hast Furcht, Du wirst von sexueller Not geplagt usw.« Der Patient ist erfreut zu hören, daß unter denselben Umständen jedermann so handeln würde wie er. *Dieser Mann ist aussagbar.* Wenn man seine Nöte und Triebe kennt, weiß man immer, was er nächstens tun wird. Er ist indessen so wiederholbar, daß er nicht erwarten kann, verheißen oder angekündigt zu werden, weil man von ihm keinen neuen Beitrag erhoffen kann. Er ist immer schon da gewesen. Wir kennen diesen Typus Mensch seit den Tagen Adams. Er ist daher sehr darauf bedacht, in seiner privaten Religion, in seinen privaten Meinungen und Angelegenheiten von uns nicht durchschaut zu werden. Er nennt dieses »Private« gern sein persönliches Leben, oder man gebraucht die Formel von der »persönlichen Sphäre«. Zweifellos ist das ein möglicher Weg, die machtvollen Kräfte aus unserem durchaus aussagbaren gegenwärtigen Verhalten zu verdrängen, wenn man privatim unaussagbare Taten begeht und unaussagbare Worte sagt. Diese Phrase von der »persönlichen Sphäre« ist ein wundervoller Weg, sich selbst zu betrügen. Eine »Person« wäre doch der Mensch, der, soweit er persönlich ist, die Wahrheit deutlich durch sich durch tönen, »personieren« ließe. Der Ausdruck »Person« bedeutet, durch sich durchscheinen lassen, transparent werden, enthüllt dastehen und repräsentativ sein. Eisenhower hatte 1942–1945 kein Leben in der privaten Sphäre, weil er die amerikanischen G.I.s repräsentierte. Hier ist eine Person, hier steht sie, hier lebt sie, hier kommt sie zur Verwirklichung und nirgend sonst. Der beständige Mißbrauch des Ausdrucks »Per-

son« für unbenutzte Freiheit, für verschwiegene Meinungen, private Angelegenheiten, zwingt uns heute, das Wort zu vermeiden. Es ist krank.[1] Es bedeutet für die meisten Menschen nur, daß sie irgendwelche Geheimnisse für sich selbst haben. Das ist ihr Trost und Luxus. Denn es bedeutet: »obgleich wir aussagbar sind, obgleich wir dem Gesetz des Durchschnitts folgen, wissen andere Leute doch nicht alles über mich. Und deshalb ist niemand vollständig mein Meister und Herr.« Ein Mensch, der sowohl vollständig erkannt wird, als auch vollständig aussagbar ist, würde in den Händen der Psychologen durchsichtig sein und ein lebender Leichnam. Der aussagbare Mensch muß mindestens den schwachen Versuch machen, Versteck zu spielen. Es gibt indessen auch noch einen anderen Weg. Man kann hundertprozentig bekannt sein in bezug auf alle seine sozialen Defekte und persönlichen Vorzüge, wie Jesus war, und doch frei und unaussagbar bleiben. Jedermann sah deutlich, daß er ohne Amt, ohne Schönheit, ohne Macht und ohne Familie war. Und sie täuschten sich über ihn nicht, weil sie ihn in seiner persönlichen Atmosphäre kannten, sondern weil sie nicht glaubten, daß er unter allen Menschen der *eine* Verheißene sei, der *eine* Mensch, den die Weisen vorausgesagt hatten als den *einen* wahren freien Menschen, der nichts anderes sein konnte als Saat für die Zukunft, als das erste Wort einer zweiten Schöpfung, Erfüllung der 14 Male »Schöpfung« in Jesaja 40–57. Jesus war nicht unsichtbar, aber er war auch vorausgesagt, verheißen als die Ernte aller Geschichte aller Menschen aller Zeitalter in ihren Stätten der Weissagung, der Schicksalsverkündung und der wissenschaftlichen Voraussage. Er war eine Person, die den Geist transparent werden ließ. Und auf seinem Angesicht überstrahlte der Widerschein von Gottes Freiheit, die Welt zu schaffen, das Blut, den Schweiß und die Tränen, die der Sterbliche

[1] Dazu in Band I das Kapitel »Liturgisches Denken« und die fünf grandiosen Kapitel »Vom Weltbuch der Person« in Florens Christian Rang, Shakespeare der Christ, Heidelberg 1954, S. 55 ff.

allerdings vergoß. Wir sprachen von den drei Personen der Trinität, weil sie die drei Wege bezeichnen, durch die Gottes volle Macht rückgestrahlt wird und auf uns ihre Zeichen hinterläßt. »Drei Personen« sind ja nicht drei unverbundene Individuen. Die drei Personen der Trinität können nicht jeder in einer eigenen, privaten Sphäre angetroffen werden. Sie sind die drei Angesichte, auf die Gott weiter scheint: sie sind der Vater, der Sohn und der Geist. Und in dem Sohne besiegt Gott den Tod unserer Seele, durch den wir zählbar und doch versteckt leben müßten. In dem Sohne leibt Gott offenbart und verkündet und schaffend. Der Sohn stellt so die eigentliche Ordnung zwischen den gesprochenen Worten und dem gelebten Leben wieder her. Worte sollten gegebene Befehle und verkündete Verheißung sein. Leben bestehe aus ausgeführten Befehlen und erfüllten Verheißungen! Dies, so sahen wir, ist das eigentliche Ziel aller Sprache und allen Rituals gewesen, seitdem der Mensch gesprochen hat. Der bloß indikative Sprachgebrauch unserer Lehrbücher und »Denker« ist ein bloßes Grablegen oder Afterdenken nach den Ereignissen, die Sprache ermöglicht. Jesus macht offenbar, daß alle Worte, die vor ihm gesprochen waren, ihn herausgerufen hatten, ihn zur Existenz befohlen hatten, insoweit als sie wahre, wirkliche Gebete, wirkliches Verlangen, wirkliche Voraussage und fruchtbares Dichten waren. Und so erfüllt er sie alle. Er offenbarte dadurch, was wir tun, wenn wir sprechen: Sprechend glauben wir an Saat und Ernte, Verheißung und Erfüllung, Befehl und Bericht. Wir glauben, daß im Anfang das Wort war und am Ende die Inkarnation sein wird, weil die uns geschenkte Weitergeburt des Wortes in jeder Generation durch Christus unserer nackten Geburt hinzugefügt wird. Weitersager Mensch – als des Menschen Sohn fing er an und als das Wort vollendet er uns zu Gottes Geschlecht.

»Wir werden eben durch die Macht der Lebensumstände überwältigt«, gestand das Vorwort zum Ersten Bande auf Seite 21; daran bitte ich den Leser des Zweiten nachsichtig zu denken. Es ergab sich nämlich im Ausfeilen des Zweiten Bandes, daß die im Ersten angekündigte Reihenfolge des Dritten und Vierten Teiles noch immer im Schlendrian des Historismus steckenblieb, eines Historismus, der die Zeiten von Adam bis heut mechanisch weiterlaufen läßt. Von uns als Nachfahren des doppelten Weltkrieges wird ein kraftvolleres Zurückblenden in die Schichten unserer Erlebnisse gefordert. Darum findet der Leser den Teil vom Sprachloswerden zuerst; denn den hat auch er seit 1914 erfahren: Teile 3 und 4 sind umgestellt und umbenannt worden.

Eine zweite Änderung entsprang nicht besserer Einsicht, sondern der Not. An einigen Stellen im Ersten Band wird auf Lesestücke eines »Liber Extra« und zwar bereits mit ihren Nummern verwiesen. Dies Lesebuch mit eben diesen Nummern ist druckfertig und gehört meiner Absicht nach in das Werk hinein, so gut wie ein Register. Aber schon die jetzige Länge des Zweiten Bandes sprengt ohnedies den vorgesehenen Umfang. So wird es vom Erfolg des Werks abhängen, ob ein Zusatzband das Licht des Tages erblickt.

Zum Schluß habe ich die Freude, Frau Professor Dr. Dorothy Emmet, University of Manchester, England, dafür danken zu dürfen, daß sie mir erlaubt hat, ihren Aufsatz von 1945 im 3. Teil abzudrucken.

Heidelberg, 14. April 1964

Eugen Rosenstock-Huessy

560

Register

Verzeichnis der Namen

Verzeichnis der Sinnwörter

und Begriffe

560

Register

Verzeichnis der Namen

Verzeichnis der Sinnwörter und Begriffe

Abailard, Peter [I] 103, 258, [II] 150
Abjathar [I] 21, [II] 277
Abraham [I] 250 f., 264 f., [II] 32, 36, 750
Adenauer, Konrad [I] 273
Agamemnon [II] 36
Ahura Mazda [II] 737, 739 f., 746, 752 ff.
Aischylos [I] 167, 356
Alexander der Große [I] 664, [II] 371, 795
Alexander, Samuel [II] 371
Altheim, Franz [II] 756
Altmann, Alexander [I] 31
Ambrosius von Mailand [II] 212, 377
Amesa Spenta [II] 754
Ampelius, spätantiker Rhetor [II] 59
Anselm von Canterbury [I] 258, [II] 368 ff., 424, 884
Aphrodite [I] 45, 154
Apollo [I] 53 f., [II] 639, 768, 787
Archimedes [I] 176
Armaiti [II] 746, 767
Aristoteles [I] 61, 155, 168, 355, 359, 528, 612 ff., 644, 684, 702, 721, [II] 63, 282, 293, 771, 794
Arnim, Bettina von [I] 230
Assisi, Franz von [I] 378
Atlantis [II] 317 ff.
Attalus, Märtyrer [I] 154 f.
Atum, Schu u. Tefnut [II] 646 f., 712 ff.
Augustinus, Aurelius [I] 44, 206, 318, 354, 512, [II] 223, 292, 300, 361, 368 ff., 668, 697, 843, 878

Babylon bei Kairo [II] 662
Bacon, Francis [II] 62
Bahai [II] 147 f.
Baldur [I] 54
Ballin, Albert [II] 508
Balzac, Honoré de [I] 376
Balthasar, Hans Urs v. [II] 280
Bandinelli, R. Bianchi, ital. Schriftsteller [I] 575
Barth, Karl [I] 120, 310, 696, [II] 23, 283, 295 f.
Battles, Ford Lewis, amerik. Calvinforscher [II] 276, 282, 286, 293, 297 ff.
Beaumarchais, Pierre A. Baron de [I] 705
Bebel, August [II] 204
Beethoven [I] 97, [II] 54, 63
Below, Georg v. [I] 656
Benda, Julien [I] 232
Bergson, Henri [I] 238, 529, [II] 371
Bernhart, Joseph [I] 618
Bethmann-Hollweg, Theodor von [I] 385 f., [II] 183
Beza, Theodor [II] 276
Bismarck, Otto v. [I] 83, 157, 238, 273, 376, 589, 594 f., 598, [II] 83, 87, 128, 133, 140, 204
Bissing, Friedrich Wilhelm Freiherr v. [II] 647
Björnson, Björnstierne [II] 287
Blake, William [I] 518
Bloch, Ernst [II] 893
Blumhardt, Christoph der Jüngere [I] 311
Blücher [II] 204
Boeckh, August [I] 703
Bohr, Niels [I] 47, 229
Bonhoeffer, Dietrich [I] 152, [II] 622
Boileau [II] 202
Bonnet, Hans, Ägyptologe [II] 598
Boor, C. de, holl. Linguist [I] 407
Bornkamm, Günther [II] 861
Brahma [I] 209, 308
Braun, Herbert [II] 397
Brentano, Clemens [II] 440

Breysig, Kurt [II] 46
Brom, Gerhard, holl. Philosoph [I] 234
Bruckberger, Raymond L., Abbé [II] 795
Brugsch, Heinrich [II] 608, 619, 644, 648, 705
Buber, Martin [I] 102 ff., 248, 295, 298, 526, [II] 20, 42, 44, 283, 681, 734
Bucher, Lothar [I] 583
Bücher, Karl, Nationalökonom [II] 46
Büchner, Georg [I] 717
Buddha [I] 307 f., 752
Bühler, Karl, Psychologe [I] 356, 565, 692
Bultmann, Rudolf [I] 119, [II] 283, 397, 430, 538, 622, 705, 762, 814
Burte, Hermann [I] 173

Caesar [I] 46, 281, [II] 361 ff., 572 f., 582, 634
Calderon [II] 213, 218
Calvin [I] 256, 620 f., [II] 276 ff.
Campe, Joachim Heinrich [II] 207, 761
Carlyle, Thomas [I] 526 f., 709, 779
Carnap, Luise [I] 707
Cassiodor [II] 353 f.
Chamberlain, Houston Stewart [I] 618, [II] 56, 65, 217, 356
Cherubim [II] 886
Chesterton, Gilbert Keith [I] 105, 108 f., 511, [II] 519
Christian, Victor, Orientalist [I] 74
Chruschtschow, Nikita [I] 96, [II] 580
Churchill, Winston [I] 24, 29, 519, 570, [II] 580
Cicero [II] 227
Claudel, Paul [I] 699
Clemenceau, Georges [I] 624, [II] 107, 500
Clemens v. Alexandrien [II] 841 f.
Cohen, Hermann [I] 669, 760
Cromwell, Oliver [I] 136, 290, 635, [II] 672, 841
Cues, Nicolaus von [II] 397
Cuny, Albert Louis Marie, frz. Sprachforscher [I] 526, [II] 591
Curtius, Ernst Robert [II] 321, 639
Curtius, Ernst [II] 321
Curie, Ehepaar [II] 250
Cyprian [I] 757

Dahn, Felix [II] 323, 366
Dante [I] 292, 630 f., 675, 690 f., 702, [II] 34, 68, 219, 344, 665, 773 ff., 776
Darius [II] 738 ff., 746, 750
Darwin, Charles [I] 62, 182, 295 ff., 305, 657, [II] 421 f., 633, 897
David II 277
Daumas, Francois, frz. Archäologe [II] 667
Delp, Alfred [I] 152
Denifle, Heinrich [II] 321
Descartes [I] 37 f., 41, 72, 99, 104 ff., 185, 295 ff., 300, 315, 471, 512, 541 f., 551 ff., 644, 732, 766, [II] 62, 202, 275, 369 f., 669, 704, 719 ff., 734
Dessoir, Max [I] 747
Deutsch, Volksname [I] 21, 593, 705, [II] 268 f., 340, 358 ff.
Dewey, John [II] 421 f., 382
Dibelius, Martin [II] 807, 969
Diels [II] 336, 785
Dilthey, Wilhelm [I] 687
Diodor [I] 395 f.
Diogenes [I] 664
Diokletian [II] 581 f.
Dionys v. Syrakus [I] 664
Disraeli, Benjamin [I] 376
Djed-Pfeiler [II] 610, 699–705, 723
Döllinger, Ignatz [II] 321 ff.
Don Juan [I] 351
Dornseiff, Franz, Altphilologe [I] 30
Dörie, Heinrich [I] 615

Dörpfeld, Friedrich Wilhelm [I] 707 ff.
Dostojewski [II] 45
Drews, Arthur [II] 655
Dreyfus, Alfred [II] 208 ff., 218, 753
Druga [II] 756
Duhm, Bernhard [II] 509
Dumézil, George, frz. Indogermanist u. Religionsgeschichtler [II] 753 ff.

Ebner, Ferdinand [I] 102, 295, 526, 669, [II] 545
Echnaton [II] 602, 613, 624, 657 f., 660 f., 670, 704
Eddington, Sir Arthur [II] 221 ff., 250 ff.
Edwards, Jonathan [II] 306, 227, 235
Ehrenberg, Hans [I] 264 f.
Ehrenberg, Rudolf [I] 632, [II] 31
Eichendorff, Joseph von [I] 174
Eike von Repkow [II] 320 ff., 325 f., 330 ff., 338, 342 f.
Einstein, Albert [I] 47, 176, 199, 396, 678
Eisenhower [II] 901
Eliot, T. S. [II] 680
Emerson, Ralph Waldo [I] 87
Emery, Walter B., engl. Archäologe [II] 609 ff., 734
Emmet, Dorothy, engl. Philosophin [II] 20 ff., 904
Eraclius, Schüler Augustins [II] 415 f.
Erasmus von Rotterdam [II] 338
Erismann, Theodor, Psychologe [I] 745
Erman, Adolf [I] 28, 37, [II] 640, 644, 648, 704, 717, 733
Ermoldus Nigellus [II] 359 ff.
Erzberger, Matthias [II] 93
Eucken, Rudolf [II] 150
Everth [II] 634
Euklid [II] 52, 54
Euripides [I] 25, [II] 63
Eusebius [I] 154
Eyck, Van [II] 56

Fallmerayer, Jakob Philipp [II] 45
Falkenstein, Hoyer v. [II] 325 ff.
Faraday, Michael [I] 39, 715, [II] 230, 241 ff., 256, 275
Farel, Guill. [II] 289
Faustinus, Socinus [II] 285
Ferrari, Giuseppe [II] 405
Fettmelcher [I] 83
Fichte [I] 618, [II] 117
Fischer, Kuno [II] 460
Ficino, Marsilio [II] 150
Flick, Friedrich [I] 116
Forbes, Esther [I] 304
Formosus, Papst [891–96] [II] 583
France, Anatole [II] 807 f.
Franklin, Benjamin [II] 496
Frazer, J. G. [I] 224
Freculph [II] 360
Freud, Sigmund [I] 393, 617, [II] 393, 501
Friedrich der Große [II] 47, 71
Friedrich II. [I] 239
Friedrich Wilhelm III. [II] 312
Frisch, Efraim [I] 655
Fulda, Ludwig [I] 58
Fürstenberg, Bankier [II] 722

Gabriel, Erzengel [I] 768 ff.
Galilei [I] 176, 615, 680
Gardiner, Alan H. [I] 28, 37 ff., 350, 410 f., 562, 687, [II] 642, 671, 707, 716, 723
Garnot, J. S. F. [II] 707, 715
Gauß, Karl Friedrich [II] 54
Gazali = Algazel [II] 28
Gebser, Jean [I] 451
Gentile, Giovanni [II] 336
Georg v. Ostia [II] 621
Georges III. [II] 305
George, Stefan [I] 279
Gibbon, Eduard [II] 45, 298, 843
Gide, André [I] 375
Giesberts, Minister [II] 93
Gigon [I] 729
Gilgamesch [II] 51

Gilson, Etienne [II] 368
Girard, Abbé [I] 568
Gobineau [I] 616, [II] 573, 897
Goerres, Joseph v. [II] 142 f.
Goethe, Johann Wolfgang v. [I] 30, 51, 69, 125 f., 153, 157, 164, 182 f., 187, 192 f., 215, 230, 246, 286 f., 290, 343, 383, 385, 410, 425, 518, 534, 568, 627, 669, 674 ff., 680 ff., 690 ff., 697 ff., 702, 704, 754, 762, 767, 795 f., 806, [II] 43, 56, 58, 59, 63, 64, 69, 81, 88, 151, 165, 202 f., 335 f., 341 ff., 383, 384, 435 ff., 631, 708, 720, 750 f., 780, 829
Gogh, Vincent van [I] 98, 518
Gonzaga, Aloysius [I] 472 f.
Goodspead, Edgar J. [II] 868, 890 f.
Gorgias [I] 729 ff.
Gorki, Maxim [II] 311
Gottl-Ottilienfeld, Friedrich v., Nationalökonom [I] 640
Grabbe, Christian Dietrich [II] 96
Graves, Robert [I] 219
Gregor VII. [I] 232, [II] 158
Gregor von Tours [I] 435
Greiner, Otto [II] 55
Greven, Liselotte [II] 730
Grey, Edward [I] 700
Grimm, Jacob [I] 21, 59 f., 606, 666, 671, 686
Gropius, Walter [I] 375
Grouchy, Marschall [I] 25
Gruson, Hermann Jacques, Ingenieur u. Astronom [II] 644
Gundel, Wilhelm [II] 662
Guicciardini [I] 435
Guitton, frz. Augustinforscher [II] 386

Haasis, Dreher [II] 568
Haeckel, Ernst [II] 204, 273
Haeften, Hans von [I] 152
Hahn, Otto [I] 47, [II] 716
Halevi, Jehuda [II] 29, 44
Haller, Johannes [I] 656
Hamann, J. G. [I] 21, 526, 666, 669, 674, 748
Hamlet [II] 586
Hannah, Mutter Samuels [II] 742 ff., 750 ff., 756, 758, 760
Hardy, Thomas [I] 182
Harnack, Adolf von [I] 157, 258, [II] 204, 397, 882
Harris, Dr. Cynthia [II] 595 ff.
Hathor [II] 598, 606, 664, 685, 697, 718 ff.
Hauptmann, Gerhart [II] 312, 814
Hawtrey, R. G. [II] 691
Heber, Reginald [II] 897
Hegel [I] 38, 218, 293, 393, 412 f., 527, 639, 644, 731, 739, 796, [II] 23 f., 53, 62, 164, 189, 280, 512, 681, 719, 754, 762, 884
Heidegger, Martin [I] 42, 553, [II] 21, 762
Heiler, Friedrich [II] 614
Heim, Karl [II] 24
Heinrich II. [II] 856
Heinrich III. [I] 203
Heinrich der Löwe [II] 614
Heisenberg, Werner [I] 199
Helck, Hans W. [II] 647
Helfferich, Karl [I] 583
Heller, Erich [I] 638
Hera [I] 45, 54, 187, [II] 768, 776, 831
Heraklit [I] 21, 342 f., 497 [II] 227
Herbart, Johann Friedrich [I] 160
Herder [I] 658, 666, 669, 704, [II] 201
Hermann, Eduard [II] 595
Hermokles [II] 852
Herodes [II] 658
Herodot [II] 37, 703, 738, 776
Herostrat [I] 46
Hertling, Georg, Gf. [II] 53
Herzfeld, Ernst, Iranist [II] 739, 745, 754
Hertz, Heinrich [II] 250
Herzl, Theodor [II] 209 ff.
Hesiod [II] 793

Hieronymus [I] 262, 629
Hiller, Kurt [I] 764
Himmler, Heinrich [I] 116
Hindenburg, Paul von [II] 186
Hinz, Walter, Iranist [II] 744 ff.
Hiob [II] 292
Hippokrates [I] 605
Hirsch, Emanuel [I] 310
Hitler, Adolf [I] 21, 29, 45, 57, 63, 83 ff., 116, 152 f., 200, 273, 295, 352, 403, 413, 571, 617, 634 f. 690, 730, [II] 120, 136, 175 ff., 218, 316, 433, 465, 505, 595 f., 604, 622 f., 758, 805, 900
Hofacker, Caesar von [I] 152
Hölderlin, Friedrich [I] 108, 160, 175, 185, 204, 285, 412, 440, 448, 675, 717, 782, 796, [II] 117, 208, 343, 435, 573, 608, 681, 699
Holmes O.W. am. Richter [II] 243 f.
Holtzmann, J.H. [II] 816
Homer [I] 232, 346, 371, 545, 689, 779, [II] 63, 68, 175, 314, 335, 344, 573, 595, 773, 775, 779, 780 ff., 794, 798, 812, 849, 860, 875
Honorius v. Autun [II] 329 ff.
Horaz [II] 510, 778
Horemhab [II] 657 f.
Horn, Wilhelm [I] 544 f.
Horus [II] 336, 598 f., 601 ff., 632 f., 635 ff., 650 ff., 671, 681 ff., 738
Howald, Ernst [II] 791
Howe, John [I] 256 f., 635 f.
Huber, Eugen [I] 633
Huch, Ricarda [II] 890
Humboldt, Alexander v. [II] 643 f., 646
Humboldt, Wilhelm v. [I] 100, 525 ff., 692, [II] 643, 646
Huß, Johannes [I] 89
Huxley, Aldous [I] 228 ff.

Ichthys [I] 119 ff., [II] 839 f., 843
Ignatius von Antiochien [II] 864
Imhotep [II] 606, 624, 634, 712
Immigrant [II] 318 f.
irti-Göttermachen [II] 712 ff.
Isaak, Hilarius [II] 879 f.
Isis [I] 146 f., 187, 224 [II] 685, 688, 709, 714 ff.

Jacob, Benno [II] 277
Jacobson, Th. [I] 74
Jahve [II] 710, 737 f., 740 f., 754, 757, 759, 765
James, William [I] 113, 160, 370, 730, 742, 749, [II] 371, 568
Jaspers, Karl [I] 356, [II] 764
Jespersen, O. [I] 314
Jean Paul [II] 303
Jeremias [II] 759, 828
Jesaja [II] 36 f., 213, 424, 710 ff., 745, 759, 762, 764 f., 767, 785, 797, 846, 865, 889, 902
Jesus [I] 35 f., 55 ff., 119 ff., 142, 143 ff., 240, 305 ff., 350, 362, 371, 413, 609, 668, 749, 785, [II] 33, 61, 66, 72, 81, 84, 103, 168, 308 ff., 403, 410, 428 ff., 437, 511, 602, 635, 649, 655, 657, 665 f., 669, 749 f., 759, 761, 767, 799 ff.
Johanna v. Norwich [I] 69, [II] 308
Johannes, Evangelist [I] 36, 51, 54, 100, 128 f., 228 ff., 240, 403, 525, 614, 667, [II] 440, 785, 849 f., 881, 885 f., 891 f.
Johannes XXIII. [II] 723
Johnson, Andrew, Präsident [I] 685
Jordanus v. Osnabrück [II] 320
Joseph [II] 722 f.
Josephus [I] 35, 94
Jowett, Benjamin [I] 82, 309 f.
Joyce, James [I] 24
Judas Ischariot [I] 21, 190
Juncker, Hermann [II] 619
Jupiter [I] 45, 69, [II] 572, 677
vgl. Zeus.

Ka [II] 660, 713, 729 ff.
Kanamori, Japan. [II] 872 f.

Kant [I] 35 f., 86, 104, 400 f., 612, 642, 644, 700 ff., 734, [II] 24, 46, 63, 75, 164, 247 ff., 368, 374, 523, 629, 884
Karl der Große [II] 303, 394 ff., 634, 636, 671, 723
Karl III. [II] 213
Karl V. [I] 699
Kees, Hermann [II] 703 f.
Keimer, L. [II] 600
Keller, Helen [I] 606
Kennedy, John F. [II] 136
Kierkegaard, Sören [I] 553, 665, 669, [II] 24
Kingsley, Charles [I] 26
Kipling, Rudyard [I] 528 ff., [II] 500
Kirchhoff, Robert [II] 727, 775
Kittel, Rudolf [I] 29, 695, [II] 785
Kleist, Heinrich von [I] 691, 699, [II] 119
Klinger, Max [I] 96 f.
Klopstock [I] 692, [II] 275, 483
Kluckhohn, Clyde [II] 581 ff., 583
Knilling, v., Minister [II] 131
Koch, Richard [I] 295 ff., 632
Köhler, Wolfgang [I] 160
Konfuzius [I] 182, 371
Konstantin d. Gr. [II] 296, 582 f., 658, 760
Kopernikus [I] 109, 144, 175, 357, 678
Kraft, Konrad [II] 357
Krall, Josef [II] 688
Kratylos [I] 61, 614
Kristensen, W. Brede [I] 549
Kröber, Alfred, am. Ethnologe [II] 513
Kroll, Wilhelm [I] 615
Kügelgen, Wilhelm v. [I] 18
Kühnemann, Eugen [II] 501
Kyros [II] 737 ff., 745, 758 f., 760 f., 764 f., 766

Lachat [I] 612 f.
Lafayette, Joseph Marquis de [II] 301
La Flèche, Francois [II] 562 ff.
Lagerlöf, Selma [II] 882
Lamprecht, Karl [I] 58, [II] 46
Landsberg, Minister [II] 93
Langbehn, Julius [II] 169
Laplace [II] 248, 320
Lassalle, Ferdinand [I] 798
Lazarus im Evangelium [II] 850
Lefranc, Abel [I] 523
Leibnitz, Gottfried W. [I] 300, 326, [II] 62
Lenbach, Franz v. 376
Lenin, W.I. [I] 96, [II] 140, 685, 841
Leo XIII. [I] 363, 631
Leonardo da Vinci [II] 722
Lessing, Gotthold Ephraim [I] 71, 119, 690
Leumann, Manu [I] 616, [II] 777, 780, 787
Levetzow, Ulrike v. [II] 716
Liebknecht, Karl [I] 793
Lincoln, Abraham [I] 18, 201, 272, 516, 685, [II] 118, 501 f.
Lindbergh, Anne M. [I] 228 ff.
Linton, Ralph, am. Anthropologe [II] 501
Livius [II] 830
Löwith, Karl [I] 621
Lowrie, Walter [II] 283
Lucan [II] 361
Ludendorff, Erich [I] 45, 116, 634, 764, [II] 151
Ludwig der Fromme [II] 581
Ludwig VIII. [II] 733
Lukas [I] 98 ff., 628 f., [II] 278, 284, 806, 809, 815, 818 f., 828 ff., 833 f., 836 ff., 842 ff., 871, 874 ff., 880, 882, 885 ff., 891, 893
Lukrez [II] 227, 597 f.
Lunatscharsky [II] 69
Lundström, Sven, schwed. Philologe [I] 626
Luther, Hans [II] 123 ff.
Luther, Martin [I] 46, 177, 143, 232, 256 ff., 371, 610, 629, 708, [II] 49,

126, 143, 150, 158, 278 ff., 284, 299 f., 369, 512, 756, 832, 841, 884
Lysenko [I] 303

Macaulay, Thomas B. [I] 435
Mac Iver, Robert M., am. Soziologe [I] 555
Madelung, Aage [I] 624
Magnusson, Finnar [I] 320 f.
Maimonides, Moses [II] 28
Maistre, Joseph de [I] 238
Majewsky, Erasme de [I] 526, 537
Malebranche, Nicole [I] 300
Malinowsky, Bronislaw, engl. Ethnologe [I] 450, [II] 501, 591
Mallarmé, Stephan [I] 269
Mann, Thomas [I] 696, [II] 882
Marcion [II] 28, 397, 882
Marduk [I] 187
Maria [II] 56, 67, 214, 440 f., 443, 618, 742 ff., 749 ff., 758 f., 760 f., 800
Maria von Magdala [II] 795
Marinetti, F. Tommaso [I] 375
Markus [I] 98 ff., [II] 648, 669, 806 ff., 817 ff., 827 ff., 832 ff., 854 ff., 871, 874, 876 f., 885 ff.
Marot, K., ung. Religionswissenschaftler [I] 29, [II] 753, 755
Mars [I] 45, 54, 187 f., [II] 264 f., 269 ff., 273, 390 f., 531, 572, 597
Marx, Karl [I] 188, 293, 413, 714, 731, 796, [II] 46, 137, 280, 297, 391, 395, 511, 555, 681, 719, 897
Marx, Reichskanzler [II] 123
Maspéro, Gaston, Ägyptologe [II] 667, 723, 731
Mather, Cotton [II] 518
Matthäus [I] 98 ff., 100, 143, 148 ff., 309 f., [II] 648, 669, 806 ff., 817 ff., 824 ff., 834 ff., 842 ff., 854 ff., 864 ff., 885 ff., 890 f.
Matthias, Apostel [II] 891
Mauthner, Fritz [I] 24, 625 f., 662, 674, 679, [II] 60
May, Eugen [I] 108, 622
Meillet, Antoine, frz. Indogermanist [I] 100, 356, 542, 545, [II] 751
Meinecke, Friedrich [I] 44, 69
Melanchthon [II] 280, 289
Melville, Hermann [I] 30
Menes [II] 610, 613, 630 ff., 651, 682, 702, 716
Menghuin, Oswald [I] 30
Merkur [I] 45
Meropes brotoi [II] 777, 789, 796
Meuli, Karl [I] 30
Meyer, Conr. Ferd. [I] 165, [II] 96
Meyer, Eduard [I] 655, [II] 649, 774
Michel, Ernst [I] 159 ff.
Michelangelo [I] 98, [II] 732, 754
Migne, J. P. [II] 25
Milton, John [II] 295, 875
Mirabeau, Honoré Gf. v. [II] 124
Mithra [II] 751
Molière, Jean Baptiste [II] 27, 213
Moltke, Helmut James von [I] 152, 154
Moltke, Feldmarschall [I] 330
Mommsen, Theodor [II] 727
Montaigne [I] 385
Monthlerant, Henry de [I] 286
Morenz, Siegfried, Ägyptologe [II] 648
Morris, Gouverneur [I] 82
Moses [I] 73, 147, 228 f., 372, 698, 748, [II] 599, 613, 640, 649 f., 658, 665, 678, 695, 704, 721, 738, 750, 757, 759, 774
Müller, Adam [II] 45
Müller, Georg [I] 22
Müller-Schwefe, Hans-Rudolf [I] 103, 209
Münzer, Thomas [I] 83
Murray, Gilbert, Gräzist [II] 567
Musaios [II] 785
Mussolini [II] 140, 145, 173
Muth, Carl [II] 300, 304

Napoleon I. Bonaparte [I] 46, 238 f., 609, [II] 204

Narmer [II] 607 f., 613, 622, 663 f., 677 ff., 696 ff., 704, 718, 725, 730
Nasser [II] 596 f., 612
Naumann, Friedrich [II] 97
Nero [I] 64, [II] 595, 798
Nestle, Eberhard [II] 785
Neugebauer, Otto, Mathematiker [II] 639, 653
Newman, John Henry, Kardinal [I] 115, 487
Newton [I] 47
Niebuhr, Barthold Georg [II] 45
Nietzsche, Friedrich [I] 53, 89, 108, 113, 209, 214, 233 f., 240 ff., 413, 495, 665, 669, 682, 699, 779, [II] 45, 64, 67, 82, 137, 167, 176, 371, 552, 608, 633, 684, 745, 770 f., 793, 841, 897
Nikolaus v. Cues [II] 256, 397
Nil [II] 596–735
Nissen, B. M. [II] 169
Noah [II] 604, 695 f.
Nock, Arthur Darby [II] 739
Norden, Eduard [I] 104, [II] 564, 668
Noske, Gustav [II] 165
Notker d. Deutsche [I] 382, [II] 212, 332, 774
Novalis [I] 671, [II] 43, 67, 301

Otfried v. Weißenburg [II] 328, 359 ff.
Oresme, Nicolaus von [I] 195
Orpheus [I] 43
Osiris [II] 598, 609, 633, 636, 641, 654, 665, 685, 688, 700 f., 706 ff., 714 ff., 732
Otto I. [II] 69
Otto, Eberhard [II] 620

Palermostein [II] 702
Paracelsus [I] 109, 295, 611, [II] 189 f.
Parain, Brice [I] 339
Parmenides [I] 284, 665, 729, 739, [II] 626
Patmos [I] 264 f.
Patrick [II] 354
Paulus [I] 60, 98 ff., 100, 138 f., 272, 396, 440, 748, [II] 28, 40, 279, 284, 296, 343, 378, 401, 649, 767, 795, 898, 900
Pestalozzi [I] 709 f.
Petrus [I] 98, 662 f., [II] 809, 817 ff., 824, 832 ff., 840, 847 f., 862 f., 869, 875
Petrie, Flinders [II] 723
Pettazoni, R., it. Religionsgeschichtler [I] 349
Phidias [II] 63
Picht, Georg [II] 304, 795
Picht, Werner [II] 147, 304, 811
Pindar [I] 274, 617, [II] 63
Planck, Max [I] 47, 199, 631
Plato [I] 29, 53, 61, 277, 355, 371, 408 ff., 455 f., 468, 484, 495 ff., 561, 612, 614, 624, 644, 655, 664, 677 f., 734, 751, [II] 63, 223, 372, 378, 383, 409 f., 571, 623, 629 f., 770 f., 786 f., 793 f., 843, 849 f., 877
Plinius [II] 703
Plutarch [II] 202
Poincaré, Raymond [II] 124
Pontius Pilatus [I] 144, 396, [II] 355, 801, 807 f.
Portmann, Adolf [I] 60 f., 163, [II] 443
Pyrrhus v. Epirus [I] 78
Porzig, Walter [I] 339
Pridik, Heinrich [I] 625
Prometheus [I] 167 ff., 201, [II] 751, 769
Ptah [II] 619, 701
Ptolemaios [I] 354 ff.
Pythagoras [I] 612, [II] 51, 54, 696

Quincey, Thomas de [I] 531 f.

Ra [II] 611, 642, 655, 661, 685, 689
Raeder, Admiral [II] 596
Radbruch, Gustav [II] 598

Radowitz, Joseph Maria [II] 53
Rahner, Karl [II] 280
Rand, Edward Kenneth [II] 628
Rang, Christian Florens [I] 670, [II] 961
Rank, Psychoanalist [II] 501
Ranke, Leopold von [II] 47, 623, 649 f.
Reichenbach, Hans [I] 357
Reimarus, Hermann Samuel [II] 808
Reininger, Robert [I] 49, 284 f., [II] 180
Reisner, George Andrew, amer. Archäologe [II] 603 f., 674, 704, 710, 723
Reitzenstein, Richard [II] 807
Remagen, Stadt [I] 19, 23 ff.
Rembrandt, Harmensz van Rijn [II] 52, 71
Remus [II] 336
Renan, Ernest [I] 290 f., 574, [II] 827
Richelieu [II] 883
Rilke, Rainer Maria [I] 366, 375, 610
Robespierre [II] 841
Rohan, Herzog [II] 96 f.
Roosevelt [I] 59, [II] 247, 580, 584 f., 685
Rockefeller, John D. [I] 154
Romulus [II] 336
Rosenstock-Huessy, Eugen [II] 20 ff.
Rosenstock-Huessy, Margret [I] 19, 31
Rosenstock, Theodor [I] 22, 576 ff., 723 f., [II] 304 f., 420
Rosenzweig, Franz [I] 69, 102, 113, 254, 293 f., 298, 669, 739, [II] 20 ff., 286, 371, 380 f., 435, 681, 758
Rothschild, Baron [I] 400
Rousseau [I] 97, 238, 705, [II] 251, 453, 491, 496, 633, 803, 812
Royen, Gerlach, holl. Linguist [I] 526, 542
Rumpelstilzchen [I] 76, 605
Ruppert von Deutz [I] 42
Russel, Bertrand [I] 284
Rutherford, Ernest [I] 47, 199, [II] 241

Sachs, Eva [I] 678
Saint-Simon, Comte de [II] 370, 393
Samuel [II] 277, 742 f.
Sankt Georg [I] 113, [II] 15 f.
Sapir, Edward, amer. Linguist [I] 61, 356, 361
Saturn [I] 45
Schäfer, Dietrich [I] 656
Schäfer, Wilhelm [I] 656
Scheidemann, Philipp [II] 93
Scheler, Max [II] 404
Schilluk, afrik. Stamm [I] 183 ff.
Schiller, Friedrich [I] 65, 73, 82, 172, 182 f., 394, 496, 647 f., [II] 63, 201 f., 207, 213, 517, 652, 708, 722, 739 f.
Schlabrendorf, Fabian von [I] 153
Schlatter, Adolf, [II] 884
Schlegel, Friedrich [I] 526
Schleicher, August [I] 100, 104, 692
Schliemann, Theodor [II] 340
Schmidt, Pater Wilhelm [II] 501
Schneider, Hermann, Germanist [II] 338 f.
Scholem Asch [II] 807, 814
Schopenhauer [I] 226, 564, [II] 38, 492
Schott, Siegfried, Ägyptologe [I] 441, [II] 606, 639, 674 f. 680, 706, 721
Schottelius, Justus Georg [I] 612
Schröder, Otto [I] 282 f.
Schu, Gott [II] 646 f., 713 ff.
Schueck, Henrik [II] 774
Schwartz, Eduard [I] 655
Schweitzer, Albert [I] 119 f., 209, [II] 810 ff., 814
Sema, äg. Symbol [II] 639 ff., 719
Seneca [I] 396
Seschat, Göttin [II] 699, 729
Seth [II] 336, 598, 604, 609 ff., 632, 636, 640, 682 f., 686 f., 703 ff., 725

Sethe, Kurt, Ägyptologe [II] 704, 714
Shakespeare, William [I] 174, 347, 493 ff., 564, 608, [II] 213, 218, 219, 338, 395, 535, 574, 673, 723, 734, 875, 882, 901
Siegfried [I] 38, 73, [II] 109
Shriver, Sargent [II] 136
Siger von Brabant [I] 702
Simmel, Georg [I] 108
Simon Magus [II] 881 f.
Skopas [II] 54
Smith, Adam [I] 188
Smith, Father [II] 874
Smith, Maria Wilkins [II] 645, 745, 751, 756, 768
Soederblom, Nathan [I] 308, [II] 209 ff., 219
Sohm, Rudolf [II] 356
Sokrates [I] 25, 272 f., 677, [II] 428 f., 434, 770 f.
Solta, G. R. [I] 81
Solowjeff, Wladimir [I] 240
Sombart, Werner [I] 622
Sommerfeld, Alf [I] 29
Sopdit [II] 605 f., 636, 639 ff., 656, 713
Sopdu [II] 598, 623 ff., 642, 644 ff., 713
Sophokles [I] 627
Spener [I] 623
Spengler, Oswald [I] 434, [II] 45 ff., 238, 282, 298, 356, 601, 843, 878
Spinoza, Baruch [I] 72, 203, 226, 300, 469 ff., [II] 62
Spitteler, Carl [II] 176
Spitzer, Leo, Linguist [I] 441, 613
Stählin, Wilhelm [II] 763
Stalin, Josef W. [I] 200, 294, 624 f., [II] 634, 636 ff., 681, 780, 894
Stanford, W. B. [II] 791 f.
Staudinger, Josef, kath. Theologe [I] 769
Stauffenberg, Klaus Schenk von [I] 153, 290
Steffansson [II] 307
Stein, Kriegsminister v. [II] 85, 87
Stein, Charlotte von [I] 690
Stein, Lorenz von [I] 656
Steinen, Wolfram von den [II] 216
Stenzel, Julius [I] 625, 734
Stephanus, Märtyrer [II] 826 ff., 831, 842 ff., 869
Stoltenberg, Hans Lorenz, Etruskologe [II] 728
Straumann, Heinrich, schweiz. Anglist [II] 674
Strauß, David Friedrich [I] 290 f.
Strauß, Franz J. [II] 604
Stresemann, Gustav [II] 123
Stutz, Ulrich [I] 157 f.
Sundvall, Johann [II] 714
Susman, Margarete [II] 764
Sybel, Heinrich v. [II] 323, 366

Tacitus [I] 187, 435, [II] 119, 362, 632
Taine, Hippolyte [I] 637, [II] 217
Talleyrand [I] 528
Tassilo von Bayern [II] 446
Tefnut, Göttin [II] 646, 713 ff.
Teja [II] 90
Teilhard de Chardin [I], 42, [II] 208
Terenz [II] 335
Teutonicus [II] 357 ff.
Thales [I] 497, 665
Thamyris [II] 783 f., 788
Thayer, Bernhard [I] 269 ff.
Theodosius [II] 651
Theophilus [II] 278, 818, 825, 830, 837, 877
Thibaudet [I] 529 f., 544, 554
Thieme, Hans [II] 320
Tholuck, August [I] 696
Thomas, Apostel [II] 836
Thomas von Aquino [I] 104, 258, 360, 478, 612 ff., 684, 702, [II] 25, 28, 812
Thompson, Dorothy [I] 623 f.
Thoreau, Henry David [I] 87

Thukydides [I] 28, 435, 532, 655, 677 f., [II] 830
Tillich, Paul [II] 283
Tirpitz, Alfred v. [I] 116, II] 126
Tolstoi, Leo N. [I] 238
Toynbee, Arnold [I] 434, [II] 283, 298
Treitschke, Heinrich von [I] 238, [II] 323, 883
Trevelyan, Katharine [I] 75 f.
Trotzky, Leo [II] 841
Tschiangkaischek [I] 56
Tutilo v. St. Gallen [II] 212 ff., 218
Tyrtaios [I] 299, 367 ff., 400

Ulbricht, Walter [I] 116
Usener, Hermann [II] 227, 687

Vahlen, Johannes [II] 809
Varé, Daniel [II] 690
Vendryes, J. [I] 339, 342 f., 354, 359, 446
Venus [I] 45, 54, 154, [II] 597
Vergil [II] 318 f., 361 f., 669, 773, 776
Vernon, Ambrose [II] 899
Vetter, Emil [II] 727, 728
Vinzenz von Lerinum [II] 838
Vishnu [I] 55, 154
Vitzliputzli [I] 54, 154, 209
Voltaire, [I] 86, 174, 291, [II] 633
Vries, Jan de [II] 773
Vulkan [I] 45

Wagemann, Adolf [II] 399, 673
Wagner, J. J. [I] 669
Wagner, Richard [I] 89, 174, 291, [II] 262, 771
Waldstein, Paul (1836–1914) [II] 209
Walser, Gerold [II] 365 ff.
Weber, Alfred [I] 108
Weber, Carl Maria von [I] 631
Weber, Max [I] 108, 385, 623
Webster, Daniel [II] 749
Webster, Noah [I] 574
Weininger, Otto [II] 55
Weiße, Chr. Hermann [II] 807
Weizsäcker, Carl Friedrich v. [I] 357
Weizsäcker, Victor v. [I] 300, 305, 603, 632
Wellhausen, Julius [II] 775
Werfel, Franz [I] 228 ff.
Wesley, Charles [II] 766
Westarp, Graf [II] 165
Westermann, Claus [II] 767 ff.
Wiener, Christian, Geometer [I] 72, 203
Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich v. [I] 167, 655, [II] 39, 339, 574, 775, 778, 780, 824
Wilhelm II. [I] 58, 413, 699, [II] 115, 192, 204, 218
Willemer, Marianne v. [II] 338 ff.
Wilson, John A. [I] 28 f.
Wilson, Woodrow [I] 570, 685 [II] 69, 132, 147
Windhorst, Ludwig [II] 204
Winkelried, Arnold [I] 82
Wissler, Clark [II] 554 f.
Wittgenstein, Ludwig [I] 357
Wittig, Joseph [I] 229, 374, 464, 486 ff., [II] 548
Whitehead, Alfred North [I] 531
Wodan [II] 54 f., 109, 113, 154, 209, 654, 682
Woodbridge, Frederik J. G. [II] 795
Wobbermin, Ernst [I] 749
Wolf, Friedrich August [II] 574, 780
Wrede, W. [II] 808
Wright, Frank Lloyd [I] 229
Wundt, Wilhelm [I] 82, 100, 160, 282, 356, 370, 410 f., 666, 692

Xenophon [II] 737
Xerxes [II] 738, 749 f.

Young, Karl [II] 216
York v. Wartenburg, Paul [I] 687
Yowett, Benjamin [I] 82

Zaki Youssef Saad, äg. Archäologe [II] 646, 701
Zarathustra [I] 371, [II] 337 ff., 739 f., 744 ff., 779, 783
Zeno [II] 794
Zeus [I] 39 ff., 54 f., [II] 131, 337, 587, 639, 671, 768 ff., 831, vgl. Jupiter
Zimmermann, Ernst [I] 642
Zinzendorff, Nicolaus Gf. v. [II] 211
Zuckmayer, Carl [I] 235 ff., [II] 437, 439 ff.
Zwirner, Eberhard [I] 441

Absagen [I] 348 ff.
Absolut [I] 49
Abstrakt, Abstraktion [I] 41, 199, 273, 368, 509, 766 f., 776, [II] 626, 630, 636
Achtstundentag [I] 496
Adjektiv [I] 460 ff.
Aeon [I] 111 f., 374, 392, 471, 494, 510 f., 692, 695, [II] 204, 211, 277, 284, 298, 601 ff., 619, 631, 651, 660, 664 f., 673, 695, 711, 720 f. 780, 797 ff., 802, 844, 856, 876, 881, 897 f.
Ägypten [II] 57, 256, 536, 595–725, 759, 856, 874
Ahnen [I] 73, 259, [II] 480 ff., 601 f., 652, 659, 722, 802
Akademie, akademisch [II] 150 f., 387, 394, 410, 418, 626 f., 793 f.
Akkusativ [I] 372 f., 438, 788, [II] 593, 757
Alexandrinische Grammatik [I] 36 ff., 61, 94, 110, 354 ff., 410 f., 419 ff., 544, 753 f.
Allerseelen [II] 177
Alltag [I] 252, 295, 694
Alltäglichkeit [II] 507, 538, 600, 655, 673, 770
Alphabet [II] 245 ff., 353 ff., 785 ff.
Amerika [II] 300 ff., 304 ff.
Amt [I] 77, 137, 310, 465, [II] 162 ff., 488 f., 515 ff., 553, 588 ff., 722 f., 731, 751 ff., 779, 835 f., 876, 896, 902
Andragogik [I] 17
Anerkennen [I] 49, 52, 393 ff., 697 f.
Anfang [II] 189, 203, 216, 584, 639, 641, 802, 875 f., 877 ff., 896 f.
Anarchie [II] 471 ff., 494, 583
Anrede [II] 241
Ansagen [I] 350
Anschauung [I] 700 ff.
Antichrist [I] 149, 239 ff.
Antike [I] 147 ff., 676 ff., 664
Antisemitismus [II] 30, 62, 721
Antworten [I] 51 f., 315 f., 536, 701
Apostel [II] 346, 349, 351 ff., 443, 808, 834, 858
Arbeiter [I] 210, 217 f., 293 f., 376, 496 f., 622, 666, 797
Arbeitsjahr [I] 803 ff.
Arbeitslager [II] 136
Arbeitslohn [II] 507
Arbeitssteilung [I] 58, 346, 791 f., [II] 173, 194, 390 f., 528, 632
Architektur [I] 88 f.
Artikulieren [I] 50, 312 ff., 445
Arzt [I] 295 ff., 436, [II] 323, 557, 603 f., 638
Assoziation [II] 516 f., 566
Atheismus [I] 419, 733
Atlantikgemeinschaft [II] 310 ff.
Auferstehung [II] 81, 402, 434, 444 ff., 781 f., 829, 855
Aufklärung [I] 20, 91, 100, 111, 180, 349, 387, 389, 518, 614, 684, 686, 696 f., 699, 701, [II] 274, 481, 514, 590, 633
Auge [II] 180 f., 202 f., 337, 528, 607, 706, 789
Augenblick [I] 87
Ausruf [I] 40 f.
Autorität [I] 156 ff., 349, 428 ff.

Beamter [I] 583 f.
Bedeutung [II] 503 f., 516
Befehl, befehlen [I] 38, 50, 380 ff., 432, 551, 593, 673, [II] 243 ff., 472 f., 517, 577, 603, 619, 765, 877, 886, 903
Befehlen [I] 38, 50, 380 ff., 452, 551, 593, 673, [II] 472, 713
Begeisterung, begeistern [I] 390, [II] 141, 180 ff., 203, 390, 608, 676, 762, 796, 799, 818, 884

Begriff, begreifen [I] 38 ff., 157, 162, 287 ff., 325, 345, 368, 424, 450, 563, 632, 639, 649, 661 ff., 679, 701, [II] 304, 426, 614, 757, 762, 768 ff., 883, 884
Bekehrung [I] 126
Bekenntnis, bekennen [I] 46, 110, 243 f., 350, 425, 427 f.
Benediktus [II] 436, 439
Benennen [I] 568 f.
Beruf[ung] [I] 36, 46, 77, 115, 130, 136, 342, 359, 708, 770, [II] 102, 343 f., 378, 456, 585, 621, 632, 669, 731, 735, 767, 881, 896
Bestimmung [I] 46, 71, 78, 84, 113, 383, 426, 489, 491, 593, [II] 168 f., 207, 249, 439, 447, 531, 584, 588, 669, 772, 802
Betonung [I] 276, 437
Bewußtsein [I] 87, 94, 160, 392, 719, [II] 205, 456, 522, 528, 541, 544, 559, 588, 666, 801, 810, 816, 843, 853, 861, 881, 889
Bibel [I] 103, 403, 780, [II] 44, 261, 277, 283, 322, 430, 600, 604, 621, 654 f., 673, 678 f., 695 f., 724, 736, 741, 745 f., 750, 762 f., 777, 797 ff.
Bildung [II] 343
Biographie, biographisch [I] 165, 290, 396, [II] 673, 802 f.
Bitte [II] 452
Brüderlichkeit [II] 626, 869, 888

Cant [I] 543
Castitas [II] 486 f., 495
Chaos [II] 494, 498, 529, 532, 567, 624, 633, 651, 680, 690
Christentum [II] 21 ff., 72, 78 f., 112 ff., 119 f., 256, 258, 297, 300 ff., 582, 686, 706 f., 760, 803, 816, 822, 832, 854, 887, 889
Chthonisch [I] 181
Clan [II] 513, 518, 602, 641
Common sense [II] 495 ff.
Credo [I] 110 ff., 116, 346, [II] 229, 665 f.

Danken [II] 308, 743
Darwinismus [II] 514, 633, 685
Definition [I] 157, 368 f., 557 f., 563, 639 f., [II] 503, 605, 672
Degeneration [II] 267, 470 ff., 494, 671
Demokratie [II] 111, 117 ff., 732
Denken, Denkerrasse [I] 37, 41 f., 123, 130, 151, 258, 343 ff., 370, 483, 530 ff., 555 ff., 561 ff., 612 ff., 636, 644, 660 ff., 725 ff., [II] 137, 181 f., 201 ff., 237, 284, 363, 369, 374, 386 ff., 394, 396, 408, 490, 626 f., 662, 752, 754, 813, 815, 883, 885, 887, 903
Dialektik [I] 293 f., 725
Dialog [I] 50, 455 ff., 532, 603, [II] 41 ff., 214, 372, 396, 408 f., 695
Dogma [II] 26, 28 ff., 117, 554, 692, 804 f., 812 f.
Drama [II] 212 ff., 218 f., 794, 879
Dualismus [I] 451, 744 ff., [II] 135, 228 ff., 253, 339, 419
Dynastie [II] 117 ff., 636

Ehe [I] 42, 112 f., 147, 150, 349 f., 383, 566, 632, 652, 688 f., 798, [II] 206, 309, 378, 399, 423, 470, 486 ff., 541, 585 f., 633, 670 f., 733, 800, 888
Eid [I] 110, 352, 355, 414, 560 f., 605, 642, 688 f., 691, [II] 452, 449, 506, 544 f., 549, 562
Engagement [I] 41
Engel [II] 34, 743, 759, 767 f., 770, 772
Entmythologisierung [II] 179, 545
Entscheidung [I] 115, [II] 179, 545
Entwicklung [II] 23, 212, 217, 343, 554 ff., 719, 721, 813, 820, 870
Epoche [I] 691 ff.
Epos [II] 212 f., 780 f., 784, 793 f., 879

Erbe [II] 203, 344, 385, 400, 530, 556, 643, 722, 777, 801, 866, 888, 896
Ereignis [II] 116 ff., 122 f., 140, 191 f., 519, 555, 672, 704, 758, 764, 817, 839, 877, 880 f., 903
Erkenntnis [II] 195 ff., 439, 620 f.
Erleuchter [II] 323 ff.
Ernennen [I] 36, 77, 351
Eros [II] 65
Erzählung [I] 358, 412, 450, 672
Erzengel [II] 754 f., 759, 770
Erziehung [I] 331, 341 f., 419 ff., 497, [II] 136 ff., 382 ff., 394, 401 f., 530, 539, 810, 889
Eschatologie [II] 318, 858
Essen [II] 535, 576, 866, 870
Europa [I] 143, 209, 238, 679, 699, [II] 66 ff., 167 ff., 300 ff., 310 ff.
Evangelien [I] 56, 165, 290, 391, 416, 649, [II] 350, 669, 679, 766, 807 ff.
Ewigkeit [II] 204, 277, 355, 594, 623 f., 626, 629, 635, 651 f., 653, 669 f., 683, 689, 702, 704, 794, 797, 836, 871, 878, 881, 883 f.
Existenz [II] 402 f.
Existenzialismus [I] 41, 362
Experiment [I] 476 ff.

Fabrik [I] 222 ff., 497, [II] 383
Fachmann [II] 174, 203, 272
Faschismus [II] 152, 173, 339, 760, 803
Feiern [II] 513 ff., 520 f., 526, 528 f., 533 f., 538, 673, 783, 790
Feiertag [I] 692 ff., 698
Formel [II] 226, 238
Forscher [I] 632 f.
Fortschritt [II] 196 f., 250 ff., 481, 838, 843, 878
Freiheit [I] 47, 243, 332, 346, 350, 375, 455, 460, 466, 506, 579, 587 f., 590 ff., 598, 729, 734, 758 f., 785, 789, [II] 81, 87, 137 f., 186, 246 f., 288, 298, 304 ff., 313, 491 ff., 497, 501, 513 f., 518, 520, 526 f., 550, 562, 589, 607, 767, 795, 843, 870, 875, 881, 883, 887 ff., 902
Freundschaft [II] 342 f.
Frieden, Friedensschluß [I] 27, 46, 77, 91, 93, 147, 176 f., 188, 210, 248, 292 f., 312, 334, 353, 392, 478, 486, 519, 625, 629, 635, 652, 684, 764, [II] 87 ff., 102, 260, 264, 371, 429 ff., 446, 486, 494, 513, 563 f., 625, 628, 633 f., 681, 783, 799 f., 803, 813, 820, 870
Führertum [II] 136 ff.
Futhark [II] 353

Gaue [II] 604, 606, 610, 612, 619, 664, 710 f., 718
Gebet [I] 54, 67 ff., 116, 173, 366, 423, 510, 542, 732, II 226, 250 ff., 264 ff., 268, 285 ff., 307, 407, 430, 440, 452, 497, 539, 546 f., 549, 614 f., 743, 750 ff., 758, 762 f., 778, 796, 848, 903
Gebot [I] 38, 67 ff., 381, [II] 203, 369
Geburt [I] 60 ff., [II] 102, 392, 395, 398, 480 ff., 527, 538, 573, 577, 666 ff., 673, 773, 824 f., 866, 871
Gedanke [II] 337, 369, 472
Gegenreformation [I] 469 ff.
Gegenwart [II] 15, 202, 244 ff., 257, 262, 295, 297, 522, 524, 533, 652, 665, 707, 719, 721, 738, 758, 764, 799
Gehorchen [I] 38, 95, 162, 339, 442, 447, 701
Geist [I] 17 f., 51, 57, 60, 97 f., 119, 121 f., 125 ff., 131, 134, 136 f., 147, 149, 153, 164, 172, 181 f., 190, 206, 230, 236, 238, 240 f., 245 ff., 250, 252, 257, 261 f., 265, 284 f., 286 ff., 335, 376, 378, 384, 389 f., 392 ff., 397 f., 404, 420, 435, 444, 459, 468, 472, 475, 479 ff., 487 ff., 513, 525, 530, 564, 568 f., 572 ff., 584, 596 ff.,

664, 668, 670 f., 674 ff., 701, 712, 716, 732 f., 742 ff., 751 ff., 759, 761, 763, 765, 774, 776 f., 780, 791 ff., 795 ff., [II] 50, 57 f., 63, 74 f., 81 f., 86 f., 93 ff., 102 ff., 117, 129, 133, 141, 180 ff., 246, 254 ff., 278, 280, 306, 320, 323, 337, 346, 378, 390 f., 395 ff., 402 f., 410, 424 ff., 434, 494, 505 f., 537, 547, 552, 569, 599, 635, 731, 734, 753 f., 762, 765, 804, 811, 814, 819, 826 f., 841, 854, 861, 866, 875 f., 882, 884 f., 886 f., 894, 896, 903

Geist und Leib [I] 62, 97 ff., [II] 112 ff., 156, 229 ff., 252 ff., 274

Geist, Heiliger [I] 117 f., 124, 257, 260 f., 264, 376, [II] 81, 189, 283, 346, 348, 350, 354, 402 f., 430, 434, 446, 619, 710, 824 f., 828 f., 831, 834

Geist, Zeit- [I] 263 f., 435, 472, 475, 616, 712, [II] 116, 122, 196, 222, 811, 830 f.

Geistesgegenwart [I] 633 ff.

Gelehrtensprache [I] 362 f.

Gelöbnis, Gelübde [I] 110, [II] 493, 496, 506, 541, 544, 742

Gemeinschaft [I] 431, 501, 559, 569, 777 ff., 790 ff., [II] 239, 265, 269, 306, 335, 337, 339, 381, 397 ff., 405, 408, 417, 498, 514, 541 ff., 548, 551, 566, 579, 590, 660, 819, 836, 859, 871 f.

Generatio aequivoca [I] 178 f.

Generation [I] 148 ff., 192, 672, [II] 136 ff., 177, 703

Genius [II] 794, 796, 829, 831 f., 849, 874

Gerichtsverfahren [I] 558 f.

Gesang d. Männer im Feuerofen [II] 437 ff.

Geschenk [II] 507 ff.

Geschichte [I] 64, 81, 199, 201, 349, 351, 360, 423, 434 ff., 450, 704, 792, [II] 204 ff., 287 f., 294, 312, 355, 375, 384, 416, 513, 523, 529 f., 537, 553, 558, 576, 595 f., 607, 625, 633, 642, 669, 731, 758, 764, 783, 803, 810, 829 f., 841 f., 877 ff., 881, 894 f., 902

Geschlechtlichkeit [I] 65, 112

Geschmack [I] 90 ff.

Geschöpf [II] 408 f.

Gesellschaft [I] 44, 210 ff., 349, 352, 359, 382, 566, 686, 723, 790 ff.

Gesetz [I] 27, 47, 562, 579, 673, 703, 728

Geständnis [I] 422

Gewalt [I] 106, 408, 580, 587 ff., 721 f., 724

Glaube [I] 390, 581, 642 ff., [II] 74, 80, 221 ff., 248 ff., 261, 266, 271 ff., 281, 307, 318 f., 337, 345, 373 ff., 394, 400, 402, 404 ff., 490 f., 502 f., 511, 586, 593 ff., 602, 622, 624 f., 628, 634, 649 f., 671, 688, 690 f., 711 ff., 740, 762, 765, 791, 804, 811, 814, 819, 826 f., 841, 854, 861, 866, 873, 881, 884, 888, 892 f.

Glaube u. Wissen [I] 120, 146 ff., [II] 271 ff., 307, 370, 394, 411 ff., 417, 424

Gleichnis [II] 425, 532 ff., 559, 566 ff., 859, 895

Gleichzeitigkeit [II] 52, 180 ff., 193, 218, 316, 622

Gnosis [I] 615, [II] 810, 863

Gott und Götter [I] 44 ff., 172 ff., 575, [II] 188, 227 f., 265, 277 ff., 286 ff., 293 f., 306 ff., 425 f., 457, 507, 529 f., 537, 543 f., 545 f., 575, 590, 592 ff., 597 ff., 638, 656, 671, 679, 687, 697, 699, 711 ff.

Gottesbeweis [II] 368 f., 425

Grab [II] 480 ff., 497, 519, 673, 709, 803, 866, 869

Grade des Sprechens und Hörens [I] 361 ff., [II] 203, 237 f., 451 f.

Grade der Lebendigkeit [I] 414 f.

Grammatik [I] 354 ff., 419 ff., 502 ff.,

[II] 274, 536 ff., 718 ff., 813, 878 f., 881, 883, 887
Gremium [II] 335 ff., 339
Grieche [II] 52, 613 ff.
Gründen [I] 184 ff.

Halbwelt [II] 793 f.
Heide [II] 70, 176
Heil [II] 381, 474 f., 859
Heilsökonomie [II] 297, 369
Heirat [I] 446, 426, 555
Heissen [I] 53, 65, 106, 408 f., 788
Herz [II] 17 f., 86, 96 f., 197, 286 f., 308, 337, 380, 423, 439, 585, 672 f., 758, 770, 801, 806, 814, 824, 829, 836, 840, 843 f., 857, 862, 874, 881 f., 889
Heuchelei [I] 115 f., 543, [II] 469
Hieroglyphe [II] 345 ff., 616 ff., 665, 669, 675, 679, 697 ff., 724, 730, 736, 781 f., 797, 847, 856 f., 860 f., 863 f.
Himmel [II] 194, 219, 255, 276, 318, 350, 353, 404, 431, 434, 447, 562 f., 587, 624, 633 f., 637 ff., 664, 684 f., 707, 772 f., 780 f., 799, 805, 856 ff., 862 f., 872
Historik [I] 44, 550, 636, 666, 686 f., 996 f.
Historismus [II] 45 ff., 50, 201, 904
Hochgrammatik [II] 271, 274 f., 371
Hochzeit [I] 692 f., [II] 206, 512, 521
Hoffnung [I] 139, 390 f., 393 f., 649 f., [II] 80, 337, 373 f., 394, 402, 404 ff., 411 ff., 417, 502 f., 532, 814, 852, 874, 881, 888, 892 f.
Hören [I] 41, 339 ff., 380 ff., [II] 339, 341, 473, 506, 521, 536 f., 539, 548 f., 591 f., 732, 826, 846, 872, 874, 886
Humanismus, Humanisten [I] 53, 182 f., 507, 512, [II] 201, 290 f., 303, 409 f., 429
Hymnus [II] 212 f.
Hypokeimenon [I] 382

Ich [I] 114 ff., 122 ff., 310, 396, 439, 764 f., 787 ff.
Idealismus [I] 170, 212, 254, 293, 381, 585, 621, 664 f., 679, 684 f., 701, 759 ff., [II] 24, 46, 125, 196, 201 f., 403, 613, 694, 752, 771
Idee [I] 450, 455, 678, 701, [II] 89, 461, 472, 495, 656 f., 843
Ideologie [I] 188 f., 194, 519, [II] 461
Imperativ [I] 48 ff., 195 f., 378 ff., 451 ff., 539 ff., 673, 732, [II] 243, 287, 294, 537, 559, 574 ff., 584 ff., 722, 753, 763, 880
Indikativ [II] 244 f., 288 f., 294, 510, 754, 763
Individuum, Individualismus [I] 111 ff., 140, 151, 179, 196, 289, 296, 303, 310, 354 f., 383, 386, 451, 476, 478 ff., 503, 661 ff., 711 f., [II] 206, 339, 391, 396, 472, 480, 482, 484 ff., 551, 600, 780, 792, 840, 891, 903
Infant [II] 343
Initiation [I] 164, 167, [II] 480, 483 f., 487, 515, 521, 580, 588, 604, 666, 670, 676, 799
International [I] 705 f.
Interpunktion [I] 271 ff.
Inzest [II] 486 f.
Israel [II] 33, 208 ff., 218, 220, 640, 666, 683, 740 f., 749 f., 759 f., 798, 822, 825, 833, 842, 854 ff., 874, 878

Judentum (Synagoge) [I] 52 f., 55, [II] 21 ff., 71 f., 112 f., 119 f., 589, 600, 755, 760, 805, 819, 821, 824, 849, 855 f., 868
Jungfrauengeburt [I] 213, 385, [II] 112, 378, 443

Kalender [I] 493 ff., [II] 23, 518, 652 ff., 689, 708 ff., 800, 857, 877
Kanal [II], 604, 620, 649, 703
Karfreitag [II] 428 ff., 532, 800
Karsamstag [II] 435 ff.

Kaste [I] 375 f.
Katholizismus [II] 70, 78 f., 301
Kausalität [I] 179
Kehle [II] 337
Kirche [I] 53, 115, 120, 203, 205, 208 ff., 218 f., 231 ff., 566, 676, 682, [II] 23, 28, 30, 41, 71, 77, 268, 271 f. 305, 347, 350 f., 354, 361, 375 f., 378 f., 386, 399, 402 f., 426, 444, 478, 480 ff., 525, 527, 666, 683, 725, 773, 777, 801, 813, 819, 824 f., 831, 837, 841, 862, 869, 872, 875 ff., 881 ff., 890, 896
Klage [I] 559 ff., 604, 608
Kleid [II] 130, 511 ff., 521, 525, 533, 588, 590, 874
Kleinfamilie [II] 663
Klerus [II] 323, 428
Knien [II] 536, 539, 837, 886
Kommunismus [II] 339, 409, 419
Konkret [I] 41, 199
Konsonanten [II] 786 f., 840
Konzentrationslager [I] 636
Korrespondenz [II] 380 f., 423, 426
Körperhaltungen [I] 95 ff., 680
Kosmos [II] 680 f., 839, 861
Krankheit [II] 463, 472 ff.
Kreatur [I] 486 ff., [II] 196, 256, 348, 592, 651, 672, 742 ff., 755
Kreisauer Kreis [I] 62, 635
Kreuz der Wirklichkeit [I] 93, 319 ff., 541, 564, 805
Krieg [I] 45, 178, 186, 239, 353, 367 ff., 644, 684 f., 690, [II] 263 f., 266 f., 311, 371, 423, 429 ff., 445, 463, 466 ff., 471 ff., 494, 569, 586, 633 f., 773, 869, 895
Kriegsschuldfrage [II] 131 ff.
Krisis [I] 773 ff., [II] 471 ff.
Kultur [II] 48 f., 51 ff., 59, 554, 785
Kummet [II] 340
Kunst [II] 262 f., 408, 539

Laie [II] 428
Land [I] 176, 180 ff.
Latein [II] 321 ff.
Leben [II] 316, 467, 484, 666, 769, 802, 882, 884
Leben Jesu [I] 119 ff., 141
Lebensalter [I] 112
Lehre(r) [I] 96 ff., 119 ff., 127, 331, 632 f., [II] 136 ff., 181, 279, 288, 330 f., 337, 368 ff.
Leib, Leiblichkeit [I] 62, 100 f., 115, 122, 354, 362, 384 ff., 414, 457, 482 ff., 798 ff., [II] 434, 443 f., 446, 520, 529, 570, 623, 676 f., 684, 785, 802, 816, 829, 850, 862, 870, 872, 884 ff., 895, 897
Leiden [I], 41, 160 ff., 787 ff., [II] 194, 467, 469, 802, 849, 853, 863, 872, 874
Liberalismus [II] 409
Liebe [I] 45, 49, 160 ff., 390, 397 f., 423, 665, 759, [II] 80, 194 f., 269, 299, 308 f., 316, 337, 342 ff., 346, 348, 373 f., 381, 404 ff., 410 ff., 417 ff., 446 ff., 491 f., 507 f., 522, 568, 590, 595 ff., 599, 662, 714, 755, 761, 763, 791 f., 814, 849, 878, 881, 886, 888
Liegen [II] 536, 886
Literatur [II] 261, 789, 791
Liturgie [I] 271, 274, 465 ff., 544, [II] 212 f., 293, 538, 592, 614, 656, 674, 705, 708, 715 ff., 745, 785, 789, 792, 794 f., 874
Logik [I] 40, 95, 271 ff., 287, 327, 346, 357, 393, 451, 482, 525 ff., 645, 752, [II] 287, 291, 370 f., 376, 516, 536, 548, 558, 681, 694, 879
Logos [I] 343 f., 349 f., 367, 370, 416, 498, 666, [II] 65, 287, 778, 848, 891, 898
Lohn [II] 382 f., 507 ff.
Lossagung [I] 348 ff., 413 ff.
Lüge, lügen [I] 538, 543, 731, [II] 116 ff., 206, 499 f.
Lyrik [II] 212 f., 537, 539, 586, 879, 895

Machen der Götter [II] 727 ff.
Magie und Prophetie [I] 747 ff., [II] 226 f., 231, 255, 583, 874, 879
Märtyrer [I] 152 f., [II] 595, 623, 826 832
Marxismus [II] 297, 391
Masken [II] 534, 622 f., 771
Masse [I] 25, 38, 151, 189, 219, 346, 465, 620 f., 790
Mathematik [II] 53 f., 229 ff., 254, 294, 370, 389, 394, 566, 626
Mechanik [I] 321 ff.
Medialformen [II] 575 f.
Medizin [II] 261, 463, 575, 874
Mehrsprachigkeit [II] 176
Mehrzahl [II] 162 ff.
Mensch (Person) [II] 194, 252 f., 255, 261, 269, 520, 526, 672, 760, 765, 801, 835, 840, 886, 901 ff.
Menschenbild [II] 401 ff., 410
Menschengeschlecht [I] 238 ff., [II] 71, 108, 112, 146, 148, 440 f., 445, 522, 531, 760, 779
Menschheit [I] 238 ff., [II] 71, 313, 325, 480, 501, 679, 854, 896, 898
Metanomik [II] 338, 375 f., 384, 417, 425
Messe [I] 149 f., 463 f., 486, 489 f.
Metaphysik [I] 129, 177, 179, [II] 375 f., 397
Militär und Zivil [II] 83 ff., 150 f., 266 f.
Mission [I] 149, 208 ff.
Mitternacht [II] 91 ff., 184
Monarchie [II] 116 ff., 731
Mond [II] 150 f., 218, 565, 617, 633 ff.
Monotheismus [I] 45
Mönch [II] 150 f., 218
Mord [II] 494, 496
Mündig [I] 110 ff.
Musen [II] 614 f., 772 ff., 779 f., 783, 785, 789, 791, 795 f., 875, 889, 895
Museum [II] 793, 796
Mutterschaft [II] 488
Mystizismus [I] 555, 681
Mythos, mythisch [I] 146 f., 150, 172, 677, [II] 142 f., 156 ff., 373, 430, 491, 498, 699, 704 f., 816, 874, 877

Nächster [II] 425 f., 429, 441 f., 796
Namen [I] 35, 38, 46 ff., 74 ff., 141, 198 ff., 235 ff., 315 ff., 460, 485 ff., 568 ff., 648, 669, 722 ff., 739 ff., 754 ff., [II] 59, 60, 222 f., 235 ff., 265, 275, 283, 298, 303 f., 318 f., 420 f., 423, 441, 444, 447, 452, 457 ff., 502 ff., 516 ff., 533 f., 539, 546, 566, 574, 589 f., 601, 667, 671 f., 725, 731 f., 753, 758 ff., 764 f., 767, 800 ff., 851, 871, 888 f., 898
Namengebung [II] 222, 366, 442, 532 f.
Namen, theophor [II] 502 f., 505, 507
Nation, Nationalismus [I] 35, 158, 246, 257, 351, 375, 393, 397, 659, [II] 71, 90 ff., 119 f., 122, 175 ff., 367, 525
Natur [I] 43 f., 137, 167, 180, 195, 215, 245, 345, 360 f., 386, 435, 464, 467 ff., 488 ff., 517, 581 f., 615, 617, 650, 653, 704 ff., [II] 23, 102, 165, 175, 221 ff., 226, 248 ff., 258 f., 322, 391, 397, 484, 489 f., 495, 529, 620, 625 f., 633, 685, 777 f., 798, 802 f., 805, 812 f., 839, 861, 881
Naturgesetz [I] 178, 506
Naturrecht [I] 579 ff.,
Naturwissenschaft [I] 395 f., 423, 489, 491, 513, 678
Nennkraft [I] 51, 351, [II] 476, 528, 531, 674, 711, 752, 757
Nihilismus [I] 485, 661, 729 f.
Nominativ [I] 28, 788, [II] 571, 579, 756 f., 763 f.

Objekt(iv) [I] 107 f., 380 ff., 396, 423 f., 440, 551 ff., 556, 637, 764, [II] 229, 240, 382, 406, 411, 535, 539, 592, 630, 649, 704, 734, 757, 761, 814

Offenbarung [I] 416, [II] 41, 100, 108 f., 258, 277, 322, 439, 589, 617, 740, 756, 758 ff., 764, 848
Öffentliche Meinung [I] 376 ff.
Offizier [II] 151
Ohr [I] 339 ff., 347, 382, 385 f., 637, [II] 202, 278, 521, 751, 759
Olympia [II] 783, 793
Opfer [II] 32 f., 37, 42, 288, 405, 418 ff., 507 ff., 535, 595, 749, 800 f., 829, 857, 861, 866 f., 869, 872, 874, 884, 896
Orgie [II] 487 ff., 495, 513
Ostersonntag [II] 428, 440 ff.

Pädagogik [I] 163, 339, 342
Parlament [I] 586 ff., 593 f.
Parteien [I] 590 f.
Paten [I] 61
Pazifismus [II] 129, 264, 266, 494 f., 882
Periode [II] 515, 518, 525
Person [I] 114 f., 354, 451, 465 ff., 565, 681, 689
Phalluskult [II] 54 f.
Philosophie [I] 27, 120, 376, 408, 526, 530 ff., 596 f., 664, 667, 702 f., 759, 784, [II] 22 ff., 337, 368 ff., 388, 626, 770, 795 f.
Philonomik [I] 703
Philologie [I] 339 ff., 354, 526, 530 ff., 596 f., 664, 667, 702 f., 759, 784
Phonetik [I] 441
Physik [I] 47, 145, 173 ff., 194 ff., 465 ff., 474, [II] 221 ff., 566 f., 757, 805
Plan [I] 346, 620 ff., [II] 295 ff., 586
Pluralismus [I] 516, 523
Poesie [I] 278 ff., 542, 656 f.
Poesie u. Prosa [II] 319, 322 ff., 478, 566 f., 614 ff., 798 ff., 859, 877
Polemik [II] 263 ff., 275
Politik [II] 125 ff., 137, 275, 685, 694, 895
Polyphonie [II] 156 ff., 317, 330, 754
Positivismus [II] 74, 78 f.
Prädestination [II] 279, 282, 286, 289 ff., 294 f., 672
Präjektiv und Trajektiv [I] 335 ff., 553 ff., 558
Priester, Priestertum [I] 67, 187, 346, 348, [II] 256 f., 378, 526, 547 f., 635, 742, 751, 756, 795, 800 f., 855, 858
Proletariat [I] 108, 293, 350, 797 f.
Pronomen [II] 457 ff., 539 f., 613, 730, 735
Propoganda [II] 459, 471
Propheten [II] 204, 346, 348, 350, 353, 355, 652, 740 f., 799 ff., 851, 854, 865, 894 f.
Prosa [I] 278 ff., 542 f., 550, 559 f.
Prostitution [II] 487
Protestantismus [II] 70, 831
Psychologie, Psychoanalyse [I] 76, 83, 113, 145, 160, 177, 339, 353, 396, 474, 484, 491, 636, 689, 740 ff., [II] 205, 261, 392, 625, 896
Publikum [II] 331 ff., 674 f., 725, 793, 856
Pyramide [II] 612, 631, 642 ff., 683

Rasse [I] 146, 246, 305, 616 ff., 636 f., [II] 118 ff., 277
Rat [I] 585, 590, 594, 636
Ratio [I] 305, 612 ff., 636, 639
Rationalismus [I] 555, 681, 722 [II] 753
Raum [II] 52, 196, 313, 515, 639, 683, 764
Reaktion [II] 469
Recht [I] 55, 67, 71 ff., 111, 122 f., 183, 293, 363, 579 ff., 641 f., 698, 714, 784
Rechtssprache [I] 122 f., 595, 641
Reflexion [I] 328 ff., [II] 501 ff., 505, 510
Reich [II] 597 ff., 632 f., 641, 651 ff., 659 ff., 665 ff., 708 ff., 724, 738, 798
Reim [II] 377

Relativität [I] 49, 283 ff.
Religion [I] 223, 363, 366, 383, 476 f., 506, 545 f., 559, 569 ff., 581, 714, 783 ff., [II] 125, 221, 224 f., 244, 339, 530 f., 548, 576, 619, 648, 889, 901
Renaissance [II] 158, 222, 224 f., 254, 256, 413, 630
Republik [II] 116 ff., 731
Revolution [I] 158, 239, 242, 294, 345, 625, 691, 698 f., [II] 101, 120 ff., 171, 190 ff., 258, 261, 295, 468 ff., 473 ff., 494, 698, 707, 759, 841, 861, 881
Rhetorik [I] 95, 677 ff., 686
Richter [I] 67, 582 ff.
Ritual [II] 255, 479, 495, 512, 519 ff., 532 ff., 536 ff., 541, 548 f., 557, 561 ff., 567, 581, 588, 604, 615 f., 621, 674, 704, 777, 797 ff., 805, 848, 856, 865 ff., 870 f., 873 f., 877, 879, 881, 895
Romantik [I] 59, 79, 191 f., 215, 684, [II] 353, 338, 340, 342
Römisches Reich [I] 45 f., 334, 355, 361
Rufen [I] 41, 46, 116, 348, 359, [II] 571 ff., 599, 735
Rußland [II] 68, 84
Rhythmus [I] 271, 285

Sachsenspiegel [II] 320 ff.
Sakrament [II] 56, 346, 416, 418, 534, 874
Satz vom Widerspruch [I] 358
Schaffen u. Fabrizieren [Machen] [II] 399, 527, 575, 712 ff.
Scham [I] 249, 254, 441, 472 ff., 560
Schizophrenie [I] 290, 465 ff., 570
Schizosomatik [I] 310, 441
Schöpfung [I] 45, 59, 203, 351, 366 f., 486 f., [II] 72 ff., 228, 272 ff., 346, 434 ff., 509, 672, 738, 753, 757, 878, 896, 902
Schreien [I] 41 f., 318, 354
Schrift [II] 354 ff., 478, 530, 598 ff., 620, 634 f., 652, 659, 664, 674 ff., 724, 736, 780 f., 784, 789, 796, 895
Schule [II] 374, 400, 548, 793
Schwatzen [I] 317, 448, 688, 730 f.
Schweigen [I] 443, 733 f., 786, [II] 287, 299, 462, 594, 752 ff., 765, 770, 867, 872
Seele [I] 101, 113, 115, 122, 193, 205 ff., 219, 238, 249, 295, 387 f., 414 f., 454 f., 482, 669, 741 ff., 797 ff., [II] 73, 80, 113, 170, 173, 219, 222, 246, 255, 261, 285, 289, 297, 314, 369 f., 434, 444, 529, 537, 574 f., 577, 586 f., 629, 747, 755, 773, 797, 801, 803, 809, 811, 816, 831, 835 f., 840, 842 f., 849, 870, 872, 874, 881 f., 887 f., 895, 903
Segen [II] 436, 533, 547, 691, 695, 705, 749
Sein [I] 86, 406, 729 f.
Selbstmord [I] 635
Semantik [II] 294, 504 f., 566
Sequenz [II] 213 f.
Seufzen [I] 41
Singen [I] 453 f., 457, 671 f.
Sinne [I] 86 ff., 159 ff., [II] 230 f., 256, 564 ff., 814
Skeptizismus [II] 47, 60, 739
Solidarität [I] 213, 622, [II] 375 f., 405, 575 f.
Sozial [I] 419 ff., 479, 494 f.
Sozialismus [I] 247 ff.
Sozialleib [II] 443 f.
Spiel [I] 364, [II] 407 ff.
Sprache [II] 18, 59, 75, 141, 221, 267, 451 ff., 515 ff., 530 ff., 549, 552 f., 569, 625, 651, 659, 662, 675, 750, 755, 758, 760 ff., 811 f., 814, 848, 855, 862, 875 ff.
Sprachenschoß [II] 320
Sprachkraft, -macht [I] 35, 38, 50 ff., 64, 70, 116, 155
Sprechen [II] 339, 341, 371 ff., 396, 451 ff., 521, 529, 549, 681, 875

Staat [I] 53, 140, 157, 579 ff., 791, [II] 114, 160 f., 268, 340 f., 478, 480 ff., 525, 527, 723, 737
Ständestaat [I] 372
Stamm [II] 495 ff., 600 f., 603 f., 610, 621, 641, 651 f., 659, 665, 675 f., 724, 797, 799, 865 f., 878, 895
Staunen [I] 41
Sternbilder [II] 18
Stiftung, stiften [I] 137, 181 ff., 734, [II] 203
Stile der Sprache [I] 463 f.
Stundenlohn [II] 507 f.
Subjekt(iv) [I] 107 f., 380 ff., 425, 551 ff., 556, 650, 764, [II] 229 f., 240, 523, 539, 620, 734, 761
Substantiv [II] 271
Substanz [I] 615 f.
Sukzession [II] 385 f., 777
Sünder [I] 133 ff., 219, 249, 420, 769, 790, [II] 32 f., 37, 42, 800, 868, 870
Sündenvergebung [II] 415 f.
Symbol [II] 67 f., 75, 259, 534, 559 ff., 566 f., 637, 885, 889
Synonyme [I] 568 ff.
Syllogismus [I] 122, 272, 531, 647 f.
Symblysma [I] 287
Symmorph [I] 272, 287

Tanzen [I] 86, 98, 100, 108, 499, 608
Tat [I] 383 f.
Tätowierung [II] 354, 600, 623, 641, 676 f., 690, 736, 797 f., 895
Taufe [II] 343, 378, 483 f., 520 f., 825
Technik [I] 159, 178, 213, 644
Tefnut [II] 646, 713 ff.
Tempel [I] 481, [II] 29, 355, 664, 693 f., 698, 719, 749, 756, 781, 797 f., 800, 819, 824, 841, 856, 863, 874, 881 f., 887 f., 895
Teufel [II] 5, 134 f., 408, 499, 501, 507, 677
Teutonen [II] 357 ff.
Theologie [I] 101 ff., 105, 108, 120 ff., 136, 152, 157, 177, 258, 428, 490, 789, 799, [II] 34 f., 38, 160, 282, 293 f., 297, 329, 333, 337, 368 ff., 413, 592 ff., 669, 712 ff., 757 ff., 767, 770, 781, 795, 814, 855
Thing [I] 73
Titel [I] 78, 156, [II] 488, 518, 525, 722 f., 734
Tod [I] 43, 45, 58, 63, 86, 153, 179, 207, 241, 289 ff., 414, 775 f., [II] 51, 81, 92, 94 ff., 100 ff., 264 f., 297, 317, 385, 391 ff., 398 ff., 406, 410 ff., 429 ff., 444, 480 ff., 519, 527 f., 531, 538, 596, 639, 641, 643, 662 ff., 676, 683, 699, 708, 769, 781, 806, 847, 877, 883 f., 888, 891 ff., 903
Tod Christi [II] 428 ff., 445
Totenfeier (Begräbnis) [II] 519 ff., 527, 589, 663, 673, 800, 856, 866
Totengericht [II] 665
Tradition [II] 340
Trajektiv s. Präjektiv
Transzendental [II] 237
Trilemma, trivial (I) 638 ff., 644, [II] 322
Trinität [I] 124, 199 f., 478, 628 ff., 649 f., 653 f., [II] 135, 346, 401, 427, 892, 903
Trivium [II] 404, 894
Tropos (II) 212 ff.

Übereinstimmen [I] 40, 374 f.
Über-, Unterredung [II] 408 f., 411, 416 f.
Übersetzung [I] 739 ff., 807 ff., [II] 282, 284, 294 f., 828, 830, 838
Unentbehrlichkeit (I) 110 ff.
Ungleichzeitigkeit [II] 384 ff.
Unsterblichkeit [II] 533, 641, 676, 683
Untertan [I] 380
Urheber [II] 343 f.
Ursache [I] 58, 359 f., 372, 384, 460, 787
Ursprung [I] 117, 657 ff., [II] 208 ff., 217, 219, 538, 569, 720

Ursprung d. Sprache [II] 451 ff., 521, 525, 527, 533 f.
Urteil [I] 558, 583 f.
Utopie [I] 191 f., 724

Variation [I] 316 f.
Vaterschaft [I] 169 f.
Vaterunser [II] 430 f.
Vererbung erworbener Eigenschaften [I] 303, 447
Vergangenheit [I] 47, 64, 148, 191, 321, 672, [II] 245 ff., 257, 262, 518, 523 f., 533, 554 ff., 652, 719, 721 f., 758, 764, 830, 869, 877, 896 f., 901
Vergegenwärtigung [II] 371 f., 406, 414
Verheißung [II] 203 f., 206, 502, 506, 738, 764, 903
Vernunft [I] 596, 599
Verstand, verstehen [I] 115, 339, 386, 407 f., 415, 431, 509
Vertrag [I] 349, 355, [II] 751
24-Stundentag [I] 508 ff.
Vokale [II] 784, 786 f., 840
Vokativ [II] 570 ff., 757, 763 f.
Volk [I] 158, 679 ff., 793 ff., [II] 156 ff., 268 f., 317, 323, 335, 338 ff., 518, 780
Vorort [I] 222
Vorschrift [II] 603, 619, 735
Vorverlegung [II] 217

Wahrheit [I] 40, 46, 58, 79, 112, 114, 132, 134, 138, 148, 231, 254, 371, 398, 406, 531, 538, 555, 559, 631, 639, 685 f., 697, 731, [II] 58, 74, 76 f., 194 ff., 227, 235, 277 f., 330 f., 343, 347, 375, 380, 391 f., 395, 400 ff., 404, 410 f., 418, 424, 503, 544 ff., 548, 550, 561, 598, 669, 680, 683, 733, 753, 760, 764, 766, 778, 814, 827, 859 ff., 901
Weisheit [II] 752, 754, 756, 760, 771 f., 821
Weitersagen [I] 306 ff., [II] 846, 889, 903
Welt [II] 221 ff., 258 f., 323, 374, 476
Weltanschauung [I] 86, 160, 246, [II] 160 f., 180, 607, 884
Weltkriege [I] 200, 519, 693, [II] 80 ff., 128, 299, 314, 316, 322, 409, 430, 476, 524, 814, 841, 904
Wiedergeburt [I] 126 f., [II] 158, 168, 302, 337, 343
Wirken [I] 119 ff.
Wirtschaft [II] 74, 508, 861, 889
Wissenschaft [I] 27, 569, 655 ff., 663 ff., 672, 682, [II] 73 ff., 171, 206 f., 221 ff., 246 ff., 267 f., 271, 319, 321 ff., 370 ff., 390, 417, 455, 463, 504 f., 546, 550 f., 557, 559, 566 f., 628, 644 f., 648, 704, 784, 803 f., 809, 813 ff., 843, 848, 883, 887 ff., 895, 897 f.
Wissenschaftssprache [I] 403, 658 f.
Wunder [I] 401, 472, 786, [II] 497, 500, 640, 655, 687, 691, 698, 724

Zauberei [II] 523, 566, 580 ff., 585, 879
Zehn Gebote [I] 158, 161, 356, 423
Zeit [I] 48 f., 143, 145 f., 194, 239, 470 ff., 493 ff., 505 ff., 518, 556 ff., 699, [II] 48, 57, 142 ff., 178 ff., 201 ff., 257 ff., 310, 370 ff., 384–427, 478, 514 f., 523, 620, 629, 639, 683, 704, 799, 828, 839, 859, 871, 898
Zeitfolge [II] 384 s. auch Sukzession
Zeitgenossenschaft [II] 217 ff., 239, 384
Zeithergabe [II] 391
Zeitkörper [II] 310, 375, 395 f., 404, 831
Zeit und Raum [II] 179 ff., 196, 202, 205, 372 ff., 391, 493 ff., 498, 625 ff.
Zeitrechnung [II] 61, 798
Zeitwörter [I] 40, 48, 72, 462, [II] 271, 522
Zeremoniell [II] 615 ff.

Ziel [II] 89
Ziffer [II] 506 f., 764 f., 789, 797, 847
Zivilcourage [I] 583, 585, 592
Zivilisation [II] 44, 80
Zufall [I] 553 f.
Zukunft [I] 47, 61, 64, 148, 192, 321, 346, 673, [II] 15, 21, 65, 147, 202 ff., 243, 245 f., 248 f., 257 f., 262, 297, 318, 373, 384 f., 391, 393 f., 398, 402, 412, 470, 491 f., 518, 523 f., 533, 551, 553, 557, 652, 706, 721 f., 738, 758, 764, 799 f., 830, 851, 895 f., 899, 901
Zunge [II] 524 f.
Zweifel [II] 17, 247, 546, 548
Zweischwerterlehre [I] 238 ff.